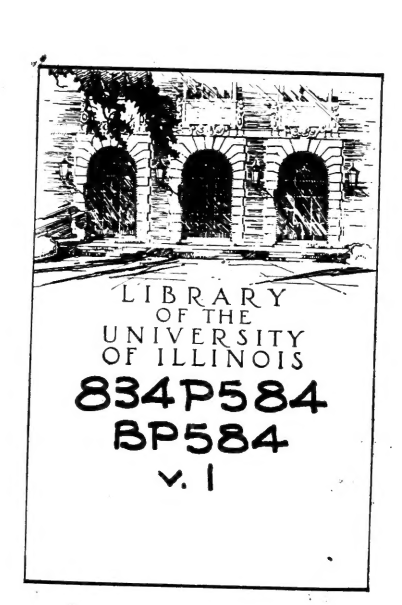
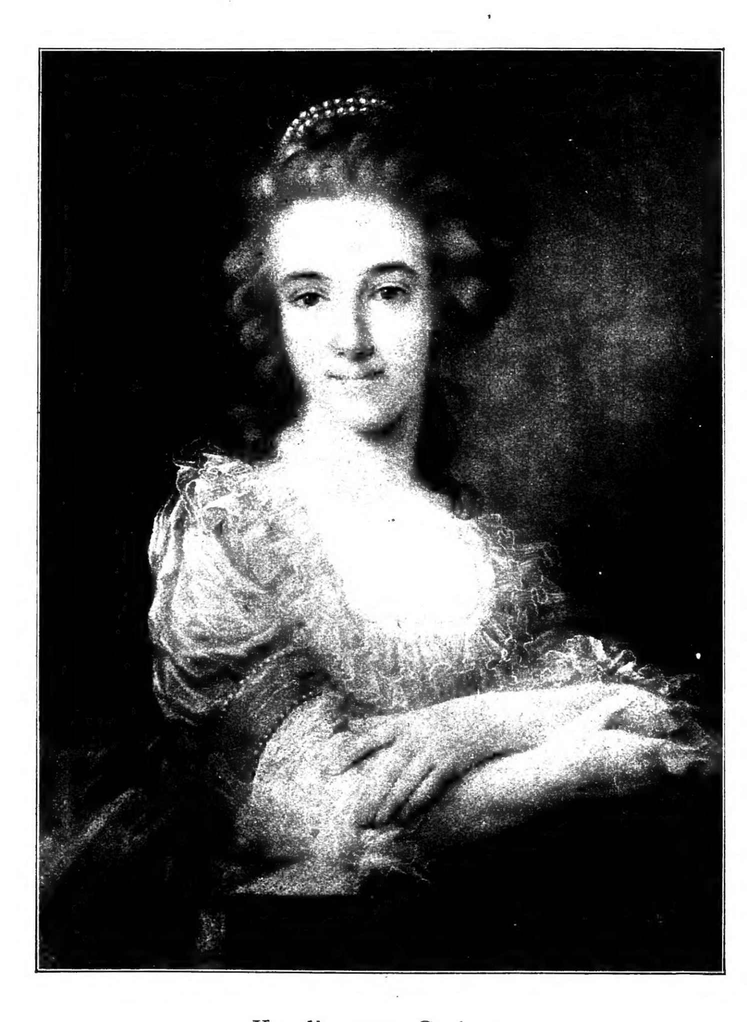


DENKWÜRDIGKEITEN AUS ALTÖSTERREICH V
(UNTER DER LEITUNG VON GUSTAV GUGITZ)
CAROLINE PICHLER, GEB. v. GREINER
DENKWÜRDIGKEITEN I





Karoline von Greiner

Pastellbildnis von Gabriele Beyer (1786) — Städtisches Museum, Wien

CAROLINE PICHLER
GEBORNE VON GREINER

DENKWÜRDIGKEITEN AUS MEINEM LEBEN

MIT
EINER EIN-
LEITUNG UND ZAHLREICHEN
ANMERKUNGEN NACH DEM ERSTDRUCK UND
DER URSCHRIFT NEU
HERAUSGEGEBEN
VON

EMIL KARL BLÜMML

ERSTER BAND

MIT FÜNFUNDDREISSIG BILDBEIGABEN
ZUM TEIL NACH UNVERÖFFENTLICHTEN
ORIGINALEN

1 · 9 · 1 · 4

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

Seiner
lieben Frau und treuen Lebensgefährtin
ROSA BLÜMML
in Liebe und Dankbarkeit
zugeeignet

EINLEITUNG

Welcher Wiener, der die Namen Greiner und Pichler hört, denkt nicht mit wehmutsvollem Gefühle, das alles Vergangene einflößt, an das Wien der Großväter- und Urgroßväterzeit! An jenes wallumgürtete Wien mit seinen hochgiebeligen Häusern, seinen engen und krummen Straßen, seinen lauschigen Plätzen und sonnigen Basteien. Die lebensfrohen Bewohner von damals, die Großstädter spielten, obwohl das alte Wien, der Mittelpunkt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, doch nur eine kleine Stadt von heute war, sie schlummern in den alten Friedhöfen vor den ehemaligen Linien und was sie für ewig am Bilde ihrer Stadt hielten, das schwand und wurde zur lieben Überlieferung, an die wir uns heute klammern. Die gute, alte Zeit, wie wir sie so gerne nennen, die uns anheimelt, weil sie vergangen ist, die wir gerne miterlebt hätten, weil sie bereits märchenhaftes an sich hat, sie ist unsere Zufluchtsstätte, der wir in stillen, träumerischen Stunden zueilen, an der wir uns erlaben, deren ragende Zeichen wir aber in wollüstiger Grausamkeit zerstören. Denn der nüchterne, nur manchmal sich in weichlicher Gefühlsstimmung gefallende Großstädter kennt keine Rücksicht der Vergangenheit gegenüber, wenn es sich um gleißendes Gold, wenn es sich um den Verkehr, dieses Schlagwort der Gegenwart, handelt. Er, der gern sein Urahne sein möchte, wenn er im wirbelnden,

hastenden Treiben des Lebens eine kurze Ruhestunde gefunden hat, die ihm den gequälten Schrei nach „mehr Freude!“, um die er sich selbst betrog, auspreßt, er brachte diese Urahnen mit lächelndem Antlitz und ruhigem Gewissen um ihre letzte Ruhestätte, weil die Toten eben Verkehrshindernisse sind. Er riß die alten, anheimelnden Gebäude, da sie im Wege standen, nieder, er zerstörte die lauschigsten Plätzchen, er hat die Vorstädte mit ihren vielen Gärten verschwinden gemacht, er hat die Dörfer vor den Linien ihrer Eigenheiten entblößt, ihres grünen Schmuckes und ihrer sonnigen Hügel und Weinreben beraubt und hat ein kahles Steinmeer, die Großstadt, geschaffen, die nach außen glänzend dasteht, im Innern aber schweres Elend birgt[1]).

Wenn vom Traumland des alten Wien auch nur weniges der Zerstörungswut des heutigen Geschlechtes entgangen ist, so ragt doch vorderhand, vielleicht wird es auch einmal Verkehrshindernis und muß dann schwinden, das alte Wahrzeichen, der St. Stephansdom, stolz in die Lüfte hinaus und meldet von schweren und freudigen Tagen der Stadt, die zu seinen Füßen liegt. Wie viele Geschlechter sah er kommen und gehen, zu seinen Füßen niedersinken und in der geweihten Erde rings um ihn verschwinden. Alles um ihn änderte sich, doch er blieb der alte, der in seiner erhabenen Gotik stumm und kalt auf die Gleichgültigen, doch beredt auf die Fühlenden niederblickt, die in ihm Wiens Geschichte verkörpert sehen. Jede Zeit hat ihre

---

[1]) Vgl. dazu die äußerst lesenswerten Ausführungen von Jos. Aug. Lux („Wenn Du vom Kahlenberg ...“ Das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es war und wird. Wien 1907, S. 5ff.) über das gewesene Wien.

Größen und ihre Sehenswürdigkeiten. Auch Wien hat deren viele gehabt, doch das Bleibende im Wandel der Zeiten blieb der Dom des heiligen Stephan. Es gab eine Zeit, noch liegt sie nicht allzuweit hinter uns, es waren die drei ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, da galten der Stephansturm und die Dichterin Karoline Pichler als Hauptmerkwürdigkeiten von Wien [1]). Beide mußte man gesehen haben, wollte man von Wiener Eigenart und Wesen etwas wissen und wenn sie auch nicht ebenbürtig waren, so waren sie doch gleicherweise Anziehungspunkte für die Fremden. Was man in Karoline Pichlers Heim kennen lernen konnte, das war eben jene echte Wiener Geselligkeit, die bei ihr in voller Blüte stand, an der alle Gebildeten gleichermaßen teilnahmen, und die heute mit ihren Trägern längst der Vergangenheit angehört.

Das Wiener Gesellschaftsleben, dessen Schilderin Karoline Pichler wurde und in dem sie selbst einen eigenartigen Kreis bildete, hat aber keine so weit zurückreichende Tradition aufzuweisen wie etwa das der italienischen Renaissancehöfe oder das leichtlebige, geistigen und leiblichen Genuß gewährende Leben der französischen Salons zur Zeit des Sonnenkönigs und seiner Nachfolger [2]). Wien hatte lange keine geselligen Vereinigungen, wo sich Geist mit Anmut, Scherz mit Ernst, Weisheit mit Genuß paarten, denn erst in die Zeit der Regierung der Kaiserin Maria Theresia

[1]) P. D. Atterbom, Aufzeichnungen über berühmte deutsche Männer und Frauen. Aus dem Schwedischen übersetzt von Franz Maurer. Berlin 1867, S. 199.

[2]) Über diese Salons vgl. man die feinsinnigen Bemerkungen von Valerian Tornius (Salons. Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten. Leipzig 1913).

fallen die ersten Anfänge der Wiener Geselligkeit[1]). Unter Kaiser Josef II. bildeten sich dann jene drei Kreise desselben aus[2]), die lange Zeit hindurch, bis zur Revolution des Jahres 1848 feststehend blieben, wenn auch das Leben und Treiben in den Salons selbst schließlich nur mehr ein schattenhaftes war. Der erste Kreis, dessen Hauptzweck in der Förderung der Wissenschaften lag[3]), war im 18. Jahrhundert durch Ignaz von Born und Nikolaus von Jacquin und deren Gesellschaften, von denen auch Karoline Pichler spricht (I, S. 149f., 158), vertreten; der feinsinnige, gleichen Zwecken dienende Kreis um den Botaniker Ladislaus Endlicher gehört einer späteren Zeit an. Im Gegensatz dazu stand jener, der den Frohsinn pflegte[4]), sich im Humor aller Art nicht genug tun konnte, und besonders jenen behaglichen und gemütlichen Wiener Spießern zusagte, die etwa heute im Rostbratelorden mittaten, morgen in der Ludlamshöhle Castellis gerade nicht immer feine Witze anhörten, und am dritten Tag nach alter Ritterart als Knappe Williram oder Ritter Kunz im feierlichen Aufzug ein Ritterkonventikel im Seebensteiner Schlosse abhielten. Mitten zwischen Ernst und Scherz aber stand jener Kreis, der die Geselligkeit selbst zum Hauptzwecke hatte, dem „die Geselligkeit als Mittel zum anknüpfen gegenseitiger Bekanntschaften, als Vereinigungspunkt von Personen verschiedener Geistesrichtungen und verschiedener Lebensweise“ diente[5]). Hier fiel im

[1]) Vgl. M. A. Becker, Geselligkeit und Gesellschaft in Wien. In dessen: Verstreute Blätter. Wien 1880, S. 36f.

[2]) Becker, a. a. O. S. 38.

[3]) Becker, a. a. O. S. 38, 41f.

[4]) Becker, a. a. O. S. 39, 43f.

[5]) Becker, a. a. O. S. 39f.

Gegensatze zu den beiden anderen Kreisen der Hausfrau die entscheidende Rolle zu. Von ihrem Geschick und ihren geistigen Fähigkeiten hing es ab, ob dieser Kreis lebensfähig war oder nicht, ob er anregend wirkte und jene heitere Freude im Besucher auslöste, die ein stetes Wiederkommen verbürgte. Charlotte von Greiner war eine solche Frau, die, mit scharfem Geiste, wenn auch nicht hübschen Zügen begabt, es verstand, in ihrem Heim während der ausgehenden siebziger, der achtziger und neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts jene behagliche Geselligkeit zu schaffen, deren beherrschender Mittelpunkt sie war (II, S. 440). Für Abwechslung war in ihrem Hause bei den täglichen Abendgesellschaften (I, S. 168) genügend gesorgt. Während sie selbst mit ihren Freunden eine Art gelehrter Akademie wöchentlich abhielt (II, S. 441), veranstaltete ihr Gatte, seiner Neigung gemäß, größere Gesellschaftskonzerte, an denen die Tochter des Hauses mitwirkte (I, S. 481 f.). Als Sohn und Tochter erwachsen waren, da gab es für die Freunde des Sohnes gelehrte Kränzchen (I, S. 171 ff.) und für alle jungen Leute Tableaux und Theatervorstellungen (I, S. 111 ff., 150 ff.), bei denen man sich die Liebe ins Herz mimte. Während die Frau des Hauses auf ihrem Ehrenplatz am Sopha thronte und mit den älteren Damen und Herren kritisch die Vorzüge und Fehler ihrer Bekannten und Freunde durchging, wohl auch hie und da ihre gelehrten Ansichten über die Entstehung und den Urgrund aller Religionen zum besten gab und während der Herr Hofrat einem Spielchen huldigte, da flirteten die jungen Leute, aller Standesunterschiede vergessend, und aus ihren Herzen knospte die luftige Zukunft in die Gegenwart hinein. Diese fröhliche, ungebundene

Heiterkeit, dieses gegenseitige Vertrauen und der Aufklärungsdusel, der sich in den Unterhaltungen breit machte, fand aber mit einem Male ein Ende, als die Jakobinerfurcht aufkam und eine künstlich aufgebauschte Jakobinerverschwörung 1794 in Wien und den Provinzen aufgedeckt und mit drakonischer Strenge gegen die vermeintlichen Vaterlandsverräter vorgegangen wurde. Wie ein kalter Wasserstrahl wirkte das nunmehr auftretende Polizeiregiment auf die Gesellschaften und man zog sich scheu vor den Menschen zurück, waren ja doch die grimmigsten Freimaurer und Aufklärer vielfach Angeber und verbissene Rückschrittler geworden. Die heitere Geselligkeit der josefinischen Zeit, die Karoline Pichler auch im ersten Teile ihrer „Zeitbilder" anschaulich vor Augen führt, war der Furcht, dem Parteigeist und dem Mißtrauen gewichen. Der literarische Zirkel der jungen Männer im Hause Greiner hörte auf (I, S. 184) und die jungen Leute fanden sich nur mehr zu harmlosen Zusammenkünften und Gartenfesten im Hernalser Landhaus ein. Wenn so der Salon Greiner, den früher jeder Fremde, der nach Wien kam, gern besucht hatte, allmählich seine Bedeutung verloren hatte, so war überhaupt sein Ende da, als 1798 der Hofrat Greiner das Zeitliche segnete.

Die notwendigen Einschränkungen, die nunmehr eintreten mußten, zwangen die Familie Greiner-Pichler — Karoline hatte ja unterdessen den Hafen der Ehe erreicht —, sich in einen Vorort (Alservorstadt) zu ziehen. So nahe auch heute diese Gegend der inneren Stadt liegt, so leicht und bequem sie jetzt erreichbar ist, so schwierig war es damals, über das unbeleuchtete und ungepflasterte Glacis von der Stadt aus in die Vorstadt zu kommen (vgl. I, S. 225). Selten verirrte

sich daher ein Freund oder Bekannter in das Haus Nr. 109 der Alservorstadt. Eine stille, trauliche Häuslichkeit war an die Stelle der Geselligkeit getreten und man unterhielt sich, so gut es eben ging, mit Lektüre oder Klavierspiel im engsten Familienkreis (I, S. 225). Das änderte sich aber, nachdem Karoline Pichler 1800 mit ihren „Gleichnissen" an die Öffentlichkeit getreten war, mit denen sie eine bekannte Dichterin wurde. Man drängte sich, ihre Bekanntschaft zu machen, man wollte in ihrer Gesellschaft sein und 1802 beginnt die Geschichte des Pichlerschen Salons. Zwar war nach wie vor Charlotte von Greiner der sogenannte Mittelpunkt, denn noch immer verstand sie es, durch ihre Geistesgaben und ihr Unterhaltungstalent große und kleine Geister zu fesseln (I, S. 250f.), aber ihr gewöhnlicher Freundeskreis war ein sehr geistesarmer (II, S. 441f.). Das geistige Haupt war aber jetzt Karoline Pichler, wenn sie auch vor ihrer Mutter in Bescheidenheit zurücktrat. Ihr huldigte man und ihr galten all die Besuche der Fremden, die jahraus und jahrein ihr die schuldige Achtung zollten. War sie auch nur „La Muse du Faubourg", wie sie Frau von Staël scherzend nannte[1]), so war sie doch eine geistige Macht in Wien geworden, mit der man zu rechnen hatte, und nicht mit Unrecht nannte man sie Wiens Recamier[2]). War ihr Kreis auch nicht so glänzend wie die gleichzeitigen Zirkel der geistreichen Jüdinnen Fanny Arnstein und Cäcilia Eskeles, wo sich der Hochadel und die Diplomaten ein Stelldichein gaben, wo berühmte Geisteshelden und hervorragende Männer der Geschäftswelt sich trafen, so waren ihre Gesellschaftsabende — jeden

[1]) P. D. Atterbom, a. a. O., S. 199.

[2]) B (Bolza?) in: Illustrierte Zeitung. I. (Leipzig 1843), S. 171.

Mittwoch (I, S. 314, 318), später jeden Dienstag und Donnerstag (II, S. 114, 470: 178) empfing sie, während die Sonntage dem engsten Freundeskreis vorbehalten waren (II, S. 39, 114) — der Vereinigungspunkt der feinen bürgerlichen Kreise, des niederen Adels und der literarischen und künstlerischen Größen, deren Unterhaltung sich um Tagesereignisse und Gegenstände der Literatur und Kunst drehte[1]). Wenn die Gesellschaften der Eskeles und Arnstein im gewissen Sinne alle Vorzüge und Nachteile des Emporkömmlingtums zeigten, wie es Karoline Pichler im zweiten Teile ihrer „Zeitbilder" so trefflich schilderte, so verkörperte sie mit ihrem Kreis, der die Gesellschaften der Piquots, Hoppe u. a. durch die literarischen Interessen weit überragte, die Traditionen des josefinischen Beamtentums und des seßhaften niederen Adels, der auch bei Frau Flies und bei der Baronin v. Matt sich geltend machte.

Bei ihr ging es stets gesittet und ruhig zu und gerne sahen es aristokratische Eltern, daß ihre Söhne bei der Pichler, welche die Jugend gerne um sich hatte (II, S. 87, 463f.) und wo man guten Ton und feine Sitte lernen konnte (II, S. 87), verkehrten. Die aufstrebenden Talente, wie Hormayr, Hammer-Purgstall, Collin, Streckfuß, Schneller, Rothkirch-Panthen u. a. vereinigten sich hier, übten sich in Deklamationen (I, S. 261, 539), im Theaterspiel (I, S. 297, 565: 488f.), das Regierungsrat Pichler leidenschaftlich liebte, hielten Musikabende ab (I, S. 265, 283f.; II, S. 114 u. ö.) und waren glühende Patrioten, die den Fall ihres Vaterlandes aufs tiefste bedauerten und den Empor-

[1]) Becker, a. a. O., S. 41; Alexandrine Baronne du Montet, Souvenirs. Paris 1904, S. 79.

kömmling Napoleon mit der ganzen Glut ihrer feurigen Seelen haßten[1]). In diesem Kreise wurden die nationalen Stoffe, die ermunternd und anfeuernd auf das gesunkene Volksbewußtsein wirken sollten, gepflegt und hier kamen der Staatsgedanke, der damals allen Österreichern tief in den Knochen saß, und der glühende Patriotismus wiederholt zum Ausbruche, besonders als Körner in Wien weilte (I, S. 405). Pichlers Salon war damals, wie Eugen Guglia in seiner trefflichen Abhandlung „Gesellschaft und Literatur im alten Österreich (1792—1825)" richtig bemerkte, eine „Musterschule für künftige Staatsbeamte"[2]) und setzte damit die Tradition des Greinerschen Kreises fort (I, S. 168). Während aber der Salon ihrer Mutter im Zeichen der Aufklärung stand, Haschka hier seine fanatischen Anklagen gegen Papst und Mönchstum vorbringen konnte, steht Karoline Pichlers Salon bereits unter dem Einfluß der Romantik. Wenn sie, als aus der klassischen Schule hervorgegangen, auch sonst gegen die romantischen Ideale und Lehrsätze sich auflehnte (I, S. 264, 300 ff.), so konnte sie sich doch dem Einflusse der nationalen und später der religiösen Wiedergeburt, wie sie die Romantik lehrte, nicht entziehen. Österreichs schwere Bedrängnis hatte im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts das nationale Gefühl in ihr ausgelöst, ihr Blick wandte sich von der sorgenvollen Gegenwart der Vergangenheit zu und da die Not beten lehrt, so hatte auch Karoline Pichler durch den Krieg und besonders durch den Tod ihrer Mutter (1815) ihren reli-

[1]) Über Pichlers Franzosenhaß vgl. man Denkwürdigkeiten I. S. 278 f., 348 f., 611 Anm. 606.

[2]) Österreichische Rundschau. Hg. von Anton Edlinger, I, (Wien 1883), S. 718.

giösen Halt wiedergefunden (II, S. 61 ff.), der sie den Blick nach oben wenden hieß. Das Jahr 1815 führte sie endgültig (II, S. 83 f.) in den Kreis derer um Friedrich und Dorothea von Schlegel, welche die Ideen des Redemptoristen Klemens Maria Hoffbauer, der ebenso wie Zacharias Werner das religiöse Leben in Wien einer neuen Glanzzeit zuführen wollte[1]), vertraten. Obwohl ein Feind des katholischen Ultramontanismus, fand Karoline Pichler hier in diesem Kreise aber doch so viele gleichgestimmte Wesen, welche Gedanken, die schon lange tief in ihrer Seele schlummerten und die sie im „Agathokles" schriftstellerisch verwertet hatte, offen zum Ausdrucke brachten. Ihre tief religiöse Natur konnte sich dem Banne dieses Kreises nicht entziehen, daher man bei ihr von nun ab nicht nur feine Sitten lernen, sondern auch der Religion zugeführt werden konnte (II, S. 464: 163).

Als die Befreiungskriege und die Not der Zeit vorüber waren und Wien im Taumel des Kongresses stand, wo Vergnügen auf Vergnügen folgte und ein neues Sündenbabel sich auftat, da ging es auch in Karoline Pichlers Salon lebhaft zu[2]), doch alles bewegte sich in ruhigen, gemessenen Bahnen. Während das ganze gesellige Leben in den nächsten Jahren einen völligen Umschwung durchmachte, eine Fülle und Mannigfaltigkeit von Genüssen verlangt wurde, da alles der Zerstreuungssucht huldigte, an allem rasch vorübergleiten wollte, sich dabei aber herzlich langweilte, blieb Karoline Pichler dem alten Grundsatze, daß die Ge-

---

[1]) Vgl. den interessanten Aufsatz von Eugen Guglia, Religiöses Leben in Wien 1815 bis 1830. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München 1891, Nr. 128 f.

[2]) Denkwürdigkeiten II, S. 39 f., 46, 48 f., 53 f.

selligkeit Freude schaffen soll, getreu[1]). Bei ihr gab es keinen Prunk, keine Vorträge von Künstlern, keine starken Reize, sondern wie in alter Zeit[2]) musikalische und deklamatorische Genüsse, einfache Erfrischungen, prunklose Nikolaus- und Weihnachtsbescherungen, vor allem aber ging man bei ihren Abendgesellschaften, alter Sitte gemäß, bereits um 10 Uhr auseinander, während die modernen Gesellschaften meist erst nach 11 Uhr ihren Abschluß fanden. So blieb es, trotz dem Zuspruche vieler Fremder, bis zum Jahre 1824, wo ihre Tochter, die lange Zeit der jugendliche Anziehungspunkt der Gesellschaft war, Wien verließ und nach Prag übersiedelte. Karoline Pichler empfing von nun ab seltener und gab nur mehr kleine Gesellschaften (II, S. 227), denn sie hatte bereits das Bedürfnis nach Ruhe und Scheu vor neuen Bekanntschaften[3]). Die Blütezeit ihres Salons war vorüber, was jetzt folgte, hielt keinen Vergleich mit dem früheren aus.

Das Salonleben im übrigen Wien hatte sich immer mehr verflacht und war zum geistlosen Getändel herabgesunken. Während früher die gemischten Gesell-

---

[1]) Vgl. ihren Aufsatz „Über die Art der geselligen Unterhaltungen" im Taschenbuch „Huldigung den Frauen" (I, [Leipzig 1823], S. 150ff., bes. S. 152ff.) und eine Stelle in einem Brief an Th. Huber vom 6. März 1819 (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 284).

[2]) Pichler, ebd. I, S. 157ff. — Denkwürdigkeiten II, S. 85f. (1816), 92f. (1816), 130f. (1817), 131f. (1818).

[3]) Brief an Therese Huber vom 6. Dezember 1825 (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 336): „Je älter ich werde, desto mehr fühle ich das Bedürfnis größerer Ruhe und Stille um mich — und suche mich sachte von zu vielen Geschäften und Bekanntschaften zurückzuziehen. Gleichförmigkeit des Lebens, Vermeidung aller zu nahen Berührungen, außer denen, die die Natur mir auferlegte, und Stetigkeit der Verhältnisse, das sind die Hauptbedingungen meiner Zufriedenheit."

schaften, wo Männer von Geist mit gebildeten Frauen, die ihre Handarbeiten während der Unterhaltung förderten, gerne und oft verkehrten, an der Tagesordnung waren[1]), zogen sich die Männer zu Ende der zwanziger Jahre immer mehr zurück. Das Tabakrauchen, die Ängstlichkeit vor der Polizei und der aufkommende Luxus nötigten sie dazu[2]). Eine förmliche Umwälzung brachte aber die Julirevolution nicht nur im täglichen, sondern auch im geselligen Leben[3]). Die Gesellschaften, wie sie Karoline Pichler im dritten Teil ihrer „Zeitbilder“ schilderte, waren nunmehr Durchgangsorte; auf der einen Seite strömten die Gäste zu, auf der anderen Seite verschwanden sie, ohne Abschied zu nehmen. Geistloses Geplauder, konventionelle Redensarten bildeten ihren Inhalt[3]) und es ist begreiflich, daß K. Pichler, die an etwas anderes gewöhnt war, diese Gesellschaften floh (II, S. 308), ebenso begreiflich aber, daß die jungen Literaten diese Art Geselligkeit, die ihnen nichts bot, mieden und im literarischen Kaffeehaus[4]) sich einen Mittelpunkt schufen. Wir begreifen aber auch, daß Lenau und Bauernfeld an der althergebrachten Geselligkeit, wie sie im Hause Pichler herrschte, keinen Gefallen fanden und auf Nimmerwiedersehen verschwanden (II, S. 311), denn sie waren jung und stürmend, Karoline Pichler aber alt und konservativ; für jene ging der Stern ihres Ruhmes auf, während der der Hausfrau niedersank. Zwei Welten, die sich nicht

[1]) Denkwürdigkeiten II, S. 127f., 308, 381.

[2]) Denkwürdigkeiten II, S. 606: 567 (Tabakrauchen). — Brief an K. Streckfuß vom 26. Jänner 1828: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 414.

[3]) Denkwürdigkeiten II, S. 381ff., 606: 566.

[4]) Neuners silbernes Kaffeehaus; vgl. darüber Jean Charles, Wien und die Wiener. Stuttgart 1840, S. 78ff.

überbrücken ließen, standen einander gegenüber. Wenn Karoline Pichler in ihrem konservativen Sinn die alte Geselligkeitsform, wie sie noch immer bei ihr herrschte, der ein Kreis gebildeter, wenn auch älterer Damen „einen noch erhöhteren Reiz" gab[1]), lobend pries, so hatten aber auch die Jungen, die unter sich sein und von gebildeten älteren Damen nichts wissen wollten, auch wenn damit ihre Sitten Schaden litten (II, S. 309), von ihrem Standpunkte aus recht, wenn sie der Welt verkündeten, daß die ästhetischen Gesellschaften für Wien nichts seien. Ihr Sprachrohr, Jean Charles (Karl Johann Braun Ritter von Braunthal), ein von sich selbst sehr eingenommener junger Mann, der von Karoline Pichler meinte, daß sie im Roman nicht ohne alles Verdienst sei[2]), rief einmal aus[3]): „Selbst die edleren Vereine dieser Art passen für das geistige Leben so wenig, daß man auch ihrer nicht schonen soll: so belächelt denn der Wiener nicht minder die ästhetischen Soireen bei Hammer, Pereira[4]) und der Frau von Pichler, in denen sich doch Poeten von bedeutenden Namen einfinden." Diese Art der Geselligkeit war eben überlebt, versteinert, schuf keine neuen Werte mehr; sie konnte künstlich nicht erhalten werden und mußte mit dem Tode derer, die in ihrem Banne aufgewachsen waren und auch aus Ruhebedürfnis sie festhielten, verschwinden, da der Nachwuchs fehlte. Denn die wenigen jungen Literaten, wie L. A. Frankl und Otto Prechtler, die in Pichlers Kreis

[1]) Nik. Fürst, Frankls Sonntags-Blätter II, (Wien 1843), S. 1077 (im Aufsatz: Literarische Soirés [in Wien] und die Journalistik).

[2]) Wien und die Wiener, S. 97.

[3]) Wien und die Wiener S. 76.

[4]) Stand auf gleicher Höhe wie Pichlers Salon, vgl. Denkwürdigkeiten II, S. 124.

ausharrten, waren mit ihren inneren Gesinnungen doch im anderen Lager. Und so steht die letzte Stufe des Greiner-Pichlerschen Salons, etwa die Zeit von 1830 bis 1843 umfassend, im Zeichen des Verfalls. Es waren nur mehr kleine, intime Gesellschaftsabende, welche Karoline Pichler veranstaltete[1]), die sie aber durch ihre ungezwungene Heiterkeit und angeborene Fröhlichkeit[2]) doch zu heiteren gestaltete. Kam ein bedeutender Literat nach Wien, der sie besuchte[3]), obwohl mit ihrem sinkenden Ruhme auch die Besuche von auswärts immer geringer wurden, dann gab sie eine eigene Soirée zu Ehren ihres berühmten Gastes, etwa in der Art, wie uns L. A. Frankl eine solche anläßlich der Anwesenheit des Dichters und Erzbischofs Ladislaus Pyrker schilderte[4]), die in ihrer Verquickung von Schrifttum und Strickstrumpf doch etwas altväterlich-hausbacken anmutet. Von den Mitgliedern dieses Kreises forderte die Zeit ihre Opfer, viele, darunter ihr Lebensgefährte, starben und einsam wurde es in den letzten Jahren um Karoline Pichler, die sich, der Welt entfremdet, immer mehr in den trauten Familienkreis zurückzog, wo die Jugend um ihre Enkel herum ihr des Lebens Winter verschönte (II, S. 607). Ein halbes Jahr vor ihrem Tode gab sie, wenn auch mit schwerem Herzen, ihre Wohnung im ersten Stock ihres Hauses auf und übersiedelte in den zweiten (II, S. 609);

---

[1]) Frankl, Erinnerungen, Prag 1910, S. 105, 111.

[2]) Über Karoline Pichlers heiteres Naturell vgl. man Denkwürdigkeiten I, S. 208, 483 Anm. 256a; II, S. 101f.

[3]) 1840 war z. B. Hofrat Göttling mit einem Empfehlungsschreiben der Frau v. Wolzogen (Literarischer Nachlaß, [2] II, S. 398f.) zur Pichler gekommen, doch konnte sie ihm krankheitshalber nicht viel Aufmerksamkeit schenken.

[4]) Erinnerungen, S. 104ff.

damit war das Ende ihres historischen Salons, dessen Geschichte sich in ihren „Denkwürdigkeiten" spiegelte, gekommen.

Jenes blaue Zimmer, in dem sie in ihren letzten Jahren (1836), und so wird es wohl auch früher gewesen sein, punkt sieben Uhr abends empfing, in das man über eine schön geschwungene Treppe und durch ein geräumiges großes Zimmer gelangte, war nicht mehr. Hier saß sie früher, bescheiden gekleidet, auf einem altväterischen Kanapee und bewillkommte mit gewinnender Freundlichkeit ihre Gäste. Rings an den Wänden hingen Erinnerungszeichen an frühere Zeiten, so Fügers Kupferstiche zur Messiade in schwarzen Rahmen, Körners höchst ähnliches Miniaturbild, das erst jüngst wieder bekannt wurde (I, S. 621), das Gemälde „Kaiser Maximilian I. seinen Sarg betrachtend" und andere Bilder, welche Freunde des Hauses vorstellten. Ein Betschemel, der vor einer schönen Madonna mit dem Kinde stand, wies auf erbauliche Stunden hin und ein Körbchen mit einem Knäuel Zwirn am Tische, wo auch der Teekessel der Gäste harrte, zeugte für den Strickeifer der Hausfrau[1]). Der Salon war, wie Anton Langer, ein Spielgenosse von Pichlers Enkeln[2]), berichtet[3]), „eines jener dämmernden, heimlichen Gemächer, die auf eine merkwürdige Weise moderne Eleganz mit altertümlicher Bequemlichkeit vereinen. In der Tat befanden sich hier einige Möbel, die, im strengsten Sinne des Wortes, nicht bloß der Façon

[1]) Diese Schilderung nach L. A. Frankl (Erinnerungen, S. 106) und Franziska v. Pelzeln (Österr. Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 54).

[2]) Frankl, Erinnerungen, S. 108.

[3]) Ein Abend bei Karoline Pichler. Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung. Wien 1843, S. 749.

nach, Rococco waren, und um welche manche Modedame die Besitzerin beneidet hätte". In einem anstoßenden, langen Gemach, das gegen den Hof zu lag, hingen die Familienbilder[1]).

In diesem blauen Zimmer hatten Karoline Pichler und ihre literarischen Freunde vor und nach dem gereichten Tee ihre dichterischen Erzeugnisse zum Vortrag gebracht und hier kam oft die Schriftstellerin Pichler mit der Hausfrau Pichler in Zwiespalt, wenn etwa eine Vorlesung gar zu lange dauerte und das künstlich gebaute, zur Erfrischung bestimmte Eis unterdessen zu schmelzen drohte[2]). Im Leben und Treiben dieses Zimmers erhielt sie sich bis in ihre letzten Tage jene geistige Regsamkeit und Tätigkeit, die ihr ein fester Schild gegen die Stürme des Geschickes waren, „nicht bloß durch Ableitung und Zerstreuung, sondern aktiv durch innern Widerstand und stete Regsamkeit"[3]). Hier konnte sie aber, wenn die Gesellschaft nur aus dem engsten Familienkreis und höchstens einem oder zwei Freunden bestand, auch kindlich heiter werden, nachdem sie ihren Tee mit Milch getrunken. Anton Langer berichtet uns von einem solchen Abend, wo fröhliches Geplauder herrschte, man sich nach Tische mit einem Zusammenlegspiel bemühte, wobei Pichler Proben ihrer geistigen Regsamkeit gab, und schließlich über ihre Aufforderung ein „Tanzerl" gemacht wurde, zu dem Charlotte von Pelzeln am Klavier aufspielte, während die siebzigjährige Dichterin selbst in taktmäßiger Grazie ein

[1]) Franziska v. Pelzeln, a. a. O., S. 54.

[2]) Vgl. den Bericht Wilhelm v. Chézys: Denkwürdigkeiten II, S. 515, Anm. 295.

[3]) Brief an Karoline v. Wolzogen vom 18. April 1840: Wolzogen, Literarischer Nachlaß, [2] II, S. 400.

Menuett à la Reine, in seligem Gedenken an ihre Jugend, mit A. Langer tanzen wollte[1]).

Am Bilde von Karoline Pichlers geselligem Leben würde aber etwas fehlen, wollte man nicht auch ihres Gartens gedenken, den Grillparzer verherrlicht hat (II, S. 115f.). Vom gepflasterten Hof ihres Hauses aus kam man durch ein hölzernes Staketentor in diesen, in dem sich ein gemauertes, fünf Fenster langes Pflanzenhaus und eine hölzerne Requisitenkammer befanden[2]). Von dem Vorgänger, Professor Hunczovsky angelegt, wurde er 1800 zu einem „Garten voll Gebüsche, durch welche sich viele kleine, schmale Gänge schlängelten“, hergerichtet (I, S. 226). Zwei große Nußbäume, 40 verschiedene Obstbäume, 7 Ficus carica L., 44 Weinstöcke, 6 hohe Rosen, 1 große Linde, 26 Robinien, 40 große Acer pseudoplatanus L., eine Menge Gesträuche und Zierpflanzen, im ganzen 206 größere Stücke, erfüllten ihn[2]), darunter auch zwei große Roßkastanien, in deren Schatten Karoline Pichler am liebsten saß[3]). In einer Laube dieses Gartens empfing sie 1817 wiederholt Oehlenschläger (II, S. 470: 178). Im Grünen traf sie 1811 Reinbeck (II, S. 586: 500) und hier entstand manche ihrer Novellen und mancher Aufsatz so wie einst ein Großteil der „Gleichnisse“ und viele Gedichte im Garten des Hernalser Landhauses gedichtet wurden (I, S. 216f.). Sie war immer viel im Garten, der aber nicht nur Ziersträuche und Obstbäume, sondern auch Küchengewächse und ein köstliches Erdbeerbeet mit Ananaserd-

[1]) Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung, 1843, S. 749f.

[2]) Vgl. die Hausbeschreibung und Gartenschätzung (Protokoll) vom 2. September 1843 in Pichlers Nachlaßakt (Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. II, Nr. 238 ex 1843).

[3]) Franziska v. Pelzeln, a. a. O., S. 54.

beeren barg[1]). Hier traf sie in ihren alten Tagen (nach 1839) eines Nachmittags Anton Langer, die Münchener „Allgemeine Zeitung“ lesend, da sie noch immer an den politischen Ereignissen Europas regen Anteil nahm. Sie erzählte ihm lebhaft und anschaulich von Denis, H. v. Collin, Z. Werner, Gluck, Mozart, Haydn und Salieri, von den Ereignissen des Jahres 1809 und von Erzherzog Karl und als sie einen kleinen Spaziergang durch den Garten unternahmen, da nannte sie ihm dessen Pflanzen mit deutschen und lateinischen Namen und zitierte betreffs ihres Küchengartens Stellen aus Horaz (lib. Epod. Od. II). Unter der großen, weithinschattenden Kastanie, ihrem Lieblingsplätzchen, setzten sie sich und plauderten über neuere Literatur, wobei sich Pichler gegen Lenau, dessen Weichheit und Wehmut ihr mißfiel, aussprach, wohingegen ihr Grüns mutige und edle Männlichkeit, dessen „Mannesträne“ sie rezitierte, gefiel. Ein fröhliches Erdbeersuchen, an dem auch Karoline v. Pelzeln und deren Kinder teilnahmen, bildete den Abschluß dieser Szene im Garten[2]), der mit der Besitzerin alt, unmodern und einsam geworden war. Er hatte seinerzeit Pichlers Glanzzeit gesehen und sah jetzt ihre letzten Jahre, wo sie vereinsamt im Kreise der Familie, nur mehr von wenigen Freunden besucht, lebte.

Aus diesem trauten Familienleben, aus diesem engen Freundeskreis riß Karoline Pichler im Mai 1843 eine schwere, wenn auch nicht unvermutet eingetretene Krankheit, von der sie nicht mehr genesen sollte. Zwar

---

[1]) Brief an Grillparzer vom 19. Mai 1819: A. Sauer, Grillparzers Werke III, 1, (Wien 1913), S. 188f.; A. Langer, a. a. O., 1843, S. 749.

[2]) A. Langer, a. a. O., 1843, S. 749.

blieb sie frisch am Geist, betrieb nach wie vor eifrig die Lektüre und sprach am Krankenlager mit den sie besuchenden Freunden über Literatur und Wissenschaft (II, S. 609), aber der Körper versagte seine Dienste und am 9. Juli 1843, einem Sonntag, verließ ihre Seele die gebrechliche Hülle (II, S. 608 f.). Sie war der Welt, in deren neuer Gestaltung sie sich weder heimisch noch zurechtfinden konnte[1]), ruhig entschlummert und zur Ansehung des höchsten Wesens gelangt, dem sie die Andacht und Liebe ihrer letzten Jahre geweiht hatte.

Beinahe unbemerkt ging der Tod der einst vielgefeierten Schriftstellerin vorüber. Sie, die ehemals gewohnt war, von vielen umringt und gepriesen zu werden, fuhr einsam zu Grabe. Ihr Leichenbegängnis war still, nur einige Freunde gaben ihr das letzte Geleite und am Grabe standen wenige (II, S. 612 f.). Karoline Pichler war schon, bevor sie ins ewige Leben einging, eine tote Größe gewesen. Ihre Zeit war vorüber, die neue Generation war über sie hinweggeschritten und fühlte keinerlei Bedürfnis, sich mit ihr mehr zu beschäftigen. Daher flossen auch die Nachrufe sehr spärlich und beschränkten sich größtenteils darauf, zu zeigen, was Karoline Pichler war, denn was sie ist und sein wird, darüber brauchte man nichts mehr zu sagen. Meistens waren es auch nur nahestehende Freunde, die ihrer in Liebe und Treue gedachten. So vor allen andern Otto Prechtler, der in den letzten Jahren zu den Besuchern ihres Salons gehört hatte[2]). Dieser setzte ihr ein schönes dichterisches Denkmal in seinem, am 12. Juli 1843 verfaßten

[1]) Brief an Karoline von Wolzogen vom 18. April 1840: Wolzogen, Literarischer Nachlaß. [2] II, S. 400.

[2]) Franziska v. Pelzeln in: Österr. Kaiser-Jubiläums-Dichterbuch. Wien 1899, S. 55.

Gedicht „Nachruf an Karoline Pichler“[1]). Mit ihr, so meint er, ging eine goldene Zeit vorüber, denn sie gab Blumen in gesunden Liedern, da sie die Menschen nicht krank machen wollte, denn sie brachte das Licht, um anderer Pfad zu erhellen und gab ihr Bestes, aber nicht im modischen Gewand; sie blieb trotz allem Ruhm ein Weib und wenn auch die moderne Jugend sich über sie erhaben dünke, so gelte doch von ihr:

Wert Deiner bessern Zeit warst Du, Verklärte!
Warst Deines Hauses Stolz und edle Zier!
Dein klarer Geist bleibt manchem noch Gefährte;
Dort oben ewig, — lange lebst Du hier!
So lang die Guten liebend sich erkennen:
Wird man auch Deinen teuren Namen nennen!

Kurz, aber mit trefflichen Worten meldete ein Unbekannter (Chiffre 33) ihren Tod[2]), dabei von ihr sagend: „Eine in allen Beziehungen ausgezeichnete Frau, erfreute sie sich im Privatleben der ungeteiltesten Liebe aller derer, welchen es vergönnt war, ihr persönlich näher zu kommen und ihre hohe Herzensgüte, die seltene, wahrhaft bewunderungswürdige Anspruchslosigkeit ihres Charakters kennen zu lernen. Ihr Bild wird unvergänglich leben in dem Herzen ihrer Freunde und Deutschland wird das Andenken an eine seiner edelsten Frauen zu ehren wissen.“ An die Schlußworte Prechtlers klingen die Worte des Nekrologisten B. (Bolza?) an[3]), der Pichler von dem Vorwurf, ein Blaustrumpf gewesen zu sein, freiwäscht und ihr echte Dichtergabe beimißt, daher sie nicht vergessen werden könne, denn

---

[1]) Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung, 1843, S. 749.

[2]) Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1843, S. 1103f.

[3]) Illustrierte Zeitung, I, (Leipzig 1843), S. 170 mit Bildnis (nach Kriehuber-Benedetti in Pichler, S. W.[2] L.).

„der Name Karoline Pichler wird, so hoffen wir wenigstens, noch so lange ehrenvoll forttönen, als der Sinn für das wahrhaft Schöne und Edle noch nicht völlig erstorben oder ausgeartet sein, als Undank und Frivolität nicht jede und alle höhere Tendenz üppig überwuchert haben und als der Kultus des echten Talentes noch eine würdigere Geltung, denn die einer bloßen lächerlichen Farce behaupten wird!“ Ähnliches drückte auch der Anonymus Y. in seinem Nachruf[1]) mit den Worten aus: „Ihr Geist weilt noch unter den Lebenden und wird daselbst verbleiben, solange nicht die Empfänglichkeit für das Schöne, Wahre und Gute stirbt“; dieser Bemerkung ging aber eine andere voraus, die der Wahrheit sehr nahe kam und besagte: „Die allgemeine Verehrung, welche ihrem glänzenden Talente gezollt wurde, ist als ein Denkmal zu betrachten, das jedes Grabesmonument lange überdauert.“ Im „wurde“ dieser Ausführungen ruht der Schwerpunkt, denn selbst ihre Freunde fühlten, daß Karoline Pichler nur mehr historische Geltung habe, wollten es aber nicht offen aussprechen, sondern ließen es zwischen den Zeilen durchschimmern. Nur Heinrich Laube sagte es trocken heraus[2]), daß ihre Zeit schon damals, als er sie 1833 in Baden traf, vorüber war. Selbst L. A. Frankl, der einen schönen und warmen, von inniger Teilnahme und vollem Verstehen getragenen Nachruf verfaßte[3]), wußte sie nur als Glückliche zu preisen, deren Leben einem abgeschlossenen

[1]) Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung. 1843, Nr. 167, S. 747 (vom 14. Juli 1843) = Der Zuschauer. Hg. von J. S. Ebersberg. 1843, Beilage zu Nr. 88, S. 933f.

[2]) Zeitung für die elegante Welt. Leipzig 1843, S. 736.

[3]) Allgemeine Zeitung. Augsburg 1843, Nr. 218 vom 6. August 1843. Beilage S. 1701f. (ungezeichnet) = Frankls Sonntags-Blätter II, [Wien 1843], S. 677ff. (erweitert).

Kunstwerke glich, der es vergönnt war, „ein Leben wie das eines natürlich und gesund entwickelten Stammes zu führen und zu vollenden — soweit es eben dem Sterblichen gestattet ist“[1]). Über die Wertung ihrer Werke ließ sich Frankl nur kurz aus, über deren Fortleben schwieg er, aber mit seherischem Blick sah er Karoline Pichlers Bedeutung in ihren „Denkwürdigkeiten“, die ihm handschriftlich vorlagen[2]).

Von diesen „Denkwürdigkeiten“ ging auch Hormayr, der seiner langjährigen Freundin ebenfalls ein ehrendes Denkmal setzte[3]), aus, um in weitschweifiger Weise, vielfach streut er eigene Erinnerungen ein, zu folgendem Schluß zu kommen[4]): „Eine reine, prunklose Sprache, innige Wärme für das Gute und Schöne, eine ‚rechte Mitte‘ und ein aufgeklärter Geist, Kenntnis des Menschenherzens und eine mehr als gewöhnliche Erfindungsgabe sind ihr nicht abzusprechen. Sie mochte in Wort, Schrift und Tat als eine würdige Vorgängerin und Ratgeberin der weiblichen Jugend gelten und insofern den Besten und Edelsten ihrer Zeit anzureihen sein.“ Ihm war Pichlers Tod, mit der er jahrelang in Verkehr gestanden (I, S. 539ff.), nahegegangen, wie Briefe an Wolfgang Menzel[5]) und L. A. Frankl[6]) beweisen, und doch hatte er sich das richtige Urteil bewahrt, vielleicht gerade unter dem Einfluß der „Denkwürdigkeiten“, wo auch er kritisch gesondert

[1]) Sonntags-Blätter II, S. 677.

[2]) Sonntags-Blätter II, S. 679.

[3]) Hormayrs Taschenbuch für vaterländische Geschichte XXXIV, (1845), S. 110ff.

[4]) Hormayrs Taschenbuch XXXIV, S. 143.

[5]) Vom 24. Oktober 1844: Briefe an Wolfgang Menzel. Hg. von Heinrich Meisner und Erich Schmidt. Berlin 1908, S. 133.

[6]) Vom 24. Jänner 1846: L. A. Frankl, Erinnerungen S. 101.

wurde. Gar nichts Neues boten die, einem kritischen Urteile weit aus dem Wege gehenden Ausführungen von B. Hain[1]), die nach Pichlers kleiner Selbstbiographie (II, S. 393 ff.), nach ihren „Denkwürdigkeiten“ u. a. gearbeitet sind.

Dies war alles, was man bei Karoline Pichlers Tode zu sagen wußte. Wenig genug, wenn man die gesellschaftliche und dichterische Rolle betrachtet, die Pichler einst spielte. In der Folge wurde es aber noch stiller. Manch einfaches, dem Absonderlichen abholdes Gemüt, das mit der damaligen Moderne nicht einverstanden war, wird wohl manchesmal Karoline Pichlers verstaubte Schriften aus dem Bücherschrank hervorgezogen und sich daran erquickt haben, in seligem Gedenken an jene Zeit, wo deren Schriften „als der schönste Schmuck in jeder Privatbibliothek“ galten, wo es hieß, daß diese Lektüre „geläutertes Gold, ein reiner sternenlichter Himmel, ein Blütenstrauß ohne Giftpflanze“ sei[2]). Für viele war aber Karoline Pichler mit Realis (G. R. W. Ritter von Coeckelberghe-Dützele)[3]) eine Altwiener Kuriosität geworden, von der man sprach, deren 53 Bände man anstaunte, die man aber zu schrecklich altväterisch und fade, breit und langweilig fand, um sie zu lesen. Freilich in den Literaturgeschichten[4]), die über diese 53 Bände doch nicht so hinweggleiten konnten, da las man ihren Namen, mit einigen nichtssagenden Phrasen

[1]) Neuer Nekrolog der Deutschen, 1843. XXI, (Weimar 1845), S. 640 ff.

[2]) Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung, 1843, S. 747.

[3]) Curiositäten- und Memorabilien-Lexicon von Wien, II, (Wien 1846), S. 250.

[4]) Josef Kehrein (Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. II, [Zürich 1871], S. 12 f.) weist auf eine große Anzahl solcher Stellen hin. Meist sind sie belanglos.

umgeben, noch hie und da und freute sich, daß sie nicht ganz verschollen sei und daß Wien eine solche weibliche Größe hervorgebracht habe. Von Zeit zu Zeit tauchte sie auch in Memoiren auf; Eduard Vehse schrieb kurz, flüchtig und falsch über sie und ihre Mutter[1]), und die biographischen Sammelwerke führten sie, wie so viele andere mehr oder minder bekannte historische Größen mit. Vor allem behandelte sie Konstant von Wurzbach[2]) eingehender, bei dem man jedoch vergeblich eine kritische Würdigung sucht; er begnügte sich vielmehr damit, ihre Werke, im Anschlusse an Schindel[3]) genau zu verzeichnen, Arbeiten zur Biographie zusammenzustellen, einige Bildnisse anzuführen, ihre Handschrift zu beleuchten, vom Grabmal zu sprechen und einige Urteile der wichtigsten Literarhistoriker auszuheben. Auch Jakob Minor in seiner knappen Würdigung der deutschen Literatur in Wien und Niederösterreich beschränkte sich darauf, ihre einstige Popularität und die Vielbändigkeit ihrer einzelnen Romane festzustellen[4]), brachte aber dagegen bibliographisch wichtiges Material bei[5]). Hingegen versuchte 1888 Anton Schlossar in seiner, auf Grund der „Denkwürdigkeiten" verfaßten Lebensskizze[6]) die Bedeutung ihrer Werke klarzulegen. Er findet sie, mit Ausnahme der Novellen, weitschweifig, doch enthalten sie viel „echte

---

[1]) Geschichte des östreichischen Hofs und Adels und der östreichischen Diplomatie VIII, (Hamburg 1852), S. 29f.

[2]) Biographisches Lexikon des österr. Kaiserthumes XXII, (Wien 1870), S. 242ff.

[3]) Vgl. unten II, S. 617, Anm. 583.

[4]) Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien und Niederösterreich, I, (Wien 1886), S. 157f.

[5]) Zeitschrift für österreichische Gymnasien. Wien 1886, S. 578.

[6]) Allgemeine Deutsche Biographie XXVI, (Leipzig 1888), S. 106ff.

Lebensweisheit, eine zu Herzen sprechende Frömmigkeit, tiefes Sittengefühl und zarte Weiblichkeit" und manche ihrer älteren Dichtungen, so meint er, sei „ein Kunstwerk von bleibendem Werte"[1]).

So war Karoline Pichlers fünfzigster Todestag (1893) herangekommen. Wenn sonst eine Reihe geschäftiger Federn solche Tage benützen, um rasch eine Lebensskizze zusammenzustellen und mit mehr oder minder geistreichen, meist aber nichtssagenden Phrasen zu verbrämen, so sollte Karoline Pichler auch dieser Ehre nur in geringem Maße teilhaftig werden. Zwei bescheidene Aufsätze gedachten anläßlich dieses Tages ihrer Persönlichkeit und widmeten ihrem Wirken einige Worte. Es mag hervorhebenswert sein, daß A. J. Weltner[2]) in einem dieser kleinen Artikel, worin er auch die Grabinschriften von Andreas Eugen und Karoline Pichler der Nachwelt überlieferte, zuerst den Wunsch nach einem Ehrengrab für die Dichterin und ihren Mann zum Ausdruck brachte. Der zweite Aufsatz[3]), dessen Verfasser sich mit R. K. (= Richard von Kralik?) zeichnete, folgt in seinem Bericht völlig den „Denkwürdigkeiten" und wir fühlen uns an Hormayr (oben S. XXVIII) erinnert, wenn das Schlußurteil besagt: „Wie verschiedenartig auch die Urteile über ihre vielseitige literarische Tätigkeit lauten mögen, eines ist gewiß, sie war eine Dichterin, die an Tiefe des Gemütes, an klarem verständnisvollem Erfassen und in der Schilderung der ihr vorschwebenden Situationen und Charaktere den Besten ihrer Zeit gleichkam." Ging ihr fünfzigster To-

[1]) Allgemeine Deutsche Biographie XXVI, S. 107.

[2]) Zu Karoline Pichlers fünfzigstem Todestag. II. Beilage zum Wiener „Fremden-Blatt", Nr. 187 vom 9. Juli 1893.

[3]) Karoline Pichler (1769—1843). Wiener Tagblatt Nr. 186 vom 8. Juli 1893 (Feuilleton).

destag in der Öffentlichkeit auch ziemlich spurlos vorüber, so brachte das Jahr 1893 doch eine hochwichtige wissenschaftliche Veröffentlichung, die Ausgabe ihrer Briefe an Therese Huber durch K. Glossy[1]), der nebst einer trefflichen Einleitung eine Reihe sachkundiger Anmerkungen beigab. 1894 folgten vom gleichen Herausgeber Karoline Pichlers Briefe an K. Streckfuß in ebenso sorgfältiger Ausgabe[2]).

War somit die Grundlage für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Karoline Pichler gegeben, so wollte diese doch nicht recht einsetzen. Dafür erinnerte sich aber ihre Vaterstadt Wien einer Ehrenschuld und widmete ihr, nach der bereits früher eine Straße benannt worden war[3]), 1898 ein Ehrengrab im Wiener Zentralfriedhof, in das sie 1901 überführt und über dem ein prächtiges Monument errichtet wurde, zu dessen Kosten weite Kreise beigetragen hatten (vgl. II, S. 614f.). Was einst L. A. Frankl geplant hatte, in der Wiener Karlskirche ihre Büste aufstellen zu lassen (II, S. 581), das hatte sich zwar nicht erfüllt, aber ihr von Alois Düll nach Kriehubers Bild geschaffenes Porträtmedaillon, das mild und freundlich vom Grabstein auf den Beschauer niederblickt und sie den Lebenden wieder näher bringt, mag als ihr wohlverdientes Denkmal gelten. Daß sich anläßlich dieser Vorfälle auch die Zeitungen mit der Pichler beschäftigten, darf ebensowenig verwundern, als daß einige rührige Feuilletonisten aus ihr Kapital schlugen. Doch was einer davon, Herr Staberl jun.,

[1]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft III, (Wien 1893), S. 269ff.

[2]) Wiener Communal-Kalender und Städtisches Jahrbuch XXXII (Wien 1894), S. 393ff.

[3]) Pichlergasse im IX. Bezirk; vgl. Friedrich Umlauft, Namenbuch der Straßen und Plätze von Wien. Wien 1905, S. 82.

über sie zu sagen wußte[1]), ist äußerst nichtssagend. Besser sind zwei anläßlich ihrer Exhumierung von Rudolf Holzer verfaßte Feuilletons[2]), die wenigstens zeigen, daß der Verfasser außer den „Denkwürdigkeiten“ noch Glossys Briefausgaben las; doch läuft auch hier manches Falsche unter und manche schillernde Phrase muß den Mangel wirklicher Kenntnisse verdecken. Wenn es aber heißt, daß Karoline Pichler eine Weiblichkeit auszeichnete, „die heute Lächeln erregt“, so muß dem unbedingt widersprochen werden, denn ihre Weiblichkeit darf nicht an den Auswüchsen unserer heutigen Frauenemanzipation gemessen werden. Eine wahrhaft emanzipierte Frau wird auch heute noch Karoline Pichler ihre Bewunderung nicht versagen können, die es verstand, die Hausmutter mit der Schriftstellerin in harmonischen Einklang zu bringen. Schon E. Guglia[3]) bemerkte 1883, daß Karoline Pichler „eine der edelsten Frauengestalten in der Geschichte unseres Vaterlandes“ sei, „über die geringschätzig abzuurteilen, äußerst unpassend wäre“. Pichlers freien Charakter und den Wert der „Denkwürdigkeiten“ erkannte Holzer richtig.

H. M. Truxa, der als nächster sich mit der Dichterin beschäftigte[4]), beging einen anderen Fehler, als er, um ein Schlagwort zu prägen, Karoline Pichler im Sinne unserer heutigen katholischen Neuromantik geradezu als katholische Dichterin hinstellen wollte. Ge-

---

[1]) Wienerinnen von Namen. Neue Freie Presse Nr. 13 002 vom 4. November 1900, S. 5f.

[2]) Wiener-Zeitung Nr. 205 vom 6. September 1901; Neue Freie Presse Nr. 13 302 vom 6. September 1901, S. 5.

[3]) Österreichische Rundschau. Hg. von A. Edlinger. I. (Wien 1883), S, 718.

[4]) Illustrierter Universal-Unterhaltungs-Kalender für das Jahr 1905. II, 2, (Wien 1904), S. 39ff., besonders S. 40.

wiß war Karoline Pichler im Leben durch und durch katholisch, fügte sich den Vorschriften und Satzungen ihrer Religion gerne und willig, aber als Dichterin hat sie mit Ausnahme des „Agathokles“, den sie jedoch als historischen Roman aufgefaßt wissen wollte, keinen Stoff im Sinne der heutigen katholischen Dichter behandelt. Zudem wußte sie, da ihr Leserkreis den verschiedensten Religionsbekenntnissen angehörte, konfessionellen Fragen stets aus dem Wege zu gehen. Wenn sie auch in den „Denkwürdigkeiten“ gegen die Protestanten, deren vielgerühmte Duldsamkeit und parteiisch gefärbte Geschichtschreibung auftrat[1]), so war sie andererseits vom katholischen Ultramontanismus und von der Frömmelei der Romantik ebenfalls nicht erbaut[2]).

Unbeirrt durch all diese Schlagworte und Ereignisse schritt die Forschung ruhig ihren Weg weiter und hellte Karoline Pichlers Lebenspfad und geistiges Schaffen in unermüdlicher Tätigkeit auf. Das Verhältnis des jungen Grillparzer zur Dichterin, das sogar eine Zeitlang ein nahes und dauerndes zu werden versprach, beleuchtete auf Grund der „Denkwürdigkeiten“ und unveröffentlichter Briefe Oskar Freiherr von Mitis[3]) in feiner Weise; doch schöpfte er den Stoff nicht völlig aus. Wertvolle Einblicke in Karoline Pichlers poetisches Schaffen, in das Werden ihrer Stoffe boten die von K. Glossy herausgegebenen[4]) Briefe Hormayrs an sie, die gleichzeitig dessen Einfluß auf ihre Werke, der bereits aus den

---

1) Denkwürdigkeiten I, S. 8, 105, 426f.; II, S. 35f., 37, 62, 430.

2) Denkwürdigkeiten I, S. 301f.; II, S. 183.

3) Der junge Grillparzer bei Caroline Pichler. Neue Freie Presse Nr. 13 302 vom 6. September 1901 (Feuilleton).

4) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft XII, (Wien 1902), S. 212ff., besonders S. 241ff.

„Denkwürdigkeiten“ ersichtlich war, klarlegten. Wie sich der große Altmeister der deutschen Dichtung, Goethe, zu ihr stellte, das zeigte im Rahmen eines weitausgreifenden Werkes August Sauer[1]) und was ihr Therese Huber, ihre Genossin in Apoll und zweite deutsche Musterfrau ihrer Zeit, mitzuteilen und anzuvertrauen hatte, das ging aus Hubers Briefen an die Pichler, die L. Geiger[2]) in sauberer Ausgabe vorlegte, hervor. In diese Zeit fällt auch ein, nach den „Denkwürdigkeiten“ gearbeiteter Aufsatz von Marie Bihain (Irma Warmuth-Janscó)[3]), der einiges Neue enthält und in Karoline Pichler, die an den Menschen und im Leben nur das, was schön und liebenswert war, sah, den Typus des guten, alten Wien erblickte.

Seither hat die Forschung eine Ruhepause eintreten lassen. Die Bausteine liegen da und harren des zukünftigen Bearbeiters. Doch vorher sind noch einige wichtige Arbeiten zu erledigen, ohne die eine Biographie nicht geschrieben werden kann, falls sie nicht den Mangel der Unvollständigkeit und Ungenauigkeit an sich tragen will. Vor allem fehlt eine eingehende Pichlerbibliographie. Was K. Goedeke[4]) in dieser Hinsicht bietet, ist unzulänglich und vielfach weniger, als Wurzbach, Minor und Schindel brachten. Die Einleitung und die Anmerkungen vorliegender Ausgabe dürften zur Genüge dartun, welche Fülle von zeitgenössischen Berich-

---

1) Goethe und Österreich II, (Weimar 1904), S. LVIIff., 252ff.

2) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft XVII, (Wien 1907), S. 190ff.

3) Caroline Pichler. Nach ihren Memoiren. Österreichisches Jahrbuch. Hg. von Helfert, XXX, (Wien 1906), S. 137ff., besonders S. 159.

4) Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. ²V, S. 484; ²VI, S. 577.

ten usw. über die Pichler vorliegen, ebenso wird dies die seit langer Zeit von G. Gugitz vorbereitete Bibliographie der josefinischen Zeit, deren auf die Pichler bezügliche Zettel ich benutzen konnte, zeigen. Die zweite Grundlage für eine Biographie wären Einzeluntersuchungen, die Pichlers Schauspiele, Romane, Novellen usw. entwicklungsgeschichtlich betrachten, ihre Quellen und ihre Abhängigkeit aufzeigen, sie zum zeitgenössischen Schrifttum in Beziehung setzen und auf diese Art Karoline Pichlers eigentlich dichterisches Antlitz in klarer, unzweideutiger Weise herausarbeiten würden. Ansätze dazu gibt es ja. Was sie für die österreichische Balladendichtung bedeutet, das hat Rudolf J. Binder zwar mehr angedeutet als ausgeführt[1]), aber es läßt dennoch ihre Stellung im richtigen Lichte erscheinen. In welcher Richtung sich ihre Romane bewegten, welche Vorfahren und Nachfolger sie hatten und aus welchen Quellen sie schöpften, das war der Stoff einer Wiener Dissertation, die Fräulein Popini verfaßte, die aber ungedruckt blieb. Was Karoline Pichler Ungarn verdankte, welche Beziehungen sie zu diesem Lande hatte und was die ungarischen Dichter ihr schulden, das wird eine Budapester Dissertation zeigen, an der Franziska Bosányi arbeitet, welche bereits die neuen Ergebnisse und Aufschlüsse dieser Ausgabe verwerten konnte. Bevor solche Untersuchungen aber vorliegen, müssen wir uns mit der literarhistorischen Würdigung, die Karoline Pichler durch Jakob Zeidler[2]) erfuhr, begnügen, denn einzig und allein diese hat bisher unserer Dichterin die rich-

[1]) Johann Nepomuk Vogl und die österreichische Ballade. Prag 1907, S. 13ff.

[2]) Nagl-Zeidler, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte II, S. 735ff.

tige Stelle im österreichischen Schrifttum eingeräumt, hat vor- und rückwärtsschauend die Einflüsse auf sie und die Wirkungen, die von ihr ausstrahlten, klargelegt und hat den Wert ihrer „Denkwürdigkeiten“ gebührend hervorgehoben.

Eine dritte, für Karoline Pichlers Leben und Schaffen hochwichtige Quelle sind ihre Briefe. In diesen gab sie sich in ihrer ganzen Natürlichkeit und ungezwungenen Heiterkeit. Da sie darinnen keine gesellschaftlichen und andere Rücksichten zu wahren brauchte, so ließ sie in ihnen volle Aufrichtigkeit walten und brachte manches vor, das sie sonst nie und nimmer geschrieben hätte. Mit einem großen Bekannten- und Freundeskreis ausgestattet, als gepriesene Schriftstellerin mitten im literarischen Getriebe stehend, war ihr Briefwechsel ein umfangreicher und ausgebreiteter. Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, daß ihre Briefe nicht in alle Winde zerstreut wurden, wie dies sonst meist der Fall ist, sondern sich nur in wenigen, aber sicheren Händen befinden. Gleich nach ihrem Tode hatten nämlich L. A. Frankl, Ferd. Wolf und andere deren Wert erkannt und beabsichtigt, sie als Ergänzung zu ihren „Denkwürdigkeiten“, aber ohne Gegenbriefe, denn diese wurden meist für die Pichlerbriefe an die Absender zurückgesandt, herauszugeben. Karoline von Pelzeln, Pichlers Tochter, war, wobei sie auch einem Wunsche ihrer Mutter nachkam, einverstanden und erließ noch im Juli 1843 folgendes „Höfliches Ersuchen“ an die Öffentlichkeit[1]):

„Die Gefertigte erlaubt sich an alle Jene, namentlich schriftstellerische Persönlichkeiten, die mit ihrer Mut-

[1]) Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1843, S. 1200.

ter Caroline Pichler, geb. von Greiner, in Briefwechsel standen, die höfliche Bitte, ihr die Briefe, die sie von der Hingeschiedenen besitzen, zur Einsicht behufs der Abfassung einer Biographie und allfälligen Herausgabe, bey strenger Ausscheidung aller persönlichen Beziehungen, wie dieß die Verewigte ausdrücklich wünschte, freundlich einsenden zu wollen, dagegen sie die gewissenhafte Rückstellung der Briefe nebst verbindlichstem Danke zusagt."

Der Aufruf war von Erfolg gekrönt. Viele Briefe langten ein und wurden von Ferdinand Wolf einer vorläufigen Sichtung auf ihre Brauchbarkeit hin unterworfen. Das Auszuscheidende wurde von ihm mit roter Tinte gekennzeichnet und viele Briefe tragen heute noch die Spuren dieser seiner Redaktionstätigkeit. Die Arbeit schritt rüstig vorwärts und 1844 machte Frankl auf die bevorstehende Ausgabe der Briefe, die er „eine reiche und interessante Sammlung" nannte, aufmerksam[1]). Die Veröffentlichung wurde aber dennoch fallen gelassen. Wahrscheinlich waren die Erfahrungen, die man mit den 1844 herausgekommenen „Denkwürdigkeiten" gemacht hatte, das Ausschlaggebende an diesem Entschluß. Wenn schon diese, die mit größter Feinheit und Rücksichtnahme geschrieben sind, Anlaß zu Beschwerden boten (unten S. LXVIII ff.), um wieviel mehr wäre dies erst bei den Briefen der Fall gewesen, deren Hauptwert ja in den rein persönlichen Mitteilungen, die oft eine harte Sprache führen und schonungslose Kritik üben, lag. Hätte man das meiste davon gestrichen, dann wären die Briefe wertlos geworden, hätten nichts von Pichlers Geist an sich gehabt und hätten zu ihrer Charakteristik nicht sonderlich viel beigetragen. Was bis jetzt an Brie-

[1]) Sonntags-Blätter III, (Wien 1844), S. 304.

fen von und an die Pichler gedruckt wurde[1]), bezeugt deren Wichtigkeit nicht nur für das Leben der Dichterin selbst, sondern auch für die Zeitgeschichte und ihre Zeitgenossen, so daß eine Ausgabe aller Briefe, die nur etwa das ganz Nebensächliche auszumerzen oder mit wenigen Worten anzudeuten hätte, eine Notwendigkeit für die österreichische Literaturgeschichte ist. Wenn Frankl die Briefe, die er von der Pichler erhielt (II, S. 608, Anm. 570), als „ein interessantes literarisches Complement zu ihren Memoiren, die sich auf den letzten Blättern mehr den Begebenheiten eines stillen Familienlebens widmen und selten mehr den Kreis der Häuslichkeit der würdigen Matrone überschreiten", bezeichnete[2]), so gilt dies von allen Briefen, denn vieles, was Karoline Pichler in ihren „Denkwürdigkeiten" nur andeuten konnte oder wollte, findet in den Briefen seine Aufhellung und richtige Beleuchtung.

Da aber auch eine Briefausgabe nur in steter Beziehung auf die „Denkwürdigkeiten", als der wichtigsten Quelle für Pichlers Leben und Schaffen, hergestellt werden kann, so erweist sich als wichtigste Unterlage für alle Untersuchungen eine kritisch-erklärende Ausgabe dieser Lebenserinnerungen, die bereits 1901 dringend von Oskar Freiherrn von Mitis gefordert wurde[3]). Deren Notwendigkeit ergibt sich von selbst. Die Erstausgabe (1844) hatte mit Rücksicht auf damals noch lebende Zeitgenossen manches im Dunkel gelassen, sie bot nicht eine Zeile Erläuterungen und doch hat gerade dieses Werk, das beinahe einen Zeitraum von 70 Jahren um-

[1]) Vgl. das II. Register (Pichler) unter „Briefe".

[2]) Album. Zum Besten der durch die Überschwemmungen im Frühjahre 1845 in Böhmen Verunglückten. Wien 1845, S. 77.

[3]) Neue freie Presse Nr, 13302 vom 6. September 1901, Feuilleton, Sp. 2.

faßt, einen Kommentar, der die Zusammenhänge und Beziehungen aufdeckt, der Angedeutetes ergänzt und Fehler richtigstellt, äußerst notwendig, soll das Buch seinen Zweck, ein Spiegel der Zustände und der Menschen der theresianisch-josefinisch-franziszeischen Zeit zu sein, voll und ganz erfüllen.

Als Karoline Pichler an die Abfassung ihrer „Denkwürdigkeiten“ ging, da hatte sie den Höhepunkt ihres Lebens längst überschritten, um sie war es still und einsam geworden, die Gesellschaften in fremden Häusern mied sie (seit 1830; II, S. 308) und nur selten noch gab es in ihrem Heim größere Empfänge. Von den alten Freunden waren viele dorthin gegangen, von wannen es keine Wiederkehr gibt, und da sie selbst für die Zukunft nichts mehr zu erwarten hatte, so wendete sie den Blick der glänzenden Vergangenheit zu. Die Dreißigerjahre hatten ihr nicht nur eine gewisse gesellschaftliche Vernachlässigung gebracht, sondern auch ihr dichterischer Ruhm war im Abnehmen begriffen, denn die jüngere Generation hatte andere Ideale und Ziele. Ihr letzter Roman „Elisabeth von Guttenstein“, 1834 entstanden und 1835 erschienen, fand zwar den Beifall der Kritik, wurde aber vom Publikum kühl aufgenommen (II, S. 312). Karoline Pichler, deren Geisteskraft und Phantasie mit ihrer Schaffenslust nicht mehr Schritt halten konnten (II, S. 606), fühlte daraus nur zu deutlich, daß ihre Zeit vorüber war und als praktische Frau wurde es ihr nicht allzu schwer, den Übergang in ein anderes, ihren Fähigkeiten entsprechenderes Gebiet zu finden. Wirkte sie früher durch ihre dichterischen Erzeugnisse belehrend und in sittlicher Hinsicht erzieherisch auf ihre Leser ein, so tat sie jetzt das gleiche durch zahlreiche kleinere Aufsätze vermischten Inhalts, in de-

nen sie ihre abgeklärte Lebensweisheit und ihre Erfahrungen verwertete. Den gleichen Zweck hatte sie auch bei der Niederschrift ihrer „Denkwürdigkeiten“, die sie ursprünglich nicht für den Druck bestimmte (I, S. 4), im Auge. Sie wollte hier die Summe ihrer Lebenserfahrungen niederlegen, damit sie ihren Nachkommen nützlich würden, sie wollte sich selbst über ihren Lebensgang Rechenschaft geben und aufzeigen, welchen Einwirkungen sie während ihres langen Lebens unterworfen war und welche Kräfte wirksam waren, um das Endprodukt „Karoline Pichler“ zu ergeben (I, S. 4f.).

Vielleicht hatte Pichler bereits 1832, als sie ihre „Henriette von England“ nach den französischen Memoirenwerken der Madame Françoise Bertaud, dame de Motteville und der Madame Marie Pioche de Lavergne, Gräfin de la Fayette in idealisierender Weise bearbeitet hatte[1]), den Plan gefaßt, die Denkwürdigkeiten ihres eigenen Lebens zu verfassen, vielleicht war erst der Mißerfolg der „Elisabeth von Guttenstein“ der Anstoß dazu, Sicheres läßt sich darüber aber nicht sagen. Gewiß ist jedoch, daß sie 1835 bereits mitten in der Arbeit war, im Dezember 1836 die Hälfte des zweiten Buches hinter sich (vgl. I, S. 332) und 1837 diesen Teil vollendet hatte, wie einige Anspielungen in den ersten beiden Büchern der „Denkwürdigkeiten“ deutlich erkennen lassen[2]). Im September 1837 erlitt aber Karoline Pichler den schwersten Verlust ihres Lebens, ihr Mann verließ sie auf immer. Die seelische Verstim-

[1]) Henriette von England, Gemahlinn des Herzogs von Orleans. Wien, 1832. Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler. Mit einem Kupfer (Dav. Weiß sc.) = S. W. [2] XLVI. Über die Quellen vgl. Vorrede S. VI. — Eine Anzeige: Blätter für literarische Unterhaltung. 1832, II, S. 831.

[2]) Denkwürdigkeiten I, S. 231, 319, 332, 369, 377, 418.

mung, die dieses Ereignis im Gefolge hatte, die Scherereien, welche die Erledigung der Verlassenschaftsabhandlung, die im August 1838 beendigt wurde (II, S. 601), mit sich brachte, ließen vorläufig eine Fortsetzung der Arbeit an den „Denkwürdigkeiten" nicht zu. Erst zu Ende des Jahres 1838 wird Pichler an das dritte Buch geschritten sein, das 1839 oder 1840 fertig vorlag. Das Jahr 1841 sah sie an der Arbeit des vierten Buches und im Herbst dieses Jahres war sie bereits bei den Ereignissen des Jahres 1832 angelangt (vgl. II, S. 287 mit Anm. 460). Der Abschluß des ganzen Werkes dürfte noch 1841 erfolgt sein. Daß Karoline Pichler unterdessen das Niedergeschriebene fleißig durchsah, stilistische und andere Verbesserungen, sowie Ergänzungen anbrachte [1]), das zeigt deutlich die Originalhandschrift der „Denkwürdigkeiten" (vgl. unten S. LII f. bes. Anm. 1) Diese Arbeit, die nach den Tod ihres Mannes fiel, mag F. Wolf im Auge haben (II, S. 389), der die „Denkwürdigkeiten" zum Großteil erst nach 1837 entstehen läßt. Pichler hat jedoch gegen ihren ursprünglichen Plan (vgl. II, S. 113 [Pezold] und S. 565, Anm. 435) ihre Aufzeichnungen nur bis zum Jahre 1837, als dem Todesjahre ihres Gemahls und einem entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens, geführt, die späteren Jahre (1838 bis 1842) dagegen ganz kurz gestreift, obwohl auch diese noch einiges Bemerkenswerte für die „Denkwürdigkeiten" ergeben hätten (vgl. II, S. 606 ff., Anm. 569). Aber für sie war nach dem Hinscheiden ihres Mannes ihre Welt tot (II, S. 370) und so sollten mit ihm und mit der Klage über die neue Gestaltung der Dinge, in die sie sich nicht mehr hineinfinden konnte, die Erinnerungen ausklingen.

---

[1]) Vgl. z. B. I, S. 429 (Angabe des Todes von Dr. Pohl, der August 1840 erfolgte).

Ursprünglich nur für sie und ihre Familie, gewissermaßen als Familienbuch und Rechenschaftsbericht über ihr Leben niedergeschrieben, dachte Karoline Pichler in Anbetracht der österreichischen Zensurverhältnisse, die sie ja selbst bei ihrem vaterländischen Schauspiel „Ferdinand II." zur Genüge kennen gelernt hatte, nicht daran, die „Denkwürdigkeiten" dem Drucke zu übergeben (I, S. 4). Im Laufe der Arbeit aber änderte sie ihren ursprünglichen Entschluß und bereits im März 1840 fand sie es nötig, ihrem Testament vom Jahre 1827, das später durch ein anderes ersetzt wurde, eine nachträgliche Verordnung betreffs ihrer „Denkwürdigkeiten", die auch 1842 aufrechtblieb, beizufügen. Diese besagt[1]):

„Da ich wünschte, daß meine Memoiren erst nach meinem Tode, so weit sie bis dahin geführt seyn werden, erscheinen möchten, dann aber doch meiner Tochter und ihren Kindern ein nicht unbedeutendes Honorar eintragen könnten, so glaube ich, meine Tochter sollte sich, wenn ich diese Unterhandlung nicht selbst mehr anknüpfen kann, geradezu oder durch einen der hiesigen Gelehrten, etwa H. Wolf[2]) an den Baron Cotta von Cottendorff[3]) in München oder Stuttgart, den sie ja vor mehr als 20 Jahren als damahligen k. Würtembergischen Stallmeister wohl gekannt — wenden und ihm das Manuscript, das, wie ich denke, wohl 3—4 mäßige Bände geben wird, um 2000 Thaler Kaisergeld oder 3000 fl. zu dem 20 × Fuß anbiethen. Nach dem, was er antwortet, kann sie sich dann richten, und

[1]) Archiv des Wiener Landesgerichtes in Zivilsachen. Testamente Nr. 388 ex 1843.

[2]) Ferdinand Wolf, der Herausgeber der „Denkwürdigkeiten"; vgl. über ihn II, S. 615, Anm. 575.

[3]) Johann Georg Freiherr v. Cotta, vgl. II, S. 623, Anm. 84.

mit ihrem Cousin[1]), wenn sie das vorzieht, unterhandeln. Doch wird es stets gut seyn, wenn sie vorher einige Erkundigungen über den Preis, den man allenfalls verlangen könnte, einzieht. Vielleicht könnte sie auch bey Brockhaus anfragen lassen."

Was Karoline Pichler letztwillig gewünscht, geschah aber nicht. Ihre Tochter verhandelte nicht mit Cotta betreffs der Herausgabe, denn das Cottasche Verlagsarchiv enthält nichts darüber[2]), sondern es übernahm Karoline Pichlers Neffe Franz Pichler sogleich den Verlag der „Denkwürdigkeiten" zu dem Honorar von 3000 Gulden CM[3]). Sie bildeten als Pichlers letztes Werk gewissermaßen den Abschluß ihrer „Sämmtlichen Werke", doch erschienen sie merkwürdigerweise nicht in deren Reihe.

Mit der Herausgabe hatte man es eilig. Ferdinand Wolf, der die erste Durchsicht der Handschrift besorgte, beseitigte alles, was etwa bei der Zensurbehörde Anstoß erregen konnte und bereits anfangs September 1843 legte Karoline von Pelzeln als gesetzmäßige Erbin nach Karoline Pichler die vier Bücher der „Denkwürdigkeiten" dem k. k. Zentral-Bücher-Revisionsamt zur Begutachtung in der Handschrift vor. Da es aber gesetzliche Vorschrift war, daß jedes zur Zensurierung gelangende Werk in zwei Exemplaren abgeliefert werden müsse, so bat Karoline v. Pelzeln unterm 11. September 1843 in einer Eingabe die Vorstehung des k. k. Zentral-Bücher-Revisionsamtes, ihr die Vorlage des zweiten Exemplares zu erlassen, da „das nochmalige

---

[1]) Franz I. Pichler, vgl. II, S. 521, Anm. 305.

[2]) Laut freundlicher Mitteilung der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart.

[3]) Frankls Sonntags-Blätter II, S. 863.

Abschreiben dieser aus vier starken Bänden bestehenden Memoiren mit großem Zeitverluste und nicht unbedeutendem Kostenaufwand verbunden wäre, welche Vorsichtsmaßregel bei den bekannten loyalen Gesinnungen und der rücksichtsvollen Discretion der sel. Verfasserin überdieß wohl unnöthig sein dürfte“[1]). Das Bücher-Revisionsamt leitete am 14. September 1843 die Sache zur Beschlußfassung an die k. k. oberste Polizei- und Zensurhofstelle, welche am 17. September 1843 entschied, daß das Manuskript vorläufig in die Zensur geleitet werden könne und dieses Exhibit mit dem Votum des Zensors zu reproduzieren sei[1]). Diesem Auftrage gemäß kam die Handschrift an den Zensor, Regierungsrat Johann Ludwig Deinhardstein, der zu Pichlers näheren Bekannten gehört, vielfach in ihrem Hause verkehrt hatte und von ihr in früheren Jahren auch gefördert worden war (vgl. II, S. 461 f., Anm. 157). Bereits am 23. September erfloß sein Gutachten. Es liegt jedoch nur der Zensurzettel vor, denn das Zensurprotokoll selbst (vgl. unten S. LXXI), das die näheren Angaben enthielt, ist wohl mit den Zensurakten vernichtet worden[2]); jener lautet[3]):

Zensurzettel.

Die Memoiren der Fr. v. Pichler sind als Mittheilungen der Erlebnisse und Ansichten einer achtbaren Frau und Schriftstellerin zu berücksichtigen, demungeachtet erscheinen nachfolgende Veränderungen und Weglassungen durchaus nothwendig:

2. Band, S. 165, 166, 171, 216, (217), 224.

---

[1]) Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien, Polizeiakten 8034/25 ex 1843.

[2]) Vgl. L. A. Frankl, Erinnerungen. Prag 1910, S. 185f.

[3]) Arch. Minist. d. Innern, Polizeiakten 8034/25 ex 1843.

3. Band, S. 61, 77, 103, 104, 105, 113, 115, 116, 159, 161, (162), (163), (166).

4. Band, S. 75, 83, 103, (104).

admittitur om̄. del. c. c.
Deinhardstein.

Trotz dieses gewissenhaften Gutachtens hatte die Zensurhofstelle Bedenken, sofort die Druckerlaubnis zu erteilen und übergab die Handschrift einem zweiten Referenten, der, wie seiner Nachschrift am Deinhardsteinschen Zensurzettel zu entnehmen ist, noch einige Stellen (I, S. 209; II, S. 224; III, S. 176; IV, S. 215) beanstandete und auch sonst Bedenken wegen verschiedener politischer Äußerungen trug, so daß sich Graf Josef Sedlnitzky, als Präsident der Obersten Polizei- und Zensurhofstelle entschloß, darüber die Wohlmeinung der Staatskanzlei einzuholen. Am 12. Oktober 1843 übermittelte er dieser die Handschrift der „Denkwürdigkeiten" mit folgendem Begleitschreiben[1]):

„Der hierortige Censor, Regierungsrath Deinhardstein, hat, laut des beigebogenen Censurvotums[2]), mehrere Stellen beanständet und theils zur gänzlichen Weglassung, theils zur Abänderung bezeichnet. Unter diesen und anderen bei der hierortigen Durchsicht des Manuscriptes noch aufgefallenen Stellen befinden sich mehrere, wie z. B.

Bd. II, S. 165, 166, 216, 217, 224 etc.

Bd. III, S. 61, 161, 162, 163, 166 etc.

Bd. IV, S. 103 etc.,

in welcher die Verfasserin theils ihre Ansichten über manche politischen Fragen, welche während ihres Le-

---

[1]) Arch. Minist. d. Innern, Polizeiakten 8034/25 ex 1843.

[2]) s. oben S. XLV.

bens entschieden wurden, theils Notizen und Urtheile über verschiedene in politischer und diplomatischer Beziehung bemerkenswerthe Personen, mit welchen sie in nähere Berührung kam, darunter namentlich über den jetzigen k. k. Gesandten in Griechenland, Anton Prokesch Ritter von Osten niederlegt.

In dieser Beziehung dürften die gedachten „Memoiren" vor ihrer definitiven Censurerledigung auch einer politischen Würdigung unterzogen werden, und ich nehme mir daher die Freyheit, Einer löbl. etc. zu diesem Behufe das gedachte Manuscript mit dem Ersuchen mitzutheilen, mir über dessen Druckzulässigkeit vom politischen Standpunkte aus Hochdero competente Wohlmeinung gefälligst gewähren zu wollen."

Die Erledigung von seiten der Staatskanzlei ließ nicht lange auf sich warten, denn bereits am 25. Oktober 1843 erging folgende Antwort[1]):

„Die Memoiren der rühmlich bekannten vaterländischen Schriftstellerin Caroline Pichler, geb. v. Greiner, welche ihre Tochter, die k. k. Appellationsrathswitwe Caroline v. Pelzeln im Druck herauszugeben beabsichtigt und wovon die löbliche k. k. Oberste Polizei- und Censur-Hofstelle das Manuskript mit der schätzbaren Note vom 12. dies. zur Meinungsäußerung über die Druckzulässigkeit mehrerer darin in politischer Beziehung auffälliger Stellen anher mitzutheilen beliebte, hat die geheime Hof- und Staatskanzlei die Ehre, im Anbuge mit folgenden Bemerkungen zurückzustellen:

1. Ohne dem zarten Mitgefühle, das die Verfasserin dieser Memoiren für die Schicksale Polens und den Untergang der Selbstständigkeit dieses Reiches an den Tag

[1]) Archiv des Ministeriums des Innern, Polizeiakten, 9512 ad 8034 ex 1843.

legt, zu nahe treten zu wollen, hält man doch das im 1. Bande, S. 182 gestellte Prognostikon von Polens politischer Wiedergeburt nicht zulässig und ist daher der Meinung, daß die Stelle, welche mit den Worten: „In mir aber lebt der feste Glauben“ anfängt und mit den Worten „wird auch rechte Ruhe in Europa werden“ zu streichen wäre. Aus demselben Grunde trägt man auch auf Weglassung der im 4. Bande, S. 103 und 104 roth angestrichenen Stelle an[1]).

2. Seite 89 des 1. Bandes kömmt ein Ausfall auf die Censur vor, — ob und inwiefern derselbe anstößig befunden werden sollte, bleibt jedoch dem erleuchteten Ermessen der löblichen Hofstelle anheimgestellt[2]).

3. Im 2. Bande, S. 21 dürfte dort, wo es heißt, daß Se. kais. Hoh. der Erzherzog Carl das Commando der Armee wieder übernommen habe, der Zusatz: „und den nur die Cabalen und Ränke seiner Feinde davon entfernen gemacht hatten“ zu streichen sein[3]).

4. Den in eben diesem Bande, S. 165 und 166[4]), dann

[1]) Die angeführten Stellen (I, S. 186; II, S. 271ff.) mußten tatsächlich wegbleiben (vgl. I, S. 512, Anm. 327a; II, S. 573, Anm. 450).

[2]) Bezieht sich auf I, S. 91f. In der Originalhandschrift (S. 85) heißt die Stelle: „Der Geist durfte sich frei bewegen, [es durfte] geschrieben, gedruckt werden, was nur im strengsten Sinn des Wortes, nicht in dem, welchen ein Censor hineindeuteln wollte, wider Religion und Staat war.“ Das Gesperrtgedruckte ist die beanstandete Stelle.

[3]) Wäre der Nachsatz zu Absatz III auf S. 234 des Bandes I; die Stelle lautet in der Originalhandschrift (S. 217) abweichend: „. . . worden, und den nur die Cabalen und Ränke seiner Feinde, welche auch die des Vaterlandes waren, wenn sie gleich nicht unter französischen Fahnen standen, vom Commando entfernen gemacht hatten, dasselbe wieder . . . . .“

[4]) Bezog sich auf den Bankozettelsturz; die Stelle steht jetzt I, S. 380f., was Deinhardstein dafür einsetzte, daher der Erstdruck bot, findet sich I, S. 618, Anm. 641.

216[1]) und 224[2]) vom Censor vorgenommenen Abänderungen pflichtet man hierorts bei.

5. Im 3. Bande, S. 60 und 61 hat man diejenigen weiteren Modifikationen angedeutet, welche noch außer den von dem Censor beantragten nothwendig schienen, um eine Amtshandlung der Staatskanzlei nicht bloß zu stellen und als die Wirkung einer ungünstig beurtheilten Individualität erscheinen zu lassen. Freilich wäre es noch besser, wenn die umständliche Erzählung des Faktums, von dem hier die Rede ist, ganz unterbliebe und der Umstand, daß die Aufführung des Stückes Ferdinand II. auf der Hofbühne nicht gestattet wurde, nur in Kürze und mit Weglassung aller verletzenden Details bezeichnet werden wollte[3]).

6. Die Verhältnisse des Anton Prokesch Ritter v. Osten zur Familie Pichler, die in diesem Bande pag. 158 und folgende besprochen werden, sind zwar durchaus nicht politischer Natur, gleichwohl ist man der Meinung, daß in Anbetracht des officiellen Characters, den Prokesch bekleidet und aus Rücksichten der Schicklichkeit und Schonung für ihn als einen noch lebenden Zeitgenossen wenigstens die Hinweglassung der, Seite 163 mit Rothstift bezeichneten Stelle verfügt werden dürfte[4]).

---

[1]) Dürfte folgende Stelle (Original S. 384; I, S. 424) gemeint sein: „... Ungeniertheit mir zu demonstrieren, daß unser Erzherzog Karl ein gar unbedeutender Kriegsheld sei, denn natürlicherweise war aller in ....“

[2]) Welche Stelle gemeint ist, läßt sich nicht bestimmen.

[3]) Die beantragte Fassung, die in die erste Ausgabe aufgenommen werden mußte, findet sich II, S. 445, Anm. 107; der ursprüngliche Wortlaut in unserem Text II, S. 52f.

[4]) Diese Stellen dürften mit II, S. 143 (Anm. 252) und 144 (Anm. 252a) identisch sein; vielleicht mußte auch die ursprüngliche Fassung (II, S. 493f., Anm. 253) abgeändert werden, woraus sich II, S. 143ff. (Im folgenden Winter .... zu haben schien) erklären würde.

7. Da es gewiß nicht in der Absicht der Verfasserin der anliegenden Memoiren lag, das Mißlingen der im J. 1821 in Italien ausgesprochenen (!) Revolution zu bedauern, so dürfte die Seite 166 des 3. Bandes angestrichene Stelle wohl nur einer kleinen Abänderung bedürfen, um nicht mißverstanden zu werden[1]. Wien, den 25. October 1843.

Metternich.

ad acta und ist das Mpt. hiernach mit adm. om̄. del. c. c. mut. mut. erlediget worden. Wien, 29. Oct. 1843.

Maltz[2]."

Auf Grund dieser Entscheidung stellte der wirkliche Hofkonzipist Josef Theophil Demel der Obersten Polizei- und Zensurhofstelle am 29. Oktober 1843 unter Berücksichtigung des Deinhardsteinschen Gutachtens und der Äußerung der Staatskanzlei das Verzeichnis der nicht zulässigen Stellen nach den Seiten zusammen, das am 30. Oktober 1843 an Karoline von Pelzeln übermittelt wurde[3]. Mit dem Drucke konnte begonnen werden.

Bevor aber die weiteren Geschicke des Buches in Betracht gezogen werden, ist es nötig, über die Textüberlieferung ein Bild zu gewinnen und von den Handschriften der „Denkwürdigkeiten" zu handeln. Es ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß die Originalniederschrift sich im Besitze der Familie Pelzeln befand und nach dem Tode der Franziska von Pelzeln durch Kauf

---

[1]) Bezieht sich auf II, S. 151 (Der Krieg ... Militärs).

[2]) Karl Ludwig Maltz war k. k. wirklicher Regierungsrat der Obersten Polizei- und Zensurhofstelle (Hof- und Staatsschematismus. 1844, I, S. 263).

[3]) Archiv des Ministeriums des Innern, Polizeiakten, ad 9512 ex 1843.

an die Bibliothek der Stadt Wien kam. Daß diese Handschrift mit der, welche der Zensurbehörde vorgelegt wurde, nicht zusammenfällt, geht schon daraus hervor, daß diese aus vier, mit besonderer Seitenzählung versehenen Bänden bestand (oben S. XLV), während jene aus 355 Quartblättern, die in verschieden große Lagen zusammengefügt sind, gebildet wird. Aber auch inhaltlich weisen beide Handschriften, von denen die zensurierte zwar nicht mehr erhalten, aber durch die erste Druckausgabe dargestellt wird, Verschiedenheiten auf. Abgesehen von allen jenen Stellen, welche die Zensur entfernte und von denen nicht alle mehr bestimmbar sind, enthält die Handschrift der Wiener Stadtbibliothek gegenüber dem Erstdruck viele Zusätze. Daß manche davon nicht in diesen übergingen, sondern vom Herausgeber Ferdinand Wolf aus naheliegenden Gründen, wenn sie sich auf Lebende (Toni Adamberger-Arneth, Franz Grillparzer, Nikolaus Lenau) bezogen, gestrichen wurden, ist begreiflich. Aber noch immer bleibt eine erkleckliche Anzahl von Stellen, deren Fehlen in der Druckausgabe unerklärlich wäre, wenn man nicht annehmen würde, daß die Handschrift der Stadtbibliothek zur Druckausgabe (Zensurhandschrift) sich wie die erste zur zweiten Niederschrift verhalte. Nach Vollendung des Werkes wird Karoline Pichler, da die Drucklegung ja nunmehr bei ihr feststand (vgl. ihr Testamentskodizill, oben S. XLIII), eben das ganze Werk nochmals abgeschrieben und dabei verschiedene Änderungen vorgenommen haben, die nicht nur stilistischer Art waren, sondern auch auf den Text Bezug nahmen. Da es viel zu weit führen würde, wenn hier alle Verbesserungen aufgezählt würden, welche die Druckausgabe (Zensurhandschrift) gegenüber der Hand-

schrift der Wiener Stadtbibliothek, die sich durch die am Rande beigefügten Jahreszahlen auszeichnet, aufweist, so genügt es, zur Verdeutlichung des Gesagten, auf die Abweichungen der ersten zehn Seiten des 1. und 2. Bandes unseres Neudruckes, der B (Erstdruck) folgt, gegenüber der Handschrift hier hinzuweisen[1]).

---

1) Lesarten des Druckes (B) gegenüber der Handschrift (A).

Band I, S. 3—12.

S. 3, 8 erlaubt es sich A. — 12 sollen sie dazu A. — 13 anzufachen A [anzuregen B. — 18 oder auch nur hervorragende A. — 27 wichtigen A [hochwichtigen B.

S. 4, 4 *bis* 5 2 *fehlt* B; *in* A *durchstrichen.*

S. 6, 10 denen A [der B.

S. 7, 5 wo A [deren Chef B. — 11 k. k. *fehlt* A. — 12 in A [bei B. — 17 mühselig A [mühsam B. — 21 in A [nach B. — 33 nie A [kaum B.

S. 8, 9 den Oberlieutenant Hieronymus A *durchstrichen*, *in* B *fehlend.* — 22—24 war protestantisch geboren und die ...... Regiments ebenfalls diesem Glauben zugetan A. — 28 dieser Leute A [ihrer Konfession B.

S. 9, 2 sie nun A [es auf B.

S. 10, 4 Geschicklichkeit A [Fähigkeit B. — 31 in seidnem A.

S. 12, 10 wo A [bei denen B. — 16 aufhielt A [aufgehalten hatte B. — 27 Mann mehr schön A. — 30 Denkart eben so A.

Band II, S. 3—12.

S. 3, 6 mir es A. — 22 rechtfertigte auch durch ... A.

S. 4, 11 Weißenthurn vielleicht durch ... A.

S. 5, 13 doch A [war denn B. — 14f. nicht war A [halte ich es nicht für schlecht B. — 17f. montierten A [erhöhten B.

S. 6, 21 denn wohl A [daher B. — 30 erhalten A [erhielt B.

S. 7, 1 Meinung, welche .... erwähnt A [Ansicht, welcher .... erwähnte B. — 3f. Nur hätte es, wenn diese Rezensenten ... A. — 4 mußte es dann *fehlt* A. — 5 auf A [in B. — 6 nicht A [kaum B. — 7 daß es in vier ... A. — 11 Rheinbündische A. — 22 en echec A [in Schach B. — 26f. abermal der Kurier mit ... A. — 28 wurde. — Nun ging es Schlag auf Schlag (*fehlt* B). „Die ... A.

S. 8, 3 denn auch ein A [der B. — 5—7 was er ..... gesucht hatte *fehlt* A. — 7 und auch A. — 13 hatte *fehlt* A; In dieser Kantate, dem ... A [diesem B. — 14 nur A [nun B. — 15 Vaterland angemessen, für ... A. — 17 eine A [der B; entsprechend

Schon diese kurze Gegenüberstellung der Lesarten von A und B zeigt deutlich, daß die Fassung B in stilistischer Hinsicht bedeutende Verbesserungen aufweist, daß sie Fremdworte und Austriazismen ausmerzt, nicht richtige Satzgebilde ändert usw. Diese Verbesserungen können wir aber nicht auf Rechnung des Herausgebers Ferdinand Wolf setzen, da es schon physisch unmöglich wäre, in der kurzen Zeit von 1½ Monaten, vom Tode der Pichler (9. Juli 1843) bis zur Übergabe der „Denkwürdigkeiten" an die Zensurbehörde (anfangs September), diese Redaktionsarbeit vorzunehmen, überdies die „Denkwürdigkeiten", wie sie jetzt vorliegen, in der Diktion und im Stile aus einem Gusse sind. Diese Lesarten zwingen vielmehr ebenfalls zur Annahme einer ersten und zweiten Niederschrift, die beide von Karoline Pichler selbst besorgt wurden. Dazu kommt noch, und dies erhebt die bisherige Annahme zur Gewißheit,

---

fehlt A. — 21 Mund, das so begann A. — 30 unablässig bald eines, bald das andere A [viel B.

S. 9, 2 mir *fehlt* . . . stets als einen A. — 3 Gönner an meinen Werken gezeigt . . . A. — 22 sichern A [gewissen B.

S. 10, 26 Fertigkeit und Leichtigkeit *fehlt* A. — 28 Arbeiten Fertigkeit und Leichtigkeit gibt A.

S. 11, 1—4 Diese Erfahrung, welche in einer Verrichtung unseres geistigen Vermögens eine mechanische Regel entdeckt zu haben glaubt, und andere ihr ähnliche mag von . . . A. — 8 vielleicht ebensolchen Bewegungen zugeschrieben werden A. — 11 f. Sterblichen einen gar guten Genius an der . . . A. — 13 in dem Laufe A [auf dem Wege B. — 14 der uns . . . . begleitet A. — 16 seinen A [dessen B. — 20 zu A [los B. — 22 von *fehlt* A. — 23 dieser Stadt ein A [von Paris an B. — 23 f. Auch heute war großer Jubel über diese Botschaft und jeder . . . . A. — 25 erhoben A [befriedigt B. — 26 empfinden A [erfahren B. — 29 nahen A [wahren B.

S. 12, 1 dem Wuste A [den Wirren B . . . . Anarchie gerissen mit . . . A. — 2 gerissen hatte *fehlt* A. — 11 welcher nötig schien A. — 21 und nötiger Kraft A. — 22 wie A [als B. — 29 mögen A [möchten B.

daß B eine Stelle enthält, die in A fehlt; der Herausgeber Wolf hat sie zwar verlesen („Moter“ für „Moser“: I, S. 157 mit Anm. 289 auf S. 493f.), aber ihr Vorhandensein beweist, daß sie nur von der Pichler herrühren kann. Auf eine zweite Stelle, die in der Zensurhandschrift gestanden haben könnte, in A aber fehlt, soll kein besonderes Gewicht gelegt werden, da sie uns nur von K. A. Schimmer überliefert ist (vgl. I, S. 510).

Wenn sich somit B (Druck) als die endgültige Pichlersche Fassung ergab, so war damit für die vorliegende Ausgabe der kritische Grundsatz gewonnen, daß diese, was die Textgestaltung betrifft, dem Erstdrucke zu folgen, somit auf die Lesarten von A (Handschrift der Stadtbibliothek) keine Rücksicht zu nehmen hat. Anders war aber die Frage zu beurteilen, ob alle Zusätze von A, die irgendwie von Wichtigkeit sind und auf die Zeitgeschichte Bezug haben, aufzunehmen seien? Daß vor allem alle von der Zensur gestrichenen oder geänderten Stellen in den Text gehörten, war klar; ebenso konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß alles das, was sich auf zur Zeit der Erstausgabe (1844) noch lebende Personen bezog und von F. Wolf gestrichen wurde, aufzunehmen sei, da heute die damals notwendige Zartheit nicht mehr am Platze wäre. Blieben also nur mehr jene Stellen, die K. Pichler wohl in A niedergeschrieben, später durchstrichen oder erst in B ausgelassen hatte. Welche Gründe K. Pichler dazu führten, dies zu tun, ist für die Beurteilung der Frage von deren Wichtigkeit gleichgültig. Da viele dieser Stellen, von einem Zeitgenossen herrührend, wenn sie vielleicht auch nicht authentische Mitteilungen enthalten, als Ausdruck der Zeitstimmung wertvoll sind, so mußten sie, selbst auf die Gefahr hin, hier gegen die Absicht der

Verfasserin zu handeln, aufgenommen werden. Handelt es sich bei den „Denkwürdigkeiten“ ja nicht um ein Drama oder einen Roman, die Zusätze vielleicht nicht vertragen würden, sondern um ein Zeitgemälde und Lebensbild, das inhaltlich gewiß vertieft werden kann. Aus diesem Grunde wurde alles, was nur irgendwie wichtig erschien, mit in die Neuausgabe übernommen[1]). Textlich hält sich diese somit genau an K. Pichlers letzte Fassung (B), wobei aber, unseren heutigen Bedürfnissen entsprechend, die moderne Rechtschreibung durchgeführt wurde; ältere Wortformen, wo nicht Pichler selbst schwankt, sind stets beibehalten, ebenso im großen und ganzen ihre Interpunktion. Inhaltlich aber bietet der Neudruck mehr wie der Erstdruck, da er, nebst den ursprünglich in B vorhandenen Zusätzen,

---

[1]) Hier ein Verzeichnis aller Stellen, die ein Mehr dem Erstdruck gegenüber vorstellen: I, S. 437: 2(d.), 440:10 (f.), 445: 44 (d.), 451: 76 (d.), 454: 92 (d.), 470: 194 (d.), 475: 220 (d.), 486: 268 (e.), 487: 270 (d.), 488: 276 (d.): 278 (u.), 490: 284a (e.), 512: 327a (u.; Z.), 515: 343a (u.; w.), 521: 364 (d.), 568: 501 (u.; w.), 602: 573 (u.), 618: 641 (u.; Z.), 619: 646 (u.). — II, S. 427: 52 (u.), 438: 102 (u.), 445: 107 (u.; Z.), 469: 177 (u.; W.), 476: 191a (u.): 193 (u.), 477: 194a (f.): 195 (u.), 479: 198a (u.; W.?), 485: 220a (u.): 223 (u.): 223a (u.; W.?): 224 (u.; W.?), 486: 226 (u.; w.), 489: 236 (u.; W.?), 490: 240 (u.; W.?), 491: 248 (u.; W.?), 492f.: 251 (u.): 252 (u.; Z.?): 252a (u.; Z.): 253 (e.; Z.), 499: 264 (u.): 265 (u.): 268 (u.), 519: 301 (u.; Z.?), 558: 412 (u.), 561: 422 (u.; Z.), 573: 450 (u.; Z.), 583: 484 (u.), 584: 493 (u.), 587: 502 (u.;W.), 602: 560 (u.), 606: 568 (u.; w.). — Diese Zusammenstellung zeigt, was Pichler in A (Originalhandschrift) bereits selbst durchstrich (d.), was die Zensur (Z.) oder Wolf (W.) beseitigten, was falsche Angaben enthielt (f.), daher später wegfiel, was in A in erweiterter Form (w.) gegenüber B oder undurchstrichen (u.) sich fand oder bereits früher Gesagtes wiederholte (w.), daher in B ausgelassen wurde. In einigen Fällen (I, 455: 102; II, 476: 191a, 584: 493) zeigt A die Namen ausgeschrieben, wo B eine Chiffre bietet oder eine solche (I, 488: 278; II, 438: 102), wo B den Namen ganz verhüllt.

auch alle wichtigeren von A enthält. Dazu kommt der Kommentar.

Erst die genaue Durchführung des letzteren, die schrittweise Kontrolle jeder einzelnen Angabe der Pichler erlaubte es, der Frage nach den Quellen der „Denkwürdigkeiten“ näher zu treten. Freilich, wenn man einige ärgere Versehen, so die Angaben über das Gerambsche Freikorps (I, S. 533, Anm. 393) und über die Stadtbefestigung von Wien (I, S. 519, Anm. 356) ins Auge faßt, so möchte man annehmen, daß K. Pichler ihre „Denkwürdigkeiten“ durchaus aus dem Gedächtnisse niederschrieb. Daß letzteres Quelle für alle jene Ereignisse war, die ihre Vorfahren und besonders die früheren Geschicke ihrer Eltern betreffen, muß ohne weiteres zugegeben werden; ebenso dürfte K. Pichlers Jugendgeschichte, etwa bis zum 20. Jahre aus der Erinnerung niedergeschrieben sein. Daß sie aber später schriftliche Aufzeichnungen oder ein Tagebuch führte, das mag nicht nur ihre Korrespondenz mit ihrer vertrauten Freundin Maria Josefa von Ravenet zu Anfang der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts, die sich hauptsächlich auf den alltäglichen Ereignissen aufbaute, beweisen (I, S. 138), sondern das zeigt auch die merkwürdige Übereinstimmung verschiedener Stellen der „Denkwürdigkeiten“ mit ihren Briefen. Es sei hier nur an die Schilderung A. W. Schlegels und der Frau v. Staël hingewiesen[1]). Diese oft beinahe wörtliche Übereinstimmung erklärt sich wohl nur daraus, daß sie sich Auszüge der Briefe in ihr Tagebuch eintrug. Wenn sich trotz alledem Unrichtigkeiten, die meist nebensächlicher Art sind, in ihrem Werke nachweisen lassen, so mögen sie auf Rechnung des Gedächt-

[1]) Denkwürdigkeiten, I, S. 311, 314 und 580, 582: 525; 312f. und 581f.: 523.

nisses kommen. Jeder, der selbst ein Tagebuch führt, wird zugeben, wie schwer es ist, dieses regelrecht und ohne Unterbrechung jahraus und jahrein fortzusetzen. Lücken, die sich auf diese Art in Pichlers Journal ergaben, hat sie dann bei Abfassung ihres Werkes eben aus der Erinnerung ergänzt, wobei manches Falsche unterlief, wofür ja auch ihre Zitate, die sie meist dem Gedächtnisse entnahm, genug Belege bieten[1]. Daß von Tagebüchern der Pichler nichts erhalten ist, spricht nicht im geringsten gegen obige Annahme. Als sie ihre „Denkwürdigkeiten" abgeschlossen hatte, da wird sie, wie es ja viele andere in gleicher Lage taten, die Grundlagen dazu vernichtet haben, da die übrigbleibenden familiären Nachrichten nur für sie wertvoll gewesen waren. Daß Karoline Pichler auch Zeitungsberichte benützte, dafür sprechen zwei Stellen. Eine davon (I, S. 307f.) zeigt wörtliche Anklänge an einen Bericht der „Wiener-Zeitung" (vgl. I, S. 570, Anm. 507), die andere verwertet Ausführungen des Astronomen J. J. Littrow aus einem seiner Aufsätze (vgl. II, S. 574, Anm. 456). Nicht minder hielt sie sich an eigene Berichte, so an die über Mariazell (I, S. 558, Anm. 447), über den Kirchenbau zu Gran (II, S. 549, Anm. 388), über Pest und Ofen (II, S. 553, Anm. 401) und über ihre Reise von Kremsmünster nach Spital am Pyhrn (I, S. 632 f ß.). In den letzten Jahren ihres Lebens, eben zu der Zeit, als sie den „Denkwürdigkeiten" ihre Muße widmete, verfaßte sie, durch die Ereignisse und die Freundschaft gedrängt,

[1] Nicht richtig wiedergegebene Zitate: I, S. 441: 15, 442: 24, 455: 101, 459: 128, 477: 230, 512: 328, 544: 415, 566: 490a, 567: 495, 607: 593, 613: 615, 630: 674, 646: 724f., 647: 728, 649f.: 740f. — II, S. 479:199, 487: 228, 499: 266, 526: 322, 547: 381, 575: 458, 586: 497. — Schreibt Gedichte anderer nach Gedächtnis auf: II, 98, 141.

eine größere Anzahl von Nachrufen auf ihr teure Freunde für verschiedene Zeitschriften[1]), die in vieler Hinsicht ausführlicher sind als die betreffenden Stellen ihrer Memoiren. Auch diese Nachrufe hat sie, ebenso wie die in früherer Zeit auf Köderl (I, S. 613 : 619), Therese von Artner (II, S. 604 : 563), Luise Brachmann (II, S. 505 : 283) verfaßten, fleißig benützt. Dazu zog sie die vielen Briefe, die sie im Laufe ihres langen Lebens von den verschiedensten Persönlichkeiten erhielt, ebenfalls heran, da für ihre Zwecke manches daraus zu gewinnen war, wie die Anführung einiger derselben in den „Denkwürdigkeiten“ beweist[2]). Daß viele persönliche Anschauungen, Aussprüche u. dgl. bereits in vorher erschienenen Aufsätzen anzutreffen sind, darf nicht wundernehmen, bewegt sich ja doch jeder Mensch und Schriftsteller in einer bestimmten Gedankenrichtung, der er nicht entrinnen kann.

Fester Grundsatz für Karoline Pichler, als sie ihre „Denkwürdigkeiten“ abfaßte, war, Aufrichtigkeit und Wahrheit zu üben. Sie hielt es bei einer Selbstbiographie für Pflicht, „ganz aufrichtig zu sein, insoweit es die Klugheit, welche zwar nie eine Lüge, aber Stillschweigen gebieten kann oder die Schonung erlaubt, welche man noch lebenden Personen oder nahen Verwandten Verstorbener schuldig ist“ (I, S. 169 f.). Daß sie daher mit dem Nebentitel von Goethes, als Kunstwerk einzig dastehenden Selbstbiographie „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“ (3 Bände, Tübingen 1811 bis

[1]) Gabriele Baumberg, vgl. I, S. 492: 285. — Franz A. von Kurländer, vgl. II, S. 592: 514. — Marianne v. Neumann, vgl. II, S. 592: 514. — Dorothea v. Schlegel, vgl. II, S. 524: 311. — Pauline v. Schmerling, vgl. II, S. 476: 191. — Marie Gräfin Zay, vgl. II, S. 421 f.: 36.

[2]) Vgl. Register II (Pichler) unter „Briefe“.

1814) nicht einverstanden war und diesen als eine Art von Beleidigung für den Leser auffaßte (I, S. 170), ist selbstverständlich. Sie wollte ja nichts anderes „als Wahrheit und nichts als Wahrheit" (II, S. 143) schreiben, ein Zweck, der zwar auch Goethe vorschwebte, den er aber auf anderem Wege als die Pichler, die nur nackte Tatsachen bot, zu erreichen suchte. Goethe handelte es sich bei der Wahrheit nur um das sogenannte „Grundwahre", das in seinem Leben etwas zu bedeuten hatte, das ihm Richtung und Entwicklung gab, und um dieses gehörig hervortreten zu lassen, scheute er nicht davor zurück, Personen und Vorgänge bewußt zu erfinden[1]. Anders ist es bei der Pichler. Sie wollte nicht nur das Grundwahre, ihre dichterische und sonstige Entwicklung festhalten, sondern das Wahre mit allem Neben- und Beiwerk, also auch die Mutter und Hausfrau zur Darstellung bringen und Ereignisse der Umwelt berichten. Sie konnte daher nicht Goethes Beispiel folgen.

Mit ihrer Polemik gegen diesen meinte sie es ehrlich, sie wollte nicht etwa wie Ignaz F. Castelli unter dem Schutze der beteuerten Wahrheit Lügen in Hülle und Fülle auftischen[2], sondern sie gab wirklich dieser die Ehre. Selbst so unangenehme Ereignisse, wie den in ihr Privatleben tief eingreifenden Konkurs ihres Mannes, der ihr gewiß viele tränenreiche Nächte gebracht hatte, verschwieg sie nicht, wenn sie dieses Ereignis auch nur verschleiert andeutete (II, S. 172 mit Anm. 293). Wahrheit gegen sich selbst und gegen andere, das

[1]) Karl Alt, Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit. München 1898, S. 80ff.

[2]) Vgl. Josef Bindtner in seiner Neuausgabe von Castellis Memoiren, I. (München 1914), Einleitung, S. Vf.

war der Grundzug ihres Wesens, daher sie auch Bettinas autobiographischen Briefroman „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ (Berlin 1835), der in den Traditionen von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ steht, in einem Aufsatze ablehnte (II, S. 603).

Die genaue Nachprüfung aller Angaben der Pichler lieferte den Beweis, daß ihre Wahrheitsbeteuerungen echt sind und auch in den „Denkwürdigkeiten“ ihre Wahrheitsliebe die Probe bestand. Was sie niederschrieb, das konnte die ernste Kritik im großen und ganzen nur bestätigen, wie es die dieser Ausgabe beigegebenen Erläuterungen auf Schritt und Tritt zeigen. Daß aber bei einer solchen Arbeit, wie es die „Denkwürdigkeiten“ sind, die einen Zeitraum von 68 Jahren umfassen, die vor- und rückwärts schauen und auch die Nebendinge streifen, Fehler unterlaufen müssen, das wird nicht verwundern. Kleinigkeiten wurden unrichtig eingereiht, falsche Gedankenverbindungen unterliefen, aber, das sei gleich vorweg betont, dies alles betrifft nur Nebendinge, nicht Ereignisse, die in Pichlers Leben etwa eine Hauptrolle spielten.

Wenn man in Goethes „Wahrheit und Dichtung“ eine Reihe chronologischer Fehler findet, welche die Entstehungszeit seiner Werke betreffen (Werthers Leiden, Götz, Mahomet u. a.)[1]) und auf Gedächtnistäuschung beruhen, so können wir dem in Pichlers „Denkwürdigkeiten“ nur einen Fall zur Seite stellen. Es ist die Rückversetzung ihrer Novelle „Der schwarze Fritz“ ins Jahr 1816 (II, S. 88), wobei es aber immerhin möglich wäre, daß K. Pichler hier bewußt eine Verschiebung vornahm, um Grillparzers Einfluß zu verdecken (II, S. 465: 166).

[1]) Vgl. Heinrich Düntzer, Goethe-Jahrbuch I (Frankfurt a. M. 1880), S. 140ff.; K. Alt, a. a. O., S. 79f.

Eine Reihe von Verstößen können Karoline Pichler überhaupt nicht zur Last gelegt werden. Vor allem gehören hieher einige Unrichtigkeiten[1]) im Leben ihrer Ahnen väter- und mütterlicherseits, ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders Franz Xaver, die sie im guten Glauben an die Zuverlässigkeit der Berichte ihrer Mutter, archivalische Studien konnte und wollte sie ja nicht betreiben, niedergeschrieben hat. Letzterer verdanken auch einige falsche Angaben über die Kaiserin Maria Theresia (I, S. 444: 38f.), über Mesmer (I, S. 448: 64) und über die Erzherzogin Isabella (I, S. 478: 238f.) ihre Entstehung, ebenso ist einiges Zweifelhafte aus dem Leben der Kaiserin Maria Theresia (I, S. 442: 26: 27; 456: 110) und des Kaisers Josef II. (I, S. 477: 228, 478: 235) auf die Erzählungen der Mutter zurückzuführen. Eine Reihe anderer Fehler erklärt sich daraus, daß Karoline Pichler eben das, was man zu ihrer Zeit allgemein glaubte, ohne weitere Prüfung niederschrieb; erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, die Unrichtigkeit dieser Dinge, die sich öfter auf Klatsch gründeten, nachzuweisen. Dies gilt von der Teilnahme des Kronprinzen Josef am Preßburger Reichstag (1741; I, S. 442: 25), vom Zusammentreffen zwischen Kaiser Josef II. und Kaiserin Katharina von Rußland (I, S. 471: 198) und fünf weiteren Stellen[2]).

Alle übrigen Irrtümer rühren von Karoline Pichler selbst her. Von vornherein wird man als uneigentliche Fehler, da sie für den Gang der Erzählung vollständig gleichgültig sind, die falsch wiedergegebenen

---

[1]) Denkwürdigkeiten, I, S. 437: 3, 439: 7, 440: 10: 12: 14, 442: 28, 456: 105.

[2]) Denkwürdigkeiten, I, S. 509: 318, 583: 528, 609f.: 600. — II, S. 416: 17, 487: 227.

Zitate (oben S. LVII) ausschalten. Diesen schließen sich, als in dieselbe Gruppe gehörig, einige nicht nachweisbare Stellen, deren Urheber sie aber anführte, an[1]). Nur scheinbare Fehler liegen vor, wenn Pichler Personen, die sie kennen lernte, Titel beilegte, die diesen später wirklich zukamen[2]). Nicht sonderlich schwer wird man auch drei unrichtig wiedergegebene Namen, die sie verhörte und durch ähnlich klingende ersetzte[3]), die dreimalige Verwechslung von Buchverfassern[4]) und die unrichtige Ansetzung eines Gesetzes[5]) beurteilen, während man zwei weitere Stellen[6]) schon deshalb nicht in Anrechnung bringen wird, weil Karoline Pichler in anderen ihrer Werke die betreffenden Daten vollständig richtig wiedergab, also nur Flüchtigkeitsfehler vorliegen.

Wenn sie aber hie und da Dinge aus dem Leben persönlich Bekannter anführt, die nicht zutreffen, so gehören diese einer Zeit an, wo sie nicht mit ihnen beisammen, daher auf Gehörtes angewiesen war, das leicht im Gedächtnis verschwimmen und Falsches ergeben konnte[7]). Freilich hätte sie hier ebenso wie bei Ereig-

[1]) Denkwürdigkeiten, I, S. 485: 262. — II, S. 463: 162, 468: 173, 573: 453, 597: 532.

[2]) Denkwürdigkeiten, II, S. 490: 241 (Töpke), 552: 394 (Minarelli).

[3]) Denkwürdigkeiten, I, S. 473: 210 (Riepbe für Ripke). — II. S. 434: 85, vgl. noch S. 623: 85 (Hohenlohe für Hohenzollern), 470: 179 (Cossen statt Koß).

[4]) Denkwürdigkeiten, I, S. 458: 120 (Mirabeau statt Holbach), 647: 727. — II, S. 497: 258 (Apel statt Kind).

[5]) Denkwürdigkeiten, I, S. 522: 370.

[6]) Denkwürdigkeiten, I, S. 508: 315. — II. S. 596: 526.

[7]) Denkwürdigkeiten, I, S. 522: 368 (Hunczovsky), 552: 435 (Schneller); 569: 502a (Werner); 580: 519 (Staël); 670: 285a (Tod der Gräfin Kuefstein, der Lissl und Eberls). — II, S. 429: 62 (Gräfin Natalie Rothkirch); 434: 87 (Major Kronenthal); 483: 218 (Tod des Peter v. Piquot); 559: 416 (Schlegels Vorlesungen 1827); 572: 448 (Antoniewicz).

nissen, an denen sie nicht selbst Anteil hatte, sondern die ihr nur berichtet wurden [1]) oder von denen sie las, gedruckte Hilfsmittel heranziehen können; sie unterließ es sicherlich nur deshalb, weil sie von deren Richtigkeit vollständig überzeugt war, obwohl nur Gedächtnistäuschungen vorlagen. Eine merkwürdige Irrung bietet der Bericht über ein Gedicht von Collin (I, S. 584: 534), dessen Unrichtigkeit sie schon aus dem Inhalt des Gedichtes selbst hätte ersehen können. Auf schlechten Geschichtskenntnissen beruhen die Angaben über den Hofdichter Apostolo Zeno (I, S. 441: 19) und den letzten Hohenberger (II, S. 458: 144). Dies alles sind jedoch leichte Fehler, da die Ereignisse, welche sie betreffen, nicht im geringsten in Pichlers Leben eingriffen. Schwerer wiegt es, wenn sie den General Zoph bereits 1797, wo sie gar nicht in Wien war, die Verteidigung Wiens führen läßt (I, S. 519: 356), wenn sie die Gerambsche Freischar ins Jahr 1800 verlegt und ein Gerambsches Werk zu spät ansetzt (I, S. 533: 393, 535: 397), Varnhagen von Ense 1809 später als in Wirklichkeit getroffen haben will (I, S. 612: 609), Körners Toni mit dessen Hedwig verwechselt (I, S. 624: 656), für Goethe Mozarthandschriften gesammelt haben will (I, S. 628), das Kriegsmanifest bereits am 17. August 1813 in Wien veröffentlichen läßt (I, S. 642: 713a), im Bericht über die Erstaufführung ihres „Heinrich von Hohenstauffen" den Prolog unrichtig einrückt (II,

[1]) Denkwürdigkeiten I, S. 519: 357 (Wiener Aufgebot 1797); 562: 468 (Kaisers Rückkehr 1806); 603 (Barchettis Tod); 604: 580 (Parlamentär Lagrange); 605: 584 (Einmarsch der Franzosen in Wien 1809); 613: 613 (Kaisers Rückkehr 1809); 618: 642 (Tettenborns Ritt); 633: 679 (Überschwemmung in Lilienfeld). — II, S. 465: 166 (Grasels Gefangennahme); 524: 314 (Hochzeit der Gräfin Esterházy).

S. 414: 4), die letzte Begegnung mit der Artner ins Jahr 1823 (statt 1827) verlegt (II, S. 423: 37), zwei Reisen nach Buchen in eine zusammenfaßt (II, S. 465: 166a), einen Brief Grillparzers aus Venedig statt aus Rom erhalten haben will (II, S. 487: 232), über das Jahr der Bekanntschaft mit Cramayel nicht im klaren ist (II, S. 545: 375) und den Geburtstag ihrer Enkelin Marie um einen Tag zu spät angibt (II, S. 568: 444). Bei näherem Zusehen zeigt es sich aber, daß diese Versehen ebenfalls nicht hoch zu bewerten sind, da sie, vielleicht nur die Geburt der Enkelin ausgenommen, auf das Leben der Pichler keinerlei tieferen Einfluß hatten, weder ihre geistige noch dichterische Persönlichkeit veränderten, also nur unbedeutende Punkte ihrer langen Lebensbahn darstellen. Bleibt nur noch eine Angabe. Zweimal (I, S. 578: 515; II, S. 540: 365) hebt sie ganz besonders hervor, daß sie nie eine Kritik schrieb; dies hätte sie nicht sagen sollen, da sie doch eine solche und zwar über Grillparzers Sappho verfaßte, die aber ungezeichnet erschien und daher von ihr mit obigen Worten verleugnet werden konnte.

Pichler hat demnach in ihren „Denkwürdigkeiten" der Wahrheit gehuldigt, hat nichts erfunden und hinzugedichtet und nur in Kleinigkeiten Fehler gezeigt, die aber der Menge des Gebotenen gegenüber nichts bedeuten und nur die Unzulänglichkeit des Gedächtnisses und alles Menschenwerkes beweisen. Sie steht mit ihrer Wahrheitsliebe, wenn wir ihre bedeutenderen Vorgängerinnen in Deutschland auf dem Gebiete der Memoirenliteratur in Betracht ziehen, im schroffen Gegensatz zur Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth, deren Erinnerungen nicht glaubwürdig sind, keinen Wert als geschichtliche Quelle haben,

vom Tratsch und der Erfindung leben und eine sehr böse Sprache sprechen[1]). Würdig reiht sich aber die Pichler an die zeitlich erste Schriftstellerin auf diesem Gebiete, an Frau Helene Kottanner an, die ihre wahrheitsgetreuen Erinnerungen an die Jahre 1439 und 1440, die durch die Art der Auffassung und Darstellung eine ungewöhnliche Persönlichkeit verraten, ebenfalls in deutscher Sprache niederschrieb[2]). Aber auch an eine zweite bedeutende deutsche Frau, an die Herzogin, spätere Kurfürstin Sophie von Hannover erinnert man sich, die, um sich von tiefem Herzeleid zu befreien, an der Wende von 1680 auf 1681 ihre Erinnerungen, dem Zuge der Zeit gemäß aber in französischer Sprache, niederschrieb. Auch diese Frau, deren Darstellung Leben zeigt, die sprudelnden Witz mit scharfer Beobachtungsgabe in sich vereint, ist nirgends geflissentlich, obwohl sie zu den Sachen und Personen stets eine persönliche Stellung einnimmt, von der Wahrheit abgewichen[3]). Eines aber unterscheidet sie von der Pichler, ihre böse Zunge, die uns in manchem an die österreichische Gräfin Lulu Thürheim, die bedeutendste Nachfolgerin der Pichler als Memoirenschreiberin, erinnert. Herzogin Sophie vernichtet damit ihre Gegner, schont ihre eigenen Freunde nicht und läßt auch ihrer Mutter gegenüber die schuldige Ehrerbietung vermissen[4]).

Der Gegensatz zur Herzogin Sophie ist Karoline Pichler. Nicht nur, daß sie ihrer Mutter in den „Denk-

---

1) Franz Xaver v. Wegele, Vorträge und Abhandlungen. Leipzig 1898, S. 209f.

2) St. L. Endlicher, Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. Leipzig 1846, S. 6.

3) Adolf Köcher, Memoiren der Herzogin Sophie nachmals Kurfürstin von Hannover. Leipzig 1879, S. 4, 6.

4) Adolf Köcher, Memoiren S. 11f., 24.

würdigkeiten", ähnlich wie der eitle Abt Guibert von Nogent († 1124) seiner Mutter in den seinen[1]), ein literarisches Ehrendenkmal setzte und ihrer stets mit Ehrerbietung gedachte, so war sie auch eine wohlwollende Natur, die überall nur das Gute hervorhob und das Schlechte mit Absicht übersah. Da sie selbst stets das Beste wollte, so übte sie auch anderen Personen gegenüber im Leben und in ihren Erinnerungen Nachsicht[2]). Im Verkehr selbst konnte freilich auch sie manchmal boshaft sein, mit spitzem Zünglein Tratsch und Klatsch verbreiten[3]) und über jene, die sich gesellschaftlich oder sonst gegen sie ungezogen benahmen, Gericht halten[4]); aber sobald sie etwas für die Öffentlichkeit bestimmte, trat ihr stark ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl in Tätigkeit, und ihre natürliche Gutmütigkeit, die sie als echte Wienerin nicht abstreifen konnte, verbot ihr, verletzende Bemerkungen niederzuschreiben. Es mag sein, daß ihre „Denkwürdigkeiten" dadurch manchen Reiz einbüßten, daß deren Natürlichkeit darunter litt, aber Karoline Pichlers Charakter hat dabei sicherlich nur gewonnen. Und so müssen wir neben der Wahrheitsliebe als zweite charakteristische Eigenschaft der „Denkwürdigkeiten" die Zartheit und freundliche Rücksichtnahme, mit der verschiedene persönliche Verhältnisse von Bekannten behandelt sind, gebührend hervorheben. Karoline Pich-

[1]) Vgl. Friedrich v. Bezold, Über die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter. Erlangen 1893, S. 15.

[2]) Denkwürdigkeiten, I, S. 32f., 189, 220. Vgl. unten S. LXXIX (Amalie v. Groß).

[3]) Vgl. ihre Ausstreuungen über Zedlitz: Denkwürdigkeiten, II, S. 488: 232.

[4]) Vgl. ihre Äußerungen über Menzel zu Laube: Denkwürdigkeiten, II, S. 566: 437; dagegen halte man die zurückhaltenden Bemerkungen: II, S. 262.

ler hat dabei aber nicht etwa der Wahrheit einen Zwang angelegt, sondern läßt ihr auch hier vollständig ihr Recht werden. Wenn sie aus zarter Schonung manchmal die Namen von behandelten Persönlichkeiten ausließ, so gab sie doch immerhin irgendein charakteristisches Merkmal an, so daß es nicht allzu schwer wird, des Rätsels Lösung zu finden. Es sei hier nur an den Geliebten ihrer Mutter, den Hofkonzipisten Ignaz v. Sauttermeister, an den Grafen H. (Haugwitz), der zu ihr eine Neigung hatte, an das Verhältnis Eberls mit einer Gräfin (Kuefstein), an die Werbung Hammer-Purgstalls um ihre Tochter u. a. erinnert[1]). Rücksichten ließ sie aber nur gegen andere, nicht gegen sich selbst walten, denn ihre eigene Entwicklung, ihre Empfindungen und Gefühle, ihre Liebesverhältnisse u. a. legte sie mit rücksichtsloser Offenheit klar. Hier gab es für sie keine Geheimniskrämerei und keine Vertuschung, wodurch sie sich vorteilhaft von ihrer dichtenden Genossin, mit der sie ja auch im persönlichen Verkehre stand, von Helmina v. Chézy unterscheidet, die in ihren Denkwürdigkeiten, „Unvergessenes" betitelt, nur allzuhäufig ihre Lebensgeschicke verschleierte[2]). Karoline Pichler hatte aber auch die Öffentlichkeit nicht zu scheuen, sie handelte stets rechtlich und ihre Vorfahren hatten als Beamte und Offiziere ein blankes Ehrenschild sich erworben und erhalten. Für sie bestand daher nicht jene Nötigung, die z. B. Friedrich Anton von Schönholz zwang, sich und seine Familie in ein vermeintlich undurchdringliches Dunkel, das aber der gewissenhaften Forschung von G. Gugitz

[1]) Vgl. die betreffenden Stellen im „Namensverzeichnis" der „Denkwürdigkeiten" unter Sauttermeister, Graf Haugwitz, Gräfin Kuefstein und Hammer-Purgstall (II, S. 82f.).

[2]) Vgl. L. Geiger, Grillparzer-Jahrbuch XVII, S. 288 und: Aus Chamissos Frühzeit. Berlin 1905, S. 210ff.

nicht standhalten konnte, zu hüllen und, um diesen Zweck zu erreichen, die Fehler und Torheiten anderer um so lebhafter herauszuarbeiten[1]).

Und doch, trotz aller Rücksichtnahme erregten Karoline Pichlers „Denkwürdigkeiten“ im Kreise einer hochadeligen Familie Anstoß, hatte sie es doch gewagt, über das Liebesverhältnis zwischen dem Grafen Ignaz Chorinsky und ihrer Jugendfreundin Sophie v. Mertens in wahrheitsgetreuer, dabei aber doch zarter Weise zu berichten (I, S. 175, 177f., 187f.). Pichlers feinfühlige Schilderung springt sofort in die Augen, wenn man ihr die Worte des Freiherrn v. Kübeck, an deren Wahrheit ebenfalls nicht zu zweifeln ist, entgegenhält (I, S. 508f.: 317). Diese Familie beschwerte sich und da die ganze Beschwerde für unser vormärzliches Österreich mit seiner Adelswirtschaft und seinem offiziellen geistigen Tiefstand zu kennzeichnend ist, so folge sie mit allen daraus entspringenden Rechtfertigungen und Schreibereien hier im Wortlaute[2]):

Wien, am 22. April 1844.

Hochgeborener Graf!

In dem jüngst hier in der Pichlerischen Verlagshandlung erschienenem Werke, betitelt „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben von Caroline Pichler“ habe ich meinen im J. 1823 als Staatsminister verstorbenen Schwiegervater, Grafen Chorinsky, und meine bereits auch aus dem Leben geschiedene Schwiegermutter in der darin eingeflochtenen Erzählung jener Familienverhältnisse, welche ihrer ehelichen Verbindung vorangingen, auf

[1]) Vgl. Gustav Gugitz in seiner Einleitung zu F. A. v. Schönholz, Traditionen zur Charakteristik Österreichs I, (München 1914), S. XVI f.

[2]) Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien, Polizeiakten 3793 ex 1844.

eine Art genannt gefunden, die ihre noch lebenden Kinder[1]), so wie ihre noch einzig am Leben befindliche Schwester[2]) um so schmerzlicher berühren mußte, als die Darstellung selbst eine, jene Verhältnisse in das Klare setzende Berichtigung bedarf, die nun für diese Ausgabe nicht mehr erfolgen kann.

Muß ich mich auch bescheiden, daß Euere Exzellenz dermal das Versehen des Zensors nicht mehr gut zu machen vermögen, so glaube ich doch nichts desto weniger Ihre Aufmerksamkeit und Ihren wohlwollenden Einfluß zu dem Ende in Anspruch nehmen zu dürfen, damit für den Fall, als noch ähnliche Veröffentlichungen in der Absicht lägen, Hochdieselben sich veranlaßt finden möchten, jenen Rücksichten der Schicklichkeit für einen geachteten Namen Eingang und Geltung zu verschaffen, welche dem Unternehmen der oben erwähnten Ausgabe fremd gewesen zu sein scheinen.

Ich habe die Ehre mit besonderer Hochachtung und Verehrung zu verharren

Euerer Exzellenz
ergebenster Diener
Friedr. G. Wilczek[3]).

---

[1]) 1844 lebten von ihren Kindern noch: Karl Franz Graf Chorinsky (1800—1853), 1844 Hofsekretär bei der allgemeinen Hofkammer; Franziska Gräfin Chorinsky, verehelichte Gräfin Wilczek (vgl. Anm. 3); Ignaz Gustav Graf Chorinsky (1806 bis 1873), 1844 Regierungsrat und Kreishauptmann in Salzburg, und Marie Henriette Leopoldine Gräfin Chorinsky, verehelichte Freiin von Pillersdorf (1807 bis November 1844). Vgl. Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser, XVII, (Gotha 1844), S. 117.

[2]) Klementine Marie von Mertens (1783—1865), die seit 1813 mit Johann Nepomuk Freiherrn von Aichen (1783—1858), Hofrate des Obersten Gerichtshofes, vermählt war (Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser Österreichs II, [Wien 1907], S. 263: 12).

[3]) Friedrich Graf v. Wilczek, Frei- und Bannerherr von Hultschin und Gutenland (1790—1861), Geheimer Rat und 1844 Präsident

Auf diese Eingabe hin, erließ der Präsident der Obersten Zensurhofstelle Graf Sedlnitzky am 23. April 1844 ein Dekret an den Vorsteher des k. k. Bücherrevisionsamtes, den n.-ö. Regierungssekretär Heinrich Hölzl, worin er ihm zunächst den Fall berichtete und beifügte: „Auf eine ähnliche unzarte Weise ist in jener Druckschrift das Verhältnis der Familie des verstorbenen k. k. FML. Grafen von Rothkirch zu jener der Verfasserin besprochen worden[1].“ Er verlangte betreffs beider Fakten eine Rechtfertigung von seiten des Zensors, sowie ein Gutachten Hölzls, „was zur Klaglosstellung der Beschwerdeführer bei der etwa stattfindenden Wiederauflage der gedachten Schrift zu verfügen sein dürfte“. Außerdem trug er auf, daß bereits jetzt das Erforderliche vorgesehen werde, „damit jene Wiederauflage zuverlässig nicht ohne hierortiger vorläufiger Bewilligung erfolge“.

Da bis zum 19. Juni 1844 die Rechtfertigung nicht einlangte, so verlangte sie Sedlnitzky an diesem Tage von Hölzl neuerdings, worauf am 21. Juni 1844 das vom 8. Juni stammende Gutachten Hölzls samt Deinhardsteins Rechtfertigung einlangte[2]. Deinhardstein führte folgendes aus:

„In Folge des mir zugekommenen hohen Auftrages mich über den Grund der Zulassung einiger Stellen zu

des General-Rechnungs-Direktoriums, war seit 1818 mit Franziska Gräfin Chorinsky (1798—1863) vermählt (Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser XVII, [Gotha 1844], S. 640; LXXXV, [Gotha 1912], S. 1048).

[1]) Gemeint ist jedenfalls die Stelle, worin K. Pichler von ihrem späteren Verhältnis zu den Rothkirchs spricht (Denkwürdigkeiten, II, S. 162 f.), und in deren Harmlosigkeit wohl nur der allseitig bekannte Unverstand des Grafen Sedlnitzky eine Ungehörigkeit erblicken konnte.

[2]) Archiv des Ministeriums des Innern, Polizeiakten 6063 ad 3793 ex 1844.

äußern, welche, in den Pichlerischen Memoiren vorkommend, die hochgräflichen Familien Chorinsky und Rothkirch betreffen, habe ich mich pflichtschuldig desselben nachstehend zu entledigen.

„Ich habe, wie sich aus dem Censur-Zettel erzeigen wird, bei Begutachtung der mir zur Censur zugeteilten, obgedachten, vom k. k. Skriptor der Hofbibliothek und pro. Censor Wolf zum Drucke besorgten Memoiren der Frau Caroline Pichler mit gewohnter sorglicher Genauigkeit alles entfernt, was mir darin anstößig schien und die Gründe davon angegeben. Jene Weglassungen und Veränderungen sind meinem Censur-Protokolle gemäß zahlreich.

„Bei der großen Masse meiner Censur- und sonstigen Geschäfte ist es mir nicht mehr erinnerlich, was in den Pichlerischen Memoiren über die vorgedachten gräflichen Familien vorkam; doch bin ich mir bewußt, nichts darüber stehen gelassen zu haben, was ich nach den bestehenden Censurgesetzen hätte entfernen sollen oder dürfen, ohne das Interesse des ohnedieß ziemlich matten Werkes ganz zu vernichten.

„Irgend einen versteckten Angriff, der mir im Lesen entgangen sein sollte, kann ich um so weniger voraussetzen als ich oft Gelegenheit hatte, aus dem Munde der mir befreundet gewesenen Schriftstellerin Äußerungen anerkennender Verehrung über die gedachten gräflichen Familien zu vernehmen.

Wien, am 31. Mai 1844.

Deinhardstein."

Hölzl meinte, wenn diese Erklärung nicht genüge, so stelle er das „Ersuchen um hochgefällige Bekanntgabe der für jene Familien verletzenden Passagen der gedach-

ten Memoiren, um sodann den Censor zu einer speciellen und detaillierten Rechtfertigung über die Zulassung derselben auffordern zu können". Weiters teilte Hölzl mit, daß die Verlagsbuchhandlung den Auftrag erhielt, bei einer eventuellen Neuauflage das Werk nochmals zensurieren zu lassen, was übrigens nach den bestehenden Vorschriften sowieso sein müßte, damit die Anstoß erregenden Stellen getilgt werden können.

Darauf erging unterm 30. Juni 1844 von Sedlnitzky an Hölzl die Weisung, daß er die Eingabe zur Kenntnis nehme, obwohl die Entschuldigung Deinhardsteins keineswegs genügend sei. Gleichzeitig forderte er Hölzl auf, dafür Sorge zu tragen, daß bei einer etwaigen Neuauflage die beanständeten Stellen „sicher und unfehlbar" weggelassen werden und fuhr fort: „Zugleich finde ich mich durch den gegenwärtigen Anlaß zu der Bestimmung bewogen, daß in Manuskripten alle Stellen, welche einzelne darin namhaft gemachte Familien betreffen, wenn diese Stellen nicht ohnehin so geartet sind, daß sie wegen ihrer Anstößigkeit in Censurbeziehung schon an und für sich gestrichen werden müssen, jederzeit anher zu exhibieren sind." Damit war dieser für die österreichische Zensur charakteristische Fall erledigt. Aus einer Kleinigkeit, die im übrigen vollständig richtig dargestellt war, wurde eine Staatsaffäre gemacht. Wegen eines echten Aristokraten, der an seiner Braut ehrlich und anständig gehandelt hatte, wurde so viel Papier verschrieben und so viel Geist in Bewegung gesetzt, weil sein Schwiegersohn nicht wollte, daß eine ehrliche Handlung der Öffentlichkeit bekannt werde. Es ist nur schade, daß man den himmlischen Behörden von seiten Sedlnitzkys nicht die Weisung erteilte, die gutmütige Pichler zur Abbitte zu verhalten.

Ein hervorstechendes Kennzeichen der „Denkwürdigkeiten“, das schon der Merkwürdigkeit halber nicht übergangen werden soll, ist, daß die Pichler der Musiker, mit denen sie vielfach verkehrte, wie Beethoven, Haydn, Mozart, Schubert u. a., nur ganz kurz gedenkt, worüber sich bereits A. W. Thayer aufhielt[1]). Diese Nichtbeachtung der Tondichter hängt damit zusammen, daß die musikalische Begabung von der Pichler nur als etwas Einseitiges betrachtet und daher die Musiker von ihr nicht als gleichwertige Gesellschaftsmenschen angesehen wurden (I, S. 282, 293 f.).

Karoline Pichlers „Denkwürdigkeiten“ sind, wie ja schon früher (oben S. XLI f.) auseinandergesetzt wurde, ein Alterswerk. Man wollte an ihnen etwas „Großmutterhaftes“ finden[2]) und vergaß dabei ganz und gar, daß alle älteren Leute bei ihren Erzählungen gern etwas breiter werden, Reflexionen, aus ihrer reichen Lebenserfahrung heraus, einstreuen, zu lehrhaften Auseinandersetzungen neigen und hie und da, das Gedächtnis läßt sie ja vielfach im Stiche, Wiederholungen nicht vermeiden können[3]). Was wir von dieser Art bei der Pichler finden, das fällt uns ja auch in Goethes „Dichtung und Wahrheit“, ebenfalls einem Alterswerk, auf[4]). Dafür entschädigt uns aber hier wie dort die klare, ruhige Sprache und die abgeklärte Form. Wenn man Goethes Doppeltitel seiner Selbstbiographie dahin auslegen wollte[5]), daß die Dich-

---

1) Ludwig van Beethovens Leben. 2 II. (Leipzig 1910), S. 131.

2) Nagl-Zeidler, a. a. O., S. 735.

3) Wiederholungen enthalten die „Denkwürdigkeiten“ nur wenige, vgl. II, S. 540: 364a; 587: 501 (Lenau und Tieck).

4) K. Alt, a. a. O., S. 86.

5) Karl Kochendörffer, Preußische Jahrbücher LXVI. (Berlin 1890), S. 542.

tung auf die Form, die Wahrheit auf den Inhalt hinziele, daß also das Dichterische in ihr in der Darstellung, dem harmonischen Aufbau und der feinen Gliederung der Erzählung liege, so könnte man auch Pichlers „Denkwürdigkeiten“ mit dem Ausdrucke „Dichtung“ belegen. Denn nicht nur die Begebenheiten ihres Lebens, sondern auch die zahlreichen weltgeschichtlichen Ereignisse ihrer Zeit, deren Zeuge sie vielfach war, hat sie mit ihrem klaren und ordnenden Geist, nachdem sie die notwendige Fernstellung durch Zeit und Raum gewonnen hatte (II, S. 119), in fesselnder Form zur Darstellung gebracht, manch heiteren, belebenden Zug eingeflochten und dies alles in klarer, ruhiger und wohlgesetzter Sprache vorgetragen.

Daß ihre „Denkwürdigkeiten“ in mehr als einem Zug die Frau verraten, daß die Frauenart und das Mütterliche der Frau vielfach zum Durchbruche gelangen, wird man ihr, wie auch Amalie v. Groß schon 1844 richtig hervorhob (unten S. LXXVIII), nicht ernstlich verübeln können. Denn wenn es dem Manne geziemt, von Waffentaten und großen Ereignissen, die sich außer dem Kreise der engsten Familie zutrugen, zu erzählen, dann wird man von der Frau verlangen müssen, daß sie in Ergänzung dazu von jenem engen Kreise, aus dem der Mann hinausgewachsen ist, in dem sich aber nicht nur ihr Glück, sondern vielfach auch seines abspielt, ebenfalls berichte. Hätte Pichler dies nicht getan, dann würden wir eben die Frau an ihr vermissen, würden sie als Schriftstellerin gewiß ebenso hochschätzen wie sonst, aber bedauern, daß sie um des bißchen Ruhmes wegen ihr Hausfrauen- und Mutterglück preisgab. Daß Karoline Pichler in ihren „Denkwürdigkeiten“ auch in dieser Hinsicht wahr blieb und sich ganz und gar als Frau gab, ist ihr

hoch anzurechnen und sollte sie vor jeder Verunglimpfung, die sie deswegen schon öfter erfuhr, schützen. Frauenart ist nun einmal, den Kindern ein Maß überschwenglicher Liebe gepaart mit großer Entsagung entgegenzubringen, die dem Manne vielfach fremd ist, und da Karoline Pichler über ihr Geschlecht nicht hinauskonnte, übrigens auch nicht wollte[1]), so müssen wir uns damit abfinden, daß sie im vierten Buche ihrer „Denkwürdigkeiten“ ein wenig viel von ihrer Tochter und den Ereignissen, die sich in deren Familienkreis zutrugen, berichtet. Dieses Buch ist überhaupt das schwächste, denn es ist den ersten drei Büchern gegenüber ereignisarm. Pichlers Sonne hatte sich gegen Abend geneigt, Österreich war nach den Befreiungskriegen, wo das Volk in heller Begeisterung seine ganze Kraft eingesetzt hatte, infolge der Karlsbader Beschlüsse in schmähliche Polizeifesseln geschlagen, die gesellschaftlichen Verhältnisse hatten sich, eben unter dem Polizeidruck gründlich geändert, das gegenseitige Vertrauen war vielfach geschwunden und jeder zog sich scheu vor der Öffentlichkeit zurück. Was hätte da eine alte Frau über diese Zeit sagen sollen? Günstiges hätte sie über das Österreich der zwanziger und dreißiger Jahre nicht viel berichten können. Das wollte sie aber auch nicht, denn ihr Patriotismus und die Überlieferungen einer alten Beamtenfamilie, die sie hochhielt, verboten es ihr, über Österreichs Verhältnisse mißbilligende Betrachtungen anzustellen und so zog sie es eben vor, über das Harmlosere, das Familiäre, Rechenschaft zu geben.

---

[1]) Schon im 12. und 13. Jahrhundert finden wir in den Selbstbiographien (Visionen) der deutschen Mystikerinnen das starke Hervortreten der mütterlicheu Gefühle in deren Christkindkult; vgl. Bezold, a. a. O., S. 17.

Die Anordnung der „Denkwürdigkeiten" ist eine chronologische. Schrittweise können wir Pichlers Leben gleichzeitig mit den Ereignissen, die in ihrer Umwelt vorgehen, verfolgen. Alles entwickelt sich folgerichtig. Abschweifungen oder Einstreuungen, wie etwa die Abhandlung über das Gebet (II, S. 343 ff.), treten selten auf und der chronologische Gang der Handlung erleidet hauptsächlich nur an zwei Stellen, wo sie über Grillparzer (II, S. 114 ff.) und Bauernfeld (II, S. 301 ff.) in einem Zuge berichtet, Unterbrechungen. Karoline Pichler hat eben auch hier im Formellen die Dichterin nicht verleugnen können und die Meisterschaft der Darstellung ähnlich wie Goethe bekundet, ein Vorzug, der besonders dann ins Auge fällt, wenn man z. B. Castellis Art dagegen hält. Aber auch gegen ihre bedeutendste Nachfahrin, die Gräfin Lulu Thürheim befindet sich Karoline Pichler durch ihre Art der Darstellung in Vorteil, denn sie bietet ein abgerundetes Ganze, das auch künstlerisch als solches wirkt, während die Thürheim, die Verarbeitetes mit Tagebuchblättern bunt durcheinandermengt, durch diese Darstellungsweise etwas Zerrissenes und Zerfahrenes an sich hat, das den künstlerischen Genuß stört, wenn auch die Unmittelbarkeit und das Persönliche dadurch oft besser zum Ausdruck gelangen.

Im März oder anfangs April 1844 waren, wie aus der Beschwerde des Grafen Friedrich Wilczek hervorgeht (oben S. LXVIII), die „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" der Karoline Pichler, gebornen von Greiner, in vier Bänden bei ihrer Schwägerin Elisabeth Pichler erschienen[1]). Sie machten zwar einiges Aufsehen in der Wiener Gesellschaft, doch groß scheint ihre Wirkung

[1]) 4 Bände, 8⁰, (IV), 243; (IV) 257; (IV) 179 und (IV) 254 Seiten.

nicht gewesen zu sein, sonst hätte sich die Kritik mit ihnen wohl mehr befaßt. Außer einer ganz kurzen Anzeige von L. A. Frankl[1]), der zur Illustrierung des Gesagten auch den Abschnitt über die Kaiserin Maria Theresia mit einigen Auslassungen abdruckte[2]), erschien in Wien nur noch eine Kritik, mit S. gezeichnet[3]), die der Feder des Schriftstellers Andreas Schumacher, der bereits öfters Pichlersche Schriften besprochen hatte[4]), entstammen dürfte. Er nennt darin die „Denkwürdigkeiten" ein „Vermächtnis, durch welches ein edler Geist sein Angedenken in dem Herzen derer zu befestigen beabsichtigt, denen er lieb war im Dasein", ahnt also deren kulturgeschichtlichen und sonstigen Wert für die Nachwelt nicht. Er erkennt in ihnen überall mit Recht „die denkende Frau, die gemäßigte Beobachterin, die loyale Untertanin, die treue Menschenfreundin, die fromme Christin" und findet, daß „wo allenfalls die Kühnheit der Anschauung, das Pikante der Darstellung vermißt werden, dürfte gerade dies der Entschlafenen zur Ehre anzurechnen sein, da sie ja eine Frau war, kein cynischer Sansculott oder Zerrissener der Neuzeit".

Wenn diese beiden in Österreich erschienenen und von Österreichern verfaßten Anzeigen ein tieferes Eingehen in Karoline Pichlers Absichten vermissen lassen, ihr Wesen, wie es sich gerade in den „Denkwürdigkeiten" offenbarte, nicht erkannten, beziehungsweise nicht zeichnen wollten und die Bedeutung dieser Erinnerungen für die Nachwelt, obwohl sich Frankl deren völlig bewußt war (oben S. XXVIII), nicht hervorhoben, so war

[1]) Frankls Sonntags-Blätter III, (Wien 1844), S. 304.

[2]) Vgl. Denkwürdigkeiten, II, S. 581: 478.

[3]) Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1844, S. 1039f.

[4]) Vgl. das Namensverzeichnis unter „Schumacher".

es einer Frau überlassen, dies mit feinem Gefühle zu tun. Die Schriftstellerin Amalie Freiin von Groß (1802 bis 1879) in Weimar, welche drei Sammlungen interessanter „Frauenbilder“ (1840—1842) geschrieben hat, war es, die in ihrer Anzeige der „Denkwürdigkeiten“[1]), die sie ein „würdiges Monument“ nennt[2]), eine feine Charakteristik mit folgenden Worten[3]) lieferte: „Auch für solche, welche nicht zu den Lesern der Pichlerschen Werke gehören, sind die ‚Denkwürdigkeiten‘ interessant als die wahre Geschichte eines edeln weiblichen Wesens, welches als Tochter, Gattin, Mutter und Schriftstellerin stets achtungswert dasteht, Geist und Gemüt gleichmäßig entwickelnd im Streben nach dem Höhern, nach dem Wahren. Mit der klaren, ruhigen Weltanschauung eines scharfen Verstandes, mit der Lebensauffassung eines warmen Herzens, mit dem durch eine tiefe Religiosität geleiteten und beschatteten Denken tritt Karoline Pichler uns aus ihrer Zeit entgegen, als ein Kind derselben, dem das Verständnis der folgenden Zeiten nicht abgeht. Vielleicht wird sie zuweilen zu breit über die Begebnisse ihres Familien- und Herzenslebens, vielleicht könnte man ihr den Vorwurf machen, daß die zahlreichen Niederkünfte der Tochter, die Details über Gatten, Geschwister, Freunde, die Begebenheiten des Hauses zu viel Raum in dem vorliegenden Werke einnehmen. Was die Frau mit dem Herzen erfaßt, liegt ihr näher als die Interessen des Geistes und eben dieses Plaudern über das Familienleben bekundet uns Karoline Pichler als

[1]) Blätter für literarische Unterhaltung. 1844, II, (Leipzig 1844), S. 1150—1152, 1155f., unterzeichnet mit der Chiffre 12, die, nach freundlicher Mitteilung des Verlages von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1844 der Schriftstellerin Amalie v. Groß in Weimar zukam.

[2]) Blätter für literarische Unterhaltung. 1844, S. 1156.

[3]) Blätter für literarische Unterhaltung. 1844, S. 1151.

echtes weibliches Wesen, während ihre Werke sie uns als geistreiche Schriftstellerin kennen lehrten ... Wer nun nicht als Psycholog die vorliegenden ‚Denkwürdigkeiten' liest, wen das Leben und Entwickeln der Schriftstellerin nicht anzieht, wird an ihrem Erlebten ein reiches Interesse finden." Besonders scheint es Amalie Freiin von Groß hervorhebenswert, daß Karoline Pichler, die mit so vielen geistreichen Menschen verkehrte, in ihren Urteilen über diese nie indiskret, sondern „mild, anerkennend, eher bewundernd als das Gegenteil" ist. „Karoline Pichler hatte nichts Verneinendes weder in ihrem Wesen noch in ihren Werken und ihre ‚Denkwürdigkeiten' gleichen einem schönen Landsee, der Himmel und Erde zugleich aufnimmt und wiederspiegelt." Was Amalie Freiin von Groß schon als Zeitgenossin, wenn auch öfter nur andeutungsweise als hervorstechende Eigenschaften der „Denkwürdigkeiten" erkannte, nämlich die zarte Rücksichtnahme auf andere und das starke Hervortreten der Frau, das bestätigen die eingehenden, weiter oben stehenden Ausführungen.

Soweit die gedruckten Kritiken. An schriftlichen Äußerungen sind nur die des Zensors Deinhardstein (oben S. LXXI) bekannt, der die „Denkwürdigkeiten" ein mattes Werk nannte, und die Hormayrs, der, wohl ärgerlich über die ihn betreffenden Stellen, am 24. Januar 1846 an L. A. Frankl schrieb[1]): „Durch den Druck so vieler Frau Basereien, die keine Seele mehr interessieren, hat der Geistesschwung der lieben Pichler um so weniger gewonnen, als ich hier (Bremen), in Hamburg, in München, überall, von dem taumelnden Pindusgang der Tochter hörte, ja sogar den mich nicht wenig ärgernden Mißverstand, schon die Mutter habe

[1]) L. A. Frankl, Erinnerungen. S. 101.

in ihren letzten Jahren der Flasche weidlich zugesprochen? Auch an manche Leichdornen des seligen Pichler sollte nicht ohne Not erinnert werden".

Das war alles, was man damals über die „Denkwürdigkeiten" zu sagen hatte. Dafür wurden sie aber in der Folge fleißig benützt. Besonders die neueren Darstellungen, die sich mit der Zeit der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Josef II. beschäftigten, zogen sie immer und immer wieder heran, oft auch ohne sie als Quelle zu nennen. Es sei nur kurz auf Adam Wolf (I, S. 442: 26f.), Franz Gräffer[1]), Otto Jahn[2]), Johann Wendrinsky[3]) u. a. verwiesen. Andererseits muß man aber wieder sagen, daß sie viel zu wenig benutzt wurden, es sei nur an ihre Mitteilungen über Zacharias Werner erinnert, die sowohl Felix Poppenberg als Jonas Fränkel entgingen (I, S. 566f.: 491: 495), und an vieles andere, das ungenützt blieb, weil sie eben kein Register besaßen. Erst in dieser Ausgabe wurde, gemäß der Richtung, welche die „Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich" einschlagen, ein solches beigegeben und wird damit hoffentlich der reiche Inhalt des Pichlerschen Buches der Allgemeinheit dauernd erschlossen.

War überhaupt eine Neuausgabe dieses Werkes nötig? Die Beantwortung dieser Frage hängt innig mit der Frage nach dem Werte der „Denkwürdigkeiten" für die Gegenwart zusammen. Was bedeuten uns diese heute? Ganz abgesehen davon, daß sie uns den Entwicklungsgang einer in der österreichischen Literaturgeschichte des Vormärzes nicht unbedeutenden Dichterin schildern, sind sie uns, wie schon L. A. Frankl 1843 in rich-

---

[1]) Josephinische Curiosa, II, (Wien 1848), S. 372ff.; III, S. 131ff.
[2]) W. A. Mozart, IV, (Leipzig 1859), S. 817.
[3]) Kaiser Josef II. Wien 1880, S. 26f., 360f.

tiger Vorahnung sagte[1]), ein „glänzender Beitrag“ zur Sitten- und Literaturgeschichte Österreichs. Sie sind uns für viele Personen und Ereignisse der Zeit von 1769—1843 eine hochwichtige, oft einzige Quelle, um so wertvoller, als sie lautere Wahrheit bieten. Ihr Stil und ihr Inhalt stempeln sie geradezu zum klassischen Werk der österreichischen Denkwürdigkeitenliteratur. Daher auch Franz Xaver Wegele, der eine sehr lesenswerte Arbeit über die wichtigsten deutschen Memoirenwerke schrieb[2]), sie behandelte, meinend, daß er sie nicht mit Stillschweigen übergehen könne, da sie über das literarische und soziale Treiben der Stadt Wien zu ihrer Zeit vieles bieten, „was wir uns gern gefallen lassen können“[3]). Ebenso widmete ihnen auch Schulte in seiner Artikelreihe „Denkwürdigkeiten zur deutschen Geschichte“ einen eigenen Abschnitt[4]). Für Wien haben Pichlers Erinnerungen unstreitig den größten Wert und die größte Bedeutung, sie sind ein Quellenwerk zu nennen[5]), das jeder Österreicher lesen sollte[6]). Weder vor ihr noch nach ihr wurde das Wiener gesellige Leben und Treiben so frisch und farbenprächtig geschildert, denn was der Wiener Arzt und Humanist Johann Tichtel für die Jahre 1477—1495 in lateinischer Sprache bot, zeigt nicht nur primitive Form, sondern höchst beschei-

---

1) Sonntags-Blätter, II, (Wien 1843), S. 679.

2) Die deutsche Memoirenliteratur. Deutsche Rundschau. Hg. von Jul. Rodenberg. XL, (Berlin 1884), S. 72ff. = Wegele, Vorträge und Abhandlungen. Leipzig 1898, S. 192ff.

3) Rundschau, XL, S. 94 = Vorträge, S. 216.

4) Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung in Berlin, 1888, Nr. 38ff., besonders Nr. 41 (H. H. Houben, Die Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung. Berlin 1904, Sp. 460ff., bes. 462).

5) Marie Bihain (Irma Warmuth-Jancsó), Österreichisches Jahrbuch XXX, (Wien 1906), S. 146.

6) R. Holzer, Wiener-Zeitung. 1901, Nr. 205.

denen Inhalt[1]), was Ign. F. Castelli in geschwätziger Plauderhaftigkeit vortrug, trägt nicht immer den Stempel der Wahrheit und am allerwenigsten den der Künstlerschaft an sich, und was L. A. Frankl in seinen feuilletonistischen Plaudereien vorlegte, beruht zwar vielfach auf Quellenstudien, läßt aber ebenfalls oft die nötige Kritik vermissen und setzt eigentlich zu einer Zeit ein, wo der Glanzpunkt der Wiener Geselligkeit längst vorüber, wo der Salon abgetan und das literarische Kaffeehaus seine Blütezeit erlebte.

Karoline Pichlers „Denkwürdigkeiten“ haben uns heute viel mehr zu sagen als ihren Zeitgenossen. Eine erfahrene, lebenskluge und geistig nicht unbedeutende Frau spricht aus ihnen, die auf ihrer langen Lebensbahn mit aufmerksamem Blick und scharfem Auge sich und die Umgebung scharf musterte und in klaren Bildern das, was sie sah, wiederzugeben und vor unser geistiges Auge hinzuzaubern verstand. Die „Denkwürdigkeiten“ sind das einzige Werk, das von den vielen Schriften der einst vielgefeierten und vielgepriesenen Schriftstellerin nicht der Vergessenheit anheimgefallen ist und auch nicht konnte, da sein Inhalt in seiner lauteren Wahrheit und frischen Klarheit unabhängig von jeder Zeitrichtung und jedem Zeitgeschmack ist und heute noch so unmittelbar wirkt wie zur Zeit seines Entstehens. Je mehr die Zeit über die Dichterin dahinschritt, desto mehr haben die „Denkwürdigkeiten“ als Zeugen einer vergangenen Zeit, deren Mitlebende vom Schauplatze des Lebens verschwanden, an Wert gewonnen. Doch immer seltener wird das Buch und immer schwerer wird es für die späteren Geschlechter all die Hindeutungen

---

[1]) Th. G. v. Karrajan in: Fontes rerum austriacarum, I. Abt. I. (Wien 1855), S. 1 ff.

und Anspielungen zu verstehen, so daß es gewiß eine Notwendigkeit war, dieses für uns bedeutungsvolle Werk einer Neuausgabe zuzuführen. Daß diese kein bloßer Wiederabdruck oder eine Auswahl sein konnte, wie ihn Joh. Eckardt[1]) und Max Mell[2]) 1912 versuchten, ist klar, da wir bei einem historischen Werk, und ein solches sind doch die „Denkwürdigkeiten" der Pichler, verlangen müssen, daß der Herausgeber es nach allen Richtungen klarstelle[3]). Was die Zeitgenossen, eben weil sie Mitlebende waren, ohne Erklärung verstanden, das muß für die Nachlebenden erläutert werden. Auch hätte die Wahrheitsliebe der Pichler ohne genaue Nachprüfung aller Ereignisse nicht festgestellt werden können und außerdem galt es, da die „Denkwürdigkeiten" ja die wichtigste und erste Quelle für Pichlers Leben und Dichten sind, durch die Erläuterungen die Grundlage für die Einzelforschung zu liefern. Wenn heute vielfach der Ruf ertönt, man möge des Dichters Wort ohne entstellenden Kommentar selbst sprechen lassen, so mag die Richtigkeit dieser Anschauung für ein dichterisches Werk bedingt zugegeben werden, falls sie nicht der Deckmantel für Faulheit und bequemen Honorarerwerb ist, aber bei einem Werk, das

[1]) Bücherei des österreichischen Volksschriftenvereins, Bd. 6. Brixen 1912. (Es liegt nur der erste Teil mit 128 Seiten vor.)

[2]) Österreichische Zeiten und Charaktere. Ausgewählte Bruchstücke aus österreichischen Selbstbiographien. Wien (1912), S. XVf. und 169ff.

[3]) Es ist dem Herausgeber gelungen, bis auf einen verschwindend kleinen Teil alles klarzulegen. Trotz Mithilfe des französischen Kriegsarchivs in Paris konnte aber über die französischen Offiziere Derüe, Guy, Mercier und Trembly nichts gefunden werden, da die Angaben der Pichler über sie zu unbestimmt sind. Ebenso war es unmöglich, Näheres über die Frauen v. Bräunersdorf, van Nuys, Freiin v. Ott und Westenholz, sowie über Prof. Kapp zu erlangen. Nicht aufklärbar war auch II, S. 458: 143.

nur der Form nach Dichtung sein könnte, sonst aber ein geschichtliches ist, fordert es schon die Rücksicht auf den heutigen Leser, mit den Erläuterungen nicht zu kargen. Die Furcht vor diesen ist eine unbegründete, denn Anmerkungen und Zitate sind eine Notwendigkeit für den Leser, wie bereits M. Bernays in schlagender Weise nachwies[1]), und höchstens unbequem für den Herausgeber, von dem man aber verlangen kann, daß er seinen Stoff gehörig verarbeite. Mögen Karoline Pichlers „Denkwürdigkeiten“ in ihrer neuen Form beim großen Lesekreis eine freundliche Aufnahme finden und dem Gelehrten nützlich werden, auf welch beide die erklärenden Anmerkungen Rücksicht nehmen.

* * *

Es erübrigt nunmehr dem Herausgeber nur mehr die angenehme Pflicht, allen jenen öffentlichen Anstalten und Personen, welche diese Ausgabe durch ihre Unterstützung ermöglichten, seinen ergebensten Dank auszusprechen. Vor allem gebührt dieser dem Stadtrat der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, welcher über Vorschlag seines Referenten, des Herrn Stadtrates Hans Arnold Schwer aus den Beständen der Stadtbibliothek die erste Niederschrift der Pichlerschen „Denkwürdigkeiten“ sowie den umfangreichen Briefwechsel der Pichler in entgegenkommendster Weise zur Verfügung stellte, auch die Wiedergabe einer Reihe bisher unveröffentlichter, in den Städtischen Sammlungen aufbewahrter Bildnisse gestattete. Ebenso gebührt mein Dank, sei es für freundliche Auskünfte, sei es für die Überlassung von Bildern, sei es für Be-

[1]) Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte, II, (Berlin 1899), S. 253ff., besonders S. 322ff.

reitstellung von Aktenmaterial, Protokollen und Handschriften, den Vorständen, beziehungsweise Beamten der Stadtbibliothek und Städtischen Sammlungen, des Stadtarchivs und des Totenbeschreibamtes der Stadt Wien, der k. k. Familien-Fidei-Kommißbibliothek, des k. u. k. Kriegs-Archivs, der k. k. Universitätsbibliothek, des Archivs im k. k. Ministerium des Innern und des Archivs des Landesgerichtes in Zivilsachen in Wien, des kgl. Preußischen Geheimen Staatsarchivs, der Geheimen Kriegskanzlei im Kriegsministerium und der kgl. Bibliothek in Berlin, der Széchényischen Bibliothek des Ungarischen National-Museums in Budapest, des kgl. Sächsischen Hauptstaatsarchivs in Dresden, des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main, des Großherzoglich Badischen General-Landes-Archivs in Karlsruhe, des Museums in Kaschau (Ungarn) und des k. k. Blinden-Instituts in Linz, des „Bureau des Archives Administratives au Ministère de la Guerre“ in Paris, sowie den Kanzleileitungen des Franz Josef-Ordens, des österr. kais. Leopold-Ordens und des h. a. Sternkreuz-Ordens in Wien und dem Sekretariate der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. Wie stets bei meinen Arbeiten wurde ich auch diesmal von Seite der hochwürdigen Geistlichkeit durch bereitwilligst erteilte Auskünfte, beziehungsweise durch Bereitstellung der Matriken gefördert; ich habe zunächst dem fürsterzbischöflichen Konsistorium in Wien, weiters den hochwürdigen Herren Stiftspfarrer P. Berthold Bayer, O. S. B., in Wien (Schotten), Jentsch in Weißtropp (Sachsen), Feldsuperior E. Kemény in Temesvár, Pfarrer und geistlichen Rat Roman Kohlhofer, O. S. B., in Wien VII (St. Ulrich), Hofburgpfarrvikar Prof. Dr. Josef Lehner in Wien, Stadtpfarrer Dr. K. Maierhof

in Graz, P. Guardian Burchard Paar, O. F. M., in Wien, Provinzial und Pfarrer P. Joh. Nep. Pix in Wien (Alservorstadt), fürstbischöflichen Konsistorialarchivar Matth. Schaffler in Graz, Ehrendomherr, Kur- und Chormeister Josef Roller (†1914) in Wien (St. Stephan), geistlichen Rat und Pfarrer Johann Stöber in Wien-Hernals (gest. 1913), Stadtpfarrer Alois Stradner in Leoben (Steiermark) und dem erzbischöflichen Vikar und Pfarrer Josef Svoboda in Prag-Kleinseite zu danken. Ergebensten Dank für Auskünfte, Bilder, Bücherdarleihung und andere Förderung schulde ich den Damen Frau Sektionsrat Emilie Khayl (Baden bei Wien), Fräulein stud. phil. Angela Neumann (Wien-Budapest) und Frau Anna Talkner (Wien), besonders aber Frau Irma Warmuth-Jancsó (Wien), die mir in bereitwilligster Weise ihre interessanten Pichlergegenstände zugänglich machte und mich auf einige Bilder im Privatbesitz hinwies; weiters den Firmen F. A. Brockhaus (Leipzig) und J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger (Stuttgart), sowie den Herren Dr. Richard Abeles (Wien), Schriftsteller Dr. Josef Bindtner (Wien), Stadtbibliothekar H. Brunner (Winterthur), Dr. Albert Figdor (Wien), Universitätsarchivar und Sektionsrat Dr. Arthur Goldmann (Wien), Schriftsteller Gustav Gugitz (Wien), Hofrat Dr. Eugen Guglia (Wien), Dr. August Heymann (Wien), Professor Ad. M. Hildebrandt (Berlin), Stadtarchivar F. Imbery (St. Pölten in N.-Ö.), Zivilstandesbeamten Jakob Kirchhofer (Stein am Rhein, Kanton Schaffhausen), Dr. Adolf Koczirz (Wien), k. u. k. Kustos Franz Friedrich Kohl (Wien), Bibliothekar Prof. Dr. H. A. Lier (Dresden), Oberbibliothekar Dr. F. A. Mayer (Wien), Kammerherr Dr. Börries E. Freiherr v. Münchhausen

(Hannover), Verlagsbuchhändler Franz Pichler (Wien), Redakteur und Landesexpeditor Friedrich Edlen von Pilat (Wien), Max v. Portheim (Wien), Direktor des städtischen Museums in Baden bei Wien Professor Dr. Rainer v. Reinöhl, Kustos Kaspar Schwarz (Innsbruck), Redakteur Paul Tausig (Baden bei Wien), Professor Dr. Karl Weller (Stuttgart) und Josef Wünsch (Wien).

Wien, am 10. Dezember 1913.

Dr. phil. Emil Karl Blümml

ERSTES BUCH

1769—1798

Dem Ende einer langen Reise nahe, deren letztes Ziel undurchdringliche Wolkenschleier noch vor dem Blicke verbergen, steht der Wanderer atemholend still, überdenkt den weiten Raum, welchen er schon zurückgelegt, den kleinen Rest, welcher noch zu durchlaufen ist, erwartet diesen, er mag nun länger oder kürzer sein, vertrauensvoll aus Gottes Hand, und erlaubt sich, die einzelnen Punkte jener langen Bahn, vom Anfange her, so getreu es sein Gedächtnis gestattet, sich zurückzurufen. Manche Erinnerung wird ihn beschämen, einige werden ihn erfreuen, alle aber sollen dazu dienen, ihn zum Danke gegen die Vorsicht, die ihn mit väterlicher Huld geleitet, anzuregen, und dann den nächsten Lieben, welche er noch in Mitte ihrer Bahn zurückläßt, ein Andenken an den vorausgegangenen Waller zu werden.

Erwarte ja niemand in diesen Blättern merkwürdige Vorfälle, sonderbare Schicksale, oder hervorragende Punkte der allgemeinen Geschichte des Vaterlandes zu finden, an welche das Leben der einzelnen sich oft kettet und, von jenen mächtigen Fittichen getragen, der Erinnerung ferner Zeiten zueilt. Mein Leben war höchst einfach, und Gellerts Vers:

— er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb[1]);

umschreibt im eigentlichsten Sinne den ganzen Kreislauf meiner Schicksale. Diese Armut an jedem hochwichtigen Ereignisse, an jeder bedeutenden äußeren Bewegung ist mir nie lästig oder als eine Ungunst des

Schicksals vorgekommen, vielmehr habe ich von jeher mein wahrstes Glück in der Stetigkeit und Gleichförmigkeit meiner Verhältnisse gefunden.

Darum auch können diese Blätter nicht leicht durch den Druck bekannt gemacht werden, denn erstens würde die Lesewelt, welche Unterhaltung und Aufregung sucht, von der Einfachheit der Erzählung ermüdet werden, und zweitens ist es der eigentliche Zweck dieser Schrift, wahr zu sein und meinen nächsten Geliebten zu zeigen, wie ich das geworden, was ich war, durch welche Einwirkungen, Umgebungen, Belehrungen, Irrtümer und Hindernisse mein Geist und Gemüt die Richtung erhalten haben, die ihnen jetzt eigen ist. Bei diesen Auseinandersetzungen müssen Personen, Bücher, Zeitumstände und vor allem Zeitgeister geschildert und deutlich gemacht werden, von denen aufrichtig und nach gerechter Würdigung zu reden, jetzt nicht mehr erlaubt ist. Ein Büchelchen, das die Zeiten Kaiser Josefs II. und der Begriffe, welche in jenem merkwürdigen Dezennium in Österreich gang und gäbe geworden sind, mit Wahrheit, wenn auch nicht mit durchgängiger Billigung erwähnen und die Wirkung schildern will, die jene Zeit auf ein junges, lebhaftes Gemüt ausübte, dessen geistige Entwicklung von 10 bis 20 Jahren gerade in jene Periode fiel, ein solches Buch darf keine Hoffnung nähren, wie harmlos es übrigens sein möge, jetzt in Österreich gedruckt zu werden. Auch ist mein Selbstbekenntnis zunächst nur für meine Familie bestimmt. Sollten bis zu meinem Tode die Umstände im Vaterlande sich ändern und wieder einige Gedanken und Preßfreiheit bis dahin in Österreich möglich sein, so steht es der Willkür meiner hinterlassenen Lieben frei, welchen Gebrauch

sie von dieser Arbeit machen wollen, die ihnen gewidmet ist[2]).

Noch eine Absicht habe ich mit dieser Wiederholung meines Lebens. Sie soll mir, und wenn sie andere lesen, auch diesen dienen, den Gang zu beobachten, welchen die göttliche Gnade mit einem irrenden Geschöpf genommen, um es durch unmerkliche und unzuberechnende Einwirkungen und Erleuchtungen allmählich von den Pfaden der Welt und des beginnenden Unglaubens zum Heil zurückzuführen. Je mehr ich diesen Fügungen nachsinne, je mehr erfüllen sie mich mit Dank gegen Gott und mit Verwunderung, wie ein schwacher Glaubensfunke sich inmitten einer ganz irreligiösen Zeit und Umgebung in mir erhalten, nach und nach an geringen und scheinbar zufälligen Ereignissen verstärken, entzünden, und allmählich zu einem wohltätigen Lichte erweitern konnte, welches nicht allein mein Inneres jetzt beglückend erleuchtet, sondern mit Gottes Hilfe auch den Rest meines Lebensweges erhellen und mir das dunkle Tal des Todes minder furchtbar machen soll.

* * *

Wenn je eine Art von Ahnenstolz nicht bloß erlaubt, sondern geziemend ist, so ist es der auf die Tugenden, die Rechtlichkeit und nützlichen Leistungen seiner Voreltern und Eltern, und in dieser Hinsicht wird man es mir zugute halten, wenn ich am Eingange meines eigenen Lebenslaufes etwas weitläufiger von meinen Eltern spreche. Da es ohnehin die Bestimmung dieser Blätter hauptsächlich ist, zu zeigen, wie ich durch Umgebung, Umstände und eigene Anlagen die Bildung erhalten, die jetzt meine Persönlichkeit ausmacht, so stehen

hier wie überall die Eltern billig obenan; denn ihre Denk- und Handlungsweise hat ja den ersten und bleibendsten Einfluß auf alles, was Kinder sind und werden.

Meines Vaters Eltern waren wohlhabende Personen des Mittelstandes. Der Großvater[3]), der ein kräftiger, kluger Mann gewesen sein muß, liebte die Kunst, und verwendete den Überschuß seiner Einkünfte und seiner Muße (er war Beamter des Stadtmagistrats) auf eine Sammlung von gar nicht unbedeutenden Gemälden, der er in seinem eigenen Hause ein geziemendes Lokal baute und einrichtete, und die ich noch wohl gekannt habe. Einige der besten Stücke wurden später in die k. k. Bildergallerie verkauft, wo sie noch zu sehen sind[4]). Dieser Großvater starb aber in der Blüte seiner Jahre, als mein Vater ein halberwachsener Knabe war, und die Witwe[5]), eine rasche, tätige Frau, erzog den Sohn nun allein. Sie verstand Latein, und war überhaupt für jene Zeit gebildet genug, so daß auch des Sohnes vorzüglicher Geist sich unter ihrer Leitung glücklich entfalten konnte. Die Liebhaberei des Großvaters war in gewisser Hinsicht auf seinen Sohn übergegangen, nur daß sie bei dem lebhaften Gefühle meines Vaters sich noch reger und als ausübende Kunst entfaltete; denn er zeichnete und malte fast ohne alle Anleitung sehr artig. Zugleich erwachte der Geist der Poesie in ihm, und die Musik ward seine Lieblingsunterhaltung. So von allen schönen Künsten angezogen, mit ihren damaligen Leistungen vertraut, zeichnete er sich ebenfalls in seinen Studien aus, und gern hätten die Patres der Jesuiten, unter denen er, wie damals alle jungen Leute, studierte, und welche ihre Zöglinge sehr wohl zu würdigen verstanden, ihn beredet, in ihren Orden zu treten. Dazu aber bezeigte mein Vater keine Lust,

das Leben lächelte ihm zu freundlich im Geleite der Musen, und im Besitz eines unabhängigen, wenn auch nicht großen Vermögens. Er studierte die Rechte, und wurde bei der Böhmischen Hofstelle angestellt, deren Chef, der damalige Oberstkanzler Graf Rudolf von Chotek[6]), den eben so geschickten als sittlichen jungen Mann, den heitern, gebildeten Gesellschafter bald auszeichnete und mit vorzüglicher Achtung behandelte[7]).

Von meiner Mutter Eltern weiß ich nur wenig. Ihr Vater[8]) war aus dem Hannoveranischen gebürtig und Offizier im k. k. Regiment Wolfenbüttel. Wahrscheinlich war seine Frau bei der Geburt dieses Kindes oder bald darnach gestorben. Meine Mutter hatte sie nie gesehen und erinnerte sich auch keines andern Geschwisters. Der Vater hatte das kleine, kaum fünfjährige Mädchen bei sich, zog mit ihm und dem Regimente — mühsam genug, wie man denken kann — auf ungarischen Dörfern umher, und kam zuletzt, da das Regiment in Wien Garnisonsdienste tun sollte, mit demselben nach Wien[9]). Hier erkrankte er schwer und starb nach kurzer Zeit, das unmündige Kind unter lauter fremden Menschen, fremden Glaubens (denn mein Großvater war protestantisch), im fremden Lande zurücklassend. „Du armes Kind, was wird aus dir werden!“ waren seine letzten schmerzlichen Worte zu der kleinen Charlotte (so hieß meine Mutter) gewesen, die sich ihrem kindischen Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt hatten. Aber die Vatersorge und des Vaters Gebet hatte seinen Weg zu Gottes Thron gefunden, und der allgemeine Vater unser aller bewies sich auch als solcher an der verlassenen Waise. Er bereitete ihr auf wunderbare Weise ein Los, wie sie es bei Lebzeiten ihrer Eltern kaum hätte hoffen dürfen.

Eine Kammerdienerin oder Kammerfrau der verstorbenen, hochseligen Kaiserin Maria Theresia — Tochter Karls VI. — befand sich abends in einer Gesellschaft zu Wien, in welcher auch einer oder einige Offiziere des kürzlich eingerückten Infanterieregiments waren. Zufälligerweise kam die Rede auf dasselbe, und der eine Offizier sagte, daß sie bereits das Unglück gehabt, einen aus ihrer Zahl — den Oberleutnant Hieronymus[10]) — zu verlieren, und daß er nichts als ein fünfjähriges, ganz hilfloses Mädchen hinterlassen habe, für das einstweilen seine Kameraden Sorge tragen müßten.

Als die Kammerfrau abends ihre Gebieterin auskleiden half, und die gütige Monarchin sich herablassend nach den Tagesbegebenheiten ihrer Frauen erkundigte, erzählte jene das Gespräch mit dem Offizier von Wolfenbüttel*). Die Kaiserin hörte aufmerksam zu, ihr menschenfreundliches Herz wurde in Mitleid für das verlassene Kind gerührt: Ich will das Mädchen holen lassen, sagte sie, — sorgt dafür, daß sie mir gebracht werde.

Meine Mutter war im protestantischen Glauben geboren worden, dem auch die meisten Offiziere des Regiments zugetan waren. Der Befehl der Kaiserin ließ sie nichts anders erwarten, als daß das Kind, dessen sie sich annehmen wollte, in der katholischen Religion erzogen werden würde. Trotz der gerühmten Toleranz ihrer Konfession suchten sie aus allen Kräften dies zu verhindern, und verbargen das Mädchen mehrere Tage lang vor den Nachsuchungen, welche die Leute der

*) Vielleicht machte der Umstand, daß dies Regiment den Namen des Geschlechts der Kaiserin Elisabeth, der Mutter Theresias trug, sie demselben geneigter.

Monarchin nach demselben anstellten. Endlich fand man es auf, in einem Hause einer Vorstadt Wiens; es wurde nach Hof gebracht, dort unter Aufsicht eines alten, aber sehr würdigen Fräuleins von spanischer Herkunft, Isabellas Düplessis[11]), in den wenigen Fertigkeiten unterrichtet, die man dazumal von einem Mädchen forderte, und mit noch einigen Fräulein zum persönlichen Dienst bei der Kaiserin bestimmt.

Meiner Mutter ungewöhnlich lebhafter und durchdringender Geist fühlte bald die Schranken, welche die Beschränktheit ihrer Umgebungen demselben anlegte. Sie dürstete nach Kenntnissen, nach gründlichen Erklärungen der Dinge oder Begebenheiten, die sie um sich sah, und sie benutzte die Besuche einiger älterer, gebildeter Männer, welche in das Haus ihrer Erzieherin kamen, um von ihnen Antwort auf die Fragen zu erhalten, welche sich ihr während der Zeit aufgedrängt, und die sie sich deshalb aufzuschreiben pflegte. So strebte ihr Geist weit über ihre Lage, über ihre Gefährtinnen hinaus, und bildete sich meist aus sich selbst.

In diesem Alter war sie auch oft die Spielgefährtin der kaiserlichen Prinzessinnen und lernte in diesem ungezwungenen Beisammensein jene nahe und genau kennen, welche einst die ersten Throne Europas einzunehmen bestimmt waren[12]). Etwas später, da man die ungewöhnlichen Fähigkeiten dieses Kindes beurteilen lernte, wurde sie zur künftigen Vorleserin der Kaiserin bestimmt, und zu dem Ende der Obersthofmeisterin Gräfin Fuchs[13]) (nach dem Brauch jener Zeit Gräfin Füchsin genannt) übergeben, bei welcher sie sich im Lesen von Druck- sowohl als Handschriften üben mußte.

Als sie ihr dreizehntes Jahr erreicht[14]) hatte, fand man sie geschickt und klug genug, um ihren nicht leichten Dienst anzutreten, und schon dies bürgt für ihre hohe Geisteskraft und Fähigkeit. Sie hatte in dieser Stelle teils mit andern Fräulein ihres Ranges, welche insgesamt den Titel kaiserlicher Kammerdienerinnen trugen, die Toilette und persönliche Bedienung ihrer Gebieterin zu besorgen, teils allein das Amt, der Regentin vorzulesen. Diese Lektüre bestand aber nicht in Romanen oder Unterhaltungsbüchern; es waren Geschäftsschriften, Berichte, Depeschen, kurz Staatsangelegenheiten, über welche die Monarchin selbst entschied, und in denen sie mit unermüdlicher Anstrengung täglich viele Stunden arbeitete, wobei meine Mutter ihr vorlas und überhaupt oft Sekretärsdienste verrichtete.

Natürlich waren wichtige Geheimnisse in den Händen des jungen Mädchens, aber ein frühreifer Geist, bei dem vielleicht die einsame Stellung, ohne Blutsverwandte, ohne Freunde, auf einer Höhe, die von vielen beneidet ward, noch die angeborne Urteilskraft vermehrte und den Beobachtungssinn schärfte, dieser wahrhaft männliche Geist gab meiner Mutter die Kraft, die Verschwiegenheit, die ganze würdige Haltung, welche ihr Platz forderte, und welche ihr das Vertrauen der Fürstin bis an deren Tod sicherte.

Maria Theresia führte ein äußerst tätiges und sehr regelmäßiges Leben. Um fünf Uhr im Sommer, im Winter wahrscheinlich später, stand sie täglich auf, und eine Klingel rief ihren Zofen. Es war Etikette, daß keine anders als frisiert, im seidenen Kleide (man kannte damals unsere Perkals, englische Leinwand usw. nicht), ja selbst im Reifrocke, der aber zum Negligée

nur von kleinem Umfang war und Hanserl genannt wurde, vor der Fürstin erscheinen durfte. Dies machte sehr frühes Aufstehen auch den Kammerdienerinnen, wenigstens denen, welche für diesen Tag im Dienste waren, notwendig. Die Toilette der Kaiserin war der mühsamste, wie der unbelohnendste Teil des Dienstes, den meine Mutter zu versehen hatte. Da sie ihn aber mit ebensoviel Geschmack als Schnelle und Geschicklichkeit versah, so ward ihr die Pflicht, ihre Monarchin täglich zu frisieren, dahingegen die andern Fräulein im Dienste abwechselten und manchen Tag ganz frei hatten. Diese ganz freien Tage wurden auch meiner Mutter nach ihrer Tour, nur daß das Frisieren am Morgen und das Vorlesen auf die Nacht jeden Tag ihr ausschließendes Geschäft blieb, in welchem keine andere sie ablösen konnte, weil keine es so zu verrichten verstand wie sie.

Dieses Frisieren und die Verfertigung des Kopfputzes war denn aber auch für meine Mutter eine nur zu ergiebige Quelle von Verdruß und Kränkungen. Man kennt das Wort, welches über Elisabeth von England gesprochen wurde: „Selbst die größte Königin ist doch eine Frau.“ Dieses Wort, obgleich Maria Theresia, ihren moralischen Eigenschaften nach, als Frau weit über Elisabeth stand, traf sie doch auch, und sie unterlag dem allgemeinen Los unsers Geschlechtes. Ihre Gestalt, die aber wirklich von höchster Schönheit war, und die Ausschmückung derselben durch vorteilhaften Putz beschäftigte sie etwas mehr, als man gemeinhin von einer Frau, die mit so vielem Geist, mit so viel männlichem Starkmut so weite Länderstrecken zu beherrschen verstand, hätte vermuten sollen[14a]). Nur muß man zur Steuer der Wahrheit hinzusetzen, daß

diese Freude an ihrer Schönheit, und die Zeit, die sie ihr widmete, nie ihren wichtigeren Pflichten Eintrag tat; noch viel weniger aber Gefallsucht oder eine größere Aufmerksamkeit für das andere Geschlecht zur Quelle hatte. Maria Theresia stand in dieser Rücksicht fleckenlos vor ihrem Zeitalter, und, was noch weit mehr sagen will, auch vor ihrer Umgebung, ihren dienenden Frauen, im höchsten Glanz frommsittlicher Würde und ehelicher Treue da. Wie ein Mädchen aus den mittleren Ständen, bei denen mehr das Herz als eigennützige Rücksichten die Wahl des Gatten bestimmt, und man für sich und nicht für seine Väter liebt (wie Haller sagt)[15], hatte sie den Gemahl gewählt, den schönen, liebenswürdigen Jüngling, der mit ihr erzogen worden oder sich doch während seiner Jugend am Hofe ihres Vaters aufgehalten hatte. Weder Landesmacht noch große Vorteile brachte ihr in politischer Hinsicht die Ehe mit dem Prinzen Franz von Lothringen, der später das Großherzogtum Toskana erhielt[16]. Aber er und sein Bruder Karl[17] lebten am Hofe Kaiser Karls VI., und seine zwei Töchter, Maria Theresia und Marianna[18], neigten sich in Liebe zu den beiden Brüdern. Theresia teilte den Thron ihrer reichen Erbstaaten mit Franz von Lothringen, und Marianna brachte ihrem Gemahl das Gouvernement der Niederlande. Nie hat Maria Theresia je einen andern Mann schön oder anziehend gefunden, und meine Mutter, eine Frau von so vielem Geiste, daß ich keine in dieser Rücksicht mit ihr zu vergleichen weiß, eine Frau, die in ihrer ganzen Denkart so weit von blindem Enthusiasmus als Schmeichelei und Schranzenwesen entfernt war, die die Fehler und Schwächen ihrer Gebieterin wohl sah und sehen mußte,

weil sie dreizehn Jahre um sie lebte, hat in Rücksicht weiblicher Würde und ehelicher Treue Marien Theresien immer als das Vorbild ihres Geschlechtes gepriesen.

Ihre trübsten Stunden hatte meine Mutter also bei der Toilette der Kaiserin oder bei der Verfertigung ihres Putzes, denn dazumal wußte man nicht so viel von Marchandes de mode, und die Fräulein, welche die Monarchin bedienten, waren auch größtenteils ihre Putzmacherinnen. Oft — sehr oft mußte eine Haube vier- bis fünfmal anders gesteckt werden, bis sie nach dem Geschmacke der Gebieterin war, und wer diese Art von Arbeit zu beurteilen versteht, wird wissen, daß ein öfteres Auf- und Andersmachen der Sache gar nicht förderlich ist, ja meistens die Schönheit der Stoffe und des Zubehörs ganz zerstört. Ebenso ging es mit der Frisur. Auch an dieser zupfte, rupfte, änderte die hohe Frau so viel und so lange, bis sie verdorben war und neu gemacht werden mußte, was denn bei der damaligen Art des Haarputzes gemeiniglich dahin führte, daß der ganze Bau zerstört, die Haare ausgekämmt und nicht selten neu in Papilloten gewickelt und gekräuselt werden mußten. Daß die Gebieterin dabei übellaunig wurde, daß die Zofen das entgelten mußten, ist ebenso natürlich — und die Erinnerung an alle die trüben Stunden, welche Putz und Toilette ihr gemacht hatten, mag wohl schuld gewesen sein, daß meine Mutter selbst in den Jahren, wo sie noch wohl Freude daran hätte haben können, sich vorteilhaft und ihrer sehr niedlichen Figur gemäß anzuziehen, sich schon ganz matronenhaft, und, wie ich mich aus den Bildern meiner Kindheit wohl entsinne, beinahe altfränkisch kleidete. Auch auf mich

hatten jene Erinnerungen Einfluß, denn ich mußte wie in allem, so besonders bei meiner Toilette sehr hurtig zu sein lernen, und es wurde mir für die damalige mühsame Art des Anzuges und der Frisur ungemein wenig Zeit gegönnt, um beides an mir zu bewerkstelligen.

* * *

Eine viel minder verdrießliche, wenn gleich auch anstrengende Art des Dienstes, war das Vorlesen der Geschäftsschriften in den verschiedenen Sprachen, welche in den weiten Provinzen der Erbstaaten geredet wurden; deutsch, italienisch, französisch (in den Niederlanden) und lateinisch (in Ungarn). Da Französisch damals noch viel mehr als jetzt die Sprache der höhern Stände, ja der gebildeten Welt überhaupt war, so war sie denn auch an Maria Theresias Hof die herrschende, zumal da ihr Gemahl, Kaiser Franz I., als geborner Lothringer kaum Deutsch verstand und es nie sprach, auch seinetwegen viele Personen in den Hofdiensten Lothringer oder Niederländer waren. Meine Mutter hatte das Französische daher von ihrer Kindheit an wie eine zweite Muttersprache, ja wie ihre eigentliche gelernt und sprach und schrieb es mit gleicher Fertigkeit. Auch das Italienische war ihr geläufig. Damals wurde es überhaupt viel am Hofe und in Wien gesprochen, und der Dichter des Hofes war stets ein Italiener; früher unter Kaiser Leopold, Apostolo Zeno[19]), später der hochberühmte Metastasio[20]), eigentlich Trapassi genannt, den ich noch persönlich gekannt habe. Alle Schauspiele, welche dem Hofe zu Ehren oder bei feierlichen Gelegenheiten gegeben wurden, waren italienische Opern, an deren Schlusse jedesmal in einer kleinen Strophe, welche den Namen

Licenza führte, ein Kompliment angebracht war, welches den Inhalt der Oper mit einer schmeichelhaften Anwendung auf die gegenwärtige Feierlichkeit verband [21]).

Diese beiden Sprachen waren meiner Mutter also sehr geläufig, und sie redete sie wahrscheinlich zierlicher und korrekter als ihre Muttersprache; denn damals galt noch von den meisten Einwohnern Wiens in den höheren Ständen, was ein Dichter von sich sagt:

Ich spreche Wälsch wie Dante,
Wie Cicero Lateinisch,
Wie Pope und Thomson Englisch,
Wie Demosthenes Griechisch,
Wie Diderot Französisch
Und Deutsch — wie meine Amme.

Selbst die Kaiserin bediente sich des ganz gemeinen österreichischen Jargons, und folgende zwei Anekdoten, die ich oft aus dem Mund meiner seligen Mutter hörte, werden dienen, jene Zeit zu charakterisieren, von der ich spreche. Ein Fräulein aus Sachsen wurde als Kammerdienerin bei der Kaiserin angestellt, und meine Mutter, welche ihr damals schon mehrere Jahre gedient hatte, bekam den Auftrag, die Neue, so hieß jede Letzteingetretene unter den Fräulein, zum Dienst abzurichten. Das sächsische Fräulein nahm also in zweifelhaften Fällen immer ihre Zuflucht zu meiner Mutter, als ihrer Lehrerin. Eines Tages kam sie ganz verlegen und ängstlich zu ihr, und bat sie, ihr zu sagen, was sie zu tun habe. Ihre Majestät die Kaiserin habe das Blabe Buich verlangt. — Meine Mutter mußte lächeln, sie gab der Sächsin ein blaues Buch, in welchem die Kaiserin eben zu lesen pflegte, mit dem Bedeuten, es der Monarchin zu überreichen. Lange wollte die andere es nicht glauben, daß mit jener Bezeichnung ein blaues Buch gemeint sein sollte; —

indes meine Mutter beharrte darauf, Fräulein M**[22]) übergab das Buch, und sieh! — es war das rechte. Diese Anekdote erklärt hinreichend, warum in den glänzenden Zirkeln Französisch oder Italienisch und nie Deutsch gesprochen wurde.

Kurz vor der Geburt einer ihrer jüngsten Prinzessinnen stritt die hochselige Kaiserin mit einem Grafen Dietrichstein[23]) scherzhaft darüber, ob das zu erwartende Kind ein Prinz oder eine Prinzessin sein würde. Der Graf behauptete das erste, die Kaiserin das zweite. Es wurde eine Wette eingegangen; — die Kaiserin behielt recht, das Kind war eine Erzherzogin, und Graf Dietrichstein mußte bezahlen. Da half er nun, im Geschmacke jener Zeit, sich mit einer sehr artigen Galanterie. Er ließ sein Bild in kniender Stellung von Porzellan verfertigen, und diese Gestalt reicht mit der einen Hand der Kaiserin ein Blatt, worauf folgende Verse Metastasios standen:

Perdo, è ver, l'augusta figlia
A pagar m'ha condannato,
Ma s'è ver che a te somiglia,
Tutto il mondo ha guadagnato[24]).

Die ganze Idee, welche vermutlich von Metastasio herrührte, ist ebenso zart als schmeichelhaft, und macht seiner Erfindungskraft Ehre; dennoch kann man nicht umhin, wenn man sich jenes Geschenk lebhaft vergegenwärtigt, das porzellanene Figürchen, aller Wahrscheinlichkeit nach, weil es Porträt war, mit Staatskleid, Perücke und Degen, welches da kniend ein beschriebenes Blatt überreicht, komisch zu finden. Doch das Ganze zeigt den Geschmack und Ton jener Zeit, wo die schöne deutsche Literatur sich kaum mit ihren ersten Strahlen in Norddeutschland zu zeigen

anfing, bis zu uns aber noch nicht gedrungen war, und alles, was las und Sinn für Bildung hatte, bloß französische oder italienische Literatur kannte.

Latein war die vierte Sprache, welche in den Geschäftspapieren, die meine Mutter ihrer Monarchin vorlesen mußte, vorkam. Die Kaiserin verstand sie vollkommen, redete sie vielleicht auch mit ihren ungarischen Magnaten und rief ihnen in diesen Akzenten jenen unvergeßlichen Tag zurück, an dem sie, von den Mächten von halb Europa bekriegt und mit dem Verlust aller ihrer, von eben jenen Mächten garantierten Staaten bedroht, die schöne, junge, unglückliche Fürstin, den königlichen Säugling auf dem Arm, auf dem Reichstag ihrer treuen Ungarn erschien, sie zum Beistand aufforderte, und solchen Enthusiasmus in ihnen erregte, daß Greise und Helden begeistert und gerührt die Säbel zogen, und einstimmig, alle für ihren König Maria Theresia zu sterben, schwuren. Gar gern erinnerte sich die große Frau jenes Tages, wo sie den dreifachen Triumph: der verfolgten Tugend, des rechtmäßigen Königtums und der Schönheit gefeiert hatte[25]). Immer blieb sie der ungarischen Nation vorzüglich gewogen, und jener Anstrengungen, die sie damals machte, um ihr den Thron ihrer Väter zu erhalten, dankbar eingedenk.

In dieser Sprache nun (im Latein) gab die Kaiserin selbst meiner Mutter die notdürftigste Anleitung, damit diese ihr verständlich vorlesen konnte. Vieles begriff meine Mutter durch das verwandte Französisch und Italienisch, das übrige erklärte ihr, soweit es nötig war, ihre Gebieterin. So las sie denn derselben viele Stunden und Stunden, besonders abends und nach dem sehr mäßigen Nachtessen, welches die Kaise-

rin in ihren Zimmern allein zu sich nahm, die Geschäftspapiere ihrer verschiedenen Staaten vor. Diese Lektüre dauerte fort, nachdem die Monarchin sich schon entkleiden lassen und zu Bette gelegt hatte, und selbst dann noch, bis der Schlaf sie überwältigte. Dann erst bekam meine Mutter die Erlaubnis, sich zu entfernen.

Wohl umgaben Glanz und Herrlichkeiten meine Mutter in ihrer Jugend, aber ihr Dienst war, wie man aus dem obigen sieht, nichts weniger als leicht, und manche Angewöhnungen der Monarchin machten ihn noch beschwerlicher. So z. B. konnte diese, als eine große, starkgebaute Frau, gar keine Wärme vertragen, wie sie denn überhaupt, trotz ihrer hohen Geburt und des königlichen Glanzes, der schon ihre Wiege umgab, in Rücksicht ihres Körpers nichts weniger als weichlich oder in ihren Gelüsten fordernd war. Geheizt durfte bei ihr fast gar nicht werden, die Furcht vor Zugluft kannte sie nicht, sie wußte nicht, was ein Rheumatismus sei, und selbst im Winter stand oft ein Fenster neben ihrem Schreibtisch offen, durch das der Wind meiner Mutter den Schnee auf das Papier warf, aus welchem sie vorlas. Eine Anekdote mag zum Belege des hier Gesagten dienen. Die Kaiserin, welche wirklich fromm und eine Christin im edelsten Sinne des Wortes war, ging, solange es ihr körperliches Befinden erlaubte, jährlich mit der Frohnleichnamsprozession. An einem solchen Tage, als sie zu dem Ende von Schönbrunn nach der Stadt gefahren war, kam sie gegen Mittag, furchtbar erhitzt und ermüdet von dem heißen Juniustage, von der Schwere und Größe ihrer Person und dem langen, meist der Sonne ausgesetzten Gange durch die halbe Stadt, nach Schönbrunn zu-

rück. Sie ließ sich sogleich ganz entkleiden — und setzte sich dann in der Mitte eines Kabinetts nieder, in welchem Fenster und Türen geöffnet werden mußten, mit nichts als einem Mieder, Rock und Pudermantel bekleidet, trank Limonade, aß Erdbeeren in Eis gekühlt und ließ sich von meiner Mutter die Haare auskämmen, die so naß waren, daß meine Mutter mehr als einmal ihre Hände trocknen mußte. Das alles schadete der kräftigen, noch immer blühenden Frau nicht im geringsten, aber es machte auch, daß sie sehr wenig Rücksicht auf Bedürfnisse oder Wünsche solcher Art bei ihrer dienenden Umgebung nahm, und Abhärtung, Nichtachtung seiner selbst und Unempfindlichkeit gegen schädliche Einwirkungen, welche sie, die kaiserliche Frau, besaß, bei dem dienenden Personale teils voraussetzte, teils forderte. Und so wie sie, hart gegen sich selbst, jede körperliche Verweichlichung oder Schwächlichkeit haßte, war ihr auch jede sittliche Schwäche und übergroße Weichheit zuwider. Ihrer eigenen Kraft und so mancher Gelegenheit sich bewußt, wo sie durch diese und durch ihren Mut sich aus gefährlichen Lagen gerissen und schwere Leiden mit Selbstverleugnung getragen hatte, forderte sie Ähnliches von ihren Umgebungen und mochte kein weinerliches Wesen und keine zu große Empfindlichkeit um sich leiden.

So bildete sich im steten Umgang mit dieser wahrhaft großen Frau, von ihrer Zufriedenheit oder ihrem Tadel geleitet, von ihrem Beispiele ermutigt, meiner Mutter von Natur kräftiger Geist und gesunder Körper auf eine Weise aus, der sie noch in ihren hohen Jahren zum Gegenstand der allgemeinen Achtung und des Erstaunens für viele machte. Bei einem schlanken,

zierlichen Körperbau, von mittelmäßiger Größe, besaß meine Mutter eine ungewöhnliche Fülle von Lebenskraft und Gesundheit, welche wohl das Erzeugnis einer unverdorbenen Natur, einer abhärtenden Erziehung und ihrer eigenen Behutsamkeit und strengen Mäßigkeit war, so daß sie für den Einfluß der Witterung, der Zugluft, veränderter oder unverdaulicher Speise ganz und gar unempfindlich war, und bis in ein sehr hohes Alter, ihre Sehkraft ausgenommen, welche gegen das Ende ihres Lebens sehr schwach wurde, alle ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten unvermindert erhielt.

* * *

Maria Theresia forderte viel von ihren Dienerinnen; doch umgab sie sie dafür auch mit Glanz, Wohlstand und Ansehen, wodurch die einzelnen sich nicht bloß geehrt und nach Maßgabe ihrer Denkart auch beglückt fühlten, sondern wodurch ihnen auch ein Begriff ihrer eigenen Würde eingeflößt wurde, der vielleicht besser als die strengsten Verhaltungsbefehle dazu diente, sie vor fremder Zudringlichkeit und eigener Vernachlässigung zu bewahren. Sie standen unter einer Art von häuslicher, ja mütterlicher Aufsicht, mußten es melden, wenn sie ausgehen wollten und bemerken, wohin; dann wurde ihnen eine Hofequipage zu diesem Behuf angespannt oder irgendeine angesehene Frau, die aber dazu eigens bei der Monarchin die Erlaubnis nachsuchen mußte, durfte das Fräulein in ihrer eigenen Equipage abholen und mußte sie auch wieder ebenso zurückführen. Auf andere Art oder in einem Fiaker war durchaus den Kammerdienerinnen nicht erlaubt, auf den Straßen zu erschei-

nen. In früherer Zeit wurden sie sogar mit sechs Pferden geführt, späterhin nur mit zweien. In Gesellschaften gebührte ihnen der Rang einer Hofrätin, und wenn keine solche gegenwärtig war, nahm das Fräulein vom Hofe vor den übrigen verheirateten Damen den Ehrenplatz auf dem Kanapee ein.

Ihren Tisch hatten sie vom Hofe, ihre Besoldungen waren mäßig, aber die Freigebigkeit der Monarchin, die vielen Teilungen ihrer Garderobe ersetzten ihnen das reichlich, und sie fanden bei Ordnungsliebe und Sparsamkeit stets die Mittel, sehr geschmackvoll und glänzend angezogen zu sein und doch etwas zurückzulegen. An den Tagen, an welchen sie den Dienst nicht hatten, war es ihnen auch vergönnt, auf ihren Zimmern Bekannte, selbst Männer, nicht bloß vom Hofe, sondern auch aus der Stadt, zu sehen, nur mußte die Kaiserin davon benachrichtigt und dies Personen von unbescholtenem Rufe sein.

Auf diese Art entspannen sich denn manche Bekanntschaften, und auch die mit meinem Vater. Es war in der traurigen Zeit des Siebenjährigen Krieges, als Schrecken, Angst und Siegesruhm so oft in Wien und in der kaiserlichen Burg wechselten. Wohl erinnere ich mich noch an ein paar Züge, welche meine Mutter mir aus jener Zeit erzählt hat. Als König Friedrich mit seinen glücklichen Waffen immer weiter vorwärts drang, bereits in Mähren stand und Olmütz zu belagern anfing, da war am kaiserlichen Hofe eben die Zeit gekommen, auf eines der Lustschlösser zu ziehen. Es wurde also in den Kammern gepackt und zur Landfahrt zugerüstet. Meine Mutter war an den Koffern beschäftigt, um die Garderobe und täglichen Bedürfnisse ihrer Gebieterin einzupacken. Eben vor-

her war die Schreckensnachricht von jener Belagerung gekommen. Ohne zu klagen, ohne sich weiter zu äußern, sagte die Monarchin, indem sie, durchs Zimmer gehend, die Reiseanstalten betrachtete, zu meiner Mutter: „Nimm etwas mehr mit, vielleicht gehen wir weiter"[26].

Der Kurier von der Schlacht bei Hochkirch traf am Theresiatage, den 15. Oktober, hier ein, abends ziemlich spät, als schon die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hofes sich nach der Cour und Assemblée bei der Monarchin in ihre Zimmer zurückgezogen und angefangen hatten, sich auszukleiden. Die frohe Siegesbotschaft wurde schnell von der Kaiserin in alle Kammern ihrer Kinder gesendet und wunderlich geputzt, — jene Erzherzogin mit den Edelsteinen im Haare, aber im Nachtkleide, diese im Reifrocke und Galakleide mit zerstörter Frisur; Prinzen halb in Uniform, halb im Hausrocke, kamen sie eiligst wieder in den Zimmern ihrer erlauchten Mutter zusammen, um ihr, nach der Feier des Namenstages, noch zu der Feier des Sieges Glück zu wünschen[27].

* * *

Während dieser und ähnlicher abwechselnden Szenen entspann sich das zärtliche Verhältnis meiner Eltern. Mein Vater hatte unterdes die Stelle eines Sekretärs bei der böhmisch-österreichischen Kanzlei erlangt[28], er durfte allerdings als Freier auftreten, aber ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen, wollte ihm noch immer nicht gelingen. Schon sehr oft war die Hand meiner Mutter von glänzenden und auch von minder bedeutenden Freiern gesucht worden. Außer den persönlichen Annehmlichkeiten einer sehr zier-

lichen Gestalt, anmutiger Gebärden und eines ausgezeichneten Geistes, war auch die Aussicht auf besondere Gunst und Unterstützung von Seite der Monarchin, welche ihrer geschätzten Dienerin und Vorleserin, und um ihretwillen auch dem künftigen Gemahl nicht wohl fehlen konnte, ein Hauptreiz, welche Freier lockte. Aber sie alle, welche bei der Monarchin selbst, die in so vielem und würdigem Sinn Mutterstelle bei ihren Untergebenen vertrat, ihr Gesuch anbringen mußten, sahen sich bisher abgewiesen. Bei den meisten, ja fast bei allen, war meiner Mutter Herz gleichgültig geblieben. Nur einer, ein geborner Ungar[29]), dessen Porträt sie noch lange Jahre nachher besaß, und dessen in Rousseaus Konfessionen[30]) als eines höchst interessanten und liebenswürdigen jungen Mannes erwähnt wird — hatte ihr Herz tiefer gerührt. Nicht bloß der Wille der Monarchin, auch ungünstige Verhältnisse in der Familie des jungen Ungars zerrissen das Bündnis. — Er starb bald darauf; meine Mutter gedachte seiner nie ohne Rührung. Bei meinem Vater, der ihre ganze Achtung und innige Neigung erworben hatte, fürchtete sie ebenfalls, die Einwilligung der Kaiserin nicht zu erhalten. Diese hatte gegen jede Verbindung, welche meine Mutter eingehen sollte, etwas einzuwenden. Freilich ist wohl kein Bündnis, kein Verhältnis in der Welt jedem Wunsche und jeder Forderung so ganz gemäß, daß sich nicht mit mehr oder minderem Anschein etwas dagegen aufbringen ließe. Bei der Monarchin aber mag wohl die Abneigung, sich von der so geschickten, so verschwiegenen und verständigen Dienerin zu trennen, deren Stelle nur schwer zu ersetzen gewesen sein würde, jenen abschlägigen Antworten zu Grunde ge-

legen haben. Meine Eltern mußten sich in Geduld fassen.

Im Jahre 1765 reiste der Hof nach Innsbruck, um die Vermählung des zweiten Prinzen, des nachmaligen Kaisers Leopold II., mit einer spanischen Prinzessin[31]) zu feiern. Für meine Mutter war diese Reise in ein gebirgiges Land eine ganz neue und sehr willkommene Begebenheit. Sie freute sich der ihr fremden, wilden Natur, und manches romantische Plätzchen, manche schöne Einsamkeit regte in ihrer, allmählich des Hoflebens müden Seele, den Wunsch auf, an einer solchen Stelle sich selbst und ihren geheimen Neigungen leben zu können. — Der Kaiser Franz, ein noch kräftiger, blühender Mann, fand für seine Wißbegierde und Liebe zur Altertumskunde viel interessanten Stoff an so vielen geschichtlichen und archäologischen Schätzen, welche Innsbruck, noch mehr aber das Bergschloß Ambras enthielt, woselbst sich damals noch die ganze merkwürdige Sammlung befand, welche dem Erzherzoge Ferdinand, dem Gemahl der schönen Welserin, ihr Entstehen verdankt und welche später, als Tirol auf kurze Zeit einer fremden Macht geräumt werden mußte (1805), hierher nach Wien transportiert und seitdem im k. k. Belvedere aufgestellt wurde[32]).

Vorzüglich erfreute das Münz- und Antikenkabinett sich der Vorsorge und Aufmerksamkeit des Monarchen, der einen sehr tüchtigen und der ganzen Welt rühmlich bekannten Gelehrten, Herrn Duval, zum Vorsteher desselben ernannt hatte. Duval habe ich noch gekannt und erinnere mich des langen, hagern, alten Franzosen recht wohl, der meine Eltern öfters besuchte, von ihnen mit großer Achtung und Liebe behandelt wurde und gegen uns Kinder so freundlich



Charlotte von Greiner

Anonyme Bleistiftzeichnung nach einer Miniatur

Frau Irma Warmuth-Jancsó, Wien

war. Er war aber selbst im hohen Alter noch eine kindliche Natur, und er, der arme Hirtenknabe, der hinter seinen Schafen einhergehend und Bücher lesend, die er sich von seinem sauer ersparten Lohn kaufte, so von Kaiser Franzens Vater, dem Herzog von Lothringen, auf der Jagd gefunden, befragt und aufgenommen wurde, den der Herzog dann studieren ließ, weil er dessen ungemeine Fähigkeiten erkannte — behielt noch bis ins späte Alter die ungetrübte Heiterkeit des Geistes, die unerschöpfliche Gutmütigkeit seiner Kindheit und Jugend bei[33]). Meine Mutter liebte er väterlich, nannte sie seine „Bibi" und unterzeichnete seine Briefe an sie immer mit dem, auf ein französisches Sprichwort (que 99 moutons et un Champagnard font 100 bêtes) gegründeten Ausdruck: le suplément des 99 moutons[34]). — Er war aus der Champagne gebürtig.

Um diesem, seinem lieben Duval, nun auch eine Ausbeute von seiner Reise mitzubringen und das Wiener Münzkabinett zu bereichern, ließ sich Kaiser Franz die Schätze des Innsbrucker zeigen, und beschloß, die Dubletten desselben mitzunehmen und dafür von Wien zu senden, was dem Innsbrucker fehlte. Aber damit war der damalige Direktor des Kabinettes in Innsbruck[35]) nicht zufrieden (seinen Namen zu nennen, wäre unbescheiden, aber die Anekdoten sind zu hübsch, um vergessen zu werden). — Mit nichten, antwortete er dem Kaiser, ich habe die Münzen auf meinem Inventar, ich muß dafür haften. Vergebens suchte ihn der Kaiser auf den wissenschaftlichen Standpunkt zu stellen, von dem aus er einen solchen Tausch zu betrachten hätte — der gute Direktor hielt sich an sein Inventarium, bis endlich der Monarch, der merkte, mit welchem Manne er es zu tun habe, ihm

vorschlug, die auszutauschenden Münzen zu wägen und dem Innsbrucker Münzkabinette indes so viele (neugeprägte) Dukaten dazulassen, als jene Goldgewicht hätten, bis sie durch die aus Wien zu sendenden ausgelöst werden würden. Das beruhigte den Direktor; er gab Goldgewicht für Goldgewicht und war nun überzeugt, seine Pflicht gegen die ihm anvertrauten Schätze vollkommen erfüllt zu haben. Eine zweite Antwort, die derselbe gelehrte Mann meiner Mutter gab, dient zum Beleg jener ersten. Im Antikenkabinett, welches die Fräulein der Kaiserin auch zu besehen gekommen waren, fiel meiner Mutter ein Stück auf, das ihr nicht echt, keine wirkliche Antike zu sein schien. Sie äußerte diesen Zweifel gegen den gelehrten Herrn Direktor. O, mein Fräulein! erwiderte dieser, dies Stück ist gewiß antik — ich bin nun schon vierzig Jahre in diesem Kabinett angestellt und habe es bereits vorgefunden.

* *
*

Das Beilager wurde gehalten, die Feierlichkeiten waren vorüber, der Hof dachte an seine Rückreise nach Wien, da ging am 18. August der Kaiser, von seinem ältesten Sohne, dem Erzherzog Josef, damals schon römischem König, abends aus seiner Loge im Theater, um in seine Gemächer zurückzukehren. Auf dem Gange hinter den Logen rührte ihn plötzlich ein Schlagfluß. Er sank in die Arme seines Sohnes und gab auf der Stelle seinen Geist auf. Dieser Sohn mußte der Überbringer der schrecklichen Nachricht an seine Mutter, an seinen Bruder sein, der einer Unpäßlichkeit wegen sich in seinen Zimmern gehalten hatte[36]). Hier zeigte sich's, wie meine Mutter sagte, welche tiefe,

innige Liebe Maria Theresia für ihren Gemahl hatte. Sie war ganz vernichtet, sie fand keine Tränen und ein krampfhaftes, gewaltsames Schluchzen, welches die ganze Nacht durch währte, erfüllte ihre Umgebung mit der lebhaftesten Sorge für die Gesundheit und das Leben der hohen Frau. Erst gegen Morgen, nach einer Aderlaß, welche der Arzt verordnete, brach ihr tiefer, großer Schmerz in erleichternde Tränen aus. — Eine ihrer ersten Handlungen aber war, meiner Mutter zu befehlen, daß sie ihr die Haare abschneide. — Von diesem Augenblicke an, als ihr Gemahl sich ihrer, trotz ihres reiferen Alters, noch immer großen Schönheit nicht mehr erfreuen konnte, freute auch sie sich ihrer Gestalt nicht mehr. Sie legte allen bunten Putz und alles Geschmeide ab, teilte ihre Garderobe unter ihre Frauen, ließ ihr Schlafzimmer mit grauer Seide ausschlagen, ihr einsames Lager mit grauen Vorhängen umgeben und zeigte so auch in ihrem Äußern, daß das Leben und die Welt für sie ihren Reiz verloren haben[37]. An jedem 18. des Augusts, dem Todestage ihres Gatten, besuchte sie seine Grabstätte[38], schloß sich dann in ihr Zimmer ein, beichtete, fastete und brachte den Tag in schmerzlichen Erinnerungen und frommen Gebeten zu. Rührend ist das Grabmal, welches sie ihrem Gemahl nach seinem Tode und sich selbst im voraus in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern errichten ließ, und wo sie mit dem ersten und einzigen Gegenstand ihrer Liebe, auf einer Art von Paradebette ruhend, vorgestellt ist[39]. Die Wahrheit solcher Gefühle, welche allein ihren Wert ausmacht, zeigt sich am siegreichsten und überzeugendsten vor den nächsten und beständigen Umgebungen. Sind diese von der Wirklichkeit und Tiefe des Schmerzes überzeugt, so ist wohl kaum mehr daran zu zweifeln.

So steht Maria Theresia, welche als Regentin einen der ersten Plätze in der Reihe der großen Monarchen einnimmt, als Frau nicht minder groß und erhaben vor uns. Schön, wie wenige ihres Geschlechts, Erbin großer Staaten, liebenswürdige Frau, mit tausend Talenten, unter andern auch mit einer wunderlieblichen Stimme begabt, die sie im Gesange oft zur Freude des Hofes hören ließ[40]) — und dem ersten und einzigen Gegenstand ihrer jugendlichen Zärtlichkeit treu bis in den Tod. — Es war mir auch eine sehr werte und erfreuliche Erscheinung, diese Regentin von der Feder einer weiblichen und liebevollen Hand, der Mistreß Jameson[41]) in ihrem Buche: The Female Sovereigns, ganz nach ihrem wahren Wert erkannt und geschildert zu sehen, so daß sich ihr Bild weit über Katharina II. und sogar über Elisabeth von England erhebt.

Diese Treue und Liebe wird noch herrlicher, wenn man weiß, daß die erste bei weitem nicht in dem Maß vergolten wurde, in welchem sie es verdient hätte. Kaiser Franz hatte verschiedene Liebschaften, die man teils kannte, teils nicht. — Seine Gemahlin wußte wohl darum, sie zog die eine davon an ihren Spieltisch; — sie litt dadurch, aber sie liebte den Wankelmütigen nichtsdestoweniger mit gleicher Glut bis an seinen Tod[42]). Ein Wort, das sie einst zu meiner Mutter sprach, mag wohl aus der tiefen, innern Überzeugung entstanden sein, daß ihres Gemahls Standpunkt und Verhältnis zu ihr und seinen Staaten nicht das eigentlich rechte und vielleicht die Quelle manches Mißtones zwischen ihnen war. „Laß dich warnen," sagte sie einst, „und heirate ja nie einen Mann, der nichts zu tun hat"[43]).

War, es, daß die Haare der Monarchin den Manen ihres Gemahls und ihrem Schmerz zum Opfer gefallen waren und ihre Toilette nicht mehr so viel Sorgfalt erforderte; war es die eigene Vereinsamung, die ihr Herz für das Traurige eines solchen Geschickes bei andern empfindlicher machte — kurz, noch während des Trauerjahres erhielt meine Mutter die Erlaubnis, mit ihrer Hand zu schalten, und mein Vater erreichte das Ziel seiner heißen und lange genährten Wünsche. Als meine Mutter ihren Bräutigam der Monarchin vorstellte, war diese erstaunt, in meinem Vater einen zwar noch jungen (er zählte 35 Jahre, meine Mutter 26)[44]), aber sehr gesetzten, einfachen und wahrhaft deutschen Mann zu finden. Ich glaubte immer, äußerte sie hernach zu meiner Mutter, du würdest dir so einen galanten Herrn, einen Chevalier aussuchen. — Demnach gewann dieser einfache Mann späterhin durch seine erkannte Rechtlichkeit, seinen Diensteifer und seine vorzüglichen Geistesgaben die ausgezeichnete Huld seiner Monarchin, wovon diese Blätter unzweifelhafte Proben aufzeigen werden.

Die Heirat meiner Mutter war also beschlossen und wurde mit aller, damals am Hofe üblichen Feierlichkeit vollzogen. Die Verlöbnisse bestanden damals noch; — jenes meiner Mutter wurde acht Tage vor der Trauung gehalten. — Während dieser Zeit legte sie die Trauer ab, welche sie mit dem ganzen Hof noch um den verstorbenen Kaiser trug, und ging bunt. Am Tage der Hochzeit[45]) mußte sie sich in ihrem Brautstaat vor der Kaiserin zeigen, welche zu dem eigenen, nicht unbedeutenden Geschmeide, womit meine Mutter geschmückt war, einige Geschenke fügte und ihr dann noch eine Perlenschnur von unschätzbarem Werte

um den Hals band, die jedoch die Braut nach der Feierlichkeit der Trauung wieder zurückgeben mußte, da sie unter das Geschmeide der k. k. Schatzkammer gehörte und nur bei solchen Gelegenheiten gebraucht wurde. In der sogenannten Kammerkapelle wurde die Zeremonie vollzogen, die Obersthofmeisterin der Kaiserin[46]) führte als Brautmutter die Braut an den Altar und nahm während der Trauung in einem Betstuhl Platz. Als der Geistliche an die Stelle kam, wo er die Braut auffordert, das Ja auszusprechen, mußte diese (so gebot es die Etikette), ehe sie antwortete, sich mit einer Verneigung gegen die Obersthofmeisterin wenden, sie gleichsam um die Erlaubnis dazu ersuchen. — Die Obersthofmeisterin erhob sich, drehte sich gegen das Oratorium, in welchem sich die Monarchin befand, und wiederholte die Verbeugung und die stumme Anfrage. Hierauf nickte die Kaiserin bejahend, die Obersthofmeisterin überlieferte durch ein ebensolches Zeichen die Einwilligung der, Mutterstelle vertretenden, hohen Frau, die Braut verbeugte sich dankbar, wendete sich dann gegen den Priester und sprach ihr Ja aus.

Nach der Trauung folgte meine Mutter ihrem Gemahl in sein Haus, wo indes seine Mutter, bei welcher er wohnte, alle Anstalten zur Mittagstafel und Bewirtung der Hochzeitsgäste getroffen hatte; — und dann ihrer Schnur die Führung des ganzen Hauswesens übergab.

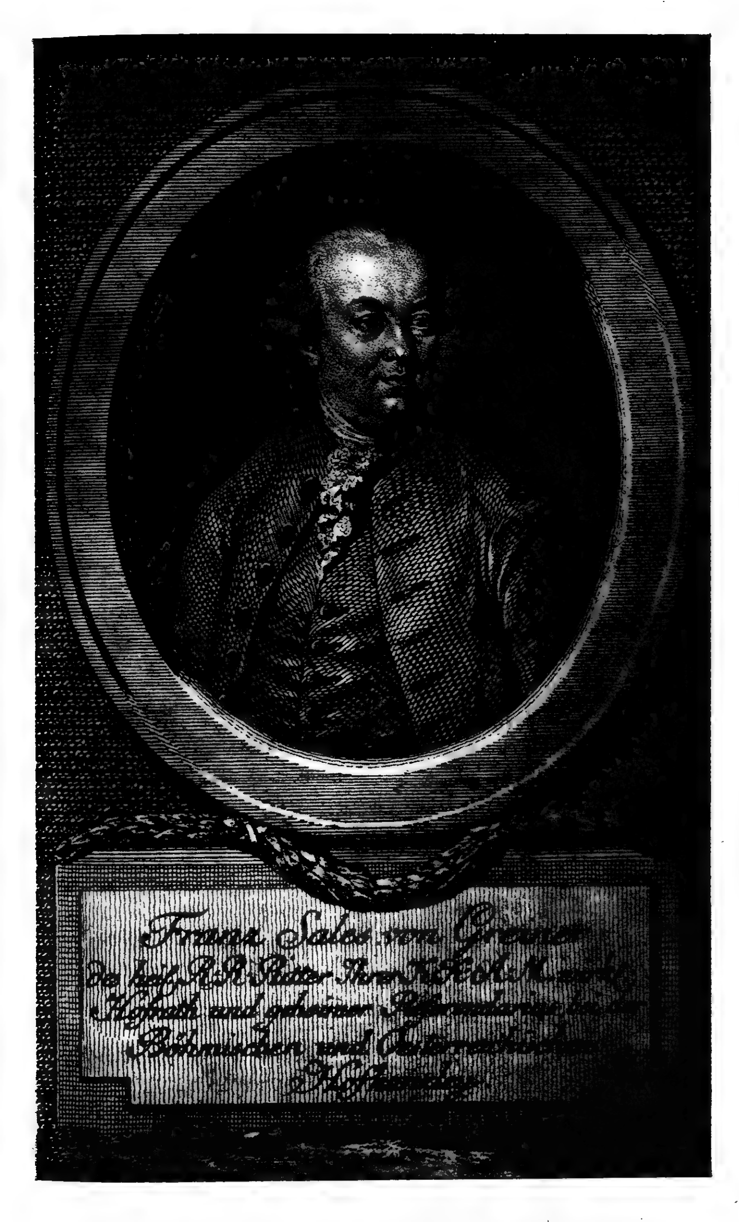
* * *

Hier begann nun für meine Mutter eine ganz neue Lebensweise, ja, sie fand sich eigentlich in einer neuen Welt, nicht bloß durch den bedeutenden Unterschied, den die Verheiratung in das Leben jedes

Mädchens bringt, sondern hauptsächlich dadurch, daß sie sich plötzlich aus den glänzenden, geräuschvollen Räumen eines der ersten Höfe Europas und aus der unmittelbaren Nähe einer regierenden Monarchin in die Stille und Dunkelheit einer wohlhabenden, aber im Vergleich mit ihren frühern Gewohnheiten doch sehr beschränkten Haushaltung versetzt sah. Dennoch scheint dies so sehr mit den geheimen und lange genährten Wünschen ihres Herzens übereingestimmt zu haben, daß ich sie nicht allein dieser Epoche nie mit Trauer oder düsterer Erinnerung erwähnen hörte, wie man sonst wohl später sich an trübverlebte Stunden erinnert, sondern sie vielmehr mit Freude von dem Zeitpunkte sprach, wo sie endlich einer glänzenden und von vielen beneideten Sklaverei los ward und sich selbst angehören durfte. Es scheint, habe ich oben gesagt, denn ich war natürlicherweise keine Zeugin jener ersten Jahre der Verheiratung meiner Eltern, indem ich nicht einmal ihr erstes Kind war, und wie ich in die Jahre trat, wo Kinder etwas bemerken und beurteilen können, umgab meine Eltern schon wieder ein großer Glanz und eine Bemerktheit, welche meiner Mutter, wenn sie unmittelbar auf ihre Vermählung gefolgt wären, den Unterschied zwischen ihrem Hof- und häuslichen Leben weniger hätten fühlen lassen müssen.

Ich erblickte das Licht der Welt in einem Jahre mit dem merkwürdigsten Manne unserer Zeit, mit Napoleon, und um drei Wochen später als er[47]). Oft hatte mir meine Mutter in frühern Jahren erzählt, daß damals (1769) ein sehr heißer Sommer gewesen und ein Komet am Himmel gestanden habe[48]), den sie in den warmen Sommernächten, wo ihr beschwerlicher Zu-

stand (sie trug Zwillinge) ihr wenig zu schlafen erlaubte, oft betrachtete. Späterhin erinnerte ich mich dieses Umstandes, und daß dieser Komet, wenn man ja zwischen der Erscheinung dieser himmlischen Körper und unsern irdischen Angelegenheiten einen Zusammenhang annehmen will, gar wohl auf die Geburt jenes furchtbaren Helden gedeutet werden könne. — Meine Mutter hatte, ganz gegen die damalige Sitte der Frauen in ansehnlicheren Familien, beschlossen, ihre Kinder selbst zu nähren und in jedem Sinne ihre Mutterpflichten zu erfüllen. Den ältesten Sohn hatte sie bereits gestillt und sich sehr wohl dabei befunden. Jetzt, wo sie und jedermann glaubte, daß sie zwei Kinder auf einmal haben würde, hatte sie Lust und fühlte sich stark genug, beide zu nähren. Sie kam stets viel nach Hofe und sah oft ihre kaiserliche Gebieterin, diese aber, die ihre ehemalige Dienerin noch immer mit huldreicher Sorgfalt betrachtete, verbot ihr ausdrücklich, mehr als ein Kind zugleich zu stillen, und so überließ meine Mutter die Wahl, welche ihr schwer gewesen sein würde, der Vorsicht, indem sie beschloß, das Erstgeborne selbst zu tränken. Das war nun zu meinem Glücke ich, und obwohl ich, wie man mir später erzählte, so klein und schwach auf die Welt kam, daß man, an meinem Leben verzweifelnd, mir die Nottaufe gab, so gedieh ich doch an meiner Mutter Brust zu einer solchen Fülle von Kraft und Gesundheit, daß ich noch bis jetzt, bereits eine Siebzigerin, von keiner eigentlichen Krankheit weiß und nie, selbst nicht im Wochenbette, länger als 6—7 Tage hintereinander im Bette bleiben mußte. Kein chirurgisches Instrument, nicht einmal eine Lanzette zum Aderlassen, hat meinen Leib berührt, und ich kann, kleine Unpäßlich-



J. E. Mansfeld sc. — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

keiten und eine außerordentliche Reizbarkeit der Nerven und der Organisation überhaupt ausgenommen, welche sich in spätern Jahren offenbarte und mir große Behutsamkeit und Mäßigkeit zur Pflicht macht, sagen, daß ich stets vollkommen gesund war.

Mein Zwillingsbruder[49]), ein starker, schöner Knabe, bekam eine Amme und starb noch vor dem ersten Jahre; denn die Amme wurde krank und verschwieg es. Auch mein älterer Bruder[50]) muß nicht lange nach meinem Erscheinen im elterlichen Hause gestorben sein, denn ich erinnere mich seiner durchaus nicht, obwohl mein Bewußtsein in einzelnen Bildern bis an mein drittes Lebensjahr reicht. Damals lebten jene zwei Kinder nicht mehr, aber ein viertes, auch ein Knabe, Franz Xav. mit Namen, wuchs neben mir empor. Ich wußte später, daß er um drei Jahre jünger sei als ich, und ich erinnere mich wohl, ihn noch auf dem Arm der Wärterin gesehen zu haben[51]). Zwei Szenen aus jener frühen Zeit stehen auch noch einzeln vor mir und haben sich wie dämmernde Punkte in einer dunkeln Vergangenheit erhalten. Eines Morgens, es war ein Sonnabend, saß ich in meiner Eltern Schlafzimmer auf einem Schemelchen zu meiner Mutter Füßen, als mein Vater eintrat und ihr seine Erhebung zur Hofratsstelle ankündigte[52]). Gewiß war dies Ereignis meinen Eltern sehr wichtig, und die Bewegungen, welche es im Hause verursacht haben mag, werden die Ursache sein, warum eine Veränderung unserer Lage, mit der ich damals, im 3. bis 4. Lebensjahre, gar keinen Begriff verbinden konnte, so bleibenden Eindruck auf mich gemacht hat. Das zweite Ereignis war verschiedener Art. — Ich stand im Zimmer meiner Großmutter, welche das Haus bewohnte, das an das unsrige

stieß, und deren Wohnung, weil beide Häuser ihr eigentümlich gehörten, durch eine Kommunikationstüre mit der unsrigen zusammenhing[53]); — da trat der Bediente mit erschrockener Miene in das Zimmer der alten Frau (ich sehe sein Gesicht noch, er diente meinem Vater noch viele Jahre darnach) und erzählte, daß er eben von den „obern Jesuiten" käme: Da sieht es aus! rief der alte Jakob, die Aufhebung ist da, die kaiserlichen Kommissarien sind eben gekommen[54]). Diese Nachricht war nun freilich für meine Großmutter, wie für sehr viele Menschen in jener Zeit, ein Donnerschlag; sie hatte einen Jesuiten zum Beichtvater, war überhaupt eine sehr fromme Frau und nach den Begriffen jener Zeit der Geistlichkeit sehr ergeben. Auch bei dieser Begebenheit muß das Betragen der Umstehenden den Eindruck auf mich gemacht haben, den eine Nachricht an sich nicht hätte hervorbringen können, von deren Wichtigkeit ich nichts verstand — und diese Szene wie die vorhergehende meinem Gedächtnis eingeprägt haben.

* * *

Ich war ein sehr lebhaftes, munteres Kind — oft wurde mir gesagt, daß ich besser zum Knaben getaugt hätte, und ich erinnere mich mancher Ermahnungen, mancher beschämenden Auftritte, wo diese unbesorgte Lebhaftigkeit mich zu Übereilungen hingerissen oder zu einem Betragen getrieben hatte, das für ein Mädchen viel zu wild und entschieden war. Drei Jahre voraus und jene natürliche Unstetigkeit und Heftigkeit gaben mir lange Zeit ein großes Übergewicht über den jüngern und sanftern Bruder. Ich lernte leicht, faßte schnell, hatte ein vortreffliches Gedächtnis, lauter Naturgaben, um die ich kein Verdienst

hatte — an welchen ich aber meinen Bruder übertraf, der mit einem, wie es sich später wohl zeigte, viel richtigerm Verstande eine etwas langsamere Fassungskraft verband. Mir ward jene Leichtigkeit oft schädlich. — Ich lernte höchst ungern. — Auf einem Stuhle sitzen, acht geben und mit einerlei Gegenstand mich beschäftigen, das alles waren mir unerträgliche Dinge. So benützte ich jene Fassungskraft und mein gutes Gedächtnis, nahm mein Spielzeug oder ein Märchenbuch mit zur Lektion, hörte, während ich spielte oder las, mit halbem Ohr auf das, was der Lehrer erklärte und fertigte ihn, wenn er mir meine sehr ungehörige Spiellust verweisen oder die Gerätschaften derselben wegnehmen wollte, damit ab, daß ich ihm genau wiederholte, was er soeben gesprochen und auf diese Art meine Lektion doch zu wissen schien. — Freilich war es nur ein Schein und kein rechtes Erkennen, ich hatte es aber einmal dahin gebracht, beim Lernen spielen zu dürfen und ließ mir dies Vorrecht nicht nehmen. Noch erinnere ich mich eines Verses — des ersten, den ich in meinem Leben gemacht, den meine Ungeduld bei der Lehrstunde mir eingegeben. — — Die Stunde war von 12—1 Uhr, und meine Sehnsucht und Aufmerksamkeit viel mehr auf die Uhr als auf das Lernen gerichtet. — In dieser Stimmung setzte ich mir folgende Reime im Geiste zusammen:

Ührchen, Ührchen, geh' geschwind,
Mach', daß bald der Sand verrinnt,
Laß den Sand verrinnen,
Laß Ein Uhr beginnen,
Ührchen, Ührchen, geh' geschwind.

Doch nicht bei jedem meiner Lehrer ging dies mutwillige Spiel an. Ich hatte deren einige, welche

auch sonst noch in der Welt, besonders der literarischen, ausgezeichnet waren, und ich freue mich jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert ungefähr, von diesen Männern sprechen und ihnen meinen Dank bezeigen zu können. Als ich mein sechstes Jahr erreicht hatte, wurde ich, zum Unterricht in der Religion, der Leitung des damaligen Katecheten an der Normalschule, Josef Gall*), übergeben, der späterhin Pfarrer, dann Domherr, Oberaufseher der Schulen und endlich im Jahre 1788 Bischof in Linz wurde[55]. Noch jetzt lebt das Andenken dieses, als Mensch, Priester, Pädagog und Kirchenoberhaupt gleich würdigen Mannes, in vielen Herzen, besonders der Oberösterreicher, welche unter seinem Hirtenamte ihre Schulen ungemein verbessert, die Pfarreien mit würdigen Männern besetzt und im ganzen Lande, dessen einzelne Teile der wahrhaft apostolische Bischof abwechselnd jährlich in den Visitationen durchreiste, echte Gottesfurcht und Sittlichkeit verbreitet sahen. Dieser vortreffliche Mann war mein Lehrer in der Religion, zu welchem Unterrichte er späterhin den in der Naturgeschichte und Naturlehre fügte, zwei Zweige der Belehrung, die für ein gottesfürchtiges wie für ein kindliches Gemüt sich gar wohl und erbauend an den Religionsunterricht schließen lassen, was denn Gall auch tat. Bei seinen Lektionen war keine Rede von Spielerei, und doch war er nichts weniger als streng, vielmehr heiter, gelassen und überaus gütig gegen seine Untergebenen, denen er bald mit Erzählung interessanter Geschichten oder natürlicher Erscheinungen oder mit dem Geschenke eines nützlichen Buches Freude zu machen und über-

*) Ein ziemlich naher Verwandter und Landsmann des Dr. Gall, des Kranologen.

haupt ihre Liebe und Ehrfurcht in gleichem Grade zu erwerben wußte.

Ein zweiter, ebenfalls nicht unberühmter Mann war mein Klaviermeister Steffann[56]), ein Böhme von Geburt, der ebenfalls in dieser Eigenschaft als Klavierlehrer früher die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen unterrichtet hatte. Steffann komponierte mit Glück, seine drei Sammlungen von deutschen Liedern machten damals (vor 50—52 Jahren) Epoche und brachen dem einfachen deutschen Gesange so zusagen eine neue Bahn. Steffann war ein humoristischer, ganz eigener Mensch, der zu den Wunderlichkeiten, welche bei Künstlern und besonders Musikern gewöhnlich sind, noch einige besondere fügte. Aber er verstand seine Kunst gründlich und hatte einen unerschöpflichen Fond von guter Laune. So imponierte er mir nicht durch sittliche Würde wie Gall, aber er flößte mir Achtung ein und wußte durch Güte und Ernst, durch Späße und Verweise meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Mir fiel es nicht ein, zu spielen oder etwas anderes zu sinnen, solange die Lektion dauerte, und ich galt auch bald für eine seiner besten Schülerinnen, obgleich Musik eigentlich meinem Geiste nicht zusagte, der sich mehr in klaren Vorstellungen als in unbestimmten Anregungen gefiel und dessen Anlagen und Natur mich von jeher die Malerei der Musik hatten vorziehen lassen.

Ich bekam auch Unterricht im Zeichnen, aber hier war die Wahl meines Lehrers nicht glücklich. Der Mann war unstreitig sehr geschickt in seinem Fache, welches Baukunst und Blumenzeichnung war, beides aber, besonders das erste, sprach mich ganz und gar nicht an. Dieses Handhaben des Zirkels und Lineals,

diese Unausweichbarkeit der Formen, diese Beschränkung aller Phantasie und Willkür war meinem überaus unsteten, lebhaften Wesen entgegen. Besser freuten mich die Blumen; hier war der Erfindung, der Freiheit zu ändern, doch einiger Raum gegönnt; aber mich hätte die Landschaftszeichnung am meisten angezogen, und diese verstand mein Lehrer nicht, und die Anleitung, welche er mir nach Büchern geben wollte, schlug nicht an; denn sie war nicht lebendig und wahr.

Späterhin wurde es mir klar, warum dieser Unterricht und dieser Meister gewählt worden waren. — Meine Eltern und einige verständige Freunde derselben, denen meine zweckmäßige Ausbildung am Herzen lag, fanden, daß mein allzu lebhafter und unsteter Geist, sowie meine Phantasie, welche schon die Schwingen zu regen begann, des Zaums und Gegengewichts einer ernsten, zu gründlichem Denken und anhaltender Aufmerksamkeit führenden Beschäftigung bedürfe. Jener Lehrer war zugleich auch Professor der Mathematik. Er sollte mich nebst dem Zeichnen nach seiner Art auch Geometrie lehren; — nicht damit ich einst Mathematik verstehen und damit prunken könne, sondern damit ich richtig denken, schließen und die schwärmende Einbildungskraft zügeln lerne. Daß dieser Unterricht nicht nach meinem Geschmacke war, wird man nach dem Vorhergehenden wohl leicht ermessen; indessen war er mir doch heilsam, und erleichterte mir späterhin das Begreifen, sowie das Durchdringen und Ordnen manches schwerer verständlichen Buches oder Vortrags.

Es wird hier passend sein, etwas von den Freunden, welche das Haus meiner Eltern besuchten, sowie von der innern Einrichtung dieses Hauses und seinen

äußeren Verhältnissen zu sagen, weil alles dies unmerklichen, aber steten und daher bedeutenden Einfluß auf die Bildung und Richtung meines Innern hatte.

Meines Vaters ausgezeichnete Geistesgaben, seine strenge Redlichkeit, sein Eifer, sein unermüdeter Fleiß hatten bald nach seiner Verheiratung die Aufmerksamkeit der Monarchin auf den Gemahl ihrer Vorleserin, der zugleich einer der tüchtigsten Beamten war, gelenkt. Sie erhob ihn zur Stelle eines Hofrates und geheimen Referendars, schenkte ihm viel Vertrauen, sah ihn oft, ließ sich von ihm in Privataudienzen wichtige Dinge vortragen und hörte seine Meinung, seinen Rat, zuweilen auch, wenn es die Umstände geboten, seinen Widerspruch mit Zutrauen und Geduld[57]). Noch besitzen wir in unserer Familie einen Schatz von einzelnen Blättern, auf welchen von meines Vaters Hand Vorträge, Anfragen, Gutachten geschrieben sind, wie er sie der Monarchin vorlegen mußte und auf welche sie dann eigenhändig eine Antwort, Entscheidung, Entschließung usw. schrieb[58]). Sie stellen ein Verhältnis des Staatsbeamten zu seiner Monarchin, und zugleich des innigstergebenen Dieners und Freundes zu seiner huldreichen Fürstin dar, das ebenso würdig als zart, ebenso rührend als erhebend ist und wovon ich im Verlauf einige Proben geben werde, welche gewiß dazu beitragen, den Charakter der großen Maria Theresia in seinem schönsten Lichte zu zeigen.

Diese Gunst der Monarchin verbreitete einen bedeutenden Glanz über unser Haus, welches durch die (für jene Zeit) beträchtliche Besoldung[59]) eines kaiserlichen Hofrates und das eigene Vermögen meines Vaters auf einem sehr hübschen Fuß eingerichtet war. Damals genossen die kaiserlichen Beamten, welche bei

Hofstellen dienten, noch der sehr wichtigen Wohltat der freien oder Hofquartiere[60]). So wie mein Vater also Hofrat ward, konnte er auch Anspruch auf eine freie Wohnung machen, da ihm ohnedies die in seinem eigenen oder seiner Mutter Haus „im tiefen Graben" zu klein geworden war. Es war wahrscheinlich 1775 oder 1776, daß wir die Wohnung, in der meine Geschwister und ich geboren worden, gegen eine stattlichere und viel geräumigere im Hause zum großen Christoph[61]) vertauschten, welches jetzt freilich ein ganz anderes Ansehen hat als damals, wo es, nur einen Stock hoch, mit eisernen Gittern vor allen Fenstern, einem hölzernen Kommunikationsgang im Hofe, einer freien, unbedeckten Treppe usw. im Äußern und Innern einer alten Schloßruine ähnlicher sah als einem Wohnhause in Wien. Doch der Zimmer waren viel, sie waren hoch, groß und stattlich, und damals hatte man von vielen Bequemlichkeiten und Bedürfnissen, die jetzt in jeder Wohnung gefordert werden, keinen Begriff. Auch waren die Menschen stärker und gesünder. Luftzug, kalte Gänge, die zu passieren waren, Fenster oder Türen, die nicht allzu wohl schlossen, hier und da eine feuchte Wand usw. wurden nicht geachtet und, weil sie keinen schädlichen Einfluß hatten, kaum bemerkt. Ich weiß, daß meine Eltern ganz zufrieden mit ihrer Wohnung waren. Die großen Zimmer, welche Sälen glichen, boten ihnen ein gewünschtes Lokal für die Bildersammlung meines Großvaters und für die zahlreichen Gesellschaften, welche sich in unserm Hause zu versammeln anfingen. Hier wurde ein Theater errichtet, worauf wir Kinder kleine französische Stücke: Zeneïde ou la fée und L'isle déserte[62]), nebst einer kleinen deutschen Idylle aufführten, welche



Josef Anton Steffann

Anonyme Silhouette — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

Herr von Ratschky (wenn ich nicht irre) nach dem Programm des niedlichen Noverreschen Ballettes: Blanc et rose geschrieben[63]). In allen diesen Stücken wurden mir die muntern, mutwilligen Rollen zugeteilt; — es war mir damals nicht möglich, tiefe oder warme Empfindung zu zeigen, so wenig als später, als wir dreizehn, vierzehn Jahre darauf ebenfalls diese Art geselliger Unterhaltung versuchten.

Auch große Musiken wurden gegeben, und obwohl ich ein ganz winziges Geschöpf von etwa 7—8 Jahren war, ließ mein Vater mich doch kleine Konzerte, die mein Klaviermeister Steffann eigens für mich komponierte, mit vollem Orchester produzieren. Natürlich wurde das Kind, die Tochter vom Hause, beklatscht, belobt, bewundert, und ich hielt mich bald für eine bedeutende Künstlerin.

Um diese Zeit erregte eine Erscheinung, welche sich auch später, und in unsern Tagen oft wiederholt hat, das erstemal ungeheures Aufsehen in Wien. Es war dies der Magnetismus oder eigentlich Mesmerismus; denn Dr. Mesmer[64]) war es, der, damals ein schöner, kräftiger, junger Mann (die meisten Magnetiseure, die ich kennen gelernt, vereinten diese Eigenschaften) seine Kunst durch die Wiederherstellung des Augenlichts bei dem blinden Fräulein von Paradis zeigen wollte. Fräulein Therese von Paradis war damals ein Mädchen von 17—18 Jahren, nicht hübsch, aber voll Geist, Herzensgüte und Talent, besonders für Musik, was denn, mit ihrem Unglück zusammengenommen, ihr eine sehr anziehende Persönlichkeit gab, und ihr auch noch in späteren Jahren die Achtung und Liebe aller derjenigen erwarb, welche zu dem engeren Kreise ihrer Freunde gehörten, und unter welche auch ich mich zählen durfte[65]).

Damals war ich ein Kind, und auf keine Weise ihrer Bemerkung wert; auch lernte ich sie erst später, als jene Geschichten schon vorüber waren, persönlich kennen[66]; aber ich erinnere mich wohl der überaus lebhaften Debatten, welche jeden Abend im Zirkel meiner Eltern, wo sich viele geistreiche, gelehrte Männer und gebildete Frauen versammelten, über diesen Gegenstand gehalten wurden. Die Gesellschaft teilte sich in Gläubige und Ungläubige. Zu den ersten gehörten hauptsächlich die Landsleute Mesmers (Schwaben) und jene Personen, welche, damals wie jetzt, ihrer Phantasie gern viel Spielraum gönnten, und sich lieber von dem Neuen und Ungewöhnlichen fortreißen ließen, als es untersuchten und prüften. Zu den zweiten zählte man viele gebildete Personen und einige Gelehrte und Professoren, namentlich von Well[67] und Jacquin[68] (Vater; der Sohn, der später rühmlich in dessen Fußstapfen trat, war damals ein Knabe, nur um ein paar Jahre älter als ich), und meine Eltern. Vor allen erklärte sich meine Mutter, deren scharfsichtiger Geist so wie ihre Achtung vor der Wahrheit sie schon a priori jedem Unerklärlichen, Geheimnisvollen abgeneigt machten, stets laut dagegen, und wollte diese Heilung, welche die andere Partei als schon entschieden annahm, nicht eher als möglich zugeben, bis sie nicht selbst sich überzeugt hätte, daß das Fräulein sehe. Sie fuhr also mit einem Anhänger der glaubenden Partei selbst in die Gartenwohnung, in welcher damals die Familie Paradis lebte, und Mesmer, der ebenfalls daselbst wohnte, noch verschiedene andere Kranke in der Kur hatte[69]. Mein Vater begab sich an einem andern Tage dahin. Diese magnetische Behandlung des blinden Fräulein war das allgemeine Stadtgespräch, und ganz

fremde Menschen suchten Zutritt in dem Hause, um sich von dem Wunder zu überzeugen, daß eine Person, welche seit ihrem zweiten oder dritten Lebensjahre, infolge der zweckwidrigen Behandlung eines Hautübels, das Augenlicht verloren hatte, dies jetzt, nach so vielen Jahren, durch magnetische Einwirkungen wieder erhalten sollte haben. Aber weder mein Vater noch meine Mutter kamen gläubiger von diesen Besuchen zurück. — Beide konnten sich nicht überzeugen, daß Fräulein Paradis wirklich sehe, so manche Probe, so manches Kunststückchen ihr Magnetiseur und Freund sie auch machen ließ; und der Erfolg bestätigte meiner Eltern Wahrnehmungen[70]. Nach einigen Wochen fielen sehr unangenehme Szenen zwischen Mesmer und der Familie Paradis vor[71], welche damit endigten, daß der erste sie und bald auch Wien verließ, um in Paris seine magnetischen Kuren fortzusetzen[72], und noch viel mehr Aufsehen und Anhänger zu machen als in Wien; die unglückliche Blinde aber in dem Zustande blieb, in welchem sie vor der Kur gewesen.

Bald nach dieser Geschichte wurde ein Mann in meiner Eltern Hause eingeführt, der bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung und Richtung meines Geistes nahm — Herr L. L. Haschka[73], ein damals sehr junger, und, so viel ich mich erinnere, liebenswürdiger Mann, der nun seit ein paar Jahren bei der Aufhebung des Jesuitenordens, dessen Mitglied er gewesen, wieder in die Welt getreten, und den geistlichen Stand, da er keine Profeß abgelegt, völlig verlassen hatte. Mit ihm zogen, möchte ich sagen, die Musen in unser Haus, und meines Vaters Liebe für die schönen Künste kam jener Richtung, welche Haschka in sich trug, gern entgegen. Meine Mutter liebte zwar die Poesie durchaus

nicht, aber sie hörte doch gern gute Gedichte lesen, und erfreute sich daran, wenn Haschka, und auch später andere Musensöhne Wiens, die nach und nach mit uns bekannt wurden, ihre Werke bei uns lasen. Haschka bemerkte bald meine günstigen Geistesanlagen, er fing an, sich mit mir abzugeben, er ließ mich Gellertsche Fabeln auswendig lernen (Deklamieren war damals nicht Mode), ich durfte zuhören, wenn neue bedeutende Sachen gelesen wurden. Ich fing bereits damals an, die Empfindungen, von denen ich mich entweder wirklich beseelt fühlte oder die ich nach Willkür in mir hervorzurufen versuchte, zu Papier zu bringen, und, freilich ohne eigentlichen Begriff von Versen, Rhythmus und Form, so eine Art von Rhapsodie zu schreiben*). Ich weiß, daß das eine dieser Blätter mit den Worten begann: „Die Tage sind dahin, an denen ich mich freute“, wie denn überhaupt eine Art von elegischem Gefühl mich, trotz meiner sehr glücklichen Lage und munteren Stimmung, in einzelnen Augenblicken zuweilen übermannte, und mich eine vergangene, schönere Zeit, die meist nur in meiner Einbildung existiert hatte, beklagen ließ. Vermutlich war es die kindische Freiheit und Zwangslosigkeit meiner ersten Jahre, welche im Vergleich mit den, nun beginnenden ernsteren Beschäftigungen des Lernens, Arbeitens und einer strengen Aufsicht, mir wie ein goldenes Zeitalter erschien, und mir meine Gegenwart in düsterem Lichte zeigte.

Im Herbst 1777 starb meine Großmutter, die lange gekränkelt hatte, wie sie denn überhaupt eine traurige Existenz hatte, und durch einen schlecht geheilten

*) Jene oben Seite 35 angeführten Verse wurden einige Jahre später gemacht.

Beinbruch gelähmt, seit vielen Jahren ihr Leben zwischen ihrem Bett und ihrem Kanapee teilte[74]). Sie besaß auch deshalb eine Hauskapelle, in welcher Messe für sie gelesen werden durfte, und eine Kusine meines Vaters, ein bejahrtes, unverheiratetes Fräulein, lebte bei ihr und pflegte ihrer[75]). Bei dieser Großmutter und dieser Tante blühten uns Kindern sehr schöne Stunden; denn hier durften wir uns manches erlauben, was meine Eltern mit Fug und Recht nicht duldeten, und hier erhielten wir auch allerlei Näschereien, die eben zu Hause uns mit eben so viel Recht nicht gegeben wurden. Den Grund dieses Verbotes einzusehen, waren wir viel zu jung, ich sieben, der Bruder vier Jahre alt, und wenn wir gleich zu Hause uns nichts weniger als unzufrieden fühlten, behagte uns doch jene größere Zwangslosigkeit, die Süßigkeiten, das Spielzeug, welches wir geschenkt erhielten, gar sehr. Diese Großmutter verstand auch Latein, die Tante machte (in größter Stille, denn sie schämte sich dessen) gar nicht schlechte Verse für jene Zeit, und hatte ein paar Trauerspiele in ehrenfesten Alexandrinern in ihrem geheimsten Schranke liegen, die in spätern Jahren, als sie mit großem Vergnügen in ihrer Nichte ein poetisches Talent wahrnahm, nur ich allein, und unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu sehen bekam.

Froh und freundlich wie helle Punkte glänzen mir aus dem Dunkel tiefer Vergangenheit diese bei der Großmutter und Tante verlebten Stunden entgegen. Sie stehen jetzt noch nach viel mehr als einem halben Säkulum deutlich vor meinem Geiste, ich könnte auch die Stelle jedes Stuhles, jedes Buches in dem einfachen Zimmer bezeichnen, so wie ich ein paar Sprüche wohl behalten habe, die ich oft bei passender Gelegenheit,

wenn ich kindisch und täppisch nach allem langte, was nicht für mich gehörte oder wenn ich nach etwas fragte, was ich nicht verstand, von der Großmutter hörte und deren einer meinem kindischen Verstande lange wie ein unbegreifliches Rätsel erschien. Lern was, so kannst du was, stiehl was, so hast du was und laß jedem das seine[76].

Diese gute, freundliche Großmutter war nun tot, die Tante bezog unser Haus, und meine Eltern verließen nun auch die Wohnung beim großen Christoph, und erhielten eine sehr schöne und äußerst geräumige in einem Hause „am Graben", in welchem sich auch eine Hauskapelle befand[77]. Hier, wo eine Enfilade von vier bis fünf Zimmern bloß zum Empfange von Gesellschaften bestimmt war, und noch viele andere Gemächer zur Bewohnung der zahlreichen Hausgenossen vorhanden waren, erweiterte sich unser häusliches Leben sehr. Meine Eltern boten jenem Herrn Haschka, der von seinem ersten Eintritt ins Haus sich als eine bedeutende und angenehme Erscheinung gezeigt hatte, Quartier in ihrer Wohnung an; es wurde für meinen Bruder ein Hofmeister und für mich ein Mädchen angenommen, das aus gutem Hause, aber arm und einige Jahre älter als ich, mir zur Gespielin und gewissermaßen zur Aufseherin bestellt war. Wir hatten viele Domestiken, Equipage, Reitpferde, eine nach damaligen Begriffen elegante Wohnung, täglich abends zahlreiche Gesellschaft, sehr oft Gäste zu Mittag, und meist ein paar Freunde zum Souper.

So gestaltete sich unser Leben glänzend und angenehm. Vielleicht bestand aber die größte Annehmlichkeit desselben (wenigstens dünkt es mich jetzt so) in dem Umstande, daß die höhere Geistesbildung mei-

ner Eltern, welche sie vor den meisten ihrer Standesgenossen auszeichnete, ihnen den Umgang mit geistreichen, gebildeten und sogar gelehrten Personen wünschenswert, ja zum Bedürfnisse gemacht hatte. Mein Vater malte sehr hübsch in Pastell, er dichtete artige Lieder, welche damals (vor 70—80 Jahren) mit gefälliger Musikbegleitung allgemein bekannt und gesungen wurden. Eins derselben erhielt eine besondere Zelebrität, es fing also an:

Als in jüngstvergangnem Jahr
Leipzigs Ostermesse war,
Hatte in des Marktes Mitte
Amor eine Krämerhütte,
Und bot freundlich jedermann
Herzen zu verkaufen an; usw.[78]).

Überdies liebte und trieb er Musik mit großem Eifer, und fand bei vielen und wichtigen Geschäften doch immer noch Zeit für die Erholungen, welche die schönen Künste ihm boten.

Meine Mutter, im Gegensatze von ihm oder um den Kreis der Bildung, der sich in unserm Hause fand, zu vervollständigen, hatte einen ausschließenden Hang zu ernsten Wissenschaften. Sie verachtete, möchte ich beinahe sagen, Dichtkunst und überhaupt schöne Künste, sie hielt blutwenig von der Geschichte, die ihr zu wenig ausgemachte und unzweifelhafte Wahrheit bot. Sie strebte nur nach dieser, wollte nur diese finden, hören und ihr folgen. Gewiß ein edles Streben, nur leider! daß es dem Menschengeiste in seinen irdischen Beschränkungen so ganz und gar nicht möglich ist, außer der Mathematik sich irgend einer unbestrittenen Wahrheit zu versichern, und endlich doch alles aufs Glauben und Dafürhalten hinausläuft! Dieser Geistesrichtung gemäß, interessierte sich meine Mutter

für Naturgeschichte, Naturlehre, sogar Astronomie, welche letztere Wissenschaft für sie großen Reiz hatte, und endlich für Untersuchungen in einem Fache, das gewiß wenig Männer, und vielleicht außer ihr noch nie eine Frau beschäftigt hat. Sie strebte nämlich, durch die Bekanntschaft mit den Religionen und Mythen aller alten und neuen Völker, mit den Traditionen, den Geschichten der Vorwelt, den Mysterien, Tempelgebräuchen usw. zur ursprünglichen und höchsten Erkenntnis in Rücksicht der Gottheit, unseres Verhältnisses zu ihr, der Geologie und Kosmogonie zu gelangen. Zu diesem Behufe las und exzerpierte sie eine Menge Bücher in allen Sprachen, und ich besitze noch mehrere Blätter, auf welchen sie einige Andeutungen der Resultate ihrer Forschungen aufgezeichnet hat. Das männliche Geschlecht kam bei allen diesen Untersuchungen nicht zum besten weg, und meine Mutter war sehr geneigt (wie ich später hörte, als ich imstande war, solche Begriffe zu fassen, und ihr oft Bücher vorlas, welche in diesem Sinne geschrieben waren, z. B. Sur les droits des femmes, par Mme. de Wolstonecraft[79]) das System aufzustellen, daß die Frauen ursprünglich von der Natur und Vorsicht zur Herrschaft bestimmt seien, und dieses Vorrecht durch eine Art von Usurpation des männlichen Geschlechtes, welches uns an physischen Kräften übertrifft, verloren habe. Doch das ist eine Abschweifung, welche eigentlich nicht hierher, sondern in die spätere Zeit meiner aufblühenden Jugend gehört; aber sie floß zu natürlich aus dem Vorhergesagten, um ganz unterdrückt zu werden, und ich werde mich nur später darauf berufen.

Ich kehre zu dem Punkte zurück, auf dem sich unser Haus in den Jahren 1777, 78, 79 befand. Haschka,



Franz Josef von Ratschky

Stich von Friedrich John — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

der durch seinen lebendigen Geist, durch sein Dichtertalent, durch seine Rechtlichkeit und echte Freundschaft, wohl aber auch durch ein Betragen, das ich jetzt, nach 50 Jahren darüber nachdenkend, fordernd und um sich greifend nennen möchte, mit jedem Tage mehr Ansehen und Gewicht in unserer Familie bekam, führte nach und nach die damaligen Schöngeister von Wien bei uns ein. Alxinger[80]), sein treuester Freund, wurde bald eben dies für meine Eltern, und war täglich bei uns; Leon (ebenfalls Dichter und später Kustos der k. k. Bibliothek)[81]) ward durch Haschka als Hofmeister meines Bruders ins Haus gebracht. Durch diese beiden lernten wir Ratschky[82]), Denis[83]), Mastalier[84]), Blumauer[85]) usw. kennen, und durch die Professoren Well (den Botaniker und Naturforscher), Jacquin, Abbé Eckhel[86]), Sonnenfels[87]), Sperges[88]), Maffei[89]) (lauter Namen, welche die Literargeschichte Österreichs mit Achtung nennt) wurden auch die ernstern Wissenschaften in unsern Kreis gezogen.

Mein Geist war lebhaft, meine Phantasie beweglich. Die schönen Künste lebten und herrschten in unserm Hause, Dichter umgaben uns beständig, Musiker, Maler von einiger Bedeutung, welche nach Wien kamen, ließen so wie Gelehrte anderer Art sich bei meinen Eltern einführen, deren Haus vor vielen der Hauptstadt sich auszeichnete. Alles, was von neuen Dichterwerken im In- und Auslande erschien, wurde sogleich bei uns bekannt, gelesen, besprochen. Herr v. Leon, unser Hofmeister, damals ein junger Mann von 23—24 Jahren, fand Vergnügen an der lebhaften Weise, womit mein Geist alles auffaßte, was Dichtung hieß, so z. B. die Bürgerschen Romanzen, die ich bald auswendig wußte. Wenn ich gut gelernt hatte,

las er mir zur Belohnung eine Szene aus Götz von Berlichingen, ein Stück aus Werther, Woldemar[90]) oder einer andern Dichtung vor; und ich kannte diese Bücher, wußte manches davon auswendig, ehe ich imstande war, ihren Wert auch nur im geringsten zu fassen und zu beurteilen. Ob dies wohl klug gehandelt war bei einem Kinde, dessen Phantasie ohnedies zu lebhafte Sprünge machte, will ich dahingestellt sein lassen; es diente aber, nebst den Einwirkungen, welche von allen Seiten auf mich eindrangen, sehr dazu, den Keim zur Dichtung, der in mir lag, zu erwecken. Ich versuchte mit zehn Jahren, einige gereimte Zeilen zusammen zu setzen (denn mit einem bessern Namen verdienen so rohe Anfänge nicht genannt zu werden), und so entstand mein erstes Liedchen, auf dessen erste Zeilen ich mich noch besinne:

Wie lieblich ist der Morgen,
Wie schön ist's auf der Flur!
Es schwinden alle Sorgen,
Die Freude lächelt nur usw.

Daß dies nichts als Reminiszenzen aus der Unzahl von gelesenen und gehörten Gedichten waren, die täglich und stündlich in meinem Kopfe spukten, ist klar, und wenn wir die ersten Versuche so mancher, besonders der sogenannten „Naturdichter“ betrachten, die denn auch auf gewisse Weise noch Kinder sind, wie ich es war, so wird sich finden, daß ihr Dichterberuf, so wie meiner damals, wohl in weiter nichts als einer glücklichen Kombinationsgabe und gutem Gedächtnisse besteht. Indessen — mein Liedchen wurde angehört, gelobt, bewundert und sogar in Musik gesetzt. Was geschieht nicht von Seiten der Freunde und Bekannten für die Kinder eines verehrten und ansehn-

lichen Hauses[90a])! Das sollten sich manche gegenwärtig halten, die, von den Lobsprüchen der Haus- und Tischfreunde irregeführt, so leicht dahin gebracht werden, in den Äußerungen und Leistungen ihrer Sprößlinge etwas Außerordentliches zu sehen.

So schwach diese Versuche waren, so dienten sie doch, verbunden mit meinem lebhaften Geiste und meinem unvergleichlichen Gedächtnisse, dazu, die Aufmerksamkeit der Männer von Bildung und Wissenschaft, die das Haus meiner Eltern oft besuchten, vor allen die unsers Hausgenossen Haschka auf mich zu lenken. Er fand es der Mühe wert, sich mit dem Kinde, das etwas zu werden versprach, abzugeben; er bestimmte täglich eine gewisse Zeit, wo ich auf sein Zimmer kommen mußte, und wo er mir, so wie meinem Bruder, Unterricht in den Regeln der deutschen Sprache gab — damals noch aus Gottscheds Grammatik[91]); denn Adelung[91a]) war noch nicht erschienen.

Hier aber stößt meine Erinnerung auf einen dunkeln Fleck in der Entwicklung meines Selbsts, auf einen häßlichen Zug des Übermutes und liebloser Eitelkeit. Ich könnte ihn verschweigen, denn er ist zum Glücke auf keine Weise mit in die weiteren Fortschritte meiner Bildung verflochten; aber ich würde unwahr zu sein, und diesen Bekenntnissen einen Teil ihres Wertes für unbefangene Seelen, die auch aus Fehlern anderer lernen können, zu entziehen glauben, wenn ich den meinigen nicht gestände, da ich doch auch einiges zu meiner Entschuldigung anführen kann.

Ich glaube schon einmal berührt zu haben, daß mein Bruder, der um drei Jahre jünger war als ich, von der Natur zwar, wie es sich später zeigte, einen sehr scharfen, richtigen Verstand, aber kein so schnelles

Auffassungsvermögen erhalten hatte, als ich. Auch sein Gedächtnis war nicht so hervorstechend, und eine gewisse Langsamkeit in geistigen und körperlichen Bewegungen, verbunden mit einer nicht ganz deutlichen Aussprache, machten ihm das Lernen schwer und daher oft unangenehm. Die Lehrer, die wir (das Zeichnen und Klavierspielen ausgenommen) gemeinschaftlich hatten, waren daher stets mit mir viel besser zufrieden, obgleich sie, wenn sie sich die Mühe genommen hätten, etwas tiefer zu untersuchen, manchesmal gefunden haben würden, daß eben jene große Leichtigkeit der Auffassung mein Erlernen oft oberflächlich und vergänglich machte. Indessen, ich glänzte, ich ward vorgezogen, als Beispiel aufgestellt, und — ich übernahm mich, was eine natürliche Folge davon war. Man wollte meines Bruders trägen Geist aufstacheln, ihn zur Nacheiferung reizen, und wenig fehlte, man hätte mein Herz verdorben. Ich hielt mich für viel was Vorzüglicheres als meinen Bruder, ich erlaubte mir, ihn zu bespötteln, zu necken, lächerlich zu machen, und diese Bestrebungen eines eitlen, lebhaften Kindes wurden leider nicht streng und strafend gerügt, wie ich mich wohl erinnere.

Noch weiß ich nicht, wodurch ich so viel Gnade vor Gott gefunden, daß er mich nicht tiefer fallen, und mich sogar die fortgesetzte Liebe dieses, von mir nicht immer schwesterlich behandelten Bruders nicht verlieren ließ. Es ist wohl dies der größte Beweis von der Trefflichkeit des schönen Herzens dieses teuern und unvergeßlichen Bruders, daß keine Art Widerwille oder Bitterkeit gegen die stets vorgezogene und über ihn erhobene Schwester, die noch dazu sich dieses Vorzugs nur zu sehr bewußt war, sich in diesem Herzen fest-

setzte, und eine innige Geschwisterliebe uns bis an seinen Tod verband.

Eine feste Stütze hatte dieser Bruder im Hause an jener Tante, der Kusine meines Vaters, welche seit dem Tode der Großmutter bei uns lebte, und auch auf mich eine bleibende Einwirkung anderer — eigentlich poetischerer Art übte. Geliebt ward ich nicht sehr von ihr, wenigstens dazumal nicht; denn sie sah in mir den Gegenstand, um dessentwillen ihr Liebling Xaver zurückgesetzt wurde; aber sie war mir gut als dem Kinde ihres teuern Verwandten, meines Vaters, und da sie viel zu billig und gutmütig war, um unter Geschwistern einen gehässigen Unterschied zu machen, so genoß ich manche Freude mit, und erhielt manches werte Geschenk von ihr, weil sie eben ihren Liebling, meinen Bruder, damit erfreuen wollte. Aber diese Vorliebe meiner Tante für den Knaben, den Eltern und Lehrer mit großer Strenge behandeln zu müssen glaubten, und die daraus entspringenden Mißverhältnisse veranlaßten öfters unangenehme Szenen im Innern unserer Familie.

Während sich die Dinge auf solche Art im häuslichen Zusammensein gestalteten, ging das äußere, glänzende Leben seinen Gang fort. Jeden Abend war Gesellschaft. Angesehene Beamte mit ihren Familien, Kavaliere, einige Damen, Gelehrte und Künstler besuchten unser Haus. Mein Vater gab öfters große, glänzende Konzerte, zu welchen die schöne Welt sich drängte und bei welchen ich — obgleich noch ein Kind — mich auf dem Flügel (damals kannte man noch keine Pianoforte) hören ließ[92]. — Aber eben diese Auszeichnungen, die sichtbare Gunst der Monarchin, welche mein Vater genoß, der glänzende Fuß, auf dem unser

Haus eingerichtet war, die Menge der Besucher desselben, erregten Aufsehen, Mißgunst, Feinde. Von vielen Seiten standen sie gegen meinen Vater auf; vieles wurde versucht, um ihm die Gnade der Kaiserin zu rauben; aber seine unerschütterliche Treue und Redlichkeit bestanden alle diese Proben[93]). Die Monarchin verkannte den Wert seiner Dienste nie, und bis an ihren Tod währte das Vertrauen und die, ich möchte sagen, freundschaftliche Zuneigung, die sie ihm so wie meiner Mutter schenkte, und für welche wir noch in jenen Blättern, von denen ich oben sprach, rührende Beweise, von ihrer Hand geschrieben, besitzen.

Meine Mutter besuchte den Hof oft. Ihre Stellung in der Welt erlaubte ihr zwar nicht, in den Kreisen des Adels und bei jenen Gelegenheiten zu erscheinen, wann dieser sich um die Monarchin versammelte, und nur einmal im Jahre, am Neujahrstage, war es damals den Frauen der höheren Staatsdiener erlaubt, sich zum Handkusse bei der Kaiserin einzufinden. Das unterließ denn meine Mutter nie, und noch sehe ich das Kleid vor mir, von schwerem, weißen Seidenstoff, mit bunten und goldenen Blumen reich durchwirkt und mit goldenem Besatz verschönert, das sie an solchen Tagen trug. Aber sie fuhr oft in die Burg, nach Schönbrunn oder Laxenburg, um in der Kammer, wie man es nennt, der Monarchin aufzuwarten, und bei diesen Besuchen nahm sie uns, ihre Kinder, öfters mit[94]). So sah ich denn den glänzenden Hof der regierenden Frau, sie und viele ihrer schönen Kinder, die damaligen Erzherzoge Max[95]) und Ferdinand[96]), die Erzherzoginnen Marianne[97]), Christine[98]), Elisabeth[99]) usw. oft. Lebhaft steht die Gestalt der großen Frau vor mir, die, trotz ihres vorgerückten Alters und ihrer durch die

Blattern damals ganz zerstörten Schönheit[100]), eine Majestät, mit Huld und Freundlichkeit verbunden, besaß, welche unwiderstehlich anzog. Wie manches Mal redete sie freundlich zu mir, ließ sich herab, mir Spielzeug zu schenken und dessen Gebrauch zu zeigen. In Laxenburg und wohl auch in ihren andern Schlössern hatte sie, da ihr das Treppensteigen sehr beschwerlich zu werden anfing, sich eine Maschine machen lassen, welche in einem Kanapee bestand, auf dem sitzend sie mittelst eines leichten Mechanismus in das obere Stockwerk hinaufgehoben oder in das untere hinabgelassen werden konnte. Höchst wunderbar und unterhaltend war es mir, wenn sie zuweilen sich mit meiner Mutter auf eines jener Sophas setzte, mich zwischen ihnen beiden stehen hieß, und ich mich nun wie durch Geisterhände emporgehoben und in ein anderes Zimmer versetzt fand. Noch jetzt, nach mehr als 50 Jahren erscheinen jene Bilder, die Gestalten jener fürstlichen Personen, vor allen die Gestalt der huldvollen, großen Kaiserin mir hell und deutlich. Ich wollte die Zimmer, in die ich damals oft geführt wurde, noch finden, und den ganzen silbergrauen Aufputz ihres einsamen Witwengemaches beschreiben. Hier saß sie einmal, nach einer glänzenden Schlittenfahrt, welche meine Mutter auch in den Zimmern der Kaiserin mit angesehen hatte, Knötchen schürzend (ihre gewöhnliche Handarbeit, welche dann zur Verzierung von Kirchenornaten verwendet wurden), am Fenster, und ich befand mich allein in der Stube bei ihr. Da rief sie mich und gab mir einen Auftrag an eine ihrer Kammerdienerinnen im vordersten Zimmer. Ich — ein Kind von 8—9 Jahren, eilte dann geschäftig hinaus, sehr geehrt durch den Auftrag, glitschte aber auf dem Parkett

aus, und fiel im vordersten Zimmer der Länge nach hin. Sogleich schickte die gütige Monarchin ihre Kammerfrau, um zu sehen, ob mir nichts widerfahren wäre, ließ mich zu sich hineinführen, befragte mich selbst, und da das ganze geschehene Unglück in einem zerbrochenen Fächer bestand, den ich in der Hand gehabt hatte, schien sie sehr erfreut, und schenkte mir einen andern, den ich noch als Andenken jenes kleinen Vorfalls und der Huld Maria Theresias heilig verehre.

Allmählich aber kamen auch trübere Stunden und mancherlei Verdrießlichkeiten, ja endlich manches Unglück. Unser Hausstand war durch die Tante, Herrn Haschka, einen Hofmeister und meine Gesellschafterin vermehrt. Wie wahr ist das, was in den — mir übrigens gar nicht zusagenden — Wahlverwandtschaften Charlotte darüber sagt: wenn wir andere in unser Haus, an unsern Tisch nehmen, unser Leben mit ihnen gemeinschaftlich verbringen sollen! Mögen es noch so gute Menschen sein — jene vier Personen waren es sicher, vor allen die gute Tante — aber es sind andere als wir, sie haben andere Ansichten, andere Gewohnheiten, andern Geschmack[101]). — Sollen sie dies alles nicht uns zum Opfer bringen, und sich ganz verleugnen, so müssen wir von den unsrigen abhandeln lassen, wir müssen, ihre Individualität erkennend, und wie billig ehrend, die unsrige beschränken; — das tut niemand gern und so bringt ein solches Zusammenleben selten allen Teilen Freude. Auch bei uns erzeugten sich einige Mißtöne, ich bemerkte wohl hier und da etwas, aber ich war zu sehr Kind, um darauf zu achten. Wichtiger war mir die Erscheinung eines Schwesterchens, das nach dem ersten Winter, welchen wir in jener Wohnung am Graben verlebten, das Licht



Silhouette von Hieronymus Löschenkohl
(Östreichischer Nationaltaschen-Kalender für 1789. Wien. Bild Nr. 12)
Stadtbibliothek, Wien

der Welt erblickte. Es war ein bildschönes Kind, das einer unsrer werten Hausfreunde zur Taufe hielt, und das den Namen einer innigen Freundin und Verwandten meiner Eltern, einer Frau von Häring[102]), welche sich Rosine nannte, erhielt[103]). Meine Mutter nährte das Kind selbst, es gedieh trefflich, und es ward beschlossen, daß es so wie mein Bruder im Frühling des nächsten Jahres zu Hetzendorf im k. k. Lustschlosse geimpft werden sollte.

Die Blatternimpfung war damals, in den Siebziger-Jahren des vorigen Säkulums, so neu, so allgemein anregend, aber im Anfange auch von vielen so gefürchtet und verdächtigt, wie dreißig Jahre später die Vakzine.

Die Kaiserin, überzeugt von der Nützlichkeit dieser Methode, suchte durch Befehl, Ermahnung und Beispiel ihr überall Eingang zu verschaffen. Sie etablierte in einem ihrer Lustschlösser, zu Hetzendorf, in der Nähe von Schönbrunn, eine solche Anstalt, in welcher jeden Frühling mehrere Familien des Adels und angesehenen Mittelstandes aufgenommen und sämtlich auf kaiserliche Kosten bewirtet wurden, wenn sie sich entschlossen, ihre Kinder daselbst von den kaiserlichen Leibärzten impfen zu lassen. Man kann denken, wie gern und häufig sich Eltern fanden, die um diese Vergünstigung nachsuchten, ihre Kinder vor dem gefährlichsten Feind, den Blattern, auf eine so ehrenvolle als angenehme Art zu sichern; denn, so wie ich in meiner Kindheit oft vernahm, glich jener Jmpfséjour in Hetzendorf einem fröhlichen Badeaufenthalt, wo mehrere, sonst sich fremde Familien in einem angenehmen Lokal auf dem Lande versammelt, in wechselnden Zerstreuungen und Unterhaltungen lebten. Beinahe

täglich fuhr die Monarchin von Schönbrunn hinüber, um nach dem Fortgang ihrer Anstalt zu sehen. Sie veranstaltete kleine Feste für die Kinderchen, Lotterien, Spiele usw., kurz, sie sorgte als allgemeine Mutter auch für alle[104]).

Den Winter nun vor dem Frühling, wo jene Impfung meiner jüngern Geschwister stattfinden sollte (ich selbst hatte bereits an der Mutter Brust natürlich und glücklich geblattert) erkrankten diese plötzlich; — es zeigten sich die Blattern, und zwar von der bösesten Art. Mein Bruder, damals ein bildschönes Kind von vier bis fünf Jahren[105]), war lange in Lebensgefahr, er sah kaum, durch Geschwulst und Blasen entstellt, einem Menschen gleich; und meine Mutter, die ihn mit der größten Sorge pflegte, stand unnennbare Angst um ihn aus. Das jüngere Schwesterchen aber starb[106]), und als der Knabe sich zu erholen anfing, lag jene im Sarge. Dies war für meine Eltern eine sehr traurige Zeit. Die gütige Kaiserin nahm auch hier warmen und tröstenden Anteil an den Leiden meiner Eltern. Wir besitzen noch unter jenen, schon erwähnten Blättern eines, worauf, nachdem mein Vater ihr den Tod dieses Kindes gemeldet, sie ihm folgendes schriftlich erwidert[107]):

„ich empfinde beeder Ältern Schmertz, wie glücklich
„ist die Kleine, hat ihre Carrière bald gemacht in un-
„schuld. Von dem muß man sich occupiren, nicht
„von dem Verlurst; was haben wir mit unserm langen
„Leben vor Nutz und Freud, was für Verantwor-
„tung? da ist zu zittern. Gott erhalte ihm seinen
„Kleinen.“*)

Diese trübe Zeit verging denn auch. Meiner Eltern Schmerz beruhigte sich allmählich. Bruder Xaver

*) In der Schreibweise des Originals.

war vollkommen genesen, und obwohl seine hübschen Züge zerstört waren, so daß, wer ihn früher gesehen, ihn jetzt kaum mehr erkennen konnte, war seine Gesundheit doch weiter nicht erschüttert. Er gedieh, so wie ich, recht fröhlich; Schwester Rosine war ein Engel im Himmel. Unsere Lernstunden gingen wieder den gewohnten Gang, und ebenso die Lebensweise meiner Eltern. Der kleine Preußenkrieg — der Zwetschkenrummel vom Volke genannt — der sich in dieser Zeit, 1778—79, erhob, hatte so wie auf das allgemeine, so auch auf das innere Leben unserer Mitbürger keinen sichtbaren Einfluß. Aber die Gesinnungen des Thronfolgers, Kaiser Josefs, die in vielem von denen seiner Mutter verschieden waren, schienen damals immer deutlicher hervorgetreten zu sein, und manches Mißverständnis, manche Unzufriedenheit zwischen Mutter und Sohn erregt zu haben. Es war eben die alte und neue Zeit, die sich hier grell und stark von einander trennten, und so wie sie einander nicht begreifen konnten, konnte auch keine Vereinigung zwischen ihnen stattfinden. Mein Vater kannte dies alles sehr genau, und in jenen Blättern liegt mancher Beleg dazu, wenn die lebens- und arbeitsmüde, fromme Herrscherin selbst davon spricht, daß sie das nicht mehr sei, was sie gewesen, und daß ihr Wort, ihr Wille nicht mehr gelte wie früher[108]).

Noch ein Jahr verging auf diese Weise. Mein Geist entwickelte sich allmählich, und so wie er sich selbst und seine Umgebungen besser zu verstehen anfing, übte Phantasie und Dichtkunst mehr Macht über denselben. Ich hatte hin und wieder einen Roman, ein Schauspiel zu lesen bekommen. Ich schrieb nun selber eins oder zwei, die jedes, ungefähr einen Bogen stark,

barer Unsinn waren, wie ich mich noch erinnere; aber genug, ich fühlte den Drang, etwas zu dichten und meine Gedanken zu Papier zu bringen. Haschka ließ mich viele Gedichte auswendig lernen, mein Kopf war voll Verse, Bilder, Reime; — und aus dieser aufgehäuften Masse fremden Gutes entwickelte sich da und dort etwas eigenes, so zum Beispiel ein Jahr später ein kleines Gedicht auf die Wiedergenesung einer Gespielin, jenes Mädchens, das meine Eltern mir zur Gesellschafterin gegeben hatten, welches Gedicht die Herren Poeten, die unser Haus besuchten, aus Rücksicht für meine Eltern — denn das Zeug verdiente die Ehre nicht — in einen Wiener Musenalmanach aufnahmen[109]). Nun war also mein Name schon gedruckt, obgleich ich kaum zwölf Jahre zählte. Doch ich kehre zum Faden der Erzählung zurück.

Im Herbste 1780 fing die Kaiserin an, viele Beschwerden von einem heftigen Husten zu fühlen. Die Ärzte machten bedenkliche Mienen; — man glaubte die reißenden Fortschritte einer längstbegonnenen Brustwassersucht zu erkennen, welche der Monarchin schon seit vieler Zeit das Treppensteigen, Atemholen usw. beschwerlich gemacht hatten. Die Stadt wurde bestürzt, in allen Familien regten sich, je nachdem ihre Stellung zum Hofe oder dem öffentlichen Leben war, je nachdem sie mehr der milden, wohltätigen Wärme des sinkenden Gestirnes oder dem feurigen Glanze des aufsteigenden zugewendet waren, verschiedene, aber lebhafte Besorgnisse, Hoffnungen, Erwartungen; aber in unserm Hause und wohl noch in vielen der älteren Diener Maria Theresias herrschte die tiefste Niedergeschlagenheit. Der Zustand der Kaiserin verschlimmerte sich schnell; in wenigen Tagen wurde von höch-

ster Gefahr und bald darauf von Hoffnungslosigkeit gesprochen. Ich erinnere mich noch dieser ängstlichen Tage sehr wohl, sie lasteten selbst auf uns Kindern durch den Reflex des Kummers unserer Eltern und Freunde; denn wir konnten die Bedeutung der großen Veränderung, welche dem Vaterlande bevorstand, und ihre Folgen nicht einsehen. Während alles um sie her trauerte, behielt nur sie ihre ruhige Fassung bei. Sie hatte als Christin im höheren Sinne gelebt; sie war mit der Idee ihres Todes vertraut, und jenseits erwartete sie der unvergeßliche, geliebte Gemahl und mehrere vorangegangene Kinder. Ihr Zustand erlaubte ihr nicht, im Bette zu bleiben, so brachte sie die wenigen Tage der sehr verschlimmerten Krankheit bis zu ihrem Tode auf ihrem Kanapee sitzend, mit Kissen gestützt, zu. Kaiser Josef verließ die verehrte Mutter in diesen düstern Tagen fast nicht mehr, und zeigte ihr ungeheuchelten Schmerz und kindliche Achtung. Man erzählt, sie habe, völlig vertraut mit dem Gedanken, in kurzem aus diesem Leben zu scheiden, und jede wohlgemeinte Täuschung in dieser Ansicht von sich abwehrend, sich zuerst als Christin mit Beobachtung aller vorgeschriebenen Gebräuche zum Tode bereitet, und sich dann vorgenommen, die Annäherung des letzten Augenblicks mit ruhiger Fassung zu beobachten[110]); daher habe sie ihrem Leibarzt, B. v. Störck[111]), in einer geheimen Unterredung befohlen, wenn er glaube, daß der Augenblick des Scheidens eintreten werde, ihr dies durch ein, den übrigen Anwesenden unmerkliches Zeichen zu erkennen zu geben. Es wurde beliebt, daß B. v. Störck, der sich stets bei der erhabenen Kranken befand, oft ihren Puls fühlte, und die wenigen möglichen Erleichterungen und Hilfs-

mittel verordnete, sie, wenn er jenen Zeitpunkt eingetreten glaubte, fragen sollte: ob sie vielleicht Limonade befehle? und daß die Kaiserin dann schon wissen würde, was dies zu bedeuten habe. Ich kann die Echtheit dieser Anekdote nicht verbürgen, weil meine Mutter natürlicherweise nicht mehr im unmittelbaren Hofdienst um die Person der Monarchin war, und mein Vater wohl täglich mehrere Male sich in der Kammer der Kaiserin persönlich nach ihrem Befinden erkundigte, aber die vielgeliebte und hochverehrte Frau in der kurzen Zeit ihres letzten Übelbefindens, das nur wenige Tage währte, nicht mehr sah. Indessen, wenn jene Geschichte mit der Limonade auch nur eine Erfindung war, so zeugt sie doch von der Ansicht und Vorstellung, welche man sich im Publikum von der Kraft und frommen Heiterkeit ihres Geistes machte.

Am 29. November 1780, zwischen 8 und 9 Uhr abends, als eben einige treue Freunde meiner Eltern bei ihnen versammelt waren und alles mit banger Sehnsucht den Nachrichten entgegensah, die man heute noch vom Hofe erwartete, trat — ich erinnere mich dessen sehr lebhaft — der Gemahl jener Verwandten, nach deren Vornamen meine selige Schwester war getauft worden, Regimentsrat von Häring[112]) (wie man damals sagte), einer der genauesten Freunde unsers Hauses, ins Besuchzimmer, und seine düstere Miene zeigte schon, daß er nichts Gutes zu verkünden habe. Jetzt ist wahrscheinlich die Kaiserin gestorben, sagte Herr von Häring[112]). Ich bin durch die Burg gegangen, es ist ein Hin- und Herlaufen, eine Bestürzung unter den Leuten, die auf nichts anderes schließen lassen. So sehr meine Eltern auf diesen Schlag vorbereitet waren, so entstand doch die heftigste Erschütterung.

Mein Vater eilte nach Hofe; — es war nur zu wahr, was unser Verwandter vermutet hatte. — Maria Theresia war verschieden und eine neue Zeitrichtung trat an die Stelle der bisher befolgten.

* * *

Ich stehe nun mit meinen Erinnerungen an einem Abschnitte, den man mit Recht einen Wendepunkt in der Geschichte, besonders in der Österreichs, nennen kann, an dem Regierungsantritt Kaiser Josefs II.

Sprünge geschehen nicht, weder in der physischen noch in der moralischen Welt, und jeder folgende Zustand des Einzelwesens wie des Ganzen liegt lange vorbereitet und eingehüllt im Vorhergehenden, so daß er selten mit überraschender Neuheit plötzlich hervortritt, sondern sich meistens nur nach und nach entfaltet und jene Veränderungen sichtbar erscheinen läßt, welche gleichsam unsichtbar schon länger vorhanden waren. So war es auch damals mit jener Periode der Denk- und Preßfreiheit, Aufklärung, Neuerung und Philosophie, deren Wurzeln weit zurück in vergangenen Dezennien zu suchen waren. Indes trat sie, obwohl lange vorbereitet, bei Gelegenheit des Regentenwechsels auffallender hervor, und schien von diesem mehr abhängig, als wirklich der Fall war.

Wir in unserm Hausstande fühlten sogleich eine Wirkung dieser Neuerungen. Kaiser Josef schaffte die sogenannten Hofquartiere ab, nämlich die Wohnungen, welche die Hausbesitzer Wiens seit undenklichen Zeiten den kaiserlichen Beamten hatten einräumen müssen und wofür sie nur einen sehr unbedeutenden Zins erhielten, weil man vermutlich in alter Zeit glaubte, daß die Hauseigentümer, um des Vorteils

willen, das Hoflager beständig in ihrer Stadt zu besitzen, für die Beamten ein Übriges tun können[113]. Meine Eltern suchten sich also eine Wohnung auf eigene Kosten und fanden diese in einer sehr angenehmen Lage auf dem Neuenmarkt, wo wir sehr hohe, große, freundliche Zimmer hatten, eine Wohnung, ganz geeignet, um darin viele Leute zu empfangen, Feste zu geben usw.[113a] — eine Lebensart, die sich in meiner Eltern Hause ununterbrochen fortsetzte, obgleich der Tod der allgeliebten Maria Theresia und die ganz veränderte Stellung, in welcher die vor vielen begünstigten Räte des Vorfahrs jederzeit zum Nachfolger zu stehen pflegen, einen Umschwung der Dinge in dieser Rücksicht für meinen Vater hätte können besorgen lassen. Hier aber, glaube ich, galt seine und meiner Mutter Persönlichkeit zu viel und diese erhielt das Ansehen des Hauses, wenn schon keine besondere Gunst des Monarchen dasselbe auszeichnete, so daß denn dies nach wie vor der Sammelplatz bedeutender und zahlreicher Besuche war.

Eine der ersten fühlbaren Wirkungen des neuen Regierungssystems war eine viel unbeschränktere Preßlizenz, und Josef II. suchte eine Art von Stolz darin, selbst was über seine Person gesagt oder geschrieben wurde, ungeahndet öffentlich erscheinen zu lassen. Die unmittelbare Folge davon war eine Unzahl kleiner oder größerer Broschüren, Pamphlets usw., welche nun erschienen, und in welchen sich die Schriftsteller mit und ohne Witz, mit oder ohne Grund über alte Gebräuche und Mißbräuche aussprachen[114]. Eine der ersten, wo nicht ganz die erste, war eine Betrachtung über die kostspieligen Leichenfeierlichkeiten[115], die denn ganz in dem materiellen Geist jener Zeit, der so-

genannten Aufklärung, als töricht, als eine unnütze Verschwendung, als eine aus der Gewinnsucht der Geistlichen entstandene Spekulation dargestellt wurden. Vielen Anklang fanden solche Äußerungen in der Erkaltung der meisten Gefühle so wie im Eigennutz der Erben und Verwandten des Verstorbenen. Auch ließ jenes Leichengepränge merklich nach. Man fand es bürgerstolz, unaufgeklärt, altfränkisch, kostspielige Leichenzüge zu veranstalten, Gräber und Grüfte zu ehren, zu schmücken; — und siehe da! sechzig Jahre darnach liest man in jeder Zeitung von irgend einer hochfeierlichen Bestattung eines oder des andern ausgezeichneten Mannes und sieht den Luxus, der in unsern Tagen mit eigenen Grabstätten und Denkmälern auf den, gleichsam in Gärten verwandelten Friedhöfen herrscht.

Weil nun eben alles besprochen werden durfte, war auch des Sprechens kein Maß und kein Ziel. Jeder, der die Feder führen konnte (das waren aber doch vor fünfzig Jahren nicht so viele wie jetzt), ergriff sie in dieser Periode, um, wie ihn sein Herz oder sein Witz oder vielleicht sein böser Wille trieb, irgend ein tadelnswürdiges Vorurteil, einen schädlichen Mißbrauch zu rügen oder wohl auch nur seine Geistesüberlegenheit zu zeigen oder seiner Galle Luft zu machen. Das auf diese Weise Besprochene ward nun von seiner ehemaligen sichern Stellung oder Höhe herabgerissen und nicht selten schonungslos mit Füßen getreten. Manchem geschah recht, manches Schädliche wurde fortgeschafft, manches Hemmende beseitigt, aber auch nur zu viel Gutes, Nützliches, ja Heiliges mit eingerissen. Von unbedeutenden Mißbräuchen und Lächerlichkeiten kam man auf das Wesentlichere. An allen

alten Einrichtungen, Vorrechten, Ordnungen, endlich selbst am Glauben und den Dogmen der Religion wurde gerüttelt. Predigerkritiken erschienen, welche, wie jetzt die Theaterkritiken, die Leistungen der verschiedenen Prediger an jedem Sonntag würdigten. Mancher wahre Tadel wurde ausgesprochen, aber das Publikum verlor die Achtung vor dem Manne, aus dessen Mund es das Wort Gottes vernehmen sollte, und den es nun öffentlich in die Schule nehmen und oft bitter oder spöttisch tadeln hörte[116]). Der tadelnde Witz, der sich an allem üben durfte, verschonte auch die Person des Monarchen nicht, dessen freisinnige Großmut ihm diesen Weg eröffnet hatte. — Alles, was Josef II. mit hohem und humanem Sinne seinen Völkern Gutes erweisen wollte und wirklich erwies, wurde von allen Seiten beleuchtet, jede Schwäche, jede möglich schlimme Deutung aufgegriffen, und je bitterer die Satire war, je willkommener war sie dem Publikum, das nur selten untersuchte, ob denn der Tadel auch gegründet, ob die Auffassung nicht einseitig, nicht von Gehässigkeit eingegeben sei, sondern zufrieden war, wenn es mitschimpfen und mitlachen konnte. Ich will hier nur an den Richter Schlendrian (eine ebenso witzige als oberflächliche Satire auf das Gesetzbuch Kaiser Josefs[117]) und die Monachologie[118]) erinnern, worin Hofrat Born[119]), einer der glänzendsten Köpfe jener Zeit, ein großer Naturkundiger und Mineralog, die verschiedenen Mönchsorden mit Linnéschen Bezeichnungen als Käfer und anderes Ungeziefer sehr witzig, aber sehr unanständig darstellte.

Aus Frankreich kamen uns (wie denn aus Frankreich von jeher viel Schädliches über die Welt gekommen ist: stehende Heere, die wir Louis XI. verdanken;

das Papiergeld, die Revolution, die Modesucht usw.) um diese Zeit auch eine Menge Bücher, welche den Geist des Spottes, des Unglaubens, der Opposition in jeder Rücksicht, der sich so mächtig in Österreich zu regen anfing, nährten; wie le Système de la nature von Mirabeau[120]), les Ruines von Volney[121]) und viele andere. Unter dem Deckmantel der Philosophie, der Wahrheitsliebe, der unparteiischen Forschung wurde der Maßstab, die Sonde, das anatomische Messer an alles Schöne, Edle, Heilige gelegt. Durch die fünf Sinne allein sollten und konnten, nach den Ansichten jener Weisen und Aufklärer, dem Menschen seine Vorstellungen von der äußern Welt kommen; was sich also nicht in den Bereich derselben ziehen, wessen Evidenz oder Dasein sich nicht dem nüchternen Verstande mit beinahe geometrischer Genauigkeit erweisen ließ, wurde bezweifelt oder bespöttelt oder ins Reich der Träume verwiesen. Mit religiösen Zeremonien hatte man angefangen, zur Religion selbst schritt man fort, ihre Dogmen wurden untersucht, der Glaube als etwas des denkenden Menschen Unwürdiges verworfen. So kam es endlich dahin, daß man nicht bloß alle positiven, sondern alle natürlichen Religionen im allgemeinen wegphilosophiert hatte. Da erschienen Bücher wie der Horus[122]), Bahrdts Bibel im Volkston[123]), worin der Autor versucht, die Wunder des neuen Testaments auf natürliche Art zu erklären, nur geht es damit, leider! wie mit der strengen Beobachtung der „trois unités“ in der ältern französischen Tragödie, worin man denn auch, um diesen Forderungen nachzukommen, die größten Unwahrscheinlichkeiten gelten, und z. B. ein verliebtes Rendezvous in einem Vorhof, eine Verschwörung auf der Gasse vorgehen lassen muß. Ebenso

setzt der Verfasser der Bibel im Volkston Verabredungen, Zusammentreffen von Umständen, Mißverständnisse, unbegreifliche Verblendungen oder Selbsttäuschungen voraus, damit das wegraisonnierte Wunder auf die wunderbarste Weise natürlich hat geschehen können. Er nimmt seine Zuflucht zu einem jungen Ägyptier (Haram genannt, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht), der mit Christus und dessen Verwandten Johannes dem Täufer im Bunde, vermittelst seiner aus Ägypten gebrachten Wissenschaften (die ein bißchen an Freimaurerei erinnern) alle diese sogenannten Wunder möglich oder sie den Leuten glaubbar macht. Noch unzählige andere, teils philosophische, teils poetische Erzeugnisse des jungen aufsprudelnden Geistes, in deutscher, französischer und englischer Sprache, erschienen jetzt. Den weggespotteten Religionsgefühlen warf man bald alles nach, was in der bürgerlichen Welt bisher geehrt und geachtet worden war, wenn man sich dessen zureichenden Grund nicht philosophisch vordemonstrieren konnte: Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit an seinen Fürsten, Ehrfurcht vor dem Alter usw., dies alles wurde mit dem Worte Vorurteil gebrandmarkt. Es wurde gezeigt, daß die Scholle, auf der uns der Zufall das Licht der Welt hatte erblicken lassen, durchaus kein Recht auf unsere größere Liebe und Achtung habe als eine andere. Patriotismus wurde als eine Engherzigkeit; Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus als Schwäche und Aberglauben; Achtung und Liebe für das Alte, weil es eben alt und wohlbekannt ist, als lächerliches Vorurteil behandelt. Das ganze Mittelalter versank auf diese Art hinter uns in einen Abgrund von Nacht und Unscheinbarkeit, und wenn man sich erinnert, auf

welche Art Friedrich II., der sogenannte Große, den Fund des Liedes der Nibelungen aufnahm, so darf man sich nicht wundern, wenn in Österreich bei den Aufhebungen der Klöster der Archive wenig oder gar nicht geachtet, Altertümer an Manuskripten, Gerätschaften, Arbeiten, Malereien als Produkte barbarischer Zeit geringgeschätzt, um Spottpreise verauktioniert oder wohl gar vertilgt wurden, nachdem man höchstens von alten, vielleicht unschätzbaren Dokumenten die goldenen Kapseln der Siegel abgeschnitten, die Schriften verbrannt oder in die Papierstampfe gegeben, die Kapseln aber als Pagamentsilber behandelt hatte[124]). Ich erinnere mich auch sehr wohl eines Aufsatzes von Herrn von Kotzebue in einer Sammlung kleiner Schriften (wenn ich nicht irre, so hieß sie: die jüngsten Kinder meiner Laune), worin die Ehrfurcht für das Alter, die Unterordnung unter die Erfahrung desselben usw. als Begriffe dargestellt wurden, welche für unsere Welt nicht mehr paßten und sich nur traditionell aus einer Zeit herschrieben, in der noch keine Schrift, viel weniger der Druck existiert hatte und folglich die Alten, die einzige Quelle der Erfahrung, gleichsam die lebendige Tradition, Geschichte und Nachschlagebücher waren[125]).

Doch so viele Schattenseiten man auch an jener Zeit nachweisen kann, in welcher die ersten Erschütterungen an dem Gebäude der bürgerlichen Ordnung und Stetigkeit gemacht wurden, das uns nun bald überall, infolge jener fortgesetzten Bemühungen, über den Köpfen einzufallen droht, so war sie doch auch eine Zeit frischen, schönen, regen Geisteslebens und vielleicht das goldene — nie wiederkehrende Zeitalter der deutschen Literatur, zumal im ästhetischen Fache.

Überall zuckten die Funken lebhafter Geistestätigkeit auf, leuchteten hier mit mildem Lichte, das sich segensreich weiter und weiter verbreitete, blendeten dort wie gewaltige Blitze, fuhren auch manchmal wie täuschende Jrrwische hin und lockten den Nachfolgenden in Sümpfe. Wird es wohl nötig sein, hier auf Klopstock, Lessing, Goethe, Wieland, Schiller, Herder hinzuweisen? Wir in Österreich hatten unsern Denis, Sonnenfels[126]), Jünger[127]), Alxinger und viele andere, deren Leistungen leider jetzt vom Zeitenstrom weggespült sind, so wie man kaum mehr eines Gellert, Rabener, Hagedorn gedenkt und nur jene größern Namen stehen geblieben sind, die ich oben genannt. In allen Zweigen des Wissens regte sich eine lobenswerte Tätigkeit, man durfte frei denken und so dachte man wohl, wie Haller singt[128]). Auch in die geselligen Kreise drang eine muntere Freudigkeit statt früherer Steifheit und veralteter Formen. Das Theater, welches Kaiser Josef seines unmittelbaren Schutzes würdigte, trug sehr viel zu diesen geselligen Freuden bei. Unsere Bühne ward unter der Leitung des Monarchen im deutschen Schauspiel bald eine der ersten Deutschlands, in der italienischen Oper vielleicht die erste damals existierende, Jtalien nicht ausgenommen; denn der Kaiser hatte auf seinen Reisen die Theater dieses Landes kennen gelernt, die besten Sänger und Sängerinnen selbst engagiert und von unserer Oper gingen die seconde und terze donne nach Italien zurück, um als erste überall aufzutreten[129]). Schröder[130]) kam nach Wien, spielte zuerst Gastrollen und wurde sodann samt seiner Frau engagiert. Brockmann[131]) kam nach Wien, Lange[132]) war in der Blüte seiner Kraft, die beiden Jacquets, Katharina[133]) und Anna

(nachmals Adamberger und Mutter der liebenswürdigen Schauspielerin unserer Zeit[134])), Madame Sacco[135]) und viele andere machten die Leistungen unserer Bühne höchst glänzend, und das Publikum nahm auf eine Weise an dem Theater Teil, die von der jetzigen ganz verschieden ist. Es suchte geistigen Genuß, nicht bloßen Zeitvertreib, es wollte sein Gefühl anregen lassen, nicht bloß den Verstand im Tadeln üben. Es kam mit frischer Empfänglichkeit ins Theater, faßte jede Schönheit des Dramas sowohl als der Darstellung auf, verlangte nicht mit Übersättigung nur nach schnellem Dahineilen der Handlung und wurde durch eine tiefere psychologische Entfaltung der Motive nicht gelangweilt. So gab es sich dem Eindruck hin, den Dichter und Schauspieler hervorzubringen strebten und dies geistig bewegliche, für jede Schönheit empfängliche Publikum (nicht bloß hier, sondern in ganz Deutschland) erweckte in schöner, aber sehr natürlicher Wechselwirkung die dramatischen Genies, die sich gern einer so lohnenden Arbeit unterzogen, sowohl als Dichter wie als Schauspieler. Aus jener Periode stammen, nebst den obengenannten, Iffland[136]), Fleck[137]), Koch[138]), die Unzelmann[139]) und viele andere, deren Namen mir nicht eben beifallen. In jener Periode traten Iffland und Schröder als Schauspieler und Schauspieldichter, Kotzebue[140]) und Jünger als Schauspieldichter auf, deren Stücke noch jetzt den Kern unserer Repertoire bilden und trotz des ganz veränderten Geschmackes oft lieber gesehen werden als die Erzeugnisse neuerer Zeit. So bewegte sich die gesellige Welt, geistig angeregt, aufs lebhafteste und genügendste in stetem Wechsel der Leistungen und Empfängnisse, und mitten in diesem freudigen Trei-

ben der Geister wuchs ich empor und trat in die Periode, wo das Kind zur Jungfrau entblüht, das Herz zu fühlen, der Geist mit klarem Bewußtsein um sich zu blicken vermag.

Ich hörte und sah vieles, was von meinen früheren Ideen sehr abstach. Ich war religiös erzogen, und alle von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuche waren bis zu jener Zeit im Hause sowohl als auch von mir beobachtet worden. Allmählich aber drang die neue Gesinnung auch bei uns ein. Gar manche der Freunde, die unser Haus besuchten und übrigens achtungswerte Menschen waren, dachten über die Religion sehr frei. — Nicht allein, daß sie sich in ihrem Herzen von jeder positiven Satzung losmachten und eigentliche Deisten, oft nicht einmal dies, sondern Materialisten und Atheisten waren, gab es auch viele unter ihnen, die unbesonnen genug waren, diese Gesinnung ungescheut im Gespräche laut werden zu lassen, sich von allen äußerlichen Beobachtungen der Religion, allen Vorschriften der Kirche los zu machen und in philosophischer Ruhe bequem dahin zu leben. Diese Gesinnungen, diese Beispiele sah ich täglich vor mir, und obwohl sie mich wohl zuweilen durch ihre Grellheit verletzten, so drang doch einiges davon auch in meinen Geist ein, erregte mir Zweifel, Unsicherheit und erkältete auf jeden Fall mein Gefühl. —

Gottes Gnade war es, deren Walten über mir ich recht sichtbar erkenne, wenn ich der Entwicklung meines Geistes und den Einwirkungen, die er von Zeit zu Zeit erhielt, nachsinne, daß Haschka, welcher, wie schon gemeldet, bei uns wohnte und sich meiner geistigen Ausbildung eifrig annahm, mir (vielleicht durchaus nur aus ästhetischen Rücksichten) die Noachide[141]),

Miltons verlornes Paradies[142]), die Insel vom Grafen Stolberg[143]) u. dgl. zu lesen gab und, um mein von Natur glückliches Gedächtnis durch Übung zu stärken, zuerst alle Fabeln und Erzählungen von Gellert, Hagedorn, Lichtwer[144]), dann aber auch die geistlichen Lieder des ersten sowohl als anderer Dichter auswendig lernen ließ. In jenen geistlichen Epopöen erschienen mir die Gottheit, die Engel wieder in dem würdigen hohen Licht, worin ich sie im gesellschaftlichen Leben gar nicht oder höchst selten betrachtet sah, und mein Herz ergriff eifrig diese durch die Phantasie ihm dargebotenen Vorstellungen, welche mit dem tiefsten Grunde meiner Seele so wohl zusammenstimmten. Ich behielt die schönsten von Gellerts Liedern auswendig (ich weiß sie noch jetzt großenteils), bediente mich seines Morgen- und Abendliedes[145]) zu meiner täglichen Andacht und hielt mir viele seiner frommen Sprüche gegenwärtig, so z. B. das schöne Lied: Du klagst und fühlest die Beschwerden des Standes, worin du dürftig lebst[146]), in welchem wirklich ein Schatz von Erfahrung und Trost für jeden liegt; so endlich aus einem andern die Stelle: Denk an den Tod in frohen Tagen, kann deine Lust sein Bild vertragen, so ist sie gut und unschuldsvoll[147]). Wohl sprang ich freudig und mutig auf keinem Ball herum, ohne mir nicht mehr als einmal während des Abends jenen Vers des frommen Mannes zurückzurufen und die Reinheit meines Genusses an diesem Prüfstein zu untersuchen. Gott sei Dank! ich fühlte nie Schrecken oder Angst bei dem Gedanken an einen möglichen nahen Tod.

Aus jenen Epopöen ging noch eine Vorstellung lebendig in meine Seele über — die der Engel und mei-

nes Schutzengels insbesondere. Meine Religionsbegriffe stimmten gar wohl damit überein, und so erkor ich mir den Engel Ithuriel, der im Milton vorkommt, wo er den Satan als Kröte am Ohr der Eva entdeckt und ihn, mit seinem Speere berührend, zur Entdeckung und Flucht zwingt[148]), zu meinem Schutzengel oder vielmehr ich gab dem Geiste, dessen Schutz mich der Schöpfer bei meiner Geburt übergeben, diesen Namen. Dann erkor ich mir einen der schönsten Fixsterne — (späterhin erfuhr ich, daß es die, fast im Zenith stehende Lyra ist), in welchem ich mir Ithuriels Residenz dachte. Um aber auch ein deutliches Bild von ihm in meiner Phantasie zu bewahren, wählte ich mir einen überaus schönen Engel in Jünglingsgestalt, der auf einem Bilde in unserer Dorfkirche (zu Hernals, wo meine Eltern jeden Sommer zubrachten) der heiligen Barbara den Palmzweig aus den Wolken reicht. So also sah mein Schutzgeist aus, wohnte in dem schönen Stern, den ich in hellen Nächten über mir funkeln sah, umschwebte mich, beobachtete mich und war betrübt oder ungehalten, wenn ich Fehler beging. Jeden Abend examinierte ich mich nach Gellerts Selbstprüfung: Der Tag ist wieder hin[149]), gleichsam in Gegenwart meines Schutzengels und glaubte zu fühlen, ob er freundlich oder strenge dabei aussah.

Zuweilen erschien er mir im Traum — unendlich schön, von weit mehr als menschlicher Größe, eine Krone von Rosen im hellbraunen Haar (jener auf dem Altarblatt war ganz blond) und meine Seele versank in Entzücken, Demut und Hingebung vor ihm; denn — wie ich jetzt wohl einsehe — die erwachenden Gefühle der Jungfrau mischten sich in die religiösen Vorstellungen, und der künftige Geliebte verschmolz mit dem

schönen Schutzgeist. Wie vielen Anteil aber auch diese Täuschung an jener Verehrung meines Engels und an mancher religiösen Erhebung gehabt haben mochte, so erkenne ich doch, daß es sichtbare Waltung der Vorsehung war, die meinen, durch den Zeitgeist erschütterten Glauben und das Bessere in mir auf solche Weise bewahrte. Ich schrieb mir auch — in meinem dreizehnten oder vierzehnten Jahre — ein kleines Gebetbuch zusammen, in welches ich viele der Gellertschen Lieder eintrug und bediente mich dessen in der Kirche und zu Hause.

Kurz vor dieser Zeit hatte Haschka angefangen, mich in der lateinischen Sprache zu unterrichten, die ich mit vieler Lust ergriff und worin ich schnelle Fortschritte machte. Herr von Leon, der früher meines Bruders Mentor gewesen war, hatte unser Haus verlassen und eine Anstellung an der k. k. Hofbibliothek erhalten, die er auch bis zu seinem, erst vor einigen Jahren erfolgten Tode behielt[150]. An seine Stelle kam ein anderer junger, aber sehr tüchtiger Mann, der später ebenfalls ein kaiserliches Amt erhielt und bis an seinen Tod ein treuer Freund unsers Hauses war. Dieser setzte den Unterricht im Lateinischen bei mir fort, indem ich die Lehrstunden meines Bruders besuchte, da Herr Haschka infolge mancher kleinen Mißverständnisse unser Haus verlassen hatte, obgleich er uns immerfort und fleißig besuchte.

Man hatte damals angefangen, Kinder und junge Leute mehr an Luft und jede Witterung zu gewöhnen. Es wurde also auch bei uns Sitte, daß ich, so oft es nur möglich war, mit meinem Bruder in Begleitung des Hofmeisters spazieren ging. Auf diesen Gängen, die im Winter nur durch die Straßen der Stadt gescha-

hen, kamen wir denn sehr oft auf den Michaelsplatz, wo damals Artaria[151]) die erste, sehr schöne Kunsthandlung eröffnet hatte. Obwohl noch halbes Kind, fand ich doch viel Vergnügen an Gemälden und Kupferstichen, es war mir also sehr angenehm, wenn unser Weg bei Artaria vorüberführte und ich Gelegenheit fand, die Bilder zu betrachten. Bald aber zog eines vor allen meine Aufmerksamkeit an sich und machte einen tiefen Eindruck auf mein Herz. — Es war dies das berühmte Blatt (von Woollet, wenn ich nicht irre): der Tod des Generals Wolf in der Schlacht bei Quebeck[152]). Die edle Gestalt des jungen sterbenden Helden, der erhabene Ausdruck seiner Züge, der im Sterben noch die Siegesfreude und das God be thanked bezeichnet, womit er die Nachricht empfängt, daß die Feinde flohen, die Trauer der ihn umgebenden Gefährten, die die Größe dieses Verlustes anschaulich machte, alles dies ergriff mich tief und General Wolf, der die Weltbühne zehn Jahre vor meiner Geburt verlassen hatte, ward der geheime Gegenstand einer — wahrlich schuldlosen Neigung und manches zärtlichen Gedichtes, das ich seinem Andenken weihte. — Alle Tage wußte ich es nun einzuleiten, daß wir bei Artaria vorüberkamen und ich mein Ideal zu sehen bekam; in unserm Garten errichtete ich ihm in einem schattigen verborgenen Winkelchen ein Denkmal, einen kleinen Erdhügel, auf den ich ein Kreuz pflanzte und ihn mit Blumen und Bändern schmückte, und so erhielt sich diese Geisterliebe eine Weile in meiner Phantasie.

Ich war stets gern im Sommer auf dem Lande, das heißt, in dem Garten meiner Eltern auf dem benachbarten Dorfe Hernals gewesen. Die freie Natur,

Bäume, Blumen, das Gebirg in der Ferne, schöne Sonnenuntergänge und Mondnächte sprachen mein Gefühl an und es war mir immer leid, wenn wir im Herbste in die Stadt zurückkehrten. Ungefähr in dieser Zeit des Erwachens meiner Empfindungen erschien Vossens Luise, nämlich der Geburtstag, der Brautabend und der Morgenbesuch, jedes einzeln in den damaligen Hamburger Musenalmanachen[153]).

Mir ging eine neue Welt in diesen Dichtungen auf. Das war es, was tief und unverstanden in mir gelegen hatte, dieses stille, ländliche Leben, diese genügende Begrenzung, dieser Frieden, dieses häusliche Glück! In solchen Szenen konnte ich auch das meinige finden, und ein Arnold Ludwig Walter*) schwebte mir in seinem würdigen Ernst, seinem frommen Sinn, seiner priesterlichen Hoheit als das Wünschenswerteste vor Augen, was ein Mädchen erreichen konnte. Daß es gerade ein Geistlicher war, erhöhte bei mir seinen Wert. Ich hatte Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen gelesen und wieder gelesen; denn der Roman hat sicher große Vorzüge und es ist schade, daß er so vergessen ist[154]). Auch hier stand ein pastorlicher Held, Herr Eduard Groß, vor allen übrigen glänzend, kräftig und edel da. — Ja! eines solchen Mannes, gerade eines Geistlichen Frau zu werden, in ländlicher Stille mit ihm zu leben, die Heiligung zu fühlen, die sein gottverwandter Sinn, sein frommer Wandel um sich verbreitet, ihm anzuhängen, ihm freudig zu gehorchen, mich kindlich von seiner Tugend und Frömmigkeit leiten zu lassen, erschien mir als das schönste Los, das ich erstreben konnte; und diese Richtung, die damals meine Empfindungen nahmen

*) In Vossens Luise.

oder vielmehr wie sie sich aus meinem Innern entfalteten, blieb so ziemlich der Typus, der ihnen für immer eingedrückt war.

Nun gab mir Haschka Unterricht in den schönen Wissenschaften, und Batteux[155]) war unser Lehrbuch, aus welchem ich Auszüge zu machen angehalten wurde, so wie aus Erxlebens Physik[156]), in welcher mich Haschka ebenfalls unterwies. Überhaupt mußte ich viel schreiben, übersetzen, aus dem Lateinischen und Französischen, und Auszüge aus den Lehrbüchern, Exzerpte aus Gedichten machen. Ich halte dies für eine sehr nützliche Übung für junge Leute, und glaube, daß ich ihr vieles verdanke; denn ich gewöhnte mich, den eigentlichen Sinn, den Kern jedes Vortrags aufzusuchen, zu fassen und deutlich darzustellen, was mir später von vielfachem Nutzen war, und jene Exzerpte oder Anthologien leiteten mich dahin, die Schönheiten eines Werkes zu studieren, zu empfinden, und mir gleichsam eigen zu machen.

Nachdem ich diesen Unterricht nach Batteux ziemlich gefaßt hatte, fing ich an, mich in Fabeln und Idyllen zu versuchen. Geßner[157]), Voß[158]), Virgil, eine deutsche Übersetzung des Theokrit[159]) wurden mir in die Hand gegeben, und ich schrieb eine Menge Zeugs in Geßnerscher poetischer Prosa oder in Hexametern nieder, das längst untergegangen ist, weil es kein besseres Schicksal verdiente, das aber doch dazu diente, mich im Stil und Vortrag zu üben.

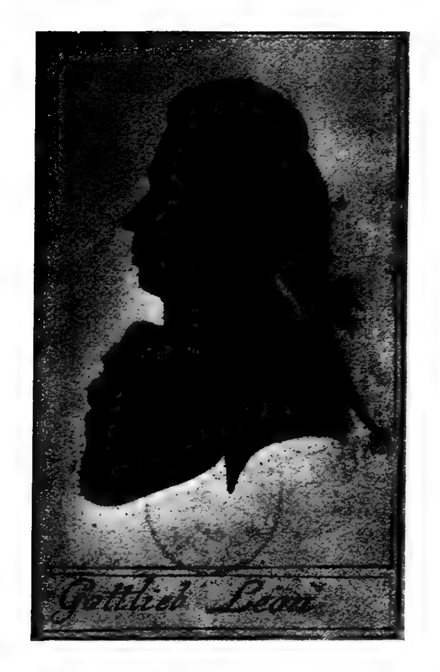
So erreichte ich mein fünfzehntes Jahr und mithin eine bedeutendere Epoche meines Lebens. Meine Eltern waren mit der Familie jener Frau von Häring, der Patin meines verstorbenen Schwesterchens, nicht bloß weitläufig verwandt, sondern seit langem durch Bande

herzlicher Freundschaft verbunden. Herr von Häring hatte zwei Söhne und zwei Töchter, die alle um einige oder auch viele Jahre älter waren als ich[160]), wie denn die ältere Tochter nicht mehr als ein ganz junges Mädchen einem Bankier „von Schwab“[161]) die Hand gab, als ich kaum zehn oder elf Jahre zählte. Der jüngere Sohn, ein sehr hübscher Jüngling, ebenfalls um 8—9 Jahre älter als ich, hatte mir immer freundlich begegnet, und sein meisterliches Violinspiel meine Aufmerksamkeit auf ihn geheftet[162]), ohne daß ich etwas weiteres dabei dachte. Nun war er ein paar Jahre auf Reisen gegangen, hatte Frankreich, England, einen großen Teil von Deutschland gesehen, und wurde mit großen Hoffnungen von seiner hohen Ausbildung und moralischen Vortrefflichkeit im Vaterhause und in dem ganzen Freund- und Verwandtschaftskreise zurück erwartet.

Er kam an und einer seiner ersten Gänge war zu den treuen Freunden seiner Eltern, zu uns. Ich hatte wenig oder gar nicht an ihn gedacht; aber ich wurde doch sehr frappiert, als er eines Abends, da eben wie immer Gesellschaft bei uns war, eintrat. Seine natürlich vorteilhafte Gestalt hatte sich noch angenehmer ausgebildet. Er war von mehr als mittlerer Größe, blond, mit blauen Augen, bedeutenden Zügen und ernster würdiger Haltung, hatte durchaus nichts Gecken- oder Stutzerhaftes, vielmehr etwas Gehaltnes, das fast bis ans Strenge ging. Eine Nadel in meiner Stickerei ging mir über dem Anschauen des hübschen Jünglings verloren, und als ich sie am Boden suchen wollte, kam er selbst — o welcher Zuwachs an Verwirrung! — mir zu helfen. Von dem Augenblicke an, war meine Unbefangenheit dahin, und wenn ich mich gleich recht wohl erinnere, daß von jenem „Blitz, der

in zwei Herzen zugleich einschlägt", von jenem „Vorgefühl, daß jetzt das Schicksal unsers Lebens entschieden sei"[163]), gar nichts in meiner Seele war, vielleicht schon darum nicht, weil jene Ideen, Geburten einer spätern phantastischern Zeit, damals nicht Mode waren, so weiß ich doch noch recht gut, daß ich glaubte, Herr v. Häring könnte so ziemlich dem Ideal entsprechen, das ich mir von einem vollkommenen Manne entworfen hatte.

Auch er schien von ähnlichen Gefühlen für mich beseelt; sei es nun, daß ich ihm wirklich gefallen oder daß die Betrachtung der mancherlei Vorteile, welche eine Verbindung mit der Tochter des angesehenen und vermöglichen Hofrates Greiner bringen konnte, ihm selbst einleuchtete oder von seinen Verwandten, die auch die unsrigen waren, angeraten wurde — genug, er näherte sich mir auf entschiedene, nicht zu mißverstehende Weise, und mein jugendliches Herz war ganz glücklich in diesem Gefühl einer ersten, tugendhaften, und von beiden Familien gut geheißenen Liebe. Daß Häring trotz seiner Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit sich immer in einer gewissen ruhigen Haltung gegen mich zu behaupten wußte, die von einem lebhaftern Geiste manchmal zu Übereilungen hingerissen wurde; daß er diese Übereilungen liebreich, aber offen tadelte; daß er überhaupt hier und dort manches zu hofmeistern an mir fand, irrte mich lange nicht. Mein Ideal war ja ernst, besonnen, weise, viel etwas besseres als ich selbst, und so nahm ich jede Zurechtweisung demütig und willig hin. Noch ein zufälliger Umstand trat hinzu, um dies untergeordnete Verhältnis auszubilden. Häring besaß die Musik, in der auch ich mich nicht ohne Beifall übte, in sehr hohem Grad. Er hatte vor seiner Reise



Silhouette von Hieronymus Löschenkohl
(Östreichischer Nationaltaschen-Kalender für 1789. Wien. Bild Nr. XXXV)
Stadtbibliothek, Wien

die Violine meisterlich gespielt[162]), und diese Fertigkeit während jener Jahre in der Fremde noch ungleich höher ausgebildet. So stand er in dieser Rücksicht als vollendeter Virtuose vor mir, der den Dilettanten kaum ahnen ließ. Er akkompagnierte mir nun beständig, er studierte die herrlichen Werke Mozarts und Haydns mit mir ein; er hielt mich streng, ließ mir den kleinsten Fehler in Takt oder Betonung nicht hingehn, und meine Neigung für ihn, so wie mein hoher Begriff von seiner Vortrefflichkeit machten mich zur gelehrigen Schülerin und gaben diesen Musikübungen einen namenlosen Reiz. Sehr oft unterhielten wir uns, ein bißchen kindisch, ich muß es zugeben, damit, irgend einem gehaltvollen Tonstücke jener Meister einen Redesinn, eine dramatische Handlung oder Situation unterzulegen, die wir dann durch dasselbe vollkommen ausgedrückt zu hören vermeinten. Das war eine gar zu angenehme Unterhaltung für mich, und daß unsere Meinung sehr oft nicht zusammentraf, daß Häring in demselben Tonstück, das mir ein Gewitter darzustellen schien, eine Schlacht zu erkennen glaubte, oder, wo ich eine Klage der Sehnsucht fand, einen verliebten Vorwurf hörte usw. — schien mir natürlich; denn jene Bedeutungen waren gar zu willkürlich, um sehr bezeichnend zu sein. Nur gefiel es mir nicht, daß seine Auslegungen oft gar zu trocken und prosaisch klangen.

Auch in der englischen Sprache, die damals, vor 50 Jahren, Mode zu werden anfing, die Häring schon früher mit Fleiß und Genauigkeit getrieben, und in England, wo er mehr als ein Jahr lebte, zu großer Fertigkeit gebracht hatte, wurde er mein Meister. Wir lasen zusammen englische Gedichte, Romane usw. Er gab mir ordentliche Pensa auf, die ich übersetzen

mußte, und deren Fehler er korrigierte; aber hier waren meine Progressen denen in der Musik nicht gleich. Das Studium einer Sprache hat stets etwas Trockenes, Härings Methode wußte diese Trockenheit nicht zu mildern, mich fing das an zu langweilen, und ich dachte zuweilen, daß er die nicht häufigen Stunden, in welchen wir ungestört beisammen sein konnten, mit etwas Besserem als grammatikalischen Übungen ausfüllen könnte. So blieb die englische Sprache bald beiseite liegen, und erst lange Jahre darnach, als Walter Scotts und Byrons Schriften die ganze lesende Welt in Deutschland in Bewegung setzten, suchte ich mein fast ganz vernachlässigtes Englisch hervor, und trieb es mit Eifer, um jene Meisterwerke im Original genießen zu können.

Nach und nach suchte Häring statt der englischen Lektionen eine andere Beschäftigung in unsere Stunden des Beisammenseins einzuführen. Er brachte mir Bücher, mitunter gute, und las sie mir vor. Hätte ich sonst keine Gelegenheit gehabt, meinen Geist auszubilden, so wäre diese Bemühung meines Freundes immer dankenswert gewesen. So aber konnte sie in dieser Richtung kein großes Verdienst ansprechen; denn im Hause meiner Eltern und unter ihrer ebenso liebevollen als sorgfältigen Leitung mangelte es mir weder an Gelegenheit, noch an Zeit und Aufmunterung, meinen Geist mit den mannigfaltigsten Kenntnissen zu schmücken. Außer den Dichtern: Denis, Leon, Haschka, Alxinger, Blumauer usw., welches damals berühmte Namen waren, besuchten auch Männer von strengen Wissenschaften häufig unser Haus, wie ich schon früher angeführt[164]. Überdies reiste beinahe kein fremder Gelehrter oder Künstler nach Wien, der nicht Empfehlungsschreiben an Haschka oder unmittel-

bar an meine Eltern hatte, und sich von jenem vorstellen oder durch seine Briefe einführen ließ. So kamen der berühmte Reisende Georg Forster[165]), die Professoren Meiners[166]) und Spittler[167]), Becker[168]), Gökkingk[169]), der Schauspieler Schröder[170]) aus Hamburg, viele Musiker, Kompositoren, wie Paisiello[171]), Cimarosa[172]), zu uns; und daß die einheimischen Künstler Mozart, Haydn, Salieri[173]), die Gebrüder Hickhel (Kammermaler des Hofes)[174]), Füger[175]) und andere nicht fehlten, versteht sich von selbst. Im Umgange mit diesen Menschen, deren bloßes Gespräch schon an sich selbst Unterricht für einen empfänglichen Geist war, von manchem unter ihnen aber, wie von Haschka, Leon, Alxinger, Maffei usw. wirklich in verschiedenen Gegenständen des Wissens angeleitet, bedurfte ich keiner Nachhilfe von Seite meines Freundes, ja, seine Bemühungen, allerlei Bücher mit mir zu lesen, oder mich im Englischen zu unterrichten, schienen mir in der Stellung, in welcher ich mich befand, überflüssig und unpassend; denn meine Phantasie hatte sich angenehmere Bilder von herzlichen Mitteilungen und süßem Gekose entworfen, welches die Stunden unsers Beisammenseins hätte ausfüllen, und ihm kein Verlangen nach einer trockenen Lehrstunde nähren lassen sollen, die mir wie ein Lückenbüßer der Langweile vorkam.

Allmählich drängten sich mir auch andere Bemerkungen auf. Nicht Häring allein, auch andere junge Männer, die unser Haus besuchten, brachten mir ihre Huldigungen; denn damals war es noch Sitte, daß die Männer in Gesellschaft sich um die Frauen und Mädchen bemühten, und jede, die einige äußere oder innere Vorzüge besaß, einen kleinen Hof um sich sah, der,

wenn auch ohne bestimmte Aussicht oder Hoffnung, sich bestrebte, der verehrten Königin gefällig zu sein. Diese nun fanden alles, was und wie ich es tat, gut und liebenswürdig, während Häring stets etwas an mir zu tadeln und zu hofmeistern hatte, das, wie eben der erste Zauber verschwunden war, greller hervortrat, mir manche Stunde des Beisammenseins verbitterte, manche unangenehme Erörterung herbeiführte, und mich in eben dem Maße gegen ihn kälter machte, in welchem ich mich immer mehr von seiner Kälte überzeugt glaubte. Dazu kam noch die Beobachtung, daß diese Kälte meistens nur erschien, wenn wir allein waren; vor den Leuten aber einem aufmerksamern, wärmern Benehmen wich, das mir zugleich so eingerichtet vorkam, um die Welt an Sicherheit und Unveränderlichkeit unsers Verhältnisses glauben zu machen.

Herr v. Alxinger, der warme und treue Freund unsers Hauses, hatte etwa um diese Zeit oder etwas früher eine allerliebste poetische Epistel an mich gedichtet, in der er mir sehr heilsame Lehren, besonders in Rücksicht auf sein Geschlecht, gab, und worin es unter andern heißt:

Von zwanzig Jünglingen, die sich
Wie Satelliten um Dich drehen,
Liebt auch vielleicht nicht Einer Dich.
Den blendet der Dukaten Schimmer,
Die Deiner warten, den reizt deines Vaters Rang,
Den lockt Dein Witz, den Deiner Saiten Klang,
Und Jener liebt in Dir nur bloß das Frauenzimmer[176]).

(Dieser letzte Vers drückt dieselbe Idee aus, welche Grillparzer 40 Jahre darnach in die Worte hüllte:

— aber nicht, weil es die Rose,
Weil es — eine Blume ist)[177]).

Ich merkte mir diese Stelle sehr wohl, so wenig Schmeichelhaftes sie auch für meine Eitelkeit enthielt.

Sie drückte sich meinem Gedächtnisse ein; ich fing an, Härings Betragen daran zu prüfen, und ob ich gleich nicht entscheiden will, welche der dort aufgeführten Bezeichnungen gerade auf ihn paßte, so trat doch die Vermutung, daß ich nicht geliebt sei, wie ich es hätte sein sollen, wie ich es wünschte, wie ich es, wenigstens im Anfange selbst getan hatte, immer deutlicher hervor, und bildete sich durch jede Beobachtung, jeden Zwist mit meinem Freunde, jede seiner Zurechtweisungen bestimmter aus.

Noch eine Wahrnehmung gesellte sich dazu, die vollends mein Gemüt von ihm wandte. Ich habe früher schon erwähnt, daß mein religiöses Gefühl, trotz des Zeitgeistes und des ganz entgegengesetzten Tones, der um mich herrschte, sich ziemlich lebendig in mir erhalten, und ich sehr gewünscht hatte, bei näherer Bekanntschaft mit meinem Freund über jene Gegenstände, die mir so wichtig waren, zu sprechen, mich von ihm belehren, mein Gemüt durch ihn erheben zu lassen. Statt dessen machte ich nach und nach die höchst unerfreuliche Entdeckung, daß auch Häring dem Zeitgeiste wie fast alle jungen Leute huldigte, daß er beinahe nichts glaubte, und die kirchlichen Gebräuche, gegen welche meine Eltern stets Ehrfurcht beobachtet, und mich dazu angehalten hatten, nicht bloß geringschätzte, sondern verhöhnte. Er brachte meiner Mutter allerlei Bücher, z. B. das Système de la nature, Les liaisons dangereuses[178]), und las sie ihr vor — wo ich denn auch dort und da ein Stückchen zu hören bekam. Das tat mir alles im Anfange sehr weh; ich versuchte es, mit Häring darüber zu sprechen, ihm die Schädlichkeit und Falschheit seiner Ansichten zu zeigen, aber ich kam übel an. So wie der Spötter und Leugner bei jedem

Streite immer das leichtere Spiel hat, so ging es auch hier. Ich war zu wenig in diesem Fache tief unterrichtet, und meine Religion zu sehr Sache des Gefühls, des Glaubens, was sie wohl im Grunde überall sein muß, um in dem Streit mit einem entschiedenen Widersacher auszulangen, der nun einmal alles Positive der Religion verwarf, und vielleicht, ich erinnere mich dessen nicht mehr genau, sogar an den Atheismus streifte. Diese Erörterungen griffen schmerzlich in mein Inneres ein. Sie wurzelten meine erste, mir einst so werte und beglückende Liebe gänzlich aus, und erschütterten noch überdies meine Ruhe, indem, teils aus Härings Ansichten, teils aus Büchern, teils aus den Gesprächen, die ich häufig um mich führen hörte, Zweifel und Unsicherheit in mein Herz drangen.

Drei Jahre hatte nun meine Verbindung mit diesem Manne gewährt; ich hatte mein achtzehntes Jahr erreicht, und jeder Tag ließ es mich deutlicher erkennen, daß wir zwei nicht für einander geschaffen waren; dennoch schleppte die Sache sich noch eine Weile hin, da Häring keine Lust und ich nicht Entschlossenheit genug hatte, um förmlich zu brechen. Eine Verkettung von Umständen trat wohltätig ins Mittel. Härings Aussichten, bald zu einer Stellung in dem Handelshause seines Schwagers „von Schwab", in dem er angestellt war, zu gelangen, welche ihm, wie wir seit langer Zeit hofften, die Möglichkeit geben sollte, mir seine Hand zu bieten, und einen kleinen, aber anständigen Haushalt zu beginnen, trübten sich plötzlich. Aus widerwärtigen und sehr gemeinen Streitigkeiten mit den übrigen Interessenten ging nur allzu deutlich Härings prekäre Stellung in ihrer Mitte hervor. Mein Vater und noch ein Freund der gesamten Familie nahmen sich

endlich ernstlich der Sache an, jene Streitigkeiten wurden beigelegt, Häring behielt seine Anstellung; aber dieser Vorfall hatte meinen Eltern die Überzeugung gegeben, daß mein Schicksal als Härings Frau ganz von den Launen und dem Eigensinne einer gewissen Person abhängig sein würde, welche in jenem Streite eben die Hauptrolle gespielt, und durch einen plötzlichen Umschwung der ganzen Verhältnisse gezeigt hatte, welche Macht sie über dieselben besaß, und wie alles sich ihrem Willen würde beugen müssen!

Diese Aussicht in die Zukunft machte meinen Eltern für mein Glück bange, und da ihnen in unserm gegenseitigen Betragen die Erkaltung unserer Neigung längst bemerklich geworden war, so fing meine Mutter an, ernsthaft über diese Angelegenheit mit mir zu sprechen. Sie gab mir zu bedenken, daß man bei einer Heirat die innere Zufriedenheit oder wenigstens äußere Vorteile beabsichtigen müsse. Sie machte mich darauf aufmerksam, daß meines Freundes Zukunft in ökonomischer Hinsicht nichts weniger als gesichert sei, wie die erst abgetane Geschichte bewiesen hatte, und sie fragte mich dringend, ob ich denn Liebe genug für ihn fühlte, und auch der seinigen gegen mich auf einem solchen Grade sicher sei, um, falls wir künftig vielleicht durch feindselige Einwirkungen, welche bei Härings Lage nur zu wahrscheinlich waren, in beschränkte Umstände geraten sollten, für die äußern Vorteile durch inneres Glück entschädigt zu werden.

Da stand ich nun, und wußte nichts genügendes zu antworten, ja ich mußte die Frage meiner Mutter, die ich nur als zu gegründet erkannte, wenn ich aufrichtig sein wollte, geradezu verneinen. Nein! Ich fühlte diese Liebe, die für alles entschädigen konnte,

längst nicht mehr, und Häring hatte sie, wenn ich der Sache recht nachsann, wohl nie gefühlt. —

Unsere Trennung wurde also beschlossen. Sie tat mir weh, so klar ich auch überzeugt war, daß unsere Verbindung keinem von beiden mehr Glück bringen würde. Mein Herz hatte die alten Bande liebgewonnen, weil sie eben alt waren, und es kostete manchen Kampf, bis endlich die Vernunft siegte, und ich meinem Freunde schriftlich meinen Entschluß erklärte. Eine Weile glaubte ich in manchen Augenblicken an den Schmerz, den er zeigte; — allmählich aber erkannte ich, daß seine Ruhe und Behaglichkeit zu fest gegründet waren, um durch meinen Verlust erschüttert zu werden, und daß sein Bestreben eigentlich nur dahin ging, vor der Welt noch stets als mein Liebhaber zu gelten. Um dies zu erreichen, drängte er sich auffallender als je an mich, und wie ich, geärgert durch dies absichtsvolle Benehmen, mir erlaubte, es ihm fühlen zu lassen, entdeckte ich zu meinem großen Mißfallen und Ärger, daß er mein nachlässiges, ja manchmal unartiges Benehmen gegen ihn ganz geduldig hinnahm, sich, wenn wir allein waren, alle Kälte, alle Bitterkeit von mir gefallen ließ; aber in den Gesellschaften unserer Bekannten und Verwandten, wo wir uns, trotz unseres Bruches, zu sehen nicht vermeiden konnten, meinen Liebhaber zu spielen fortfuhr.

Wie sehr mich dies Betragen empörte, wird man leicht erachten, wenn man bedenkt, wie hoch meine erste Meinung von Härings moralischem Wert, wie schwärmerisch überhaupt meine Meinung von der Würde des Mannes war, der eine gebildete, feinfühlende Frau wirklich beglücken könne; wenn man weiß, daß ich ziemlich viele Romane gelesen, mir aus diesen

Ideale abgezogen, und endlich in der eigenen Phantasie lebendige Farben und Wärme genug gefunden hatte, um diese Bilder aufs Glänzendste auszumalen. Nun war auch jeder Kampf zu Ende, jede Rücksicht beseitigt. Ich erklärte Häring mündlich, aber mit großer Ruhe und Kälte, es sei alles zwischen uns geendet; ich wolle aber, daß die Welt es auch erfahre. Ich bäte ihn daher, sein Betragen darnach einzurichten, so wie ich meinerseits mich auch demgemäß gegen ihn verhalten würde. So erhielt ich endlich meine völlige Freiheit, und daß wir beide nach wie vor uns in den Zirkeln unserer Bekannten trafen, auch wohl zuweilen miteinander musizierten, späterhin auch auf unserm Haustheater miteinander spielten, ohne den geringsten Schmerz zu fühlen, war wohl der triftigste Beweis von der vollkommenen Gleichgültigkeit und Kälte, die in uns beiden herrschten. Es war wirklich ein seltsames Verhältnis!

Dies erste Band war nun gelöst oder vielmehr es war, wie eine Gerätschaft, die sich abnützt, auseinander gefallen. Mein Herz war unbeschäftigt, meine Phantasie hatte während der ganzen drei Jahre geschlummert, gleich als ob die Prosa, welche das Gemüt meines Freundes beherrschte, sich auch mir mitgeteilt und alle meine dichterischen Anlagen getötet oder eingeschläfert hätte. Sie fingen an, sich wieder zu regen, ich dichtete Lieder, Idyllen, ich träumte mir eine schöne Ideenwelt, und lebte in der wirklichen auch ganz vergnügt, indem ich an allen Freuden und Unterhaltungen, die teils unser eigenes Haus, teils die Häuser unserer Freunde oder öffentliche Feste mir darboten, lebhaften Anteil nahm.

Aber in der Tiefe meines Herzens oder — vielleicht meiner Phantasie lebte das Bedürfnis, einen aus-

schließenden Gegenstand meiner Neigungen zu finden, an welchen diese Phantasie mit ihren Bildern sich heften konnte. Da brachte der ausbrechende Türkenkrieg einen jungen Mann, den ich früher kennen gelernt, und dessen Erscheinung nicht spurlos an mir vorübergegangen war, obwohl ich damals, meines Verhältnisses zu Häring wegen, keinen andern Gedanken in mir aufkommen ließ, nach Wien und in meine Nähe. Er war der Sohn eines hochgestellten Offiziers, eines alten Bekannten meiner Eltern, noch vom Hofe der Kaiserin her, und selbst schon Offizier[179]). Ein paar Jahre früher hatte dieser junge Mann auf dem Lande in unserer Nachbarschaft bei Härings Eltern während der Ferien gewohnt, und sich durch Feldmessen, geometrische und mathematische Studien für seinen Beruf vorbereitet. Er war ein zierlicher Dichter, überhaupt sehr gebildet, von zartem Wuchs, feiner Gesichtsbildung, und, was für mich stets anziehend war, mit einem sehr wohlklingenden Sprachorgane begabt. In den Bäumen jenes Gartens, in welchem er damals wohnte, standen mancherlei Verse, die mir galten. Häring selbst hatte sie mir gezeigt, und sich wohl auch ein bißchen über den Dichter lustig gemacht. Bei mir waren diese Bemerkungen nicht auf die Erde gefallen. Baron K., den ich Fernando nennen will, war überhaupt der Aufmerksamkeit in vielem Betracht würdig, und wurde seitdem auch von mir nicht ohne Interesse betrachtet. Wir sahen uns zuweilen, wo er mich stets mit zarter Ehrfurcht auszeichnete, und als er zum Regimente abging, einen sehr bewegten Abschied von mir nahm. Während dieser Abwesenheit löste sich mein Verhältnis zu Häring ganz auf, und als Fernando bei Eröffnung des ersten türkischen Feldzuges wieder nach Wien kam, sah ich

ihn mit ganz andern Augen. Indessen blieb vor der Hand alles zwischen uns, wie es war, nur daß mein Herz und meine Einbildungskraft an allen Bulletins, die damals von den Diesseitigen und Jenseitigen (wie man unpassender Weise in den schlechtgeschriebenen Extrablättern Freund und Feind nannte) erschienen, sehr lebhaften Anteil nahm, und ich mich stets von dem Stande des Hauptquartiers, in welchem damals Fernando bei dem, später durch verschiedene Schicksale merkwürdigen Generalquartiermeister Baron von Mack[180] als Adjutant stand, zu unterrichten suchte.

Schon diese Anstellung, das Vertrauen, welches ihm Baron Mack schenkte, und der Gebrauch, den er von den Fähigkeiten des jungen Offiziers machte, bewiesen sehr für Fernandos Geschicklichkeit und Wert, und erfreuten mein Herz, das nun in Liedern und Dichtungen freudig aufging, und mit dem bewegtesten Anteil die Zeitungsnachrichten ergriff. Um diese Zeit erschien Goethes Egmont. Wie so lebhaft konnte ich mit Clärchen sympathisieren, und das Liedchen, zu dem ich mir selbst eine Melodie auf dem Klaviere ausgesonnen hatte, singen:

Die Trommel gerühret,
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster bewaffnet
Dem Haufen befiehlt![181]

Das Leben in meiner Eltern Hause gestaltete sich um diese Zeit sehr angenehm, wie denn überhaupt in ganz Wien damals ein fröhlicher, für jedes Schöne empfänglicher, für jeden Genuß offener Sinn herrschte. Der Geist durfte sich frei bewegen, es durfte geschrieben, gedruckt werden, was nur nicht im strengsten Sinne

des Wortes, wider Religion und Staat war. Auf gute Sitten ward nicht so sehr gesehen. Ziemlich freie Theaterstücke und Romane waren erlaubt und kursierten in der großen Welt. Kotzebue machte damals ungeheures Aufsehen; — sein Menschenhaß und Reue[182]), seine Indianer in England[183]), seine Sonnenjungfrau[184]), meisterlich von dem damaligen Personale: Madame Sacco, Adamberger (Mutter), Katharine Jacquet, Madame Nouseul[185]), den Herren Lange, Brockmann, Müller[186]), Dauer[187]), Schütz[188]) usw. vorgestellt, waren eine geistige Angelegenheit des Publikums, und nicht wie jetzt bloße Ausfüllung der Avantsoiréen; denn damals gab es dies Erzeugnis der Langweile und Abstumpfung noch nicht, und selbst die höchsten Klassen der Gesellschaft widmeten in der Regel bloß den spätern Nachmittag und Abend bis etwa zehn Uhr der Geselligkeit.

Alle jene obengenannten Stücke, sowie Gemmingens deutscher Hausvater (nach Diderot)[189]), der Ring von Schröder[190]), viele andere, die im Strom der Vergessenheit versunken sind und eine Menge Romane und Erzählungen (ich weise vor andern auf Meißners Skizzen[191]) hin) waren auf lauter unanständige Verhältnisse gegründet. Ohne Arg und Anstoß sah, bewunderte, las sie die Welt und jedes junge Mädchen. Ich hatte alles dies mehr als einmal gelesen oder gesehen, der Oberon[192]) war mir wohlbekannt, so wie Meißners Alcibiades[193]). — Keine Mutter trug ein Bedenken, ihre Tochter mit solchen Werken bekannt zu machen, und vor unsern Augen wandelten der lebenden Beispiele genug herum, deren regellose Aufführung zu bekannt war, als daß irgend eine Mutter ihre Töchter in Unwissenheit darüber hätte erhalten können.

Sehr viele, ja die meisten jungen, hübschen Frauen unter dem ersten und zweiten Adel hatten verliebte Verhältnisse mit andern Männern, oft mit solchen, die ihren eigenen Frauen untreu, aber dabei wohl überzeugt waren, daß auch diese sich ihrerseits zu entschädigen nicht versäumten. Bei vielen war es Sache des Herzens oder der Eitelkeit, der Mode, wenn man will, bei manchen lag eine niedrigere Absicht zugrunde und man nannte die Summen, für welche jene oder diese ihre Treue, ihre Ehre, ihr Bewußtsein an irgend einen reichen Wollüstling verkauft hatte. Bei manchen Ehen war der eigene Mann verworfen genug um den Handel selbst zu schließen, bei den meisten, wenn auch dies Ärgste nicht geschah, schloß er freiwillig die Augen vor dem Aufwand, der in seinem Hause herrschte und den seine Einkünfte zu beschaffen, nicht imstande waren, den er sich aber wohl gefallen ließ und mitgenoß[194]).

In andern Ehen, wenn auch die Frauen ihre sittliche Würde behaupteten und ein geregeltes Leben führten, gingen die Männer ihren Abwegen außer dem Hause nach und tyrannisierten im Hause Frau, Kinder und Gesinde. Solche Männer wählten sich daher vorzugsweise gern sehr beschränkte Frauen, deren Einsicht und Wissen sich nicht weiter als auf Küche und Haushalt erstreckte und diese Ehemänner, die keinen Begriff von häuslicher Glückseligkeit und weiblicher Würde hatten, vielmehr dies alles verachteten und verlachten, wie sie Religion und Sitte verlachten, gehörten meistens zum Orden der Freimaurer[194]).

Ein charakteristisches Merkmal jener Zeit unter Kaiser Josef waren die Bewegungen, welche durch die sogenannten geheimen Gesellschaften in der gesel-

ligen Welt hervorgebracht wurden. Der Orden der Freimaurer trieb sein Wesen mit einer fast lächerlichen Öffentlichkeit und Ostentation. Freimaurerlieder wurden gedruckt, komponiert und allgemein gesungen. Man trug Freimaurerzeichen als joujoux an den Uhren, die Damen empfingen weiße Handschuhe von Lehrlingen und Gesellen, und mehrere Modeartikel, wie die weißatlassenen Müffe mit dem blauumsäumten Überschlage, der den Maurerschurz vorstellte, hießen à la franc-maçon. Viele Männer ließen sich aus Neugier aufnehmen, traten dann, wenn der frère terrible nicht gar zu arg mit ihnen umsprang, in den Orden, und genossen wenigstens die Freuden der Tafellogen. Andere hatten andere Absichten. Es war damals nicht unnützlich, zu dieser Bruderschaft zu gehören, welche in allen Kollegien Mitglieder hatte, und überall den Vorsteher, Präsidenten, Gouverneur in ihren Schoß zu ziehen verstanden hatte. Da half denn ein Bruder dem andern; und wie man von dem würdig geheimnisvollen Orden der Pythagoräer erzählt, ging es hier auf unwürdigere und minder geheime Weise. Die Bruderschaft unterstützte sich überall; wer nicht dazu gehörte, fand oft Hindernisse, und dies lockte viele. Wieder andere, die ehrlicher oder beschränkter waren, suchten mit gläubigem Sinn höhere Geheimnisse, und glaubten Aufschlüsse über geheime Wissenschaften, über den Stein der Weisen, über Umgang mit Geistern in dem Orden zu erhalten. Da gab es allerlei Arten und Abteilungen der Maurerei — Rosenkreuzer, Templer, Schottische Maurer usw., endlich sogar die Illuminaten, und es ward damit in den letzten Jahren der Regierung Kaiser Josefs großer Spektakel und wohl auch großer Unfug getrieben. Indessen wäre es undankbar, nicht

auch das wenige Gute, das diesem an sich trüben Quell entfloß, zu erwähnen. Wohltätig waren die Freimaurer gewiß[195]). In ihren Versammlungen wurden sehr oft Kollekten für Arme oder Verunglückte gemacht; und Prinz Leopold von Braunschweig, der bei einer Wassernot, als er den Bedrängten mit Lebensgefahr Hilfe brachte, selbst den Tod fand, war ein glänzendes Beispiel, mit dem der Orden sich sehr brüstete[196]).

Diese einzelnen Züge, welche die Zeit bezeichnen, wie sie damals war, werden dem Leser zeigen, daß, so rege auch das geistige Leben war, so viele Fortschritte die Bildung und Aufklärung damals machte, doch auch manches anders und leicht besser hätte sein können und wenn unsere jetzige Zeit nichts vor derselben voraus hätte als eine größere Beobachtung des äußern Anstandes, so wäre dies schon dankenswert. Aber sie hat unstreitig noch manchen andern Vorzug. Wer lange genug gelebt hat, um Vergleichungen mit unparteiischen Augen anstellen zu können, wird gestehen müssen, daß das häusliche Leben, die ehelichen Verhältnisse, die Kinderzucht, die Stellung der Kleinen gegen die Eltern viel besser und zweckmäßiger, sowie überhaupt der ganze gesellschaftliche Ton feiner und geschliffener ist, und selbst aus den untern Ständen und aus ihrem Umgange sich das allzu Rohe und Derbe verloren hat. Wohl hat die viel weiter verbreitete Bildung dies letztere bewirkt, und auch an den ersten Verbesserungen ist ihr Anteil nicht zu verkennen. Indessen glaube ich doch, daß das Beispiel nicht bloß unseres, sondern der meisten europäischen Höfe, wo das Maitressenleben und die arge Zügellosigkeit des achtzehnten Jahrhunderts verschwunden sind, viel zu der Beobachtung wenigstens des äußern Anstandes beigetragen hat.

In jener Zeit hatte denn auch die Gärung in den politischen Ideen ihren höchsten Punkt erreicht. Die Revolution brach in Paris aus. Ihre Vorboten hatten sich schon früher in Lyon gezeigt, und eine achtbare Familie, deren Haupt, Baron Geramb, eigentlich aus Ungarn stammte, und sich in Lyon, wo er geheiratet, niedergelassen hatte, war schon seit langer Zeit, unter dem Vorwand einer großen Reise, mit seiner Familie aus Frankreich weggezogen, um sich nach Österreich zu retten, wo seine Kinder und Enkel noch jetzt geachtet und in Ansehen leben; der älteste Sohn aber, welcher der berühmte Trappistengeneral geworden, sich in Rom aufhält[197]).

Auch bei uns in Österreich machten sich diese geistigen Erschütterungen und Umstaltungen fühlbar. Vieles gärte und glimmte im Verborgenen, und Oppositionen, Reaktionen gegen das Bestehende, immer stärkerer Tadel der Maßregeln und Anordnungen des Monarchen sprachen sich überall laut aus. Während dieser unruhigen Stimmung hatte der Türkenkrieg in Ungarn mit sehr wechselndem Glücke fortgedauert. Kaiser Josef hatte ihn, wie man damals erzählte, aus einer Art von ritterlicher Galanterie gegen die geistvolle Herrscherin im Norden angefangen, der er vorher einen Besuch in ihrem Reiche abgestattet hatte, von welchem uns die Memoiren des Fürsten von Ligne und des Grafen von Segur d. Ä. interessante Notizen liefern[198]). Er liebte den Soldatenstand, er trug stets die Uniform seines Regiments, und er wollte vielleicht in diesem Kriege, in welchem er einen untergeordneten Gegner und keinen Friedrich II. mit seinen Preußen vor sich hatte, seine militärischen Kenntnisse zeigen und auch diesen Lorbeer in seine Kronen flechten.



Karoline v. Greiner
Jugendbildnis — Quirin Mark, del et sc.
Dr. August Heymann, Wien

Aber der Erfolg entsprach keineswegs diesen stolzen Erwartungen. Schlachten wurden verloren, die Einschließung der festen Plätze mißlang, verderbliche Rückzüge schwächten das Heer, von dem ohnedies ein großer Teil, durch das ungesunde Klima erkrankt, in den Spitälern zugrunde gegangen war. Kurz, der Feldzug von 1788 unter des Kaisers und Feldmarschalls Lascy[199]) Führung war ein durchaus mißglückter. Der Monarch kehrte im Winter nach Wien zurück und brachte leider einen Keim des Übels mit sich, das seinem Leben ein paar Jahre darauf, viel zu früh für seine Staaten und seine Entwürfe, ein Ende machte. Im Frühling 1789 ging Loudon[200]) ins Feld; — das Glück, der Sieg folgten überall seinen Spuren, und nach verschiedenen großen Vorteilen und Eroberungen, welche diesen Feldzug bezeichneten, krönten ihn am Schlusse die Einnahme von Belgrad durch Loudon[201]) und der Sieg bei Martinjestie unter Prinz Koburg[202]).

Fünfzig Jahre war Belgrad für Österreich verloren gewesen, Loudon hatte es wieder erobert, und der Tag, an welchem der Kurier mit der Siegesnachricht eintritt (12. Oktober 1789), wird allen Wienern, die Zeugen dieses freudigen Ereignisses waren, unvergeßlich bleiben[203]).

Es war ein schöner, heiterer Herbstmorgen. Wien hatte sich auf die Straßen, an die Fenster ergossen, von denen man den ankommenden Siegesboten — General Klebeck, einen Verwandten des großen Türkenbesiegers — sehen konnte. Ich war wie natürlich auch an einem unserer Fenster, welche in die Kärnthnerstraße, durch die er kommen mußte, gingen. Mein Herz schlug hoch; — kriegerischer Ruhm und der Glanz meines Vaterlandes hatten von jeher begeisternd

auf mich gewirkt, jetzt vielleicht gesellte sich noch eine geheime Beziehung dazu, welche mir alles, was diesen Krieg, diese Siege und die, welche Anteil daran hatten, betraf, näher rückte. Nun erklang von weitem das Geklatsche der Postillonpeitschen, das Schmettern ihrer Hörner. — Er kommt! Er kommt! so tönte es in mir und gestaltete sich unwillkürlich in mir zum Gesang:

Er kommt! er kommt! Wie jauchzt die trunkne Menge!
Ha! welch ein Tag, beglücktes Wien!
Der Siegesbote naht in jubelndem Gedränge,
In deine Mauern einzuziehn.
Der Hörner Ton, der Peitschen lautes Knallen
Verkündet seine Ankunft schon.
Die Scharen mehren sich, gedrängte Reihen wallen
Ihm vor und nach bis hin zum Thron.
Es lebe Loudon! tönt aus jedem Munde usw.[204])

Die 24 oder 48 Postillone kamen nun näher, eine ungeheure Menschenmasse wälzte sich vor, neben, hinter ihnen daher durch die Straßen. Vivatgeschrei durchschmetterte die Luft; eine Art Trunkenheit schien sich der ganzen Einwohnerschaft bemächtigt zu haben. Nun erschien der General; — da verdoppelte sich das Jauchzen, das laute Rufen, und so im allgemeinen Jubel, den ich, den Kurier von der Leipziger Schlacht 1813 kaum ausgenommen — denn das Volk war unter Josef II. mehr gewohnt, seine Empfindungen auszusprechen — nie wieder so gehört habe, gelangte der General in die Burg.

Aber mit diesen paar schönen Stunden waren die Glückseligkeit der Wiener und die Bezeugungen ihrer Freude nicht vorüber, wie es wohl jetzt, in zahmeren Zeiten der Fall ist und sein muß. Ich habe schon gemeldet, daß ein sehr schöner Tag war. Nach Tisch flog alles da-, dorthinaus, die meisten in den Prater;

— auch wir machten es so. — Wie wir gegen den roten Turm kamen, tönte uns neues Vivatrufen entgegen und ein Menschenschwarm sperrte den Weg. — Was war es? — Ein Träger von der Hauptmaut, wenn ich nicht irre, trug sehr zufälliger Weise den Namen Loudon. Dieser Umstand identifizierte den Mann in den Augen des Volkes auf gewisse Weise mit dem Helden des Tages, und so wurde dann von tollen, begeisterten Kameraden und andern Leuten der dicke, kupferige Mann, dem wohl von solcher Ehre nie geträumt hatte, in seinem leinenen Arbeitskittel, das Bündel Stricke auf der Achsel, wie im Triumph auf den Schultern herumgetragen, mit Wein bewirtet, den er sich tapfer schmecken ließ, und es wurden allerlei Possen mit ihm getrieben.

Als es dunkelte, entbrannten plötzlich in allen Fenstern der Stadt die Lichter und eine allgemeine, freiwillige, extemporierte Illumination bezeugte und verherrlichte die Freude meiner guten Mitbürger. Die ganze Welt wanderte auf den hellen Straßen in der milden Luft des schönen Herbstabends und alles fühlte sich von der Bedeutung des Tages gehoben und begeistert[205]). Auch Klänge sollten dem schönen Abend nicht fehlen. In rascher Entschließung hatten die Studenten sich vereinigt (damals war es noch erlaubt, solche Entschlüsse auf der Stelle zu fassen und sie, ohne sich bei der Polizei anzufragen, auch auszuführen), eine vollstimmige, schöne Instrumentalmusik zusammengebracht und zogen nun, alle durch weiße Kokarden bezeichnet, mit Transparents und ihren Instrumenten durch die Stadt. Eine Unzahl junger Männer aus den höheren Ständen schloß sich an sie und qualifizierte sich durch eine weiße Schleife, im Notfalle durch ein

Stückchen weißes Papier auf den Hut gesteckt, als einer der ihrigen. So bewegte sich der lange Zug durch die Straßen der Stadt und brachte seine Ständchen in sehr wohl ausgeführten Symphonien vor dem Hause, in welchem Loudons Gemahlin wohnte, vor dem Kriegsgebäude, der Universität und auf dem Burgplatz vor Kaiser Josefs Fenstern und überall wiederholte sich in lautem Beifallsjauchzen der Jubel dieses zwölften Oktobers[206]).

Nicht lange darnach folgten andere Kuriere mit den Nachrichten von der Einnahme von Orsova, dem Sieg bei Martinjestie usw. und so schloß dieser Feldzug höchst glänzend[207]).

Meine poetische Laune war schon seit längerer Zeit, seit nämlich das höchst prosaische Verhältnis mit Häring ein Ende genommen, wieder lebhaft erwacht. Ich vollendete das Gedicht, das ich beim Einreiten des Kuriers am Fenster begonnen; es fand Beifall. Freunde des Feldmarschalls erbaten es sich, es wurde gedruckt, ihm übersandt und bald darauf erschien einer seiner Neffen bei uns (der nun auch längst tot ist), um mir im Namen seines Oheims zu danken. Es freute mich sehr; doch durch eine Eigenheit meines Wesens, die mich nur so lange, als ich dichtete, lebhaften Anteil an meinen Kompositionen nehmen, sie aber, wenn sie einmal aus mir herausgetreten waren, ruhig und wie etwas Fremdes betrachten ließ, machte auch diese Auszeichnung keinen sehr tiefen Eindruck auf mich, und die Artigkeit des jungen Loudon[208]), der zufälligerweise die damalige Uniform des Generalstabes wie Baron K** trug, sprach mich beinahe lebhafter an, als der literarische Ruhm, den ich geerntet hatte.

Wie überhaupt um mich herum reges geistiges Leben war, so bewegte es sich auch in mir. Man hatte

mir lange nicht gestatten wollen, die Messiade zu lesen, weil ich sie nicht verstehen und folglich nicht genießen würde, wie man sagte. In Klosterneuburg, dessen Probst ein Verwandter meiner Eltern war[209]), und den wir öfters in seiner herrlich gelegenen Abtei besuchten, trafen wir einst den Chef des Pontonierkorps, das dort und in der Umgegend stationiert war. General Riepbe[210]) war ein geistvoller, liebenswürdiger Greis. Er fand Gefallen an meiner Unterhaltung, und ich schätzte mir es (nach den Begriffen jener Zeit, die nun freilich anders sind) zur Ehre, von dem würdigen Manne als ein junges Ding von 18—19 Jahren ausgezeichnet zu werden. Ausschließend unterhielt er sich mit mir, fragte nach meinen Beschäftigungen, meiner Lektüre und riet mir, die Messiade zu lesen, indem er sich mit schöner religiöser Wärme über die Erhabenheit dieses Werkes aussprach.

So wurde ich auf diese Dichtung hingeleitet. — Ich las sie; mein Innerstes faßte begierig die himmlischen Strahlen auf, die aus ihr hervordrangen. Ich hatte früher schon die Noachide, den Tasso[211]), selbst den Ariost[212]) gelesen; denn, wie ich schon erwähnt, man dachte damals in Rücksicht lockerer Schriften sehr liberal. Indessen hatte Ariost auf mich wenig Eindruck gemacht. Ich betrachtete ihn wie ein Feenmärchen aus der Tausend und einen Nacht, und einzig Zerbinos und Bellas Geschick und einige ähnliche Szenen aus Ruggieros Schicksalen prägten sich mir tiefer ein. Viel inniger hatte mich Tasso angesprochen, dessen Gerusalemme ich regelmäßig jedes Jahr las, und dessen tiefergreifendste Stellen sich in meinem Gedächtnisse noch jetzt erhalten haben. Auch die Iliade und Odyssee[213]) war mir wohlbekannt, und auf die Ge-

fahr hin, getadelt oder verspottet zu werden, bekenne ich ganz offen, daß ich die letzte (die Odyssee) bei weitem meinem Geschmacke zusagender fand, als die Ilias. Das häusliche, idyllische Leben sprach mich an, ich fand mich wohl zurecht in der Wohnung des Odysseus, bei dem göttlichen Sauhirten Eumäos, und mit Freude begrüßte ich stets einen unserer großen Hofhunde, dem mein Vater den Namen Argos gegeben, wie ihn jenes treue Tier des vielgereisten Helden trug.

Alles dies aber wich in meinem Gemüte vor der Messiade in Schatten zurück. Hier fand ich meine religiösen Gefühle, meine Engel, selbst meinen Schutzengel Ithuriel wieder (leider als den Hüter eines nicht ehrenvollen Schützlings, des Iskarioths)[214]. Unbeschreiblich erhoben fühlte ich mich durch dies Gedicht. Klopstock ward der Gegenstand meiner innigsten Verehrung. Ich schrieb mir, wie ich das überhaupt gewohnt war, eine Menge Stellen daraus ab, und beschloß nun, auch dies Werk alljährlich einmal ganz durchzulesen, ein Vorsatz, den ich auch durch viele Jahre hielt und meine Lieblingsstellen auswendig behielt, davon ich die meisten noch jetzt herzusagen imstande bin.

Bald nach der Messiade las ich auch den Ossian[215], und ergab mich mit süßem Hange dem düstern, aber namenlosen Zauber, der für mich in diesen Dichtungen wehte. Auch hieraus wurden Stellen abgeschrieben und viele davon im treuen Gedächtnisse bewahrt. Es war eine ganz neue Welt voll Wehmut, Erinnerung, Nebel und unbestimmten Gestalten, die aber eben deswegen mein jugendliches Herz um so mächtiger anzog und mich zu Liedern begeisterte, in denen Anklänge aus jener düstern Region walteten und sich seltsam mit andern Eindrücken, die ich damals auf ganz ent-

gegengesetzten Wegen erhielt, vermischten. In diese Zeit, nämlich 1788, 1789, 1790 fiel die Erscheinung der ersten Ritterromane jener Periode, von welchen die Schlenkertschen[216]), so wie Veit Webers Sagen der Vorzeit[217]) ihrer Roheit und affektierten Schreibart wegen nicht viel Eindruck auf mich machten, dahingegen mich Herrmann von Unna, Walter von Montbarry, Elisabeth von Toggenburg, vor allen aber Alf von Dülmen, mit einem Wort die Naubertschen Romane[218]) — von denen damals niemand in Deutschland den Autor kannte oder nur mutmaßte — ganz unbeschreiblich entzückten und in jene Zeiten versetzten, die sie so lebhaft schilderten. Alles im Hause gestaltete sich mir auf ritterlich altertümliche Art. Ich betrachtete alles in diesem Sinne, ich lebte in diesen Vorstellungen und war ganz glücklich, wenn ich wieder ein Werk aus dieser Feder zum Lesen erhielt. In meinem Kopfe wirbelten diese Bilder, diese Szenen, diese Gefühle; ich dichtete einige Romanzen, die ich jetzt im ganzen für herzlich schlecht erkennen muß, deren Eingänge aber nicht ohne poetischen Wert, und da sie nie gedruckt wurden, doch des Aufbewahrens in diesen Blättern nicht unwert sind.

Die eine war dem Walter von Montbarry entnommen. — Ihr Inhalt war ein gefabeltes Abenteuer Richard Löwenherz, das er in Wien, am Hofe Herzog Leopolds sollte bestanden haben. Daß Österreich und seine Herrscher ziemlich schlecht in jenem Romane und so auch in meinem Gedichte erscheinen, irrte mich damals nicht und irrte auch niemand in meiner Romanze. Es war die Zeit der Verirrungen. Protestanten hatten sich seit der Reformation der deutschen Literatur bemächtigt, um den katholischen Glauben und

den Staat herabzusetzen, der seit 300 Jahren dessen mächtigster Schirm in Deutschland gewesen; eine Tendenz, welche durch die ganze deutsche Literatur und wohl auch durch die Literatur anderer Länder geht. Wahrlich! wäre Österreich so in Nacht und Barbarei versunken, wie sie uns gewöhnlich und mit Lust schildern; hätten seine Herrscher, seine Staatsmänner und Kriegshelden sich solche Schwächen, Fehler, Ungeschicklichkeiten, Ungerechtigkeiten usw. zu schulden kommen lassen, als nach den Angaben jener Schriftsteller geschehen war, so hätte der österreichische Staat längst in sich zusammenstürzen müssen. Daß dies nicht geschehen ist, daß er nach so vielen Bedrängnissen, schweren Kriegen, blutigen Niederlagen und beständigen Anfeindungen, obwohl aus heterogenen Teilen bestehend, sich nicht allein erhalten hat, sondern gewichtiger und glänzender im Staatenvereine von Europa dasteht als je, ist wohl die beste Widerlegung jener parteiischen Schmähungen, deren allzu lauter Ton sich erst seit 1813 etwas gemildert und billigern Ansichten Platz gemacht hat. Seit nämlich das, von allen im Kampf mit dem Riesen der Revolution verlassene Österreich, das einsam, blutend, aber doch herrlich nach der Schlacht von Aspern auf dem Wahlplatze stehen geblieben war, von jenen Feinden selbst um seinen Beitritt, Schirm und Hilfe ersucht ward und sich aufs neue in seiner Kraft erhob, um Deutschland zu retten. Ohne Österreich, was hätte Preußen ausrichten wollen, dem seine lobhudelnden Schriftsteller doch gern den Ruhm jener Befreiung allein zuschreiben möchten?

Damals also, um wieder auf jene Zeiten einzulenken, von denen früher die Rede war, dachte niemand an

Österreichs Ruhm, an seine geschichtliche Würde, an die Taten seiner Voreltern. Was hinter dem sechzehnten Jahrhundert lag, wurde Barbarei genannt, unsere Nationalgeschichte war uns fremd, wir lernten sie als etwas neues in der Jugend wie die französische oder englische, und die meisten Geschichtsbücher, die man der Jugend gab, waren ja von Protestanten oder protestantisch aufgeklärten Katholiken geschrieben. So gestaltete sich vor unserm Blicke Vaterland und Religion in diesem Sinn. Wir waren weder rechte Katholiken noch rechte Österreicher und in selbstgefälligem Eigendünkel, der nur uns allein von dem allgemeinen Tadel ausnahm, sehr bereit, über alles zu spotten, was in unserm Vaterland geschah. Das war damals Geist der Zeit, er hatte auch mich ergriffen, und so wählte ich den Stoff zur Romanze aus dem Romane, der auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hatte und hielt mich an die Fiktion desselben, vermöge welcher Blondel nach Richards und Walters Tod sich mit Mathilden, der Geliebten, der Gattin des ersten, auf eine Insel des Mittelmeeres zurückzieht (wenn ich nicht irre, eine der Hyères) und dort ihrem und seinem Schmerze lebt.

Ein leises Lüftchen schwebt um mich,
Füllt mich mit süßer Trauer.
Der Harfe Saiten regen sich,
Es bebt das Gras der Flur, und mich
Ergreift ein heilger Schauer.

Woher, o Lüftchen? Spieltest du
Um eines Freundes Hügel?
Wie — oder schwebet ungesehn
Ein Geist um mich, bist du sein Wehn,
Das Rauschen seiner Flügel?

Bist du vergangner Zeiten Hauch,
Die längst vergessen liegen?

Wie um den Fels ein Windstoß irrt,
Die Wellen hebt, im Schilfe schwirrt,
Wenn längst die Stürme schwiegen?

All meine Freunde schlummern schon,
Zerrissen sind die Bande.
Auf meines Walters*) grünend Grab
Streun Palmen ihren Duft herab,
Fern im gelobten Lande.

Auch Richard schläft — der Name weckt
Die Seele Blondels wieder.
Ein halbverklungenes Gefühl
Wird laut — es bebt mein Saitenspiel
Und tönt vergeßne Lieder.

Bewohnerin des Eilands, komm,
Steig' von dem Felsenhange.
Mathilde, helle deinen Blick,
Die Toten ruft kein Schmerz zurück,
Komm, lausche dem Gesange.

Man wird wohl erkennen, daß die Lesung von Ossians Gesängen vielen Einfluß auf die Art der Darstellung hatte. Ebenso war der Anfang einer andern Romanze den Ossianschen Gesängen nachgebildet, aber die erste Anregung dazu kam mir im damaligen Garten des Grafen Kobenzl auf dem Kahlenberge, der mir überhaupt durch seinen einfachen, etwas düstern und erhabenen Charakter ungemein gefiel, und den ich allen übrigen bis dahin gesehenen Gärten, selbst dem Dornbacher Park, vorzog[219]). Es war noch überdies an einem etwas trüben Herbsttag, als ich ihn zum erstenmal besuchte. Das verschwiegene Waldtal mit seinem durch die Wiese schlängelnden Bach, die majestätische Grotte am Ende desselben, aus der sich der Quell herausstürzte und sein eintöniges Rauschen

*) Walter von Montbarry.

mit den trüben Schatten des Waldes und dem schwermütigen Anblick der Landschaft vereinigte, machte einen tiefen Eindruck auf meine Seele, welcher sich dann in der Romanze aussprach, wovon ich den Anfang hiehersetze:

Was schallet dort aus jener Felsenhöhle
Das rings umschloss'ne Tal entlang
Für ein beweglicher Gesang?
In Wehmut löst sich meine ganze Seele
Bei dieser Stimm' und dieser Laute Klang.

Wer bist du, Felsensohn, deß laute Klage
Den Widerhall in diesen Bergen weckt?
Jetzt, da der Mond noch halbversteckt
Sein Silberhorn nach einem trüben Tage
Aus den zerriss'nen Nebelwellen streckt.

Sei mir gegrüßt! O schöpf' aus deiner Quelle
Mir eine Schale Wasser nur.
Durch Feld und Wald, durch Haid' und Flur
Verfolg ich seit des Morgens erster Helle
Auf diesen Höhn des flüchtgen Wildes Spur.

„Hier ist der Trank, und hier sind Brot und Früchte,"
Erwidert ihm der Eremit,
Wie er den muntern Jäger sieht,
Auf dessen Stirn und bräunlichem Gesichte
Der Jugend Mut, der Jagd Ermüdung glüht.

Der Eremit befragt den Jüngling um seine Herkunft, seinen Namen; er erwidert:

Ich heiße Wood. Am wasserreichen Clyde,
Dort, wo von Nebeln stets umschwebt,
Ein Berg sich in die Lüfte hebt,
Dort wohnt mein Vater, ich bin seine Freude,
Der einzge Sproß, in dem sein Stamm noch lebt.

Seit langer Zeit, seit meinen Kinderjahren,
Ruht meine Mutter schon im Grab,
Sie sank zu früh für mich hinab;
Ach, ihre ersten süßen Küsse waren
Die letzten, die sie ihrem Sohne gab.

Nun kommt sie nur zu meinen stillen Träumen,
Ein Schattenbild, gewebt aus Luft,
Ihr Kleid ist wie des Hügels Duft.
So leise seufzt der Abendwind in Bäumen,
Als ihre Stimme tönt, wenn sie mir ruft.

Es ergibt sich im Verlauf der Romanze, daß Wood der Sohn der Jugendgeliebten des Einsiedlers ist, und dieser erzählt dann die Geschichte seiner unglücklichen Liebe. Wer hätte mir damals gesagt, daß 25—30 Jahre später aus jenen nebligen Gegenden Schottlands, die meine Seele so mächtig ansprachen, eine Reihe von Dichtungen hervorgehen würde (Walter Scotts Werke), welche nicht allein mich, sondern ganz Europa entzücken würden!

Ungefähr um diese Zeit bekam ich auch Herders Schriften, seine zerstreuten Blätter, seine Ideen zur Philosophie einer Geschichte der Menschheit in die Hände und da von jeher Naturlehre und Geologie einen wunderbaren, geheimnisvollen Reiz für mich gehabt hatten, so faßte ich diese letzteren Schriften sehr begierig auf. . .[220]).

* * *

Während der letzten hier geschilderten Jahre hatte meines Bruders Geist, so wie sein Charakter und selbst sein Äußeres sich sehr vorteilhaft und ganz anders, als seine frühern Anlagen vermuten ließen, entwickelt. Zwar hatten die Blattern seine kindische Schönheit zerstört, aber seine Züge, der Ausdruck seines Gesichts war bedeutend, ernst und doch von unendlicher Güte zeugend, die denn auch wirklich in seinem Gemüte herrschte. Dabei war sein Wuchs hoch, tadellos, und sein Anstand vortrefflich, so daß er zwar nicht zu den schönen, aber zu den sehr interessanten Männern ge-

zählt werden konnte. Auch gefiel er den Mädchen, meinen Gespielinnen sehr wohl, und manch kleiner Liebeshandel, wie es denn die damalige Sitte und Denkart mit sich brachte, knüpfte sich trotz seiner Jugend an. So wenig meine Gesinnung und mein Betragen gegen diesen trefflichen Jüngling in unserer Jugend zu billigen gewesen war, so hing ich doch jetzt mit desto wärmerer Liebe an ihm; ich kannte seinen tiefen Wert, ich achtete ihn aufs innigste, ja ich ordnete oft und gern mein Urteil dem seinigen unter, das sich stets höchst eigentümlich und richtig erwies, und sagte ihm oft im Scherz, doch mit sehr ernstem Gefühl, daß ich ihn lieber heiraten möchte als alle anderen jungen Männer, die mich umflatterten; aber du, setzte ich dann hinzu, du würdest mich nicht nehmen, denn mir fehlt, was dich an Mädchen am meisten reizt, ein majestätisches Ansehen und würdiger Ernst des Benehmens. Ich war nämlich stets sehr munter, nicht immer besonnen, und vor allem, ich weiß nicht, ob es mir zum Lob oder Tadel gereicht, nicht imstande, mein Betragen gehörig abzumessen, und meinem lebhaften Gefühl, dessen Ausdruck sich meist unwillkürlich in meinen sehr beweglichen Blicken und Zügen malte, so zu gebieten, daß ich mir Herrschaft über andere dadurch hätte erwerben können. Ich gab mich und mußte mich geben, wie ich war, und wem ich so nicht gefallen konnte, auf dessen Neigung mußte ich verzichten, besonders da keine einnehmende oder schöne Gestalt mir zu Hilfe kam.

* * *

Zu unsern geselligen Freuden hatte sich eine neue gefunden. Durch einen Jugendfreund und Schul-

kameraden meines Bruders, einen Vetter jenes Baron K***, der jetzt im Felde stand, hatte die Lust und der Geschmack für kleine Hauskomödien sich bei uns eingebürgert. Des jungen Menschen Eltern, altbekannte und geschätzte Freunde der meinigen, die sich vor ein paar Jahren in Wien niedergelassen hatten, da sie früher in Ofen gelebt, erneuerten die freundschaftlichen Verhältnisse gern; eine Tochter, nur um ein paar Jahre älter als ich, fand sich ebenfalls in dem Hause, und so bildeten wir jungen Leute einen vierblättrigen Klee, an welchem sich zwei und zwei Blätter stärker einander zu neigen begannen. Meinen Bruder zog die schlanke, ernste, hochgesinnte Therese, ein übrigens sehr schätzbares Mädchen an, und ihr Bruder, den ich, um ihn von seinem Vetter zu unterscheiden, Karl nennen will, brachte mir seine Huldigungen dar[221]). Aber er vermochte mein Herz nicht zu rühren. Um einige Jahre jünger als ich, noch Student, gutmütig, aber eitel, voll Talente, aber ohne Fleiß und erworbene Kenntnisse, war er von dem Bilde eines ernsten, würdigen Mannes, den ich von ganzer Seele achten, oder eines geist- und kenntnisvollen, den ich bewundern hätte können, viel zu entfernt, um mir anziehend zu erscheinen. Auch trug die Erinnerung an seinen Vetter, der bereits als Mann wirkend und tätig ins Leben getreten war und seinen Platz mit Auszeichnung füllte, ebenfalls bei, ihn bei mir in Schatten zu stellen. Aber der junge Mensch war ein Tausendkünstler. — In wenigen Tagen hatte er für den Geburtstag des Vaters ein kleines Theater gebaut und gemalt, ich wurde gebeten, ein Schäferspiel oder so etwas zu schreiben, das sich für unser Personal, aus vier Personen bestehend, paßte. Gesang sollte auch dabei sein. — Ich entwarf

einen winzigen Plan, wir legten bekannte Arien ein, behielten den ursprünglichen Text bei, wenn er sich zur Szene paßte, oder ich dichtete einen andern, wie das Stück ihn erheischte. Am Ende war ein Schlußchor mit dem Glückwunsch und der Anwendung angebracht. So armselig das Ganze war, wenn man es absolut als Schauspiel, Dichtung, Operette und Dekoration betrachtete, so machte es doch an Ort und Stelle durch Überraschung und gute herzliche Meinung den gehörigen Effekt, und wir erhielten alle großes Lob.

Von da an erwachte die Lust und Freude an dieser Art von geselliger Unterhaltung in meinem Bruder und mir, und wir wußten bald unsere Eltern zu vermögen, uns ein kleines Theater bauen zu lassen, das, geschickt eingerichtet, sich leicht und in wenig Stunden abbrechen und wieder aufrichten ließ, um den großen Salon, den mein Vater zu seinen Musiken, und wir selbst im Fasching sehr gern zu den kleinen Picknickes brauchten, die bei uns statthatten, immer zu gehöriger Zeit in einen Tempel Thaliens, und aus diesem wieder in seine ursprüngliche Gestalt umzuwandeln. Sobald unser Vorsatz, Hauskomödien (eine damals sehr gewöhnliche Unterhaltung) bei uns zu geben, bekannt wurde, fand und sammelte sich bald ein sehr ansehnliches und in einigen Mitgliedern bedeutendes Personal um uns. Ein Herr von Kirchstettern[222]) gab die Rollen, welche man 8—10 Jahre vorher von dem großen Schröder hatte spielen sehen, mit einer für einen Dilettanten bewundernswürdigen Kunst und Kraft. An einem Herrn Eberl[223]), einem sehr artigen und gebildeten Mann, besaß unsere Truppe einen ersten Liebhaber, der dies schwere Fach auf, und auch wohl außer der Bühne mit seltenem Glücke übernahm, und dem eine

auffallende Ähnlichkeit mit dem berühmten Schauspieler Lange, der eben dies Rollenfach auf dem Hoftheater inne hatte, sehr zustatten kam. Wie Lange schmächtig, blond, zierlich und voll Anstand, hatte er auch die Ähnlichkeit mit ihm, daß seine im Grunde gar nicht hübschen Züge auf dem Theater und mit der Schminke beinahe schön erschienen. Überdies erbot sich der vieljährige, treue Freund meiner Eltern, Herr von Alxinger, mit Vergnügen zur Teilnahme an unserm Projekte, und übernahm, nebst einer Art von Direktion, jene Rollen, die damals die Brockmannschen von diesem Schauspieler genannt wurden, junge Ehemänner, launigte Charaktere, auch einige komische oder Charakterrollen, und führte sie, wenn es nur keinen Anstand oder tiefere Empfindung bedurfte, sehr gut aus[224]). Mein Bruder übernahm das Fach der komischen Bedienten, zweiten Liebhaber usw. Andere hübsche, junge Mädchen fanden sich zu zärtlichen oder ernsten Rollen, mein Fach war das der muntern jugendlichen Charaktere, schnippischer oder koketter Mädchen, wohl auch der Soubretten. Etwas Zärtliches oder Rührendes brachte ich durchaus nicht aus meinem Innern heraus; in jenen Rollen aber gefiel ich, und unsere ganze Truppe erwarb sich Beifall.

Ein Zyklus von geselligen Freuden bildete sich nun in unserm vielbesuchten Hause. Wenn wir vom Lande (einem hübschen Gartenhaus, das meine Eltern in der Nähe besaßen) im Herbst nach der Stadt zogen, wurde gleich das Theater aufgeschlagen und einige Stücke gegeben: Minna von Barnhelm, die falschen Vertraulichkeiten, Maske für Maske, die unversehene Wette, der seltene Freier, die Glücksritter nebst vielen andern[225]). Wie der Advent heran kam, mußte das Theater fort,



E. Henne sc. — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

und die wöchentlichen Quartetten begannen, bei welchen ich jederzeit spielen mußte, und die von einer sehr zahlreichen und glänzenden Gesellschaft besucht wurden, nicht weil sie so vorzüglich waren, sondern weil es Mode war, unser Haus zu besuchen. Dann folgten im Fasching ebenso wöchentliche Picknicks, an denen aber nur, eben des Raumes wegen, ein kleiner, gewählter Kreis von bessern Bekannten Anteil nahm, und an deren zwanglose und lebhafte Freuden sich jetzt noch, nach viel mehr als dreißig Jahren, die wenigen Teilnehmer, die diesen Zeitraum überlebt haben, mit Vergnügen erinnern. Nach dem Fasching begannen die Quartetten abermals, und nach Ostern wurde das Theater aufgerichtet und die Komödien nahmen ihren Gang, bis wir aufs Land zogen, und einen Sommer spielten wir sogar in unserer Gartenwohnung, bis die Hitze dem Spaße ein Ende machte.

* * *

Mein Geist und meine ganze Denkart hatten sich unter dem Einflusse eines zerstreuten, vielbewegten Lebens und der allgemeinen Richtung des Zeitgeistes diesem in manchen Stücken gemäß, in manchen zuwider ausgebildet. In meinem Innern hatte sich ein tiefer Grund von Religiosität erhalten, der den Einwirkungen freigeistischer oder sogenannter philosophischer Schriften widerstrebte. Dennoch vermochte mein Verstand nicht, den Behauptungen, Schlüssen und Spöttereien jener Schriften ganz zu widerstehen. Sie machten unwillkürlich Eindruck auf meinen Geist, und wenn hier der Witz, mit dem irgendein wirklicher Mißbrauch oder ein Aberglauben verspottet wurde, mich unterhielt, indem er mich ärgerte,

so war ich nicht immer, ja leider nur selten imstande, das Sophistische, Seichte oder Falsche in dem gegen die Lehren des Christentums und dessen eigentliche Wesenheit gerichteten Angriffe ernsterer Bücher dieser Art zu erkennen und dadurch unschädlich für meine Überzeugung zu machen. Tief im Innersten erschütterte und empörte mich Schillers „Resignation“; aber ich wußte ihr nichts entgegen zu setzen, als mein Gefühl, daß dem nicht so sei, wie er behauptete[226]. Gar viele, und gewiß sehr gefährliche Bücher fielen in meine Hände, welche ich früher schon genannt: Bahrdts Bibel im Volkston, Horus, die Ruinen von Volney, L'antiquité dévoilée[227]) usw. Wie mich die Ideen gequält, welche aus diesen Schriften gleich scharfen Pfeilen von allen Seiten in das innerste Heiligtum meiner Seele eindrangen, vermag ich nicht zu beschreiben. Ein Streit meines Verstandes und meines Gefühles begann, und manche wichtige Lehre der Offenbarnng sank unter diesem Kampfgetümmel nieder, und ich vermochte damals nicht, sie wieder in mir zu beleben. Es war ein peinlicher Zustand, dessen ganze Widrigkeit ich empfand, ohne die Macht zu haben, ihn auf irgendeine Weise zu ändern. Zum Freigeist war mein Inneres zu fromm, zu weich, und alte Ideen behaupteten noch immer ihr Recht über meine Seele; zum kindlichen Glauben hatte ich zu viel gelesen, und ihn bald mit Ernst erschüttert, bald mit Witz verspottet gesehen. Gott erbarme sich meiner. Ein tiefer Schmerz mußte mich zu ihm zurückführen.

* * *

Die Taten des Feldzugs von 1789 waren glänzend gewesen, sie verbreiteten einen hellen Schimmer über

die abnehmenden Lebenstage Kaiser Josefs, der in der vollen Reife männlicher Kraft, noch nicht 50 Jahre alt, an einem unheilbaren Übel seinem Ende entgegenging. Gewaltig war der Umschwung, den seine Denk- und Handlungsweise seinen Staaten und mit ihnen der Gesinnung seiner Untertanen gegeben hatte. Ich habe oben, wo von dem Tode seiner Mutter und Vorfahrerin die Rede gewesen, gesagt, daß damals eine neue Zeit für Österreich begonnen habe; und so war es auch, obgleich Kaiser Josef vielleicht nur, wie manche behaupten, mit eigener Hand die Schranken öffnete, welche seine Untertanen von jenen freisinnigen Begriffen, erhöhten Forderungen und eigenmächtigerm Hervortreten noch trennten, zu welchen sich in Frankreich das Volk selbst gewaltsam Bahn gemacht hatte. Ja, ich habe es mehr als einmal von Männern, welche dies genau zu wissen vorgaben und es wohl auch wissen konnten, gehört, daß Kaiser Josef bei seiner letzten Anwesenheit in Paris, kurz vor dem Ausbruche der Revolution, sich selbst von der Stimmnng des Volkes, von den Umtrieben der Mißvergnügten und den Systemen nnd Entwürfen der Schriftsteller unterrichtet und dadurch die Überzeugung gewonnen habe, der Neuerung sei nicht mehr zu widerstehen und es sei besser, wenn die Reformen, die nun einmal unumgänglich notwendig geworden, vom Throne selbst ausgehen, als wenn das Volk sie gewaltsam ertrotze. In dieser Überzeugung habe er seine Schwester, die unglückliche Königin Antonie noch treulich, aber leider vergeblich gewarnt, und dann bei sich zu Hause mit großartigem Sinn selbst vorzubereiten und zu verbessern sich bemüht, was er dem mächtig herandrängenden Zeitgeiste gemäß erachtet[228]).

Wie dem immer sei, der unglückliche, von dem blendenden Wahnbild echter Freiheit geäffte Forster, der in Paris als ein Opfer seines Enthusiasmus und der folgenden bittern Enttäuschungen starb[229]), hat in seiner Reise nach Niederland ein Wort über Kaiser Josef gesagt, das mich mächtig ergriff und mir höchst wahr scheint. — Er sagt nämlich: „Aus der Fackel seines (Kaiser Josefs) Geistes ist ein Funke in Österreich gefallen, der nie verlöschen wird“[230]). Glänzend, feurig belebend war dieser Funke allerdings; aber wie alles Feuer tat er auch weh, wenn man ihm zu nahe kam, und war ebenfalls von Rauch nicht ganz frei.

War es Vorgefühl der kurzen Laufbahn, die ihm von der Vorsicht gestattet war? war es innerer stürmischer Antrieb, der sich durch den Widerstand, den er überall fand, noch mehr erhitzte? war es überwiegende Kraft des Verstandes, die das Gefühl oft zum Schweigen brachte — genug, so menschenbeglückend auch Kaiser Josefs Pläne und Vorbereitungen waren, so wenig man in der Idee daran tadeln konnte, so fielen sie doch in der Ausführung oft zu hastig, meist zu hart und schonungslos aus, und es schien öfters, als sollte alles Alte, Langbestandene, Langverehrte bloß deswegen, weil es dies war, niedergerissen werden. Wenn ich jetzt, nach 40 Jahren, auf jene Zeit zurückblicke, geht mir aus der Vergleichung mit dem, was nun in Frankreich und auch in Deutschland geschieht, erst recht das Verständnis jenes Strebens auf, das Kaiser Josef in mancher seiner Anordnungen zu beseelen schien. Das Alte sollte fort — gleichviel ob es schädlich oder nützlich, dem Menschen gleichgültig oder drückend oder wohl gar lieb war — genug, es war alt, und taugte darum nicht mehr in die neue Welt,

die sich damals zu gestalten anfing. Aber in der Praxis geht nur langsam, ruckweise und mit oft krebsgängigen Schritten die Umwandlung vor, die der Gelehrte oder Staatsmann in seinem Kopf schnell erzeugt, und wohl kann man die Zeit in dieser Hinsicht jenen Pilgern des Mittelalters vergleichen, die auf einer Wallfahrt stets nach 2 bis 3 Schritten vorwärts einen zurück taten; indes kamen sie doch, wiewohl langsam, weiter, und jene Rückschritte hemmten nur, aber sie hinderten die Reise nicht. So ist es auch mit der Ausbildung dieser neuen Zeit und ihrer Gesinnung; aber man ist jetzt klüger und überstürzt sich nicht wie damals.

Damals, vor 40 Jahren, war man noch nicht so weit vorgeschritten. Es gab viele, die sich dieser Neuerungen, dieser Aufklärung, dieses Wegräumens alten Schuttes von Vorurteilen, Kastenzwang usw. als glücklicher Schritte zu einem sichern Heil erfreuten; weit mehrere indes, die sie mißbilligten, weil entweder ihr Vorteil darunter litt oder weil ihre in entgegengesetzten Begriffen erzogenen Geister sich über diese neuen Ansichten, als über Ketzereien, entsetzten. Mitten zwischen diesen beiden Äußersten befand sich aber eine bedeutende Anzahl von Personen, die vielleicht eben durch ihre gemäßigtere Meinung sich als diejenigen bewiesen, die ohne Vorurteil oder Eigennutz, ja vielleicht von Hoffnung eben so weit als von Furcht entfernt, ein richtiges Urteil besaßen. Diese ließen zwar dem edlen Willen des Monarchen alle Gerechtigkeit widerfahren, sie billigten, ja sie erfreuten sich der meisten seiner Anordnungen, welche die Erleichterung und sorgfältigere Bildung der untersten Klassen, die Abstellung alter Mißbräuche, die Einschränkung lästiger Vorrechte und Privilegien, end-

lich die Gedankenfreiheit und allgemeine Duldung zum Gegenstande hatten. Aber sie konnten die rasche Hastigkeit, womit alles betrieben wurde, und die oft jenseits des Zieles schoß, sowie den Mangel an Schonung und Billigkeit bei Ausübung der strengsten Gerechtigkeit nicht gutheißen. Ebensowenig waren diese gemäßigten Beurteiler mit dem übereilten Aufklären der untern Volksklassen und mit dem gewaltsamen Wegräumen so mancher Schranken und hindernden Begriffe zufrieden, welche in dem Gewissen des Volkes dort ihre stille Macht gegründet hatten, wohin das Gesetz zu reichen nicht imstande ist.

Ich war wohl im ganzen noch zu jung, um dies alles nach meinen eigenen Ansichten zu beurteilen; aber ich hörte verständige Menschen von verschiedenen Parteien sprechen, und mein eigenes Gefühl fand sich durch manche Neuerung, die an die Stelle eines alten, liebgewordenen Gebrauchs, einer wohlbekannten Gewohnheit getreten war, abgestoßen, sowie durch manches Harte und Schonungslose in dem Verfahren des Monarchen verletzt. Ich erinnere hier nur an den — freilich nicht durchgesetzten — Befehl, die Leichen künftig ohne Sarg, in Säcken zu begraben und mit Kalk zu überschütten. Vielleicht konnte der kalte Verstand hierin eine zweckmäßige Verordnung finden und verteidigen; aber das Gefühl der ganzen Stadt war empört, und die Sache mußte unterbleiben, weil „meine Untertanen", wie Kaiser Josef bei Aufhebung dieses Befehls schrieb, „länger Äser bleiben wollen!![231]" Ebenso unbillig schien mir die strenge Gerechtigkeit, welche, alles vor dem Gesetze nivellierend, einen Grafen, einen Hofrat, einen angesehenen Privatmann zu eben der Strafe des Gassenkehrens wie

den Taglöhner, den Hausknecht usw. verdammte, deren tägliches Geschäft jenes ohnedies war, und die noch dazu von niemand vermißt, von niemand gekannt, als den wenigen, ebenfalls der Welt verborgenen nächsten Verwandten, ihre Schmach in ihrer Dunkelheit begruben und daher minder fühlten[232]).

Was aber auch immer mit Recht und Unrecht an dem Verfahren des Kaisers getadelt worden war, und wie stark sich die Unzufriedenheit darüber fast überall in seinen Staaten zeigte, litt doch vielleicht niemand von all den Tausenden, die über ihn klagten, darunter so tief, so schmerzlich als er selbst. Gleich als wollte das Schicksal ihn für dieses stolze Vorausnehmen strafen, mußte der Monarch mitten in einer ruhmvollen Laufbahn, lange vor der natürlichen Todeszeit an einem langwierigen Siechtum dahinwelken, und noch vor seinem Ende viele seiner kühnen Pläne in sich zusammenstürzen sehen; viele seiner Verordnungen, durch die drohenden Umstände gezwungen, selbst zurücknehmen. So trotzten die Ungarn, bei denen er sich ebensowenig als in den übrigen Erbstaaten hatte krönen oder huldigen, und deren Krone er wie die böhmische und den Herzogshut von Österreich aus den respektiven Orten, wo sie bisher als Heiligtümer waren bewahrt worden, nach Wien hatte bringen lassen, ihm die ihrige noch bei seinem Leben ab, und er mußte es zugeben, daß sie wie im Triumphe von ihnen nach Ungarn zurückgeführt wurde[233]). Die Niederlande waren in vollem Aufstande; die Steuerregulierung, die wohl eigentlich dem Untertan zu einer großen Erleichterung gemeint und wohltätig gewesen wäre, hatte den ganzen Adel gegen den Monarchen aufgeregt; die Geistlichkeit, die sich seiner

nie und nirgends zu beloben, Ursache gehabt hatte, suchte die Herzen des Volkes von ihm abzuwenden. — Überall war Unzufriedenheit, Gärung, und zuletzt mußte der unglückliche Fürst noch den schmerzlichen Schlag in seinem Hause erleben, daß die Gemahlin seines Neffen und Nachfolgers, unsers geliebten Kaisers Franz, die liebenswürdige Elisabeth von Württemberg, zwei Tage vor ihm an den Folgen einer schweren Niederkunft starb[234]). Sie war dem k. russischen Hause nahe verwandt, diese Rücksicht machte diese Verbindung dem Kaiser besonders wert, der Erzherzog liebte seine junge Gemahlin, alles das zerstörte der kalte Hauch des Todes, und Josef sah so noch, bevor er die Augen schloß, die meisten seiner Pläne zusammenbrechen und seine Hoffnungen vernichtet. Die Erzherzogin war am 18. Februar 1790 um 6 Uhr morgens verschieden; Kaiser Josef folgte ihr am 20. darauf, und zwei fürstliche Leichen lagen zugleich im kaiserlichen Palast auf den Paradebetten.

* * *

Es sei mir erlaubt, einige Züge, einzelne Striche zu dem Bilde des großen Verewigten, das in seiner vollen Herrlichkeit nun vor den Augen der Nachwelt steht, hier einzuschalten, welche, wie mich dünkt, manche Eigentümlichkeit seiner Sinnes- und Handlungsart erklären, und die ich teils den Erzählungen meiner Mutter, teils Mitteilungen von Personen danke, die wohlunterrichtet sein konnten, weil ihre Geburt und Stellung in der Welt sie dem Hofe nahe brachten.

Kaiser Josef war ein äußerst schönes, herrliches, geistvolles Kind, mit ausgezeichneten Anlagen und einer sehr starken Willenskraft. Diese Willenskraft

wurde gefürchtet; man wollte sie bändigen, man wollte dem eigensinnigen Knaben, wie man sich ausdrückte, den Kopf brechen. Das wäre auf jeden Fall ein mißliches Unternehmen gewesen, auch wenn Eltern und Erzieher alle nötige Kraft, Einsicht und Muße besessen hätten, um dies Experiment zu leiten. Aber Maria Theresia war Regentin großer Staaten, und konnte, so wichtig ihr ihre Mutterpflicht war, sich dieser doch nicht widmen. Ihr Gemahl war von allen Geschäften entfernt. Wohl wählte sie die Männer, deren Leitung sie den Prinzen, den künftigen Erben ihrer Krone übergeben wollte, mit Rücksicht und Sorgfalt; dennoch fielen diese Wahlen unglücklich aus, und der Prinz, mit seinem überwiegenden Geiste, mit seinem vorstrebenden Genius, sah sich von Männern umgeben, und, was schlimmer war, solchen untergeben, die er weit und leicht übersah. Seine Ansichten, seine Entschlüsse waren immer die bessern, klügern, passenderen gewesen, und er wurde gezwungen, sie fahren zu lassen, um sich beschränkten, unstatthaften Meinungen zu fügen, die ihm noch dazu mit einer kränkenden Superiorität aufgedrungen wurden. Das wars, was man hieß: ihm den Kopf brechen, und was vielleicht den Keim jenes Starrsinns in ihm entwickelte und mächtig nährte, der ihn später zu manchem falschen Schritt verleitete[235]. Kaiser Josef hatte mehrere Brüder, wovon einige ihn überlebten. In früherer Jugend stand ihm der Zweitgeborne, der Sohn des Kaisers, während Josef nur der Sohn des Großherzogs war, am nächsten. Dieser Erzherzog, Karl genannt, scheint in vieler Rücksicht in einer Art von Opposition mit dem ältern Bruder gestanden zu haben. Schon der Vorzug der Purpurgeburt — so zufällig,

so unbedeutend er bei dem entschiedenen Rechte des Erstgebornen sein mußte, war eine Art von Zankapfel zwischen den Knaben, von denen der ältere das Übergewicht durch Verstand und Geisteskraft, sowie der jüngere durch Gemüt und Liebenswürdigkeit behauptete. Immer aber ist solch ein Antagonismus von schädlichem Einfluß auf die Herzen der Geschwister, und es war vielleicht ein Glück, daß ein frühzeitiger Tod im beginnenden Jünglingsalter den gefährlichen Nebenbuhler Karl hinraffte und so diesen Zwist löste[236]). Aber in Josefs Seele keimte nach und nach etwas Bitteres, Scharfes, Schneidendes empor, das einen verdunkelnden Schatten auf seine großen Eigenschaften warf.

Das Unglück seiner beiden Ehen mochte ebenfalls vieles dazu beigetragen haben. Man hatte die Prinzessin von Parma, Isabella, für ihn gewählt. Diese Prinzessin hatte sich früher dem Kloster bestimmt, und eine Anekdote, welche ich von ihr erzählen hörte, läßt helle Blicke in die Tiefe ihres kräftigen und eigentümlichen Gemütes werfen. Ihr war eine geliebte Person — wenn ich nicht irre, ihre Mutter — gestorben. Ganz in den tiefsten Schmerz aufgelöst, kniete sie am Sarge und flehte zu Gott, sie bald mit der Vorangegangenen zu vereinigen. Da war es ihr, als spräche jemand die Zahl drei aus. Ihre hocherhobene Seele ergriff mit Begierde diesen, wie sie glaubte, prophetischen Ausspruch, und in drei Tagen hoffte sie die Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches. — Aber es vergingen drei Tage, drei Wochen, drei Monate, und der erwartete Friedensbote, der die der Welt Überdrüssige abrufen sollte, erschien nicht. Wohl aber erschienen bald darauf die Boten des österreichischen Hofes, welche die

Hand der Prinzessin für den Erben so vieler Kronen, für einen der schönsten, geistvollsten und versprechendsten Prinzen forderten. Nur ungern, nur aus Zwang entsagte die Prinzessin ihrem Wunsche, ihr Leben in Einsamkeit und Trauer hinzubringen und ward des römischen Königs (denn das war Josef damals schon) Frau. Er umfaßte die nicht schöne, aber höchst liebenswürdige und anziehende Braut mit aller leidenschaftlichen Glut eines starken Gemütes. Er liebte sie heftig, innig, zärtlich, und obwohl sie, diese Gefühle zu erwidern, sich außerstand fühlte, so mußte sie doch, von ihrem richtigen Verstand und einem geläuterten Gefühle geleitet, sehr wohl verstanden haben, selbst den Forderungen seines liebenden Herzens zu entsprechen; denn solange sie lebte, glaubte er sich von ihr geliebt.

Eine Prinzessin[237]) ward bald darauf zum neuen, beglückenden Bande zwischen den jungen Eheleuten; doch dies Glück sollte nicht von Dauer sein. Ehe drei Jahre nach jenem verhängnisvollen Ereignis am Sarge der Verewigten dahingegangen waren, starb Isabella von Parma an bösartigen Blattern im Arme ihres verzweifelten Gemahls[238]).

Während ihres kurzen Lebens an seiner Seite hatte sich ihr Herz, vor allen andern, einer seiner Schwestern, der wunderschönen Erzherzogin Christina, nachmaligen Gouvernantin der Niederlande, zugeneigt. Mit dieser hatte die Verstorbene einen Freundschaftsbund errichtet und häufige Briefe gewechselt, in welchen sie ihr Herz und den wahren Stand ihrer Empfindungen treu darstellte. Als nun Christina ihren geliebten Bruder so der Verzweiflung zum Raube sah, sie, die doch wußte, daß er um ein Gut trauerte, was

er im Grunde nie besessen, um Isabellas Liebe — glaubte sie sich aus Mitgefühl und Rechtlichkeit verpflichtet, dem Getäuschten die Wahrheit zu eröffnen, und so seinen allzuheftigen Schmerz zu mäßigen. — Sie zeigte ihm die Briefe der Verstorbenen. — Es war ein Mißgriff, ein unseliger Einfall! und er verfehlte seine Wirkung nicht. Josef sah sein blutendes, hingebendes Herz verschmäht — getäuscht; seine hohe Meinung von der Verstorbenen zernichtet[239]). — Wohl mögen seine Tränen um die Verlorne versiegt sein; aber Erbitterung, Verachtung gegen das ganze weibliche Geschlecht setzten sich in seiner Brust fest, von denen sein besserer Sinn nur wenige ausnahm, indes er die übrigen als bloße Puppen oder Gegenstände der Sinnlichkeit betrachtete. — Dennoch besuchte er in spätern Jahren gern einige ältere Damen, eine Fürstin Liechtenstein, eine Kaunitz und andere, und unterhielt sich gern mit ihnen, die verständige, gebildete Matronen waren[240]).

Seine zweite Vermählung war nicht geeignet, diese Vorstellungen zu berichtigen. Schon vor der Bewerbung hatte er sich schroff und kalt über die Notwendigkeit seiner Wiederverheiratung und die traurige Wahl zwischen mehreren, gleich unliebenswürdigen Kompetentinnen um seine Hand ausgesprochen, aus welchen er doch seine künftige Lebensgefährtin wählen müsse. Eine Prinzessin von Bayern traf dieses unglückliche Los. Von der Natur höchst stiefmütterlich behandelt, ohne Anmut, ohne Takt, um den Charakter ihres Gemahls aufzufassen und sich in ihn zu schicken, dienten selbst ihre guten Eigenschaften, ihre Sanftmut, Herzensgüte und Liebe zu ihm nur dazu, ihn noch mehr von ihr zu entfernen. Beschämend war

die grelle Entfernung, in der er sich von ihr hielt, so daß er unter anderm auf dem Balkon, der vor ihrem gemeinsamen Appartement war, ein Separatim machen ließ, damit sie ihm dort nicht begegnen könne, und er lieber vor aller Welt Augen beim Fenster hinausstieg, um nur nicht durch den gemeinschaftlichen Salon gehen zu müssen, in welchem sich die Türe zum Balkon befand. Auch dieses Band, welches ganz kinderlos blieb, löste endlich der Tod, auch die unglückliche Maria Josefa von Bayern befreite dieser unausbleibliche Freund aus ihrer schweren Lage und gab dem ungeduldigen Gemahl seine Freiheit wieder. Aber die Art, wie diese Prinzessin von ihm war behandelt worden, hatte den alten Nationalunwillen zwischen Bayern und Österreich nicht gemindert, und gar viele ihres Volkes behaupteten noch lange nach ihrem Tode, sie sei nicht gestorben, nur verstoßen, und lebe unbekannt in einem Kloster in Bayern, wo sogar einige sie gesehen haben wollten[241]).

* * *

Für mich hatte eben jetzt auch eine neue Periode meines Lebens begonnen. Baron K... war als Hauptmann aus dem Türkenkriege in die Winterquartiere nach Wien gekommen und bei seinem Oheim abgestiegen, von wo er sogleich zu uns eilte. Therese, seine Kusine, hatte mich früher schon benachrichtigt — und einen gewaltigen Sturm mit dieser Neuigkeit in meiner Brust erregt. Das Wiedersehen war bewegt und zärtlich von beiden Seiten, und wir sahen uns von nun an oft, sowohl bei seinem Oheim als in unserm Hause. Doch kam es nicht zu einer eigentlichen Erklärung, und der schönste Zeitpunkt in

der Liebe zweier jungen Herzen, der Zeitpunkt der Erwartung, des Zweifels, der Hoffnung dauerte einige Wochen. Schon fing man an, in den beiden Familien von dieser Verbindung zu sprechen. Mein Vater hatte nichts gegen die Persönlichkeit des jungen Mannes, die in vieler Rücksicht achtungswert war, und der schon jetzt mit kaum 23 bis 24 Jahren eine bedeutende Stufe erstiegen hatte, aber desto mehr gegen seinen Stand. Meine Eltern hatten sich nämlich mit Liebe an mich und das, was ich ihnen im Hause leistete, gewöhnt, meines Vaters Liebe zur Musik hatte ihm meine Hilfe und Mitwirkung in diesem Fache sehr erwünscht gemacht; meiner Mutter zunehmende Augenschwäche und der größere Fuß, auf den unser Haus eingerichtet war, machte ihr meine Hilfe und Tätigkeit in der Führung der Wirtschaft notwendig. So kam es, daß beide bei einer künftigen Verheiratung für mich hauptsächlich darauf sahen, mich, wo nicht ganz nebst meinem Gemahl in demselben Hause, doch wenigstens in der Nähe zu behalten. Ein Offizier aber hätte ihnen die Tochter sogleich entführt, und darum sprach mein Vater ernstlich mit mir, und meinte, wenn es dem jungen Manne Ernst um mich wäre, würde er wohl seinem Stande (der damals vor vierzig Jahren vor den Augen des ruhigen Bürgers in ganz anderm und viel ungünstigerm Lichte als jetzt erschien) gern entsagen und eine friedliche Anstellung suchen, welche ihm bei dem Ansehen und Einfluß seiner Familie und durch meines Vaters Verwendung nicht fehlen würde.

Meine Mutter sagte gar nichts. — Sie wußte um meine Neigung, sie hatte nichts dagegen, aber sie sah wohl vielleicht schärfer und weiter als ich, welche durch mein Herz irregeführt wurde, und als Papa, der

dann, wie die Männer überhaupt, in solchen Dingen oberflächlicher beobachtete und urteilte. Allmählich kam mir das Schweigen über unsere gegenseitige Stellung, das Stehenbleiben auf dem Grade der Annäherung, auf welchem wir uns seit Fernandos Anwesenheit seit beinahe drei Monaten noch immer befanden, befremdend vor. — Doch da, wie gesagt, noch keine Erklärung zwischen uns stattgehabt hatte, glaubte ich kein Recht zu haben, ihn zur Rede zu stellen. Nun aber hörte ich bald dort, bald da von frühern oder spätern kleinen, zärtlichen Verhältnissen, die Fernando während des Krieges in Ungarn (seinem Vaterland) gehabt haben sollte; ja endlich sprach man davon, daß ihn nicht allein die Pflicht an seinen Chef, den damals schon sehr geachteten General Mack binde, sondern daß der stete Umgang mit dessen schöner und liebenswürdiger Gemahlin[242]) vielen Anteil an dieser Anhänglichkeit habe. Wirklich auch verließ Fernando das Haus seines Oheims, und folgte seinem General auf dessen Landhaus in Penzing. Zugleich wurden seine Besuche bei uns immer seltener, sein Benehmen gegen mich kälter. — Ich erkannte nur zu deutlich, daß dies Herz, das trotz vieler andern edlen Eigenschaften doch zu schwach gegen weiblichen Liebreiz war, keiner wahren, dauernden Liebe fähig sei; — ich konnte mir die traurige Wahrheit nicht verbergen, daß ich nicht mehr ausschließend in Fernandos Herzen herrschte, ja daß dieser Alleinbesitz wohl immer nur eine Selbsttäuschung gewesen sein mochte.

Damals fühlte ich mich sehr unglücklich. Mein Herz war in seinen zartesten Gefühlen verletzt. Ich hatte gehofft, arglos vertraut, ich hatte des jungen Mannes Herz nach dem meinigen beurteilt, ich hatte mich

ohne Rückhalt meiner Neigung überlassen, die durch die Vorzüge des Gegenstandes, durch die Empfindung, die er mir zeigte, durch die Beistimmung der beiden Familien gerechtfertigt war. — Ich glaubte, bald ein Band für meine ganze Zukunft schließen zu können, und ich mußte erkennen, daß ich nur das Spielwerk einer flüchtigen Laune gewesen war, und nun rücksichtslos einer andern angenehmern Beschäftigung eben dieser Laune aufgeopfert wurde.

Jetzt waren mir Tröstungen höherer Art notwendig, als sie die Welt und die Menschen um mich mir geben konnten. — Die religiösen Gefühle wollten ihr altes Recht behaupten und mich mit meinen Schmerzen dahin leiten, wo allein wahrer Trost und Ruhe zu finden ist, zu Gott, zu seiner Offenbarung, zur Aussicht auf ein anderes, besseres Leben. Aber da erhoben sich mit feindlicher Kälte alle jene Zweifel und Unsicherheiten, welche durch die Lesung von irreligiösen Büchern und Anhörung solcher Gespräche sich nach und nach wie verfinsternde Nebel in mein Gemüt gelagert und mir den tröstlichen Ausblick in die Ewigkeit verdunkelt hatten. Ich glaubte nicht mehr und ich wußte doch nichts; — und diese Haltlosigkeit meines Innern vervielfachte auf die bitterste Weise den Schmerz, der dasselbe zerriß.

In dieser unsichern, peinlichen Stellung meines Geistes griff ich nach allen Beruhigungen, die ich mir verschaffen konnte. Ich las Mendelssohns Phädon[243]), Hallers Briefe über die Offenbarung[244]) und andere Werke ähnlicher Art. Wohl waren sie alle geeignet, dem Herzen, das ohne dies schon im allgemeinen glaubte oder von den Wahrheiten, die sie mit ihren Gründen zu unterstützen sich



Karoline und Franz Xaver von Greiner
(Jugendbildnisse, ca. 1785)

Unsigniertes Ölgemälde — Verlagsbuchhändler Franz Pichler, Wien

bemühten, zum Teil überzeugt war, diese in vollem Lichte zu zeigen; aber ein irregemachtes, zweifelndes Gemüt zu beschwichtigen, fand ich sie wenigstens nicht imstande. Meine Unruhe, und somit mein Schmerz, blieben dieselben. Da fielen mir Youngs Nachtgedanken[245]) in die Hände, und begierig versenkte sich mein blutendes Herz in die Tiefen dieser Schwermut. — Meine Empfindungen waren hier ausgesprochen — „durch die Hintertüre der Vergangenheit begegneten mir die Geister meiner abgeschiedenen Freuden, ein zahlreicher Haufe“ — mir „flocht die Erinnerung die Stacheln entflohenen Glückes in die Geisel ein, womit sie mich nun doppelt schmerzhaft züchtigte“; ich erkannte, „daß der Raupe dünnster Faden ein Schiffsseil ist, mit dem Band verglichen, das den Menschen an seine irdische Glückseligkeit bindet, und das jedes Lüftchen zerreißt“ *)[246]). Von diesen so wahr, so energisch ausgesprochenen Schmerzen erhob sich mein gedrückter Geist zu den überirdischen Tröstungen, welche dem Dichter die Religion beut und die beiden Nächte, ich denke, es ist die siebente und achte, welche die Aufschrift führen: The Infidel reclaimed[246a]), vollendeten auch meine Bekehrung. Was philosophische Spekulation und wohlgemeinte Abhandlungen nicht vermochten, bewirkte die Poesie, die unmittelbar an das tiefverletzte Gefühl sprach und aus dessen eigenem Grund die Wahrheiten entwickelte, denen der Verstand seinen Beifall nicht versagen konnte. Nun ward mir wieder leichter. Mit beruhigterem Gefühl blickte ich auf mein getrübtes Leben; denn jenseits desselben öffnete sich mir die Aussicht in die Ewigkeit, und es

*) Stellen aus Youngs Nachtgedanken.

war die Vorsicht, der Wille eines höchst weisen, unendlich gütigen und allmächtigen Wesens, das mir diese Wunden geschlagen und mein Glück zertrümmert hatte. Es war doch zu meinem Besten, davon fühlte ich mich überzeugt, und so gewann ich Ergebung und Ruhe.

Wohl schmerzte K**s Flattersinn und meine zerstörten Hoffnungen mich tief; — wohl war meine beängstigte Seele durch schwere Kämpfe gegangen, ehe sie einige Ruhe fand; aber nebst dem Glauben kam ihr der Stolz zu Hilfe. Unerträglich war mir der Gedanke, die Rolle der Verlassenen vor der Welt zu spielen und dem Wankelmütigen den Triumph zu gönnen, daß sein Verlust mich kränken könne.

Damals dichtete ich verschiedene Lieder, die aber niemand zu sehen bekommen durfte. — Das eine begann also:

Wie still ist alles um mich her!
Es ruht die Nacht mit ihrem Schatten
Auf diesen farbenlosen Matten;
Kein Wild regt sich im Haine mehr,
Des Vogels Haupt ist unterm Flügel,
Von ferne rauscht der Felsenbach,
Und in den Eichen dieser Hügel
Seufzt ihm ein sterbend Lüftchen nach.

dann kam eine Anrufung an meinen Lieblingsstern, die Lyra, der früher von K** ebenfalls war besungen worden, und dann schloß das Lied mit den Zeilen:

O lehre mich den Gram besiegen,
Und ihn, der dein und mein vergißt,
Nun auch um den Triumph betrügen,
Daß sein Verlust mir schmerzlich ist[247]).

Ein anderes Lied enthielt folgende Strophen:

Jetzt, da die Nacht vom Winterhimmel sinket,
Kein Stern den trüben Nebelflor durchblinket,
Eil' ich zu dir mit allen meinen Wunden,
O mein Klavier!

Du spottest nicht, kein Hohngelächter schrecket
Dies arme Herz, das dir sich gern entdecket,
Du lachst der Schwachheit nicht, die ich empfunden,
Drum klag' ich dir!

Hier fällt die Maske, die ich sonst getragen,
Hier darf ich weinen und mein Schicksal klagen,
Ach, in dem Zirkel, der mich sonst umrauschet,
Darf ich das nicht.

Dort wehrt mein Stolz dem Ausbruch heißer Zähren,
Dort darf kein Ohr den leisen Seufzer hören,
Dort, wo auf jeden Blick ein Spötter lauschet,
Lügt mein Gesicht. usw.[248])

Die Empfindungen und Ansichten, welche aus diesen Liedern sprachen, waren tief aus meinem Innersten geschöpft. Vielleicht findet man sie weder poetisch noch romantisch, wenigstens die Heldinnen von Romanen und Theaterstücken werden gewöhnlich mit andern Gefühlen geschildert. — In mir war es nun einmal so und eine gewisse Elastizität meines Gemütes, wenn ich also sagen darf, half mir stets, besonders nachdem das Licht des Glaubens mir wieder heller zu scheinen angefangen hatte, mich aus den Fluten, der über mich ergangenen Leiden emporzuheben, sowie sie mich abhielt, durch weichliches Klagen fremdes Mitleid zu suchen und zu erregen. Von jeher fand ich es erbärmlich, die Didone abbandonata zu spielen, in Liedern und Klagen der Welt zu vertrauen, daß ein Wankelmütiger mir eine andere vorgezogen hatte, und ebensowenig konnte ich damals mit zwanzig Jahren, sowie jetzt mit mehr als siebzig, in die Jeremiaden so vieler meiner Schwestern, und unter diesen namentlich vieler Dichterinnen, über die Gefühllosigkeit, den Leicht- und Flattersinn oder die Roheit des männlichen Geschlechts einstimmen. Selbst meiner Mutter Ansichten von dem

unbilligen Verhältnis, worin wir gegen die Männer stehen, von den Anmaßungen, die sie sich im bürgerlichen und häuslichen Leben über uns erlaubt haben sollten, von den sogenannten Rechten des Weibes fanden keinen Anklang in meiner Seele, soviel Gewalt auch in jeder andern Hinsicht ihr sehr starker Geist und ebenso starker Wille über mich ausübte. Ich konnte die Männer weder hassen noch verachten und noch viel weniger beneiden. Ich fühlte mich überzeugt, daß der notwendige Geschlechtscharakter und die Einrichtungen in der physischen wie in der moralischen und bürgerlichen Welt uns die untergeordnete Rolle mit Recht angewiesen hatten; ich konnte es mir nicht verhehlen, daß nicht allein in Künsten und Wissenschaften, sondern selbst in den ganz eigentümlich weiblichen Beschäftigungen wie Kochen, Schneidern, Sticken die Männer, wenn sie sich darum annahmen, doch immer die Leistungen unsers Geschlechts weit hinter sich ließen. Willig also räumte ihnen mein Herz diese geistigen Vorzüge ein, aber eben so bestimmt erkannte ich auch, daß von Seite des Gefühls, des richtigen Taktes, der Herrschaft über uns, ja selbst in einer gewissen Art von Mut wir den Männern wo nicht voran, doch völlig gleich stehen, und daß die Vorsicht, unendlich weise in allen ihren Veranstaltungen, auch hier sich also bewiesen und die Eigenschaften, welche dem Menschen in abstracto zukommen, auf solche Art zwischen die beiden Geschlechter verteilt hat, welche für das Wohl des Ganzen am zuträglichsten war. In dieser Ansicht nun kam mir das Los unsers Geschlechts, dem die erste mühsame Pflege und Bildung des jungen Menschen anvertraut und in dessen Hand es gelegt ist, guten, edlen Samen in die jungen Herzen zu streuen,

der im Mannesalter seine segensreichen Früchte tragen soll, immer ehrwürdig und schön vor, und ich fand (wie ich es späterhin in dem Roman „Frauenwürde“ [249]) deutlicher auseinander zu setzen mich bemüht habe), daß der Himmel sehr gütig gerade dadurch für uns gesorgt hatte, daß er uns unsere Pflichten so deutlich vorgezeichnet und uns dadurch vor so vielen gefährlichen Irrtümern und schmerzlicher Reue bewahrt hatte.

So wehrte ich denn meiner Zunge, meinen Mienen und Blicken, daß sie nicht das schmerzliche Geheimnis meiner Brust verrieten, und es gelang mir so wohl, daß vielleicht nur ganz wenige meiner nächsten Bekannten eine Ahnung davon hatten. Dies war auch um so mehr zu hoffen, da Fernando sich nie lange in Wien aufgehalten hatte, unser Verhältnis ohnedies kein erklärtes war und wir uns vor der Welt stets mit der nötigen Zurückhaltung betragen hatten. Die Sache löste sich ganz leicht und unbemerkbar auf und ich entging dem Gespötte und dem kränkenden Mitleid.

Aber mein Geist war ernster geworden. Manche laute Freude, die mich früher vollgenügend angesprochen und mein ganzes Wesen erfüllt hatte, wie z. B. der Tanz als Tanz, große Gesellschaften, wo eine Menschenflut durch die Säle auf- und abwogte, Praterfahrten an Frühlingssonntagen, besonders hinab bis ins Lusthaus, wo zahllose Equipagen und eine wimmelnde Menschenmenge im buntesten Putz alle Sinne betäubend beschäftigten [250]); — alles dies, was ich sonst mit jugendlichem Mute gewünscht und genossen hatte, fing an, seine Reize für mich zu verlieren, ja manches beinahe mir lästig zu werden, vorzüglich die großen Gesellschaften und überhaupt das Geschwirre und Getreibe vieler, mitunter auch unbekannter Menschen.

Ich suchte die Einsamkeit öfter und lieber, ich fand eine Art von Beruhigung und Beschwichtigung meiner schmerzlichen Gefühle in derselben, welche mir keine sogenannte Zerstreuung und Unterhaltung gewähren konnte, und schon damals begann diese Richtung meines Geistes sich zu entwickeln, vermöge welcher ich jede Kränkung, jeden Schmerz, ja auch jede Sorge und Angelegenheit am liebsten ganz für mich und mit mir allein ausmachte, bekämpfte oder zur Ruhe sprach. Mehrere ernste Bücher fingen an, mich tief anzusprechen. Ich las Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte[251]), mehrere lateinische Klassiker, den Virgil, Lucan, Tacitus, Seneca, Horaz, Tibull, meist mit den beiden Freunden meiner Eltern, Alxinger und Haschka, deren kenntnisreiche Erklärungen mir das Verständnis dieser Schriften erleichterten und meinen Geschmack leiteten; ja sogar einige Satiren des Juvenal und Persius durfte ich unter Alxingers Anleitung und nach strenger Auswahl lesen. Großen Eindruck machten einige Stellen des Virgil, die ich jetzt noch auswendig weiß, auf mein Gefühl — und häufige Tränen flossen dem Tode des Nisus und Euryalus, sowie dem des Turnus, den ich, sowie beim Homer den Hektor, nun einmal als den unschuldig Verfolgten und Beeinträchtigten in mein Herz geschlossen und gegen den Äneas in Schutz genommen hatte. Vielleicht war der Umstand, daß ich Blumauers Travestie früher als das Original gelesen, viel schuld an meiner Abneigung gegen den frommen Helden, aber ich konnte nicht umhin, diesen Mann, der der begegnenden Nymphe in den Lybischen Wäldern sich selbst als den „pius Aeneas fama super aethera natus“ ankündigt[252]), bei jeder Gelegenheit steif und fade zu finden und immer in ihm den Äneas

ganz von Butter zu sehen, wie ihn Blumauer auf einer Torte darstellt*)[253]).

Viel tiefer aber ergriffen mich des Tacitus und Senecas Schriften und die Gesinnungen, die in denselben ausgedrückt sind. Vieles übersetzte ich mir daraus, machte aus andern Auszüge und strebte, soviel ich konnte, in den Geist dieser beiden Schriftsteller und besonders des Seneca einzudringen. Ich hatte eine Jugendfreundin, ein Fräulein von Ravenet[254]), die im Hause sehr werter Freunde meiner Eltern erzogen wurde. Ihr leuchteten, als die würdigsten Beispiele weiblicher Tugend, die Gemahlin und Schwiegermutter ihres Pflegevaters, des Regierungsrates von Heß, vor; zwei Frauen, deren Erinnerung mir noch jetzt vorschwebt[255]), und deren Charakter ich in der Larissa meines Agathokles zu schildern mich bestrebt habe. Josefinen, so hieß meine Freundin, mit der mich eine große Ähnlichkeit der Geistesrichtung verband — denn auch sie erhielt eine mehr als gewöhnliche Bildung und vielseitigen Unterricht — teilte ich denn auch meine Liebe und Verehrung für den Seneca mit. Sowie er fleißig an seinen Lucilius schreibt, und jedem Briefe eine kleine Gabe, irgendeine Sentenz, einen Gedanken als eine Frucht seiner Lektüre anderer Autoren beifügt, so schrieb auch ich Josefinen oft aus einem Hause in das andere (denn wir wohnten nahe)[256]) bogenlange Briefe über alle kleinen Vorfälle, die sich mit mir ereigneten und fügte dem Briefe einen Spruch des Seneca bei, von welchem oft der ganze Brief nur eine Erläuterung war.

Ich stand damals, wie ich glaube, auf einem Wendepunkte meines Lebens, wo das fröhliche Mädchen sich

*) In Blumauers Äneis.

von der ernsten Jungfrau scheidet. Und wenn dies bei mir vielleicht etwas später als bei andern, nämlich erst im 20., 21. Jahre geschah, so muß ich bemerken, daß eine sehr gesunde körperliche Konstitution (ich war eigentlich nie krank gewesen), ein leichtes Blut, ein lebhafter und doch klarer Geist, eine unvertilgbare Anlage zur Frömmigkeit und eine im ganzen glückliche äußere Lage mir von jeher viele Heiterkeit und Lebensfreudigkeit erhalten hatten. So war ich lange dem Frohsinn und der Empfänglichkeit für geringe Freuden nach ein glückliches Kind geblieben, als ich schon mehr als halb zu den erwachsenen Mädchen gehörte, so erhielt eben dieser Frohsinn sich auch noch bei reiferen Jahren in mir und hat mich tief ins Alter begleitet. Gott sei dafür gedankt![256a])

Dieser Frohsinn war aber jener ernsten Richtung meines Geistes, die dieser jetzt zu nehmen anfing, nicht im geringsten hinderlich, vielmehr fand er seine Rechnung auf gewisse Art noch besser dabei. Denn wenn jene strengeren Ansichten der Stoa[257]), wenn die großartige Denk- und Empfindungsart der römischen Klassiker mich viele, bisher von mir und andern meines Geschlechts geschätzte und gesuchte Dinge in ihrer eigentlichen Nichtigkeit erkennen ließen, so lernte ich durch eben diese Bücher auch, mich über vieles, was andere betrübte, beruhigen. Mir erschien eine höhere Weltordnung; ich konnte mich mit meinen Hoffnungen und Erwartungen jetzt leichter über die Bedingungen unsers irdischen Seins erheben. Die Ruhe, mit der ich, selbst in früheren Jahren, an den Tod gedacht hatte, begründete sich mehr und mehr, und jene Ansichten, die späterhin Schiller in zwei Versen so unübertrefflich schön und wahr ausgedrückt hat:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld[257a]);

entwickelten sich, nicht so klar und erschöpfend, wie dieser erhabene Dichter sie ausspricht, aber doch in bestimmtern und unbestimmtern Anklängen in meiner Seele. Sie ließen mich Glück und Unglück, Leben und Tod, Gegenwart und Zukunft in ernsten, aber heitern Beziehungen sehen, und benahmen selbst dem Tode immer mehr seine Schrecken, denn er war ja, wie Seneca sagt: „der Geburtstag der Ewigkeit“[258]).

Die Natur hatte von jeher lebhaft an mein Gemüt gesprochen, jetzt fühlte ich mich immer mehr zu ihr hingezogen; Herders Ideen, von denen ich zuvor gesprochen, Bonnets Betrachtungen über die Natur[259]); ein kleines Buch, das vielleicht wenige kennen: La chaumière indienne von Bernardin de St. Pierre (aus dem Michel Beer seinen Paria geschöpft)[260]), öffneten mir gleichsam das geistige Auge, um die Wunder der Natur zu erkennen und sie in ihren geheimnisvollen Beziehungen auf uns und unser Verhalten zu betrachten. Damals faßte ich die erste Idee zu den Gleichnissen[261]). Wenn ich einsam, aber recht seelenvergnügt durch den weitläufigen Garten meiner Eltern wandelte, wenn ich an Gott dachte, seine Gegenwart zu fühlen glaubte und dann meinen Blick auf Blumen, Gräser, Bäume richtete, dann traten allerlei seltsame und, wie es mir vorkam, geheimnisvolle Beziehungen zwischen der körperlichen und sittlichen Welt mir vor Augen, und der Gedanke, daß ähnliche Gesetze in beiden regierten, ergriff mich mit großer Gewalt. Ich versuchte es, ihn darzustellen, und so entstanden die Gleichnisse, die ich damals, weit entfernt, an die Bekanntmachung einer so unbedeutenden

Kleinigkeit zu denken, bloß meiner Freundin Josefine zugedacht und in einer reinlichen Abschrift mit einer Dédicace in Versen ihr übergeben hatte.

Es ist vielleicht hier der Ort, mich auch über meine Ansichten von der Freundschaft auszusprechen. Sie waren denen der Alten nachgebildet, und folglich streng und würdig. Mir galt die Freundschaft als ein Bund für das Leben und noch weiter hinaus, dessen eigentlicher Zweck gegenseitige Vervollkommnung war. Jener Ausspruch Ciceros (wenn ich nicht irre): Omnia cum amico delibera, sed prius te ipso[262], schwebte mir vor. Jedes Verhehlen auch nur eines Gedankens oder Gefühles schien mir Verrat. Wohl sollte meine Freundin jedes kleine Begegnis, das ich erlebte, erfahren; aber das Erzählen desselben war nicht, wie ich es bei den meisten meiner Gespielinnen sah, der einzige Zweck dieses Vertrauens; denn dazu hätte ja wohl die Grube hingereicht, in welche jener geschwätzige Barbier des Königs Midas sein Geheimnis hineinrief. Nein, meine Freundin sollte mich ganz erkennen, beurteilen, ermahnen, tadeln, mit einem Worte, bessern können, sowie ich das gleiche bei ihr zu tun bereit war. Hierzu ist nun freilich eine große Ähnlichkeit der Jahre, der Bildungs- und Lebensweise erforderlich Es gehört aber auch, um solch ein Band in seiner ganzen Würde und Schönheit aufrecht zu erhalten, dazu, daß jene Bedingungen fortdauern. Ändern sich die Beziehungen der beiden Personen zueinander merklich, führen Schicksale, fremde Einwirkungen die eine oder die andere einen ganz verschiedenen Lebensweg und hält sie lange auf demselben, so daß dessen Gewohnheiten und Einflüsse die früheren Eindrücke verwischen, so kann wohl Neigung und Achtung noch

wie ehemals fortbestehen, aber die feineren Beziehungen, der innere Anklang, der der Empfindung oder dem Gedanken der verwandten Seele entgegenkommt, müssen sich dann verlieren.

Etwa um diese Zeit wurden mir zwei Bücher zu lesen erlaubt, von denen ich früher sehr viel gehört und sie oft näher zu kennen gewünscht hatte. Doch meine Mutter hatte es für zweckmäßig gehalten, solange sie mein Herz für zu empfänglich und meinen Geist für noch nicht reif genug hielt, mir dieselben (es waren der Werther und Agathon) zu entziehen. Nun las ich sie, und sowohl meine Mutter als ich selbst mußten uns wundern, daß der Eindruck, welchen diese Werke auf mich machten, ganz dem erwarteten oder gefürchteten entgegengesetzt war.

Mich ließ der Werther[263]), als Roman, kalt, so lebhaft mich die Schönheit der Darstellung, die psychologische Wahrheit der Charaktere, die tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, die Naturschilderungen usw. anzogen. Meine Phantasie, deren Aufregung man hauptsächlich gefürchtet hatte, blieb ruhig; — dieser junge Mann (Werther) flößte mir kein Interesse ein; denn ich konnte ihn nicht achten, höchstens Mitleid mit dem verschrobenen Gemüte haben, dem es nur immer nach dem Verwehrten lüstete, weil es verwehrt war, und an dessen endlicher Verzweiflung und Selbstmord gekränkte Eitelkeit und zurückgewiesene Anmaßung in jener Gesellschaft des Präsidenten wohl ebensoviel, wo nicht größern Teil hatte, als seine unglückliche Leidenschaft. Ich prüfte mich aufmerksam, und ich glaubte damals, wenn ich durchaus zwischen ihm und Albert hätte wählen müssen, ich mich doch eher für den letztern entschieden haben würde, der mir

als Gefährte für ein ganzes Leben viel würdiger und passender vorkam.

So ging beim Werther die gefürchtete Gefahr für meine unruhige Einbildungskraft schadlos vorüber, und was es immer gewesen sein mochte, das meine Mutter abhielt, mir den Agathon[264]) früher in die Hand zu geben — ob Besorgnis vor den zu lüsternen Schilderungen oder den philosophischen Ansichten, die das Buch enthielt — genug, auch diese Stacheln glitten ab an mir. Zwar erregten der Charakter und die Schicksale Agathons meine lebhafteste Teilnahme, und ich fühlte viel mehr für ihn und mit ihm als für Werther; aber die Stelle, welche den tiefsten, unauslöschlichsten Eindruck auf mich machte, einen Eindruck, der lange in mir nachwirkte, war die Schilderung jener Periode in Agathons Leben, als er und Psyche im heiligen Haine zu Delphi miteinander erzogen wurden[265]). Dies stille, gleichsam im Heiligtume der Gottheit verborgene Leben, das wie ein ruhiger Bach einförmig, aber klar dahinfloß, und in dessen heller Tiefe sich der Himmel und der Gott spiegelte, dem beide dies Leben gewidmet glaubten, die reinen und doch so warmen Gefühle, welche die jungen Herzen aneinanderzogen und ihnen doch nichts von ihrer Unschuld und Frömmigkeit nahmen, rührten und bewegten mich aufs tiefste. Das war ein irdisches Paradies, in dem ich mich unendlich selig gefunden haben würde, wenn es Gott gefallen hätte, mich in ein solches zu versetzen und die Wunden, an denen mein Herz im stillen noch immer blutete, vermehrten die wehmütige Sehnsucht, welche jenen Zustand vor den Augen meines Geistes mit himmlischem Lichte verklärte.

Ich war nicht bestimmt, ein solches Glück zu ge-

nießen! Zweimal hatte sich ein trügerischer Schimmer desselben mir gezeigt, zweimal war er verschwunden; hatte sich das erstemal in die erbärmlichste Prosa aufgelöst, war das zweitemal durch Flattersinn zerstört worden.

Je schmerzlicher ich diese Ausschließung von jener Seligkeit fühlte, die ich dem frommen Paar im heiligen Hain so tief und lebhaft nachempfand, je leichter und lebendiger entwickelte sich der Gedanke in mir, das Glück der Liebe und häusliche Freuden seien nicht das Los, welches mir die Vorsicht zugedacht und diese Ansicht setzte sich durch verschiedene, zufällig zusammentreffende Umstände immer fester in meinem Gemüte. Aber auch sie benahm mir meine innere Heiterkeit nicht; denn ich hatte mich, durch religiöse Trostgründe und durch Young und Seneca gestärkt, mit ruhiger Wehmut in dies Geschick ergeben, und strebte jetzt nur dahin, diese neue Ansicht mit meinen übrigen Verhältnissen und meinen Aussichten für meine kommenden Jahre, wenn ich sie erreichen sollte, in Einklang zu bringen.

Jene Schilderung von Agathons und Psyches Lebensweise in Wielands Werke; viele Stellen im Seneca, welche Mäßigkeit, Beherrschung der Leidenschaften und Begierden, Geringschätzung der rauschenden Weltfreuden lehrten und uns dadurch den Weg zur wahren geistigen Freiheit zeigten; Youngs Aussichten in jene bessere Welt, welche die Rätsel der gegenwärtigen lösen sollte — Nothing this world unriddles but the next[266]) — endlich allerlei seltsame Ansichten, Ahnungen, Ereignisse usw., welche ich aus Erzählungen glaubhafter Menschen und aus manchen Büchern, vorzüglich aus Moritz Magazin der Seelen-

erfahrungskunde[267]) geschöpft, hatten mir Ideen von einer schon auf Erden möglichen Annäherung an die Geisterwelt gegeben. Es schien mir nicht untunlich, daß der Mensch durch große Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen, durch große Stille und Einfachheit der Lebensweise, durch strenge Herrschaft über seine Leidenschaften und Regungen, durch steten Rückblick auf Gott, in einem nützlich, aber nicht zu sehr beschäftigten Leben, es schon auf Erden zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit, ja vielleicht dahin bringen könnte, wenigstens auf einzelne Lichtmomente seines Lebens, seinen Geist der Herrschaft des Körpers zu entziehen und sich der Geisterwelt zu nähern oder wenigstens hellere Blicke in dieselbe werfen zu dürfen.

Diese Vorstellungen beschäftigten mich sehr. Ich sammelte mit Fleiß alles, was ich in klassischen und andern Schriftstellern damit Übereinstimmendes fand. Ich entwarf meinen künftigen Lebensplan, und nachdem ich alles reiflich erwogen und geordnet hatte, brachte ich einen Aufsatz zu Papier, den ich in Briefform an Josefinen richtete, und der ungefähr folgende Ansichten und Vorschläge enthielt.[268])

Wir wollten beide unverheiratet bleiben, da ich eine Ehe ohne Liebe für Entheiligung hielt und dieser Leidenschaft, nach zweimaliger Täuschung, mein Herz abgestorben glaubte. Die Lage meiner Freundin versprach damals auch ihr keine glänzenden Aussichten; so wollten wir denn, wenn wir unsere Pflichten gegen unsere Eltern, solange sie lebten, erfüllt haben würden, mit dem nicht beträchtlichen, aber hinreichenden Erbteil, welches ich hoffen konnte, uns eine kleine Besitzung auf dem Lande kaufen und dort still beisammen leben.

Um aber auch andern nützlich zu werden, und das Gute, welches wir beide für das Höchste hielten, sittliche Ausbildung, nach unsern Kräften zu verbreiten, wollten wir einige Mädchen aus der Nachbarschaft zu uns nehmen und erziehen. Das sollte unser mäßiges Tagewerk sein; außerdem aber wollten wir so viel möglich abgezogen und beschaulich leben, wenig Umgang und Verkehr mit andern Menschen haben, und selbst unsere Nahrungsweise sollte darauf hinzielen, das Irdische an uns ja nicht ohne Not zu vermehren. Wir wollten uns nämlich nur von Pflanzenspeisen nähren (ich hatte damals eben die Rede des Pythagoras in den Metamorphosen[269]) gelesen), grobe Fleischnahrung, Wein und alle Leckereien vermeiden und so dahin streben, uns schon hienieden soviel als möglich zu vergeistigen, damit unsere Seelen, wenn der Tod sie einst abriefe, keine so schwere Hülle abzustreifen und nur lockere Bande zu zerbrechen hätten. Alle diese Ansichten und Vorschläge waren mit Zitationen aus den Schriftstellern, die meine beständige Lektüre ausmachten, und aus denen ich jene Ideen auch geschöpft, belegt.

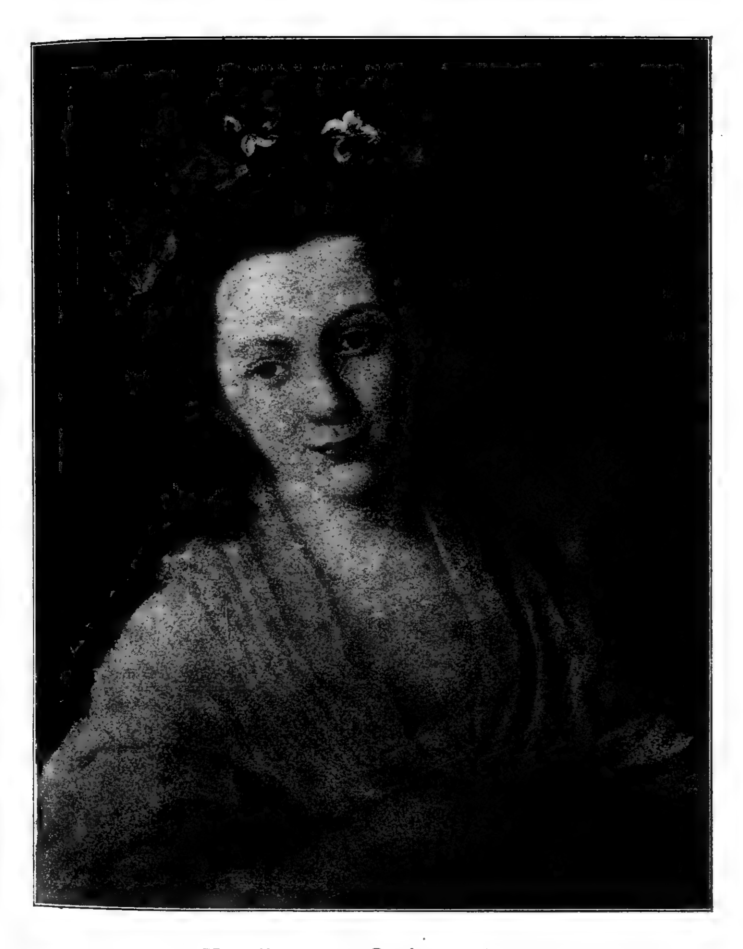
Diese Arbeit machte ich während eines Sommers auf dem Lande mit großer Liebe und ebenso großem Fleiße und fühlte mich ungemein beruhigt, getröstet, gestärkt, als ich sie vollendet und nun den Pfad für mein künftiges, einsames, aber nicht zweckloses Dasein mir fest vorgezeichnet zu haben glaubte. Was ist der Mensch und seine Entwürfe!

Ich war, wie ich schon einmal in diesen Blättern berührt, eigentlich nie krank gewesen, und ein kaltes Wechselfieber mit einer Ergießung der Galle, die mich sehr verdroß, weil sie mich auf eine Weile sehr ent-

stellte, waren bisher meine einzigen körperlichen Leiden gewesen. Doch auch selbst während dieser kleinen Anfälle, die sich durch zwei Sommer wiederholten, lag ich nur selten und nur auf Stunden zu Bette, und meine kräftige Natur überwand den bösen Keim gänzlich.

Daß mir nur eine seltsame Geneigtheit zu Ergießungen der Galle überblieb, die sich dann jedesmal, wenn irgendeine andere Unpäßlichkeit oder noch vielmehr ein Kummer, eine schwere Sorge mich drückten, durch eine gelblichere Hautfarbe offenbarte, wobei sich selbst im Weißen der Augen ein gelblicher Schein zeigte, diese Geneigtheit währte lange bei mir und bis in meine höheren Jahre hin[270]).

In jener Epoche aber, wo ich den obenerwähnten Aufsatz schrieb, war ich völlig gesund. Die Fieberanfälle hatten sich nicht mehr gezeigt, ich genoß eines ungestörten Wohlseins und habe jene Krankheitszufälle nur darum berührt, um mit mehr Bestimmtheit zu zeigen, daß kein körperliches Übel damals Einfluß auf meinen Seelenzustand hatte. Dennoch hatte sich meiner eine Art von Todesahnung bemächtigt. Wir standen damals am Anfange des Winters; — ich war, Gott weiß warum, fest überzeugt, daß ich ihn nicht überleben und der nächste Frühling mein Grab begrünen würde. Dies war mir so ausgemacht, daß ich einen prächtigen Mousselin, den ich damals bei einer Freundin meiner Mutter, der Gräfin Truchseß Zeill[271]) zum Geschenk erhalten hatte, die ihn mir von einer Reise in die Schweiz mitgebracht, gar nicht machen lassen wollte, damit ihn die Mutter gleich behalten und für sich zurichten lassen könnte. Diese Gewißheit meines nahen Todes beunruhigte mich aber nicht im geringsten. Ich setzte sogar mit Vergnügen eine Art



Karoline von Greiner (?) [1]

Pastellbildnis von Gabriele Beyer (1786)
k. k. Akademie der bildenden Künste, Wien

[1]) Karl von Lützow (Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste, Wien 1877, S. 74 f.) bestimmt dieses Bild, wohl mit Unrecht (vgl. Bild Nr. 1), mit „Karoline von Greiner“.

Testament auf, worin ich, da ich kein Eigentum besaß, meine Eltern bat, aus meinen kleinen Habseligkeiten von Nippen, Geschmeide usw. meinen Freundinnen Andenken bestimmen zu dürfen.

Literarisch oder eigentlich poetisch beschäftigte ich mich damals nicht viel. Mein Gefühl war zu sehr verletzt und meine Gedanken zu sehr teils mit jenen ernsten Vorstellungen, teils mit wirklichen und prosaischen Dingen erfüllt. Meine Mutter war, trotz ihres hochgebildeten Geistes und dem glänzenden Fuße, auf dem unser Haus eingerichtet war, ihrer Wirtschaft bis ins kleinste Detail stets selbst vorgestanden, und hatte mich schon früh ebenfalls dazu angehalten. Sie wehrte mir nicht, meinen Geist zu bilden, ja sie hielt mich, wie man sich durch die Lesung dieser Blätter überzeugt haben wird, selbst dazu an. Aber — und diese Ansicht werde ich ihr ewig, nebst so vielem andern danken — aber jene Beschäftigungen durften erst an die Reihe kommen, wenn jeder häuslichen Pflicht, jeder nötigen Arbeit ein Genüge geschehen war. Sie sagte mir oft: das Hauswesen in Ordnung zu halten, ist der Frauen erste Pflicht; diese muß streng und vollständig erfüllt werden. Bleibt uns dann Zeit übrig, so dürfen wir sie nach Gefallen auf erlaubte Dinge verwenden. Die eine geht spazieren, die zweite macht künstliche Arbeiten, eine dritte empfängt und gibt Besuche oder liest Romane; — willst du in deinen freien Stunden dich mit Poesie, mit Übersetzungen aus fremden Sprachen (was ich gern und häufig tat) beschäftigen, so ist dir dies unverwehrt; aber dem Hauswesen darf kein Abbruch dadurch geschehen.

In eben diesem Sinne hielt sie mich zur Sparsamkeit und zur Selbsttätigkeit an. Ich mußte lernen,

mich soviel wie möglich überall zu behelfen, mich selbst zu bedienen und vorzüglich meinen ganzen Putz selbst zu verfertigen. Damals waren die Frisuren künstlich und zeitraubend; ich mußte mir, vom Wickeln und Brennen der Haare an, bis zum Putz mit Blumen und Federn alles dies selbst leisten, meine Hauben und Hüte selbst stecken, und ich lernte es endlich so gut, daß ich meinen Freundinnen hierin half, manches Käppchen oder Häubchen für andere verfaßte, und selbst meine Blumen zum Putz verfertigte. Bei diesen Ansichten war ihr nun freilich die große Liebe meines Vaters zur Musik und die Forderungen, die er deswegen an mich stellte, oft ein Anstoß. Mit Klavierspielen, Üben, Produzieren, Singen gingen viele Stunden des Tages hin, und das billigte meine Mutter wohl nicht; aber sie vermochte es nicht zu ändern, nur zu mäßigen.

Durch vieles Lesen, besonders beim Kerzenlicht und in oft schlechtgeschriebenen Papieren, welches meine Mutter während ihres Dienstes bei der seligen Kaiserin täglich durch mehrere Stunden üben mußte, vielleicht auch durch körperliche Disposition, fingen ihre Augen eben zu jener Zeit an, sehr zu leiden. Lesen und Schreiben kostete sie viele Anstrengung, ich wurde also allmählich von ihr auch in diesen Teil des Hauswesens eingeführt und mußte für sie alle Rechnungen, Schreibereien, Quittungen, Briefe, Attestate, kurz alles, was in einer Wirtschaft und bei Grundbesitz (meine Eltern hatten mehrere Häuser in und vor der Stadt)[272]) vorfällt, verfassen lernen. Überdies ließ sie sich viel von mir vorlesen, da ihre Augenschwäche ihr diese, sonst so werte Beschäftigung nur selten gestattete.

Man kann leicht erachten, daß meine Zeit unter diesen Umständen sehr besetzt war. Meistens hatte ich

ein gutes Teil mehr Arbeit vor mir, als wozu der Tag hinreichte, und meine poetischen Übungen wurden ziemlich auf die Seite gedrängt. Dennoch lernte ich nach und nach meine Stunden so haushälterisch einteilen, die verschiedenen Geschäfte, die mir oblagen, so ineinander passen, so manche, wo es sich tun ließ, gleichzeitig verrichten, daß ich es dahin brachte, allem, was meine Mutter im Haushalt, mein Vater für seine Musikübungen, endlich unsere ganze Lebensweise an geselliger Rücksicht, mit Putz und Empfang zahlreicher Besuche von mir forderte, zu leisten, und doch noch hier und dort ein Stündchen für einsamen Genuß, der mir zum Bedürfnis geworden war, und literarische Arbeiten zu finden. Diese genoß ich denn auch mit doppelter Lust, und habe mich durch eigene und fremde Erfahrung in meinem langen Leben überzeugt, daß Dichter und Künstler, die nichts als dieses waren und sein wollten, sich selten mit Glück in dieser allzu unbestimmten Bahn hielten, und noch viel seltener ein großes Ziel erreichten. Daß aber jene unter ihnen, die außer ihrer Kunst sich noch irgendeiner andern ernsten Beschäftigung ergeben hatten, diese mit strengem Pflichtgefühl trieben, und die Muse mehr wie eine Geliebte, als wie ihre Hausfrau betrachteten, meist Größeres und Allgemeingültigeres leisteten. Gar zu selten sind jene privilegierten Geister, die die Kunst in allen ihren Tiefen zu erfassen und zu halten vermögen, ohne auf Abwege dabei zu geraten. Selbst diese Freiheit und Ungebundenheit von jedem bürgerlichen Verhältnisse wird oft zur Verräterin an ihrer Kunst, noch öfter an ihrem sittlichen Wert oder ihrem physischen Wohl. Daher habe ich es stets für höchst gefährlich gehalten, wenn ein junger Mensch den Vorsatz

äußerte, sich keinen bürgerlichen Beruf zu erwählen, sondern der Kunst zu widmen, wie sich diese Leute auszudrücken pflegen. Im Grunde heißt das gewöhnlich nichts anders, als einen Freibrief suchen, um gar nichts zu tun. Hat aber einer den göttlichen Funken wirklich in der Brust, spricht die Kunst oder Wissenschaft wirklich allmählich an sein Gemüt, so fürchte man ja nicht, wie ich es oft von verblendeten Eltern gehört, diesen Funken zu ersticken, indem man den Jüngling zu ernsten Berufsstudien, die Tochter zu Häuslichkeit, Fleiß und Wirtschaft anhält. Da erprobt sich erst die Echtheit der Begeisterung und durch Zwang und Hindernisse macht das wahre Talent sich Bahn, wie ich es oft erlebt habe und namentliche Beispiele anführen könnte. Carpani vergleicht in seinem Werke: Le Haydine[273]), wo er von diesen höhern Anlagen spricht, die der Mensch oft unbewußt in sich trägt, und die sich auch unter den ungünstigsten Umständen Platz zu machen wissen, diese mit einer schönen Statue, die noch in dem unbearbeiteten Marmorblocke verschlossen liegt: „Die Statue ist schon da, aber es bedarf gewöhnlich der Arbeit des Meißels, um sie zutage zu fördern. Ist sie aber rechter Art, so springt sie wohl selbst aus dem Blocke hervor.“ Diesen Ansichten, die meine gute, verständige Mutter in mein noch jugendliches Gemüt legte, meinem Gehorsam, sie zu befolgen und vieljähriger Übung danke ich es nun im Alter, daß ich bei vieler Anlage zur Poesie, bei vieler Zeit, die ich der Beschäftigung damit widmete, so daß ich in dem langen Raume meines Lebens die Zahl meiner Werke bis gegen 50 Bände brachte, doch meine häuslichen Pflichten, wie ich zu Gott hoffe, nicht versäumt, meiner Mutter, solange ich sie an meiner Seite hatte, treu beigestanden,

meines Mannes Leben erheitert, und meine Tochter zu einer sehr braven Frau gebildet habe. Oft hörte ich verwundernde Lobsprüche darüber, daß ich alles dies so gut zu vereinigen gewußt hätte; ich kann aber vor Gott bekennen, daß es mich weder Studien noch Mühe gekostet, sondern daß alles aus früher Gewöhnung und den Lehren meiner Mutter ganz natürlich entflossen ist.

* * *

Meine Todesahnungen, mit denen ich den Winter begonnen hatte, wollten sich im Laufe desselben nicht bewähren, ja selbst meine Stimmung wurde nach und nach wieder heiterer. Der Zyklus gesellschaftlicher Freuden, der sich jedes Jahr im Hause meiner Eltern abrollte, hatte auch diesen Winter sein Recht behauptet. Die theatralischen Vorstellungen begannen, so wie wir vom Lande zurückgekehrt waren; dann kamen die wöchentlichen Quartetten während des Advents an die Reihe. Im Karneval lösten ebenso wöchentliche Picknicks unter unserer näheren Bekanntschaft die Quartetten ab, die mit der Fastenzeit wieder eintraten, und nach Ostern wurde das Theater abermals aufgerichtet und fortgespielt, bis es Zeit war, aufs Land zu ziehen. Noch eine Art von geselliger Unterhaltung hatte sich seit einiger Zeit in unsern Kreisen etabliert, die eigentlich im Hause eines nähern Bekannten, des berühmten Hofrats von Born, begonnen hatte, mit dessen jüngerer Tochter[274]), einem liebenswürdigen, sanften Mädchen, mich eine herzliche Zuneigung verband, und wo alle Sonnabende im ganzen Winter sich größere Gesellschaften versammelten[275]), die eigentlich in drei Abteilungen zerfielen. Den mit-

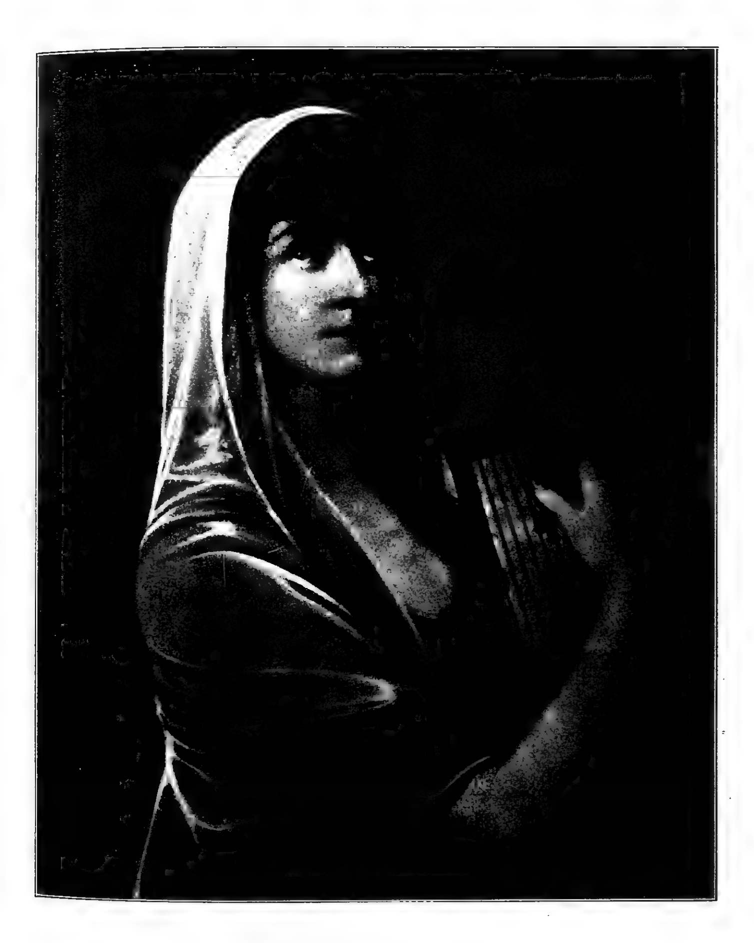
telsten Salon, das eigentliche Tafelzimmer, okkupierten wir junge Leute und durften uns auch noch in die, zu beiden Seiten anstoßenden Kabinette verbreiten. Neben dem Kabinette linker Hand aber war der Salon der Hofrätin, in welchem die Väter und Mütter der im Tafelzimmer versammelten Jugend oder andere ältere Bekannte der Frau vom Hause sich mit Kartenspielen unterhielten, während in dem Salon neben dem Kabinette rechter Hand — dem Studierzimmer des ebenso geistreichen als gelehrten Herrn vom Hause, sich Gelehrte, bedeutende Fremde oder ausgezeichnete Geschäftsmänner höheren Ranges einfanden. Durch den Saal, in dem wir unser, oft sehr lautes Wesen trieben, gingen alle die Eingeweihten, die in eines der höheren Gemächer zugelassen wurden; wir sahen sie durchpassieren, wir knixten und verbeugten uns achtungsvoll und waren wieder froh, wenn die kartenspielende Dame oder der gelehrte Herr, der Herr Graf oder Präsident linker oder rechter Hand abdesitiert und in eines der beiden Heiligtümer eingegangen war[276]). — Hier wurde ein Spiel eingeführt, das große Ähnlichkeit mit den zehn bis zwanzig Jahre nachh r ebenso beliebten als kostspieligen Tableaux hatte. Unsere Gesellschaft teilte sich nämlich in zwei ziemlich gleiche Hälften, und jede Partie stellte abwechselnd irgendeine Szene aus einem bekannten Theaterstück, aus der Profan- oder heiligen Geschichte oder der Mythologie pantomimisch dar. Die zur Verständigung nötigen Kostüme und Requisiten wurden, so gut sich es tun ließ, aus den nächsten Umgebungen herbeigeschafft; denn eine Hauptsache war, daß die Zubereitungen nicht zu viel Zeit hinwegnahmen und möglichst viele Geschichten in einem Abend aufgeführt werden konnten. Wir

nannten es auch Geschichten spielen. Aus dem Bornschen Hause, welches bald darauf durch den Tod des ausgezeichneten Mannes[277]) und durch den zerrütteten Zustand, in dem er sein Vermögen hinterließ, sich aufgelöst hatte, verpflanzte sich jenes Spiel in unser Haus. Jeden Montag kam eine zahlreiche Gesellschaft junger Leute bei uns zusammen. Ihre Eltern und auch andere Personen fanden sich mit ihnen ein, und unterhielten sich recht gut, indem sie unserm Spiele zusahen. Verschiedene freundlich gesinnte Zuseher spendeten uns allerlei Gerätschaften, Maskenanzüge, Waffen, Helme, Lanzen, Mäntel usw., und es bildete sich eine hübsche Theatergarderobe, in der sich denn die auftretenden Personen ganz leidlich und kenntlich ausnahmen. Ein großer Schritt zur Vervollkommnung dieser Spiele wurde dadurch gemacht, daß die Geschichten nicht mehr pantomimisch und sukzessive wie früher, sondern auf einmal in einem glücklich oder unglücklich gewählten Moment als Tableau dargestellt wurden, wodurch mancher Ungeschicklichkeit und manchem lächerlichen Mißgriff der darstellenden Personen vorgebeugt wurde. Nach und nach wurde auch auf Gruppierung, Beleuchtung, Effekt geachtet, und diese Darstellungen bekamen dadurch ein immer lebhafteres Interesse für die Spielenden sowohl als für die Zuseher, welche sich stets in größerer Menge einfanden. Besonders erinnere ich mich einer sehr gelungenen Vorstellung: Julie im Sarge im verfinsterten Grabgewölbe, die in dem Augenblicke erwacht, wo die Türe sich öffnet, Männer mit Fackeln über Stufen herabsteigen und sie und den toten Romeo finden. Auch wurde das Theater, wenn es stand, zu diesen Darstellungen benutzt. Der Sturz der Engel, den die jungen Männer

unserer Gesellschaft sehr gut vorstellten, die Stürmung des Olymps durch die Titanen, das Gastmahl Belsazers, Medea auf dem Drachenwagen usw. erhielten großen Beifall, und mußten gewöhnlich am nächsten Montag wiederholt werden. — Wo sind diese jungen Leute nun alle, die damals munter und eifrig an dieser Unterhaltung teilnahmen? Kaum, daß außer mir vielleicht noch vier bis fünf leben; wie wenige von einem Kreise, der gegen dreißig Personen umfaßte! Alle, alle vorangegangen, wohin wir wenigen übrigen bald folgen werden.

Das sind ganz andere und ernstere Todesahnungen, als jene Grillen — so mag ich sie wohl nach fast einem halben Jahrhunderte nennen — welche damals durch verliebte Schmerzen und eine düstere Geistesrichtung in mir erzeugt worden waren. Dennoch kann ich mit Wahrheit sagen, daß sie jetzt, wo sie eine große und nahe Gewißheit für mich haben, mich ebensowenig erschüttern, als jene mich damals verstörten oder um den innern Frieden, der mein Jugendleben begleitete, zu bringen imstande waren.

Sie trafen damals nicht allein nicht ein, sondern die Elastizität meiner Empfindungen, möchte ich sagen, half mir bald wieder aus der trüben Stimmung, in die jene Liebesschmerzen mich versenkt hatten. Auch heitere, sanfte, hoffnungnährende Gefühle begannen wieder an mein Herz zu sprechen. Durch die vielen Zerstreuungen, welche dem Kreis unserer Bekannten in unserm Hause geboten wurden, und vorzüglich durch das Haustheater, knüpften sich allerlei kleine Verbindungen und Interessen zwischen den jungen Leuten um mich herum an, und auch mein Gefühl ward hier oder da, freilich nur leicht, wieder angeregt.



Gabriele Baumberg

Gemälde von Heinrich Füger — Museum in Kaschau (Ungarn)

Ein junger, ziemlich wohlgebildeter Kavalier, Graf H[278]), der im Bureau meines Vaters seit einiger Zeit arbeitete, kam fast täglich in unser Haus. — Er zeigte mir viele Aufmerksamkeit; — es ist sogar möglich, daß, wäre er nicht der älteste Sohn eines hochadeligen Hauses, und ich ihm ebenbürtig gewesen, er sich mir bestimmter genähert haben würde. — Manche seiner Reden, seiner Handlungen ließen es vermuten, und ganz verfehlte dies Betragen mein Herz nicht. Graf H., dessen treffliches Gemüt und ernstes Pflichtgefühl trotz seiner wenigen Geistesbildung mir Achtung einflößten, und dessen herzliches Zutrauen zu mir — denn ich war mit allen seinen Familienangelegenheiten, Leiden und Freuden, Hoffnungen und Entwürfen bekannt — mich nicht ungerührt ließ, war mir, vielleicht eben der Hindernisse wegen, die sich einer Verbindung zwischen uns in den Weg gestellt haben würden, sehr wert geworden. Lange darnach habe ich Graf H.s Persönlichkeit in der kleinen Erzählung „Alt und neuer Sinn[279])“, freilich verändert und verschönert, dargestellt. Er war ebenso blond, so schlank, so rechtlich, so herzensgut wie Blankenwerth, aber weder im Anfang so plump und linkisch noch am Ende so interessant wie jener. Aus dieser Periode stammt auch das kleine Gedicht: „Der Eichbaum und die Weide, eine Fabel“[280]), das ich damals um keinen Preis veröffentlicht haben würde, so wenig als die Klagen um einen Treulosen[281]), das aber bei seiner Erscheinung vierzig oder fünfzig Jahre später einen Beifall fand, über den ich selbst erstaunte.

Jener Herr Eberl[282]), der auf unsrer und mehreren Privatbühnen die Lange'schen oder Liebhaberrollen spielte, war ebenfalls eine ausgezeichnete Erscheinung

in unserem Kreise. Ein düsterer Sinn, ein scharfer Verstand, eine melancholische Weltansicht zog die Aufmerksamkeit seiner Umgebung, zumal die der Frauen, auf ihn. Seine Verhältnisse (er bekleidete eine kleine Stelle bei einer Rechnungsbehörde), sein Sinn, der nicht ohne Ehrgeiz und Wunsch nach Auszeichnung war, seine beschränkten Umstände und seine Kränklichkeit, die (wie wir später erfuhren) ihn an jedem Aufstreben hinderte, erklärten leicht jene melancholische Stimmung; aber sie machten ihn, verbunden mit dem feinsten Ton, mit Anstand und hoher Geistesbildung zu einer sehr bedeutenden Persönlichkeit in der geselligen Welt. Wenn er in den Rollen des Schauspielers Lange auf Privatbühnen auftrat, dem er auffallend im Wuchse, Haltung und Bewegungen glich, flogen ihm viele Blicke und auch manches Herz entgegen. Dieser, von vielen gesuchte Mann fing nun an, mich sehr merklich auszuzeichnen, und ich gestehe, daß ich nicht ganz gleichgültig gegen ihn blieb, besonders da uns oft das Los traf, bei unsern Komödien die zärtlichen Rollen miteinander zu spielen.

Ich habe viele Jahre darnach das Gefährliche einer solchen Lage, wenn der Mann, der uns nicht gleichgültig ist, seine Empfindungen unter der Maske einer einstudierten Rolle uns ungescheuter gesteht, und wie leicht sich da ein Mädchenherz täuschen und hinreißen läßt, in einer meiner Erzählungen: „Das gefährliche Spiel“[283]) dargestellt.

Sei es aber, daß Eberl, als gesetzter und vernünftiger Mann, der bereits über die Jünglingsjahre hinaus war, die Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeit einer ernsthaften Verbindung mit mir so gut als ich selbst einsah; sei es, daß ein anderes Verhältnis zu einem sehr

liebenswürdigen Mädchen, deren beschränkte Umstände ihnen auch keine Aussicht auf Vereinigung boten, mehr war als bloße Freundschaft; kurz, wir hielten uns stets in gehöriger Entfernung voneinander; aber Fräulein L—l (so hieß dies Mädchen)[284] ward mir sehr wert, und wir wurden einander herzlich gut. Sie mochte den gefährlichen Mann wohl inniger lieben als er sie, und der Verfolg zeigte es auch ziemlich klar[284a].

Hier scheint es mir der geeignete Platz, einer früheren zärtlichen Verbindung dieses Mannes mit einem der interessantesten Mädchen in Wien, dem Fräulein Gabriele Baumberg[285], zu erwähnen, die vor etwa anderthalb Jahren, ganz ignoriert von der Welt, in Linz starb, und erst durch ihren Tod und ein Gedicht, welches bei dieser Gelegenheit erschien, wieder ins Angedenken der Zeitgenossen zurückgerufen wurde. Sie war ein liebenswürdiges Geschöpf, wohlgebildet, anmutig, mit einem schönen Talent für Poesie (damals ein viel selteneres Geschenk der Natur als jetzt) begabt, angenehm im Umgang und voll feinem Geschmack für alles Zierliche, Wohlanständige. Als Eberl sie liebte, traf ihn das Los, in seiner Anstellung nach Brüssel, das damals noch österreichisch war, gehen zu müssen. Jede Aussicht auf eine Verbindung mit der einzigen Tochter einer geachteten und wohlhabenden Familie mußte jetzt aufgegeben werden. Am Vorabend seiner Abreise schrieb er in Gabrielens Stammbuch unter das Bild eines Amors, der weinend sich bemüht, eine Fackel auszulöschen: „pour l'éteindre il n'a que des larmes.“ Die Unruhen, welche ein paar Jahre darnach in Niederland ausbrachen, führten Eberl mit andern kaiserlichen Beamten wieder nach

Wien[282]); aber jenes Verhältnis knüpfte sich nicht wieder an.

Der Verfolg rechtfertigte, wie ich oben gesagt, meine Ansicht vollkommen. Eberl wurde bald darauf bei einer andern Privatbühne gebeten, die Liebhaberrolle zu übernehmen. Er tat es abermals auf und außer der Bühne. Eine verheiratete Dame wurde diesmal der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, nachdem er schon längere Zeit der der ihrigen gewesen war. Bald zog sich dies Verhältnis noch fester. Eberl wurde der Hausgenosse der Gräfin[285 a]) und, was gewiß für den Wert seiner Denkart bürgt, zugleich der wärmste Freund des Grafen, ihres Gemahls. In diesem Hause stand er eine bedeutende Krankheit aus, und während derselben besuchte ihn Fräulein L . . , seine Freundin, fleißig und pflegte seiner nach Möglichkeit. Dies alles zusammengenommen stellt wirklich ein seltsames Verhältnis und eine ungewöhnliche Richtung der Charaktere dar. Von diesen Personen starb das Mädchen, das so treu, so aufopfernd geliebt hatte, zuerst, die Gräfin folgte nicht lange darnach. In ein paar Jahren darauf, als ich schon längere Zeit verheiratet war, starb auch Eberl, und, wie es bei seinem Tode erst kund ward, an einem unheilbaren Übel, das er bis dahin verheimlicht, und das ihn wahrscheinlich bestimmt hatte, nie sich in eine ernste oder gar eheliche Verbindung einzulassen.

Ich bin etwas weitläufiger, als es gerade die Beziehungen forderten, in denen ich mit diesen Personen stand, für die Geschichte meines Lebens in diesen kleinen Begebenheiten gewesen; aber sie dünkten und dünken mich noch in psychologischer Hinsicht nicht unmerkwürdig, und ich brachte nach so vielen Jahren

mit diesen wenigen Zeilen den Manen jener schätzbaren Menschen gern noch den Tribut einer achtungsvollen Erinnerung.

* * *

Noch muß ich mir gestatten, an dieser Stelle, wo so vieler Vorfälle gedacht wird, die sich damals ereigneten, und so vieler Personen, die uns zunächst umgaben, dieser letzteren, die später mehr oder minder in meine Verhältnisse verflochten wurden, mit flüchtigen Worten ausführlicher zu erwähnen.

Härings Familie war mit der unsrigen verwandt, darum dauerte das gegenseitig freundschaftliche Verhältnis mit ihnen sowohl als dem Schwabschen Hause, mit dessen Chef Härings Schwester seit langen Jahren verheiratet war, trotz jenes Bruches zwischen unsern jugendlichen Herzen fort. Ebenso alt und herzlich war unsere Verbindung mit der Kurländerschen Familie, die damals außer den Eltern aus zwei Töchtern und drei Söhnen bestand, wovon die ersten mir ungefähr an Alter glichen[286]). Später geschlossen, aber darum nicht minder warm, war unsere Freundschaft zur Familie von Mertens, des berühmten Arztes, aus der aber nur eigentlich zwei Töchter, Sophie und Henriette mir und meinem Bruder näher standen und sehr oft bei uns waren, ja im Sommer oft mehrere Wochen bei uns auf dem Lande zubrachten[287]). Dann waren mir auch jenes Fräulein v. Born und eine ihrige Kusine und ein Fräulein von Hackher[288]), v. Moter[289]), ein Fräulein v. Ravenet, deren schon Erwähnung geschah, die Kempelensche Familie[290]) und einige andere, recht werte und liebe Gefährtinnen auf den heitern Pfaden der Jugend. Ein Haus muß ich noch erwähnen, mit

dem das meiner Eltern, schon wie ich noch ein Kind war, in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand. Es war die Familie des berühmten Freiherrn v. Jacquin, die schon damals vor 60—70 Jahren, ein helleuchtendes Augenmerk für die wissenschaftliche Welt in und außer Wien war, und die auch ihrer angenehm geselligen Verhältnisse wegen von vielen gesucht wurde. Wenn die Gelehrten oder gelehrt sein Wollenden den berühmten Vater und den ihm nachstrebenden Sohn (den erst vor wenig Jahren verstorbenen Josef Freiherrn v. Jacquin[291]) aufsuchten, so sammelte sich die junge Welt um den jüngeren Sohn Gottfried[292]), den ein lebhafter, gebildeter Geist, ein ausgezeichnetes Talent für Musik, mit einer angenehmen Stimme verbunden, zum Mittelpunkt des heitern Kreises machte, und um seine Schwester Franziska, die jetzt noch lebende Frau v. Lagusius[293]). Franziska spielte vortrefflich Klavier, sie war eine der besten Schülerinnen Mozarts, der für sie das Trio mit der Klarinette geschrieben hat[294]), und sang noch überdies sehr hübsch. Da wurden nun an den Mittwochabenden, die, seit ich denken kann, in diesem Hause der Geselligkeit gewidmet waren, auch selbst im Winter, wann die Familie Jacquin, wie jetzt Professor Endlicher[295]), im Botanischen Garten wohnte, in den Zimmern des Vaters gelehrte Gespräche geführt, und wir jungen Leute plauderten, scherzten, machten Musik, spielten kleine Spiele und unterhielten uns trefflich. Schöne Zeit der heitern, sorglosen Jugend! Liebliche Bilder längstentschwundener Freuden! Noch jetzt im Greisenalter beschwört euch mein Geist gern herauf aus dem Dunkel der Vergangenheit und ergötzt sich an euch und gedenkt gar manches scherzhaften Vorfalls, so

z. B. des Erstaunens, ja der Betroffenheit, mit der ich als Kind von 9—10 Jahren einst auf meines Vaters Tische ein dünnes Büchelchen fand, das unser ernsterer Spielgefährte, der ältere Jacquin, der damals 12—13 Jahre zählte, über irgendeinen naturhistorischen Gegenstand geschrieben hatte, und das gedruckt wurde[296]). Es kam mir wie eine Zauberei vor, und ich konnte es kaum begreifen, wie man noch fast ein Kind sein und ein Buch schreiben könne. Von nun an betrachtete ich unsern Josef mit einer Art Ehrfurcht. Viel lieber aber unterhielt ich mich mit seinen jüngern Geschwistern und ihrer gleichgestimmten Gesellschaft, mit der ich denn allmählich, wie es diese Blätter zeigen, aus dem Kindesalter in das jugendliche, beweglichere und bedeutendere getreten war, in dem nun statt heiterer Kinderspiele lebhaftere Empfindungen, abwechselnde Hoffnungen und Schmerzen uns beschäftigten.

* * *

Es ist Zeit, nunmehr nach Erzählung vieler kleinen Begebenheiten den Faden der allgemeinen, an dem sich ja das Leben der einzelnen auch mit abspinnt, aufzufassen, da jene Ereignisse doch nie ohne Einwirkung auf deren Schicksal bleiben können.

Als Kaiser Josef gestorben war, hofften viele mit Grund ungemein viel Gutes von seinem Nachfolger und Bruder Leopold II. Es war nicht bloß jenes unbestimmte Hoffen auf einen Wechsel, auf ein Anderswerden so mancher Dinge, die im Laufe der Zeit drückend geworden waren, es waren bestimmte und gerechte Erwartungen von dem Herrscher, der sein kleines Toskana zu einem der bestgeordneten, glück-

lichsten Staaten gemacht und den Namen des Weisen mit Recht erworben hatte.

In unserm Hause sah man seiner Thronbesteigung mit großer Freude und lebhaftem Anteil entgegen. Mein Gemüt wurde durch alles, was ich über Kaiser Josef hatte sprechen hören, was ich selbst gedacht und gefühlt hatte, durch die Begriffe der Zeit endlich, welche jeden Tadel der bestehenden Regierungen begünstigten, ebenfalls auf eine Weise angeregt, daß ich mir von dem kommenden Herrscher unendlich viel Gutes versprach, und da meine Seele sich bei vieler Liberalität meiner politischen Gesinnungen (welche ich fast mit allen jungen Leuten teilte) stets mit innerem Widerwillen von den gar zu freien und nüchternen religiösen sowohl als moralischen Grundsätzen abgewendet hatte, die mit jenen meist Hand in Hand gingen, so hoffte ich denn von Kaiser Leopolds Familientugenden, von seiner Achtung für häusliches Glück, das er auf fast bürgerliche Weise in Florenz genossen hatte, Wiederherstellung der alten guten Zeit, vermehrte Sittlichkeit, Achtung für Religion usw., und feierte seine Ankunft mit einem herzlich gemeinten Gedichte, worin ich jene Ansichten aussprach[297]).

Doch die Zeit für eine solche Verbesserung war damals noch nicht gekommen. Schwere Regentensorgen empfingen den neuen Monarchen. Die Erbländer waren in furchtbarer Aufregung, aus Frankreich drohte die Revolution sich herüber nach Deutschland zu verbreiten. So viel nahe Gefahren mochten den Kaiser erschreckt haben. Er eilte, den Türkenkrieg nach so vielen glänzenden Siegen und gerechten Hoffnungen durch einen, vielleicht übereilten Frieden zu schließen, der Österreich wenig oder gar keine Vorteile von dem



Josef Anton Gall

Monsorno ad vivum, C. Pfeiffer sc.

k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

ließ, was es durch Anstrengung und Tapferkeit erworben[298]). Belgrad, Orsova usw. wurde abgetreten, der greise Held Loudon starb gleich darauf[299]), und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Gram über diesen Friedensschluß, der nicht allein die Frucht aller seiner frühern Kämpfe dahin gab, sondern ihn auch um die neuen Lorbeern betrog, welche zu erkämpfen er bereits den Feldzug wieder begonnen und sich ins Lager begeben hatte, seinen Tod herbeigeführt hatte. Genug, der Friede ward geschlossen, Preußen erwies sich wie früher immer aufs feindseligste gegen Österreich, und Kaiser Leopold wandte nun seine Sorgen auf die Koalition, welche denn auch zu Pillnitz zwischen den großen Mächten Europas und den französischen emigrierten Prinzen zustande kam[300]). Ihr Zweck war, die Greuel der Revolution zu hemmen, das Haus des Königs auf dem Throne zu erhalten und die Fortschritte der neuen Ideen auch in Deutschland soviel wie möglich zu unterdrücken. Eingeleitet waren diese Pläne; die Ruhe im Innern war ziemlich hergestellt, manches Drückende, aber auch dort und da etwas Gutes aufgehoben oder verändert. Noch wußte man nicht recht, wessen man sich zu dem neuen Herrscher zu versehen habe, als auch ihn ein frühzeitiger und schneller Tod plötzlich abrief[301]), und der Staat, noch stets in unruhiger Bewegung von innen und außen, in diesen bedenklichen Zeitläuften von der Vorsicht in die Hände eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings gelegt wurde.

Wohl glaubten viele, eben darum manches befürchten und nicht viel hoffen zu können. In unserm Hause herrschte ebenfalls Trauer über diesen Todfall in einer so verhängnisvollen Epoche; aber mein Herz hatte sich im stillen zu dem gleichalterigen Prinzen gewendet.

Ich sah in ihm das Bild der Hoffnung, und mein Gefühl sprach sich in einem Gedichte aus, das ich zum Teil bei der Leichenfeier des Kaisers Leopold an unsern Fenstern dichtete, von wo man den Zug um die Kapuzinerkirche, in der sich die k.k. Gruft befindet, sehen konnte.

Wir flehn zu Dir gleich frühverwaisten Kindern,
O tu an uns wie ältre Brüder tun!
Du kannst allein des Volkes Leiden mindern,
Du,
Du warst uns Bruder; — sei uns Vater nun![302])

Und Kaiser Franz wurde uns Vater, im schönsten, besten Sinne des Wortes. Meine Hoffnung hatte mich nicht getäuscht, meine poetische Vorhersagung war wahr geworden, und mit großem Vergnügen erinnere ich mich noch jetzt des lebhaften und frohen Eindrucks, den dessen Silhouette auf Goldgrund auf einer Tabatière und mit der hübschen Aufschrift

O decus, o patriae per te florentis imago!

auf mich machte.

Im Sommer 1792 rückten nun die kombinierten Armeen der Österreicher und Preußen (zum erstenmal in friedlicher Vereinigung) ins Feld; an den Rhein und über den Rhein[303]). Den ungünstigen Erfolg dieses Feldzugs kennt die Welt. Statt den König zu retten, war sein Tod beschleunigt worden, und statt die Greuel zu unterdrücken, die den Thronen den Umsturz drohten, zogen sie sie gleichsam erst recht nach Deutschland herüber, wo ohnedies schon längere Zeit vorher Freimaurer und Illuminaten diesen Ideen vorgearbeitet hatten: wie wenn sich jemand unvorsichtigerweise einer Feuersbrunst naht und von den Flammen, die er löschen wollte, ergriffen, diese im Fliehen mit sich fortträgt

und so das Feuer in die vorher noch ruhige Gegend bringt. Gebe Gott, daß von dieser Erinnerung gewarnt, die Fürsten Europas den unheilschwangern Vulkan in Frankreich am besten in sich selbst verglühen und sich verzehren lassen!

* * *

Während der Krieg am Rheine begann und der unselige Brand entzündet wurde, der noch fast ein Vierteljahrhundert lang Deutschland verwüstete, hatten meines Vaters Geschäfte und auch sein Wunsch, Oberösterreich, das er zehn Jahre früher mit meiner Mutter schon einmal besucht, wieder zu sehen, die Veranlassung zu einer Reise in diese Provinz gegeben, wo meinen Eltern viele werte Freunde lebten, vor allen der Bischof Gall, eben jener würdige Priester, der mich in meiner Kindheit unterrichtet und von seinem eigenen großen Verdienst und einem glücklichen Zusammentreffen der Umstände gehoben, diesen bedeutenden Platz erreicht hatte. Kaiser Josef fand es seinem, dem Adel nicht sehr geneigten Systeme zusagend, würdige Geistliche bürgerlicher Herkunft zu solchen hohen Stellen zu erheben, die bisher dem langeingeführten Gebrauche gemäß nur Adeligen zuteil und gleichsam ihr Eigentum, auf das sie Anspruch zu haben meinten, geworden war. Mit Erstaunen, mit Freude und auch wohl mit Mißbilligung, je nachdem die Parteien gesinnt waren, wurde die Besetzung mehrerer Bischofstühle, wie des von Linz, von Brünn usw. durch Bürgerliche angesehen; aber wer Gall näher kannte, mußte sich seiner Erhebung erfreuen, die in religiöser und sittlicher Rücksicht ein Segen für das Land ward.

Bischof Gall hatte meine Eltern eingeladen, ihn in Linz und mit ihm seine schöne Besitzung Mondsee[304]) (welches jetzt dem Fürsten Wrede gehört, demselben, der am Tage der Wagramer Schlacht unserer Armee den schon errungenen Sieg entriß, indem er um elf Uhr Vormittag mit seinen Bayern den bereits weichenden Kolonnen der Franzosen zu Hilfe eilte![305]) zu besuchen. Acht Tage ungefähr lebten wir in Linz im bischöflichen Palast ein sehr angenehmes, aber etwas geräuschvolles Leben, dann trennten wir uns von meinem Vater, welcher in seinen Geschäften die Kreisämter bereiste, während wir, meine Mutter, mein Bruder und ich, nach Mondsee gingen, woselbst er uns in acht bis zehn Tagen abzuholen verhieß. Wunderschön war diese kleine Reise, auf der ich zum erstenmal in meinem Leben das Hochgebirg (denn eine Fahrt nach Mariazell, als ich sechs bis sieben Jahre zählte, hatte mir keine bleibenden Eindrücke hinterlassen) und den weit ausgegossenen Attersee erblickte. Durch tiefe Waldungen, auf ziemlich beschwerlichen Wegen, wo oft die Tannenäste auf und in unsern Wagen schlugen, gelangten wir an Sägemühlen, Hammer- und Sensenschmieden mit ihren rauschenden Wassern und dampfenden Schornsteinen vorbei, am Abend eines meist trüben und oft von mit Schnee gemischtem Regen gekühlten Tage, plötzlich aus dem Walddunkel hervor in ein weites Tal. Vor uns lag breit, klar und tiefgrün ausgegossen der Spiegel des Mondsees, und ringsum starrten uns himmelhohe Berg- und Felsenkuppen an, die ihn in ihrem sichern Schoß halten und mit Schnee bis an den Fuß bedeckt waren. So viel Schnee, solche Kälte, und der erste Juni! Das kam mir wie ein Märchen vor, und ich würde mich mehr an dieser,

mir, der Flächenbewohnerin, so seltsamen Abnormität ergötzt haben, wenn der Gedanke, statt der ländlichen Freuden, Spaziergänge, Wasserfahrten usw., denen ich schon im voraus entgegengesehen hatte, mich durch Schnee und Kälte auf einem einsamen Schloß im Gebirge durch mehrere Tage eingesperrt zu finden, nicht ängstigend vor meinen Geist getreten wäre.

Am andern Tage war alles anders. Aller Schnee von Höhe und Tal verschwunden, die Berge herrlich mit ihren Wäldern und Felsen und dem spiegelnden See im Frühlingssonnenstrahl, der zwar noch nicht mild erwärmte, aber doch der freien Natur zu genießen erlaubte. Was waren das für köstliche Tage in dieser wild-schönen Gegend, im Umgange mit zwar an Jahren von mir sehr verschiedenen, aber höchst gebildeten, geistreichen Männern, dem Bischof und einigen seiner Domherren, die uns begleitet hatten, und deren einer, Vierthaler[306]), der Bruder des damals schon berühmten Professors der Geschichte in Salzburg war! Freundlich waren die Herren beflissen, uns die Zeit aufs angenehmste zu verkürzen. Wir machten Spaziergänge und Fahrten zu Land und auf dem See. Bei diesen letzten war es unterhaltend und wunderbar, den Effekt der Musik, des lauten Rufens oder wohl gar einer abgeschossenen Pistole zu beobachten, wie die vielen nähern und fernern Echos in den Gebirgen den Schall bald vollkommener, bald unvollkommener zurückgaben, und wenn das erste donnerähnliche Getöse vorüber war, alles im Schiffe still wurde, die Ruderknechte ihre Ruder in die Höhe hoben, daß ja kein Laut die Stille unterbreche, und nun nach zwei oder drei Minuten der Donner des Echos sich noch einmal, der Himmel weiß von welchem fernen Berge, hören ließ.

Auf dieser Reise kam ich auch in das, damals ganz unberühmte Ischl, das aber in seiner heimlichen Lage zwischen waldgrünen Bergen, von der lautbrausenden Traun der Länge nach durchrauscht, deren Getose mich oft des Nachts in Schlummer wiegte, mir so wohl gefiel, mich so anheimelte, daß ich beinahe gewiß bin, es würde mir jetzt, wo es von Badegästen, Fremden und prächtigen Erscheinungen belebt, von Eleganz und städtischen Bequemlichkeiten verherrlicht ist, schlechter als damals vor ungefähr einem halben Jahrhundert gefallen. Überhaupt hat mir dies Ergießen der Städte hinaus aufs Land, diese Sucht, an jedem freundlichen oder romantischen Plätzchen die Komforts eines Kaffee- oder Wirtshauses aufzuschlagen, schon eine Menge hübscher Gegenden verleidet, und wie oft sind mir Schillers Worte im Wallenstein eingefallen: „Dies Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch[307].“ Freilich aß und trank man damals auch; denn das ist Gebot der Natur; aber man aß zu Hause, nachdem man sich vorher auf einem Spaziergang erheitert und ermüdet hatte, oder bei einem Freunde, den man auf dem Lande besuchte, und so fand das Familien- und gesellige Leben seine Rechnung neben dem Genuß der Naturfreuden, dahingegen der Genuß in den Wirtshäusern nur die egoistische Bequemlichkeit unserer Tage und die Vergeudung des Geldes begünstigt, in denen er auch seinen Ursprung hat.

Von Ischl aus sahen und befuhren wir auch den düstern Hallstätter See, an dessen Ende man umkehren muß, weil keine Straße weiter führt, und zuletzt trug unser schwebendes Schiffchen uns über den prächtigen Traun- oder Gmundner See bis zu diesem Ort, der

sich, so an der Krümmung des Ufers hingebaut, wo seine besten Häuser beisammen stehen, ganz stattlich ausnimmt. Übrigens enthalte ich mich jeder Beschreibung dieser Gegenden; denn seit es Mode geworden ist, sie zu besuchen, sind sie „in Wort und Tat, in Bild und Schall“ so oft gepriesen, geschildert, gemalt und von allen Seiten dargestellt worden, daß noch eine Beschreibung ganz überflüssig wäre. Das glaube ich aber behaupten zu können, daß ihre teils reizenden, teils erhabenen Schönheiten von unserer kleinen Karawane mit tieferem Gefühl aufgefaßt wurden, als es jetzt wohl bei der Mehrzahl der Ischler Kurgäste der Fall sein mag, welche nur Zerstreuung, Veränderung und das, was Mode ist, aufsuchen.

Die Masern, eine eigentliche Kinderkrankheit, die uns früher verschont hatte, ergriff jetzt plötzlich meinen Bruder, der sie sich in einem Hause geholt, wo wir für den Abend gebeten waren und wo ein krankes Kind, dessen wahres Übel wir nicht kannten oder das man uns verheimlichte, auf dem Sofa neben uns lag und sie meinem Bruder mitteilte, der ihm zunächst saß. Erst am achten Tage ergriff die Krankheit auch mich; sie war, wie bei Xaver, sehr gutartig, dennoch fühlte ich mich sehr übel, und besonders bei der Eruption, indem ich zwar nirgends am Körper einen Schmerz, aber in jedem Fleckchen der Haut ein unnennbares Unbehagen fühlte. Nach 8—10 Tagen war alles vorüber, und wir kehrten beide in die gewohnte Lebensweise unsers väterlichen Hauses zurück. Während dieser Zeit hatten unsere jugendlichen Freunde und Freundinnen uns ohne alle Scheu an unsern Betten besucht, was uns höchst willkommen war. — Sei es nun, daß die meisten diese Krankheit schon gehabt

hatten oder sich nicht davor fürchteten. Überhaupt erinnere ich mich recht wohl, daß dazumal (etwa die Kinderblattern ausgenommen, deren Verheerungen indessen die Inokulation schon mächtig entgegengearbeitet hatte) diese Scheu vor möglicher Ansteckung nicht so groß, so allgemein, so — ich möchte sagen, kindisch war wie jetzt, da man, wenn es nur angeht, das Haus nicht betritt, in welchem bei irgendeiner Partei eine Kinderkrankheit: Scharlach, Masern usw. herrscht, oder es kaum wagt, einen Bedienten nach Erkundigung hinzusenden. Waren wir damals unbesonnener oder weniger egoistisch?

Ich komme nun zu einem wichtigen, wohl dem wichtigsten Abschnitt in meinem Leben, zu den kleinen Ereignissen und Verkettungen scheinbarer Zufälligkeiten, welche mich zu der Bekanntschaft mit meinem Gemahl, und somit zu dem Ursprung meines Lebensglückes führten.

In dem Bureau meines Vaters arbeiteten nebst meinem Bruder noch mehrere junge Männer, welche alle von ausgezeichneten Fähigkeiten und sittlicher Würde waren, wie denn, ich darf es mit Stolz sagen, um meine Eltern sich von jeher stets ein Kreis vorzüglicher Menschen sammelte und unser Haus (der edle Heinrich von Collin sagte uns das zwanzig Jahre nachher noch oft) das Augenmerk besserer junger Leute war, die nach feinerer und höherer Bildung strebten. Auch haben die ausgezeichneten Plätze im Staate, zu welchen jene Männer späterhin meist gelangten, bewiesen, daß sie bedeutenden Wert hatten. Diese Herren waren alle genaue Freunde meines Bruders und besuchten beinahe täglich unsere Abendgesellschaften. Einer aus ihnen[308]), der denn auch, seiner außerordent-

lichen Geschicklichkeit sowie seiner Sittlichkeit wegen meines Vaters Liebling war, zog bald, eben durch das viele Gute, das mein Vater von ihm sprach, meine Aufmerksamkeit auf sich. Aber eine große Schüchternheit, eine Ungewohntheit, sich in den Kreisen der größern Welt zu bewegen, gaben ihm eine etwas gezwungene Haltung, und dies schadete ihm, ich muß es zu meiner Beschämung sagen, in meinen Augen im Anfange unserer Bekanntschaft. Ich glaubte wohl das Gute, das andere von ihm sagten, doch ich ließ es auf sich beruhen, ohne ihn näher kennen lernen zu wollen. Aber mein Vater suchte ihn selbst, immer mehr in unser Haus zu ziehen. Er war bei allen unsern Bällen und kleinen Unterhaltungen gebeten, und hat mir später gestanden, wie peinlich ihm dies war, da er nicht gern unter vielen Menschen sich befand, und doch auch seines Hofrats Einladungen nicht wohl ausschlagen konnte.

Allmählich nun, im often Zusammensein, fingen seine vortrefflichen Eigenschaften an, Eindruck auf mich zu machen, wozu wohl die Bemerkung beitragen mochte, daß auch ich ihm nicht gleichgültig war, und sein Gefühl, trotz seiner Schüchternheit oder vielleicht eben dadurch, sich unwillkürlich zuweilen verriet. Meine Eitelkeit war durch die Eroberung dieses vorzüglichen, und trotz seiner Steifheit sehr hübschen Mannes geschmeichelt, und obwohl nur mein Verstand und noch nicht mein Herz für ihn sprach, so war ich doch sehr zufrieden, wenn er oft kam und ich mich seines gehaltvollen Umganges sowie der kleinen Sprühfunken seiner nur schlecht verhehlten Empfindung für mich erfreute.

Ich halte es für Pflicht, bei einer Selbstbiographie ganz aufrichtig zu sein, insoweit es die Klugheit, welche

zwar nie eine Lüge, aber Stillschweigen gebieten kann oder die Schonung erlaubt, welche man noch lebenden Personen oder nahen Verwandten Verstorbener schuldig ist. Daher dünkte mich der Titel von Goethes Werke: Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben, eine Art von Beleidigung für den Leser, der sich nun weder eine psychologische Beobachtung noch eigentliche Belehrung versprechen kann, weil er bei keiner Beschreibung, keiner Begebenheit oder Gefühlsäußerung weiß, ob sie sich wirklich so in Goethes Geist oder Leben zugetragen hat oder bloß von ihm zur anziehenderen Unterhaltung seiner Leser erfunden worden ist.

In dieser Ansicht habe ich mich bestrebt, in der Schilderung meines, übrigens unbedeutenden Lebenslaufes stets so vor dem Leser zu erscheinen, wie ich mir selbst bei strenger Prüfung vorkam, und so bekenne ich also, daß ich gegen den jungen Mann, von dem ich eben gesprochen, mich durch kindische Eitelkeit im Anfange unserer nähern Bekanntschaft manchmal versündigt und mich im stillen auf unerlaubte Weise daran erfreut habe, ihn oft an einem Abend mehr als einmal bald in stilles Entzücken, bald in Trauer zu versetzen, je nachdem ich ihm gütig begegnete oder einen seiner gefürchteten Nebenbuhler auszeichnete, deren er — manche wahrlich oft mit Unrecht — in den übrigen jungen Leuten zu sehen glaubte, die unser Haus besuchten.

Mein Bruder hatte um diese Zeit mit seinen Gefährten im Bureau, mit Herrn Eberl und noch ein paar jungen Männern den Plan zu einer Art von literarischem Verein entworfen, in welchem Aufsätze über mancherlei Gegenstände geschrieben, diese gegenseitig

vorgelesen, beurteilt und auch bei Gelegenheit Reden aus dem Stegreife gehalten werden sollten; denn die französische Revolution, das Repräsentativsystem und die öffentlichen Reden beschäftigten die Geister der meisten und gerade der bessern jungen Leute.

Der Plan war sehr lobenswert, sowie der Zweck desselben: gegenseitige Ausbildung und Vervollkommnung zu ihrer künftigen Laufbahn. Da nun bei keinem der übrigen Mitglieder das Lokal und die Umstände sich so dazu eigneten, den Platz für die Versammlungen anzubieten als bei meinem Bruder, so wurde beschlossen, die Zusammenkünfte jeden Sonnabend nach geendigten Bureaugeschäften bei diesem zu halten. Meine Mutter begünstigte gern einen Plan, der ihrem Sohn Nutzen und Vergnügen versprach, aber es verstand sich von selbst, daß die Herren nicht in unser Zimmer, sondern in das meines Bruders kamen und wir nicht dabei erschienen.

Doch konnten wir uns die kleine Befriedigung unserer Neugier nicht versagen, uns von dem Bruder manchmal die Aufsätze der Herren mitteilen zu lassen, wenn er sie zur Beurteilung bei sich hatte (was von jedem Mitglied mit jedem Aufsatz der andern geschah). Die Gegenstände der Aufsätze waren teils philosophischer, teils moralischer, teils politischer Art, und da die Gesellschaft sich gegen drei Jahre erhielt und sie sich regelmäßig jede Woche versammelte, wo dann stets einmal die Aufsätze und das nächste Mal die Beurteilungen in Gegenwart aller Mitglieder vorgelesen wurden, so kann man leicht ermessen, daß der Ausarbeitungen eine bedeutende Zahl und von den verschiedensten Arten werden mußten. Die Gegenstände wurden von den Mitgliedern nach der Reihe aufgegeben.

Meine Mutter und ich hatten also einige der Aufsätze gelesen und viel Vergnügen daran wie überhaupt an der ganzen Anstalt gefunden. Allmählich stieg in mir der Gedanke auf, mich ebenfalls auf dieser Bahn zu versuchen, und ohne, wie es sich versteht, persönlich zu erscheinen, ja auch ohne meinen Namen zu nennen, über einige der Aufgaben, die meiner Fassungskraft sowie meinem Geschlecht zusagten, ebenfalls kleine Aufsätze zu schreiben. Diese übergab ich meinem Bruder, der sie nebst den seinigen vorlas, wenn die jungen Herren sich bei ihm versammelten, und ein paarmal ließ sich sogar meine Mutter herbei, ungenannterweise an dieser Geistesübung teilzunehmen. So erinnere ich mich bestimmt, daß sie über die Todesstrafen mitschrieb, eine Wahl des Gegenstandes, die schon zeigt, wie ernst und männlich ihr Geist war und worin sie gegen Beccaria[309]) sich für die Todesstrafe, aber aus dem Grunde erklärte, weil sie lebenslänglichen Kerker für etwas subjektiv viel Quälenderes und objektiv minder Abschreckendes hielt, wodurch also die Menge nicht von Begehung ähnlicher Verbrechen abgehalten und der Gesellschaft nur ein unnützes oder schädliches Glied erhalten würde.

Die Gegenstände, welche ich mir zur Bearbeitung wählte, waren die Aufgaben philosophischer oder moralischer Art, und da deren die größte Anzahl war, so war ich eine sehr fleißige Teilnehmerin, und kann wohl sagen, daß ich diesem Verein zu gemeinschaftlichen Übungen der Denkkraft und den strengen, aber meist gerechten Beurteilungen der übrigen Mitglieder einen großen Teil meiner Fortschritte in der Leichtigkeit verdanke, meine Gedanken über irgendeinen Gegenstand zu sammeln, zu ordnen und soviel möglich

logisch richtig und in angenehmer Schreibart vorzutragen.

Aber es sollte aus dieser Geistesübung, die nur unsere gegenseitige Ausbildung zum Zwecke zu haben schien, ein anderer und für mich viel wichtigerer Vorteil, der über das Glück meines Lebens entschied, hervorgehen. Unter den Mitarbeitern befand sich nämlich jener junge Mann, der in meines Vaters Bureau arbeitete, längst von mir mit Auszeichnung war bemerkt worden und mich zum Gegenstande einer stillen, ehrfurchtsvollen, aber innigen und edlen Zuneigung erwählt hatte. Sonderbar genug fand es sich, daß, wenn die sechs bis sieben Mitglieder jenes Vereins ihre Meinungen über denselben Gegenstand meist sehr verschieden, ja oft entgegengesetzt äußerten, Pichlers (dies war der Name jenes jungen Mannes) Aufsätze mit denen des Unbekannten (unter welcher Bezeichnung ich schrieb) in Ansicht und Beurteilung meist vollkommen zusammen trafen. Daß vorher darüber zwischen uns nicht gesprochen wurde, versteht sich von selbst; denn ich sollte ja mein Inkognito behalten; es war also wirklich Übereinstimmung der Seelen, die sich durch dieses Mittel wahrhaft und offen zeigte.

Wie sehr die Bemerkung dieses Zusammenklanges uns beiden auffallen, und wie sehr sie den Anteil, den wir bereits aneinander nahmen, erhöhen mußte, ist leicht zu erachten. Pichler wurde mir immer werter, und ich fühlte wohl, wie sehr mit seiner vermehrten Achtung für meinen Geist, auch seine Empfindung für mich lebendiger wurde. So entwickelte, vermehrte und stärkte sich unsere wechselseitige Neigung und ward zuletzt zum unauflöslichen Seelenbande, das

unsere Gemüter auch nach mehr als 40 Jahren treu und innig zusammenhielt.

Wohl habe ich viele Jahre darnach (1808) aus dem Munde des geist- und gemütreichen Dichters F. Z. Werner, der, als er noch Protestant und weltlich war, während seiner ersten Anwesenheit in Wien unser Haus sehr oft besuchte, eine Äußerung vernommen, welche, wenn sie gegründet wäre, bewiese, daß die Liebe, welche nur nach und nach aus Achtung und Wohlwollen erwächst, nicht die rechte, echte Liebe sei. „Diese muß", so drückte der schwärmerische Dichter sich aus, „wie der Blitz auf einmal in zwei Herzen schlagen, sie entzündend reinigen und ewig dauern." Ich hörte das mit an, erwiderte dann, daß ich auf diese Weise freilich nie recht geliebt hätte; dachte aber im stillen daran, wie bei Wernern selbst der Blitz, der nur einmal fürs ganze Leben entzünden sollte, zwei- oder dreimal eingeschlagen habe, und ließ den Streit auf sich beruhen[310]). Es nimmt sich eine Sache, besonders ein Gefühl, in einem Romane oder Gedichte ganz anders aus als in der wirklichen Welt. Manches, was dort glänzt und strahlt, ist hier unbrauchbar, wo nicht gar schädlich, und manches, das sich in der Wirklichkeit unendlich beglückend und segensvoll bewährt, würde in einem Gedichte wenig oder gar keine Figur machen. So sehr ist Dichtung und Wirklichkeit verschieden, und so gefährlich ist es, die erste aus Romanen und Gedichten zur Führerin auf der Lebensbahn zu wählen, was indessen sehr vielen jungen Leuten begegnet, und vor Zeiten, wo man sentimentaler dachte, noch viel mehreren begegnet ist.

Während diese Neigung in unser beider Herzen wuchs und erstarkte, knüpften sich neben uns unter

den Freunden auch allerlei Bändchen und Bande an. — Unter den jugendlichen Gefährtinnen, mit denen ich am meisten zusammen kam, war mir wohl jenes Fräulein Ravenet die nächste, weil sie mir noch am längsten und genauesten bekannt, und meine eigentliche Vertraute war. Außer ihr aber schätzte und liebte ich sehr die beiden Fräulein von Mertens, Sophie und Henriette, und ein Fräulein Therese Hackher. Alle drei sehr hübsch, schön darf man wohl sagen, viel reizender als ich, aber alle drei so gut, verständig, gebildet und liebevoll, daß eine herzliche Zuneigung und gegenseitige Achtung uns verband. Mein Bruder, dieser ausgezeichnete junge Mann, entschied sich für Henrietten, deren ruhiges, anstandsvolles Betragen ihm sehr zusagte. Sophie, die ältere Schwester, viel lebhafter und geistvoller als jene, aber vielleicht minder besonnen und ruhig, wurde von einem der edelsten, besten Menschen, dem jungen Grafen Chorinsky[311]), einem innigen Freund Pichlers und meines Bruders, und nicht dem unbedeutendsten in diesem seltenen Kleeblatt guter Menschen und treuer Freunde, geliebt; und Therese Hackher, eines der liebenswürdigsten und schönsten Mädchen Wiens, stand durch mehrere Jahre in einem sehr treuen Verhältnis mit einem vorzüglichen jungen Mann, meinem Jugendgespielen und vertrauten Freunde, dem Sohne des Hofrats Dürfeld[312]). Diese drei Paare, sowie Pichler und ich, waren nun oft und viel beisammen; wir kannten uns alle genau, und liebten uns herzlich untereinander, und ich mag wohl sagen, Dürfeld und Graf Chorinsky waren ebenso sehr meine Freunde, als ihre Geliebten meine Freundinnen. Es war ein schönes Leben damals — das Jugendleben guter Menschen, wie Iffland

in der Elise Valberg so wahr sagt[313]); wir genossen es mit Innigkeit, Treue und Mäßigung, und unsere gegenseitige Vertraulichkeit war ein schönes Band mehr in diesem Kreise.

Mein Bruder indessen löste sein Verhältnis zu Henrietten bald oder vielmehr, sie tat es. Es war ein braves, sittsames, aber heiteres und lebensfrohes Mädchen, von sehr bedeutender Lieblichkeit der Gestalt; meines Bruders Begriffe von weiblicher Würde waren hoch, ja überspannt, darf ich wohl sagen, und seine Forderungen an das Wesen, das er sich erwählt hatte, allzustrenge. Henriette hatte sich in allen Schranken des Anstandes und der Rücksicht auf den Geliebten gehalten; dennoch fand mein Bruder stets etwas in ihrem Betragen gegen andere Männer zu tadeln, und das reizte sie gegen ihn auf. Zudem glaubte sie in der Art, wie er mir zuweilen, wenn seine Strengheitsprinzipien lebhaft hervortraten, begegnete — die mich aber minder verletzte, weil ich den Bruder und seine gute Meinung genau kannte — etwas zu finden, das ihr Besorgnisse für ihr zukünftiges Glück an seiner Seite geben könnte, und so trennten sich diese beiden Herzen, die vielleicht mit etwas mehr Geduld und Nachsicht von beiden Seiten sich einander beglückt haben würden.

Lange hatte der Verbindung zwischen der schönen Therese Hackher und ihrem Freunde kein günstiger Stern geleuchtet. Meine innige Teilnahme an ihrem Schicksal sprach sich in einem kleinen Gedichte aus, welches ich ihr zu ihrem Geburtstag dichtete[314]). Endlich ebnete später sich ihnen der Pfad, der sie zu ihrem Glücke führen sollte, und im Mai 1795 sprach der Priester den Segen über diesen Bund, den auch wir alle mit unsern besten Wünschen begleiteten.



Ignaz Karl Graf Chorinsky

C. Sales pinx., B. de Schrötter lith. — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

Auch dieses Ereignis feierte ich durch ein kleines Gedicht[315]), wie denn überhaupt meine Gedichte minder freie Ergießungen eines poetischen Gefühls waren, sondern meist irgend einer Veranlassung bedurften, die den Funken in mir weckte, und das Gedicht ins Dasein rief.

Während dieser Zeit hatte Graf Chorinsky viele Mühe und Kummer um seine Liebe zu Sophien getragen. Sie war ihm nicht ebenbürtig, und so trefflich sie an Herz und Geist, so hübsch sie von Gestalt, und so gut und liebevoll gegen den Sohn auch der alte Graf[316]) gesinnt war, dennoch ließen sich, besonders damals, die Standesvorurteile oder Ansichten nicht leicht überwinden. Der Vater wollte seine Einwilligung nicht geben, der Sohn das Mädchen nicht lassen. Es war eben noch eine Liebe und Treue aus jener Zeit, wo man im allgemeinen wärmerer Gefühle und eines höhern Schwunges in den Lebensansichten fähig war.

Indessen hatte Chorinsky zum Schein sich dem Befehle seines Vaters gefügt und Sophien entsagt, die er mit seines Vaters Einwilligung nie hätte besitzen können. Wir bedauerten ihn alle recht herzlich, und gaben uns Mühe, dem unglücklichen Paar unsere wärmste Teilnahme zu beweisen. Im stillen aber währte, uns allen, selbst Sophiens Mutter und Chorinskys besten Freunden, meinem Bruder und Pichlern verborgen, diese Verbindung fort. Die Zusammenkünfte wurden mit Klugheit und Vorsicht eingeleitet. Ein gemeinsamer Freund, der gar zu gern Geistestätigkeiten dieser Art übte, wurde ins Vertrauen gezogen. Er vermittelte die geheimen Besuche, und erst lange darnach, als eben dieser allzu tätige Vertraute wegen anderer Verhältnisse Gefahr für sich selbst fürchtete, und seine

Mitwirkung aufgeben mußte, erfuhren wir übrigen Freunde, nicht ohne Schrecken und inniger Mißbilligung, den wahren Stand der Dinge, daß nämlich Graf Chorinsky fest entschlossen sei, sich mit seiner Geliebten auch heimlich, auch wider den Willen seines Vaters, zu verbinden.

Zu tun, abzuwarten, zu hindern war nichts mehr; das sahen seine Freunde klar ein. Man ließ also die Sache ihren Weg gehen, nachdem man beiden noch einmal allen Kummer und alle Mißverhältnisse, denen sie sich unausbleiblich durch jenen Entschluß aussetzten, vorgestellt hatte[317]).

* * *

Wir standen jetzt im Jahre 1794. Die französische Revolution hatte indessen alle ihre Greuel entfaltet, der König und die Königin waren ermordet, Ströme von Blut in der Hauptstadt sowohl als den Provinzen geflossen; viele bessere Herzen, die im Anfang warm für die neuen Ideen geschlagen hatten, wandten sich mit Abscheu ab, als statt der jugendlichen Göttin der Freiheit ihnen eine bluttriefende Mänade entgegen taumelte. Klopstock sandte dem Konvent das Bürgerdiplom zurück, das er früher als eine ehrende Anerkennung angenommen hatte); der edle Georg Forster, den wir bei seiner Anwesenheit in Wien oft in unserm Hause gesehen, und den meine Eltern sehr liebgewonnen hatten, war vor Gram über seine getäuschten Erwartungen in Paris gestorben[318]). Der Krieg, den die verbündeten Mächte gegen Frankreich begonnen hatten, brachte mit den Heeren der Republik, die die Angreifenden zurückdrängten und ihnen auf dem Fuße folgten, ihre Vorstellungen von Frei-

heit, Gleichheit, Menschenrechten usw. mit sich herüber; der Schwindel ergriff die Geister jenseits wie diesseits des Rheins und entzündete verwandte Gemüter auch in Österreich und Ungarn. Es waren geheime Verbindungen geschlossen, Katechismen der Freiheit unter den Mitgliedern verteilt, und noch sonst allerlei bedenkliche Bewegungen versucht worden, welche die Regierung aufmerksam machten. Plötzlich brach das Geheimnis hervor. In einer Nacht wurden sowohl hier in Wien als hier und dort auf dem Lande viele Personen ergriffen, ihre Papiere in Beschlag genommen, sie selbst in strengere oder gelindere Haft gebracht. Dasselbe geschah in Ungarn. Wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel wirkte diese Nachricht auf die lebensfrohen Wiener, die plötzlich aus ihrer Mitte eine bedeutende Zahl wohlbekannter und mit vielen befreundeter Männer gerissen, diese als Staatsverräter beinzichtigt, und einem sehr ungewissen, vielleicht schrecklichen Schicksal entgegengeführt sahen. Die Ergriffenen gehörten meist dem gebildeten Mittelstande an, es waren Beamte, Kaufleute, Advokaten, Gelehrte — mit einem Worte, jenen Kategorien, aus denen auch in Frankreich viele bedeutende Männer der Revolution hervorgegangen waren.

Im ersten Schreck wurden noch gar viele als arretiert genannt, die es nicht waren; denn die Bestürzung war groß und allgemein. Eine Kommission aus Mitgliedern des Hofkriegsrates, der Polizeihofstelle und der Justizkollegien wurde zusammengesetzt, um über die Schuldigen zu erkennen, und nachdem die Untersuchung ziemlich lange gewährt hatte, wurden einige zum Tode, andere zur Festung, wieder andere zu längerer oder kürzerer Haft verdammt, einige ver-

wiesen. Einer oder ein paar hatten sich im Gefängnisse selbst das Leben genommen. Worin ihr Verbrechen eigentlich bestanden, was sie bezweckt, wieviel ihnen davon schon gelungen, blieb stets mit dichtem Schleier bedeckt. Manche, die sehr ängstlich oder entschiedene Widersacher aller neueren Ideen waren, überzeugten sich bald von der ungeheuern Strafbarkeit dieser Verschwornen und ihren staatsgefährlichen Plänen, während andere, echte Frondeurs, denen alles mißfiel, was immer die Regierung tat, an gar keine oder nur höchst geringe Vergehen glauben wollten und der Meinung waren, man habe Schuldige finden wollen, um Schrecken zu verbreiten, und die Demokraten einzuschüchtern. Gemäßigte hielten dafür, daß zwar allerdings eine geheime Verbindung, die in Wechselwirkung mit der ungarischen unter Martinovich stand[319]), existiert, und daß sie bedenkliche, wohl auch staatsgefährliche Absichten gehabt habe, daß es notwendig, und der Gerechtigkeit, ja der bürgerlichen Ordnung und Sicherheit gemäß war, diese nicht zu dulden und streng zu bestrafen; daß man aber doch mit zu großem Lärmen und unnötiger Strenge verfahren sei, weil einige der Hauptentdecker und Mitglieder jener Kommission sich gern recht in die Augen fallende Verdienste erwerben wollten, und daher dem Monarchen die Sache im gefährlichsten und nachteiligsten Lichte zeigten. So dachten viele, und meine Ansicht stimmte schon damals damit überein, weil ich a priori unserm Kaiser Franz keine Unbilligkeit zutrauen konnte und die spätere Erfahrung, ja das eigene Geständnis manches damals Verurteilten, und dann nach der Strafzeit wieder Freigegebenen bestätigten vollkommen diese Meinung[320]).

Von diesem Zeitpunkte an sprach sich der Parteigeist recht laut und gehässig in Wien aus. Da fing man an, die Benennung Jakobiner oft und vielmals zu hören, und mit diesem Worte wurden nicht allein jene bezeichnet, welche allerdings Grundsätze hegten gleich denen des französischen Konvents, sondern leider ward sie von den übertrieben loyalen und orthodoxen Gegnern jedem als Brandmal aufgedrückt, der nur irgendeine freisinnige Idee äußerte; c'est le mot pour perdre les honnêtes gens, wie einer unserer Hausfreunde sagte. Im Gegenteil wurde wieder von der andern Partei jeder ein Aristokrat, ein Bigott, ein Feind aller Aufklärung gescholten, der seine kirchlichen Vorschriften befolgte, seinem Herrscherhaus treu ergeben war und öffentliche Ruhe und Sicherheit wünschte[321]). Dieser Geist der Parteiung verbreitete sich bald über alles, ja auch über die heterogensten Gegenstände. So kamen damals oder bald darnach Herr und Madame Vigano[322]) nach Wien und führten eine neue Art von pantomimischen Tanz, mit ganz neuer Art sich zu kleiden, ein. Die römischen und andern steifen Kostüms, die Reifröcke usw. usw. verschwanden vom Theater; die Natur wurde aufs treueste nachgeahmt; fleischfarbe Trikots umhüllten Arme und Beine, die Tänzer und Tänzerinnen waren kaum bekleidet; ja in dem sogenannten rosenfarben Pas de deux hatte Madame Vigano über dem Trikot, der ihren ganzen Leib umgab, nichts an, als drei bis vier flatternde Röckchen von Krepp, immer eins kürzer wie das andere, und alle zusammen mit einem Gürtel von dunkelbraunem Band um die Mitte des Leibes festgebunden. Eigentlich also war dies Band das einzige Kleidungsstück, das sie bedeckte, denn der Krepp

verhüllte nichts, im Tanze flogen auch oft noch diese Röckchen oder eigentlich Falbalas hoch empor und ließen dem Publikum den ganzen Körper der Tänzerin in fleischfarbem Trikot, der die Haut nachahmte, also scheinbar ganz entblößt, sehen.

Mir kam das empörend frech vor; dennoch mußte ich gestehen, daß die Bewegungen dieser Künstlerin hinreißend anmutig, ihr Mienenspiel voll Ausdruck (sie war noch überdies sehr hübsch), ihre Pantomime meisterhaft waren. Die Sensation, welche diese Frau und die Ballette, welche ihr Mann aufführte, hier machten, war ungeheuer; sie waren aber auch zugleich der Wendepunkt der alten und neuen Kunst sowie des alten und neuen Geschmackes. Scharf und gehässig trennten auch hier sich die Parteien. Der Ballettmeister Muzzarelli[323]) repräsentierte mit seiner Art und Kunst die alte Zeit, die Viganos die neue, und in diesem Sinn teilten sich die Anhänger dieser beiden Führer, nur mit der einzigen Ausnahme, daß manche ältere Herren, die sonst ihrer Geburt und Sinnesart nach sehr wohl zu den Verteidigern des Alten gehörten, Aristokraten im vollen damaligen Sinne des Wortes, den Reizen der wollustatmenden Vigano doch nicht völlig zu widerstehen vermochten und so gleichsam eine Versöhnung zwischen dem Alten und Neuen zu machen strebten.

Auch auf die Mode in der Frauenkleidung geschah jetzt eine auffallende Einwirkung. — Unsere steifen, faltenreichen Anzüge machten leichteren Formen Platz, die langen Taillen mit den Schnabelspitzen vorn und hinten verschwanden samt den Bouffants und Siebröcken, welche schon nach und nach eine Annäherung vorbereitet hatten. Der Gürtel des Kleides

wurde nicht mehr an den Hüften, sondern unter der Brust gebunden; der Puder wurde allmählich abgeschafft, die Hackenschuhe abgelegt, die ganze Kleidung näherte sich mehr der Natur und eigentlich dem griechischen Geschmacke, in welchem Sinne man in den folgenden Jahren immer weiter und weiter schritt, bis zu Knappheiten in der Kleidung, die kaum eine Falte übrig ließen, so daß die genaueste Bezeichnung der darunter befindlichen Körperform der eigentliche Zweck und Ruhm dieser Mode zu sein schien. Dazu gehörten denn die wirklich oder scheinbar unter Trikots entblößten Arme, entblößte Schultern, geschnürte Schuhe, die den Kothurn nachahmten, reiche Armbänder, nicht bloß am Vorderarm wie sonst, sondern über dem Ellenbogen; abgeschnittenes und in kurze Locken gelegtes oder, wenn es lang blieb, in einen Knoten am Hinterkopf geschlungenes Haar — kurz ein, soviel es möglich war, griechisierendes Kostüm.

Die Männer stutzten ihre Haare ebenfalls, kein Zopf, kein Haarbeutel, keine Seitenlocken wurden mehr gesehen; der Puder verlor sich ebenfalls, und bei vielen traten ungeheure Backenbärte hervor. Hierin aber genierten sich doch viele, und gerade die sittlichsten, geregeltsten der jungen Männer; denn so ein Schwedenkopf, wie man sie zuweilen nach den Porträten Karls XII. nannte, und ein starker Backenbart galt bei Loyalgesinnten oft für das wahre Abzeichen eines Jakobiners und mancher, der die Mode als Mode mitmachte und vielleicht ganz rechtlich gesinnt war, mußte sich mit diesem Namen brandmarken lassen, der nicht ohne übeln Einfluß auf die Gunst seiner Vorgesetzten und somit auf sein Fortkommen in der Welt blieb[324]).

Es ist natürlich, daß die jungen Männer unserer

Sozietät die Einwirkung dieser öffentlichen Ereignisse ebenfalls fühlen mußten, und obwohl sie in Kleidung, Äußerungen und Betragen sich alle in den Schranken des Anstandes und der gebräuchlichen Formen hielten, so beschlossen doch diejenigen, die zu der gewissen Samstagsgesellschaft gehörten, diese nun aufzulösen, um der Regierung und öffentlichen Meinung keinen Anstoß zu geben; besonders da einer unter ihnen, Graf Chorinsky, der Neffe jenes hohen Staatsbeamten war, der sich am tätigsten in der Verfolgung der Verdächtigen und Verschwornen bewiesen hatte[325]). Die meisten vertilgten also ihre Aufsätze sowie die Beurteilungen, besonders jene, welche politische Gegenstände behandelten und worin freisinnige Meinungen ohne Scheu, weil bloß vor Freunden, waren ausgesprochen worden. Man fürchtete damals nicht ohne Grund sogar Haussuchungen, und diejenigen, welche noch ihre Karriere in der Welt zu machen hatten, durften keinen solchen Makel auf ihren Ruf laden.

So hatten denn die angenehmen Samstagsvereine ein Ende; es tat mir ungemein leid; aber eine gute Folge war mir doch davon geblieben. Pichler und ich hatten uns einander nicht bloß genähert, sondern wirklich vereinigt. Wir liebten uns herzlich und waren ernstlich entschlossen, uns für das ganze Leben zu verbinden. Mitten unter politischen Gärungen und Dissonanzen wuchs und erstarkte die Harmonie unserer Seelen, und da meine Eltern, denen wir kein Geheimnis aus unserer Liebe machten, ihren Segen dazu sprachen, so beseligte uns ein stiller Frieden, und wir sahen mit Geduld, obwohl mit recht innigem Verlangen, einer glücklichen Wendung von Pichlers Geschick entgegen, die ihm eine Beförderung verschaffen,

und ihn dadurch in den Stand setzen sollte, mir seine Hand anzubieten. Er selbst besaß kein Vermögen, aber meine Eltern konnten und wollten uns gern unterstützen, und Pichlers Geschicklichkeit, Fleiß und Rechtlichkeit waren so bei allen Behörden, die zu der politischen Branche gehörten, anerkannt, daß wohl an seinem baldigen und glücklichen Fortkommen nicht zu zweifeln war.

* * *

Der Krieg mit Frankreich ging seinen Gang mit dem bekannten Erfolge fort. Im Jahre 1795 machte Preußen seinen Separatfrieden[326], und ließ Österreich allein den furchtbaren Kampf fortsetzen. Dafür rückte es, unter dem Vorwande, die Gefahr jakobinischer Gesinnungen zu beseitigen, welche ihm von Polen aus drohte, mit Rußland vereint in dies unglückliche Land ein, und es ward zum drittenmal geteilt[327]. Genau habe ich die Folge dieser, nach meiner Ansicht höchst widerrechtlichen Eingriffe in die Freiheit eines selbständigen Volkes nicht behalten. Immer aber hat mir geschienen, diese Zerstückelung und die Ungerechtigkeit, deren sich die Höfe dabei schuldig machten, sei der Giftkeim gewesen, der in dem europäischen Gemeinwesen, erst verborgen, dann immer offener wie ein Krebsschaden um sich gegriffen hat. Jene Gewaltschritte mögen wohl dem furchtbaren Eroberer zum Vorbild wie zur Rechtfertigung gedient haben, als er später, nachdem der Wille der Vorsicht das Schicksal der Nationen in seine übermächtige Hand gelegt hatte, mit Ländern und Völkern wie mit Spielmarken umging, die man heute diesem, morgen jenem zuteilen kann, um eine Weile

damit zu glänzen und sie bei dem nächsten Wechsel der Herrscherlaune wieder zu verlieren. Seitdem hat ein ungeheures Unglück dies bedauernswerte Land ganz um jeden Schatten der Selbständigkeit und Nationalität gebracht, den Kaiser Alexanders milde Gesinnungen ihm noch gelassen. In mir aber lebt der feste Glaube, daß es so nicht bleiben wird und kann, und die Vorsicht solche schreiende Ungerechtigkeiten nicht durch ihren Beistand sanktionieren kann. Polen wird einst, — ob bald, ob später weiß nur der Lenker unsrer Geschicke, und in der Weltgeschichte zählen ja die Jahre nur wie Tage — also Polen wird und muß sich wieder erheben, es muß wieder ein eignes, selbständiges Reich werden, das die kultivierten Staaten Europas als ein mächtiges Bollwerk gegen die Horden des nordischen Riesenreiches schirmen, den Weltteil vor einer zweiten Völkerwanderung und die Nationen germanischen und keltischen Stammes vor einer Unterjochung durch Slaven bewahre, die das k, welches in ihrem Namen ausgelassen ist, durch ihre Denkart immer mit hineinbringen, drücken, wo sie können und kriechen, wo sie müssen. Und nur dann, wenn Polen hergestellt, die Nemesis gesühnt und Recht befriedigt ist, wird auch rechte Ruhe in Europa wieder[327a]). Immer erfüllt es mich mit einer stolzen Beruhigung, daß schon vor sechzig Jahren (it is 60 years since) bei der ersten Teilung dieses unglücklichen Reiches, als Preußen und Rußland ihren schlimmen Plan entwarfen, Österreich, d. i. die Kaiserin Maria Theresia, diese wahrhaft große und christlichgesinnte Monarchin, nicht einwilligen wollte, wie ihr Billett an Fürst Kaunitz beweist, welches uns Baron Hormayr im historischen Taschenbuch bei Gelegenheit von Kaunitz Leben

mitteilt. „Ich fürchte, es werde ein übles Beispiel geben“, schrieb die weise Fürstin in prophetischem Geiste, und sie hatte richtig gesehen, wie der Erfolg bewiesen. Nur gezwungen gab sie endlich nach und schämte sich bitter dieser harten Notwendigkeit[328]).

Damals also, mehr als 20 Jahre später, fiel bei der dritten Teilung das sogenannte Westgalizien mit Krakau an Österreich. Viele Beamte fanden dort Anstellungen, und Graf Chorinsky ward zum Kreishauptmann in Kielçe ernannt[329]). Fast zu gleicher Zeit gingen auch hier große Veränderungen vor. Graf Saurau, Graf Chorinskys Oheim, wurde Regierungspräsident[330]), mehrere ältere oder mißfällige Räte und Sekretäre wurden jubiliert, und, wie denn das so oft in der Welt geht, das Mißgeschick jener (an dem wir übrigens auch nicht die entfernteste Schuld hatten) wurde der Grund unseres Glückes.

Pichler erhielt die Stelle eines Regierungssekretärs[331]) und war durch den damit verbundenen höhern Rang und Gehalt imstande, an unsere Verbindung zu denken, da meine Eltern (um mich nicht aus ihrer Nähe zu verlieren) uns eine sehr ausgiebige Unterstützung versprochen hatten. Es wurde also eine kleine, aber sehr nette Wohnung, welche gerade an die meiner Eltern, „auf der Mehlgrube“, grenzte, und mit jener das ganze Stockwerk ausmachte, für uns gemietet, die wir im nächsten Herbst beziehen sollten. Unsere Vermählung aber war auf den Frühling 1796 festgesetzt und sollte in unserer Gartenwohnung zu Hernals gefeiert werden, wo wir auch den Sommer über leben wollten.

Chorinsky nährte dieselben Hoffnungen und Pläne wie Pichler. Auch er war entschlossen, das Mädchen, das er liebte, Sophie Mertens, zu heiraten, da aber

sein Vater diese Verbindung nicht zugeben wollte, sollte die Trauung ganz in der Stille sein, acht Tage vor der unsrigen, und so sahen denn wenigstens zwei Paare der Jugendfreunde froh dem Ziele ihrer Wünsche entgegen, wie vor zwei Jahren Dürfeld mit seiner Therese, nur daß leider dies Band seitdem schon wieder zerrissen worden war. Therese hatte ein überglückliches Jahr, vom Mai 1794 bis zum Juni 1795, mit dem trefflichen Gatten gelebt; sie hatte Hoffnung, bald Mutter zu werden. Wir sahen uns oft bei meinen Eltern im Garten oder auch in Theresens Wohnung in der Stadt[332]). Gegen den Zeitpunkt, wo jene Hoffnung erfüllt werden sollte, bemerkten ich und viele, welche die junge schöne Frau sahen und Anteil an ihr nahmen, daß sich ihre Züge in etwas geändert hatten, ohne daß man eben sagen konnte, sie sehe krank aus. Erfahrene Matronen wollten daraus Besorgnisse schöpfen; aber Therese ward glücklich von einem schönen und gesunden Mädchen entbunden, die noch jetzt als Mutter von neun Kindern und Gattin des Vizepräsidenten von Hauer[333]) lebt. Indessen hatte man bei der Taufe des Kindes oder nach derselben die schöne Wöchnerin zierlich geputzt, eine Menge Besuche bei ihr eintreten lassen, und diesem, freilich verkehrten Verhalten ward es zugeschrieben, daß Therese plötzlich sehr krank wurde, ihr Übel von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag stieg, und das blühende, edle, liebenswürdige Weib, die glückliche Gattin und Mutter noch vor dem Ende der neun Tage eine Leiche war[334]).

Ich fühlte diesen Verlust sehr tief und schmerzlich, nicht bloß um der Verblichenen selbst, sondern auch um ihres untröstlichen Mannes, meines teuern Freun-

des willen, und ich sprach mein Gefühl in einem Gedicht aus, das dieses traurige Ereignis besang und in der Sammlung meiner Gedichte enthalten ist[335]).

* *
*

Als mein Hochzeitstag heranrückte, den meine Eltern auf den 25. des schönsten Monats, des Mai, festgesetzt, wünschte ich, daß meine wertern Jugendfreunde daran teilnehmen und mich an diesem Tage umgeben sollten. Fräulein Ravenet bat ich, meine Kranzjungfrau zu werden, ihr Pflegevater, der Regierungsrat von Heß, wurde zu meinem einen Zeugen oder Beistand erwählt, und mein lieber Dürfeld, dem ich es kaum zuzumuten wagte, ein Jahr nach seinem unendlichen Verlust bei meiner Hochzeit gegenwärtig zu sein, übernahm doch aus freundschaftlicher Güte für mich die Stelle des zweiten. Pichlers Beistände waren der damalige Hofrat von Sonnenfels, dessen Name in Österreich in dankbarem Andenken lebt, und ein junger Baron von Lederer[336]), der denn nun auch so gut wie die beiden älteren Beistände und Dürfeld längst schon hinübergegangen ist und die Brautleute dort erwartet, wo wir uns wahrscheinlich in nicht langer Frist alle zusammenfinden werden.

Dieser 25. Mai 1796, ein Mittwoch, war von dem herrlichsten Frühlingswetter begünstigt und in unserm Hause vom frühen Morgen an ein geschäftiges Treiben und Drängen, das mich in innerer und äußerer Unruhe und Spannung erhielt. Gegen Abend erschienen die Hochzeitsgäste und unsere nächsten Freunde und Bekannten; denn wir beide, Pichler und ich, wünschten kein rauschendes Fest, und es sollte doch eines werden! Meines Mannes Bruder, der würdige Pfarrer[337]),

traute uns, und mit tiefbewegter Seele kam ich von der Trauung zurück[338]), wo ich zwar nicht geweint, aber desto mehr gezittert hatte, wie denn überhaupt meine Tränen nicht bei jenen Anlässen fließen, die sie sonst bei meinem Geschlechte hervorzurufen pflegen, wohl aber bei Regungen und Äußerungen öffentlicher Erhebung oder Freude. So haben sie später die Landwehrlieder meines Freundes Collin[339]) und die Anstrengungen und Siege der Jahre 1813—14 reichlich fließen gemacht.

Wir waren also nach Hause gekommen, ein sehr elegantes Gouter war eingenommen, und es fing an zu dunkeln, da bemerkten einige von der Gesellschaft, die zufälligerweise an ein Fenster, welches in den Garten sah, getreten waren, daß es im Garten von Menschen wimmle, und in der Entfernung der Schein von Lichtern zu sehen sei. Meine Mutter lächelte bei dieser Bemerkung ganz geheimnisvoll; aber sie schwieg, denn sie allein wußte von der Überraschung, welche liebe Freunde uns bereitet hatten, nämlich das Fräulein von Paradis, deren unglücklicher Blindheit und ihres seltsamen Geschicks schon erwähnt worden ist[340]). Ihr Vater war ein vieljähriger Bekannter und Freund des meinigen[341]), Fräulein Therese, obwohl viel älter als ich, trug von jeher eine lebhafte Neigung zu mir, die ich herzlich erwiderte, und die Musik, welche sie, mit so vielem Glück als Freude, als den vorzüglichsten Trost in ihrer Lage trieb, wurde zu einem neuen Band zwischen uns. Wir hatten bereits kleine Komödien, auch einige Oratorien und Opern, meistens ohne Theater und Spiel miteinander aufführen geholfen; „Cora“ und „Amphion“ von Naumann[342]) und viele andere, auch einige Kompositionen von Fräulein Paradis

selbst; doch fand ich, daß weder ihre noch die Kompositionen des Fräuleins von Martinez[343]) (die einzigen Werke von weiblichen Kompositeurs, die mir bekannt geworden) von großem Belange waren.

Es ist überhaupt eine seltsame Bemerkung und sie möge hier stehn, weil sie eine Veranlassung gefunden hat, daß es noch nie einer Frau gelungen ist, sich als schaffende Musikerin auszuzeichnen. Es gibt glückliche Malerinnen und Dichterinnen und wenn gleich nie eine Frau es in irgend einer Kunst oder Wissenschaft so weit wie die Männer gebracht hat, so haben sie doch bedeutende Stufen erstiegen. In der Musik nicht. Und dennoch sollte man glauben, daß diese Kunst, welche die wenigsten Vorstudien erheischt und viel eigentlicher Sache des Gemüts und der Phantasie ist als die andern Künste, das rechte Organ wäre, in dem sich der weibliche Geist aussprechen könnte[343a]).

Doch ich kehre zu Fräulein v. Paradis und meiner Hochzeitsfeier zurück. Gleich nachdem jene Bewegungen im Garten bemerkt worden waren, ertönte Musik, die sich immer mehr näherte; es kam die Treppe herauf, und ein Zug ländlich gekleideter Gestalten trat, einen Chor singend, den Instrumente begleiteten, in den Vorsaal. — Alles eilte ihnen entgegen, und mit lebhaftem Vergnügen erkannte ich in den Bauern und Bäuerinnen des Zuges meine Schauspiel- und Operngefährten aus dem Paradisschen Hause[344]). Ein Paar nach dem andern trat nun vor Pichler und mich hin, und überreichte uns in kleinen Körbchen niedliche Spielsachen, die in verkleinertem Maßstabe eine ganze Hauseinrichtung vorstellten, und sangen eine Strophe des Chors, der also begann:

Wir kommen mit Gaben und Steuer,
Zu ehren die ehliche Feier,
Die heute das glücklichste Pärchen vereint;
Und scheinen gering auch die Gaben,
Die wir zum Geschenke hier haben,
So denkt nur, wir haben es redlich gemeint. usw.

Als alle vier Paare ihre Körbchen, jedes mit andern, auf den Inhalt des Korbes bezüglichen Versen übergeben hatten, wurden wir gebeten, dem Zuge in den Garten zu folgen. Hier standen am Fuße der Treppe vier weißgekleidete Mädchen, die einen Baldachin von Zweigen und Blumen hielten, unter den der Bräutigam treten und sich von ihnen führen lassen mußte. Ebenso erwarteten mich vier junge Herren mit ihrem grünen Dache, und nun strömte die ganze zahlreiche Gesellschaft uns nach durch die langen Alleen bis zu dem Platze, wo eine Art von natürlichem Theater aus lebendigen Hecken und Spalieren gebildet, ein passendes Lokal für einen Altar des häuslichen Glückes bot, an welchem Fräulein Therese v. Paradis als Priesterin der Freundschaft stand, noch andere Mitspielende in verschiedenen Attituden umher gruppiert waren (das Ganze von unzähligen Lampen geschmackvoll erleuchtet) und uns mit einem Chorgesange empfingen.

Es war ein schönes und rührendes Fest herzlicher Freundschaft, das mich damals ungemein erfreute, die Bande wechselseitiger Zuneigung zwischen uns und der Paradisschen Familie fester zuzog, und wofür ich noch jetzt, nach langen Jahren, den Manen der längstvorangegangenen Freunde einen Zoll dankbarer Erinnerung entrichte[345]).

So ward unser Hochzeitfest, das nach unserer Meinung still und geräuschlos hätte vorüber gehen sollen, doch unvermutet durch die Mitwirkung wohl-



Maria Theresia v. Paradis

Wachsbüste — k. k. Blinden-Institut, Linz

wollender Freunde glänzend gefeiert, und „so vieler Geister wohlgemeintes Streben“ konnte nicht anders als Segen über diese Verbindung bringen, die sich denn in dem langen Zeitraum, in Glück und Unglück als eine der zufriedensten und vergnügtesten Ehen bewährt hat.

* * *

Wir waren vermählt und lebten mit meinen Eltern nicht bloß in einem Hause[346]), sondern aßen auch mit ihnen an einem Tische, und machten nur eine Haushaltung aus, obgleich wir junges Ehepaar ein ganz separiertes Appartement, sowohl auf dem Lande in meiner Eltern Haus als in der Stadt, neben ihnen bewohnten. Hier sei es mir erlaubt, eine Bemerkung und Erfahrung einzuschalten, die ich an meinem eigenen Schicksal gemacht, und dadurch angeregt, noch so oft und vielmal bei andern zu machen, Gelegenheit gehabt habe, daß ich sie wohl als untrüglich aussprechen darf. Es taugt nicht, und stört das häusliche Glück beider Teile, wenn Schwiegerkinder mit den Eltern auf eine solche Art beisammen wohnen, daß sie nur einen Haushalt ausmachen. Wenn auch Grundsätze und Lebensverhältnisse der Kinder und Eltern sich ziemlich gleichen, so bringt schon der Unterschied der Jahre und die daherrührende Verschiedenheit der Ansichten und des Geschmacks einen notwendigen Zwiespalt hervor. Überdies gibt es Eigenheiten, Angewöhnungen, Hausbräuche, die an sich völlig gleichgültig sind, aber der Schwiegersohn, die Schwiegertochter bringt solche aus dem väterlichen Hause mit, und findet hier ganz andere. Über vieles setzt sich wohl ein wohlgeordnetes Gemüt hinaus aus Liebe zu dem Gatten, aus Liebe zum

Frieden. Auch werden zwei junge Gemüter, sich selbst überlassen, sich leichter ineinander finden und schicken. Schroffer, kälter, starrer stehen die Ansichten der Schwiegereltern, ihre Eigenheiten dem fremden Teil gegenüber, und es kommt dann darauf an, ob die alten Leute nachgeben und in ihren späten Jahren sich eine Art von Unterordnung gefallen lassen oder ob die jungen Leute sich willenlos hingeben sollen? Immer muß ein Teil, die Alten oder Jungen, geopfert werden, und wer das Leben kennt, wird hier nicht von Nachgeben, Ausweichen usw. sprechen. Im engen Zusammenleben treten solche Verschiedenheiten grell und immerwährend hervor, und die jungen Leute müssen sehr gut sein, und sich sehr lieben, wenn sich nicht durch dies Zusammensein mit den Eltern des einen Teils ein Keim der Unzufriedenheit erzeugt, der in der Folge bittere Früchte trägt. Und hier ist nur von Verschiedenheit der Angewöhnungen, der Lebensweise die Rede. Wie aber, wenn heftige Leidenschaften, bedeutende Unarten, Zanksucht usw. bei einem oder andern der Mitglieder eines so eng verbundenen, doppelten Haushalts hervortreten; wenn große Verstimmungen entstehen und sich ärgerliche Auftritte, empörende Zänkereien daraus entwickeln? Bei uns war dies, Gottlob! nie der Fall, und dennoch machte uns dies Zusammenleben nicht glücklich. Es tötete manche unserer jugendlichen Freuden im ersten Keim und säte manchen bösen Samen, der spät bittere Früchte trug.

Hier ist wohl der Ort, wo ich nach einer glücklichen Ehe von mehr als vierzig Jahren meinem vortrefflichen Gatten den innigsten Dank für die Güte, Nachsicht, Liebe und Geduld sagen kann, mit welcher er sich durch

die ersten ganzen 19 Jahre unserer Ehe in ein solches schwieriges Verhältnis gefügt, und mich nie mit einem Worte oder auch nur mit einem Blicke hat fühlen lassen, wie viele Opfer es ihn gekostet, wie viele seiner und meiner besten Freuden auf diesem unerbittlichen Altar des notwendigen Zusammenlebens mit den Schwiegereltern geschlachtet wurden. Gott segne ihn dort dafür; denn nie werde ich es ihm vergelten können.

* * *

Meine Lebensweise im Hause meiner Eltern erlitt wenig Veränderung, nur schlief ich und kleidete mich in einem andern Zimmer; denn so wie mein Mann in sein Bureau ging, und selbst wenn er zu Hause war, forderte meine Mutter alle die Dienstleistungen und Pflichten von mir, die mir als Mädchen obgelegen hatten. — Das war schon ein sehr schwerer Punkt für uns beide; denn da wir mit den Eltern auch frühstücken, zu Mittag und Abend essen sollten, blieben uns kaum einzelne Augenblicke, in welchen wir uns angehören durften. Mein Vater zeigte mehr Nachsicht und Achtung für mein neues Verhältnis, und obgleich auch er nicht auf die Leistungen und Aushülfen ganz verzichtete, welche er von mir zu erhalten gewohnt war, so fühlte ich doch wohl, daß er mir mehr Freiheit ließ. Er erkannte als Mann die Rechte seines Schwiegersohnes an, wo hingegen meine Mutter bei ihrer oben geschilderten Denkart gegen das männliche Geschlecht von keinem Rechte desselben etwas wissen wollte.

Wir fühlten wohl beide den Druck, der auf uns lag, und fühlten ihn manchmal schmerzlich, mir aber half die Gewohnheit des Gehorchens und mein heiterer

Sinn über manche holprige Stelle meines Lebensweges hinüber, und mein Mann liebte mich so sehr, daß er auch nicht oder nur selten sich beklagte, und so verging der erste Sommer unserer Ehe ziemlich vergnügt.

Mit dem Herbste bezogen wir unsere neue kleine, aber sehr angenehme Stadtwohnung, welche in demselben Stockwerke wie die meiner Eltern gelegen, mit der ihrigen eigentlich eine ausmachte, und zu der sie mir später noch ein daranstoßendes Zimmer der ihrigen einräumten. Voll Freuden, unser eigenes Nestchen für uns zu haben, bezogen wir es vielleicht zu früh; denn die Öfen waren noch nicht alle gesetzt, und die frisch geweißt und gemalten Wände feucht. In einer der ersten Nächte wurde ich von einer heftigen Kolik befallen, aber wenig bekannt mit Krankheiten und meiner guten Natur vertrauend, wollte ich weder meinen Mann noch unsere Magd im Schlafe stören, und erst gegen Morgen, als ich es nicht mehr vor Schmerzen aushalten konnte, weckte ich Pichler, der sogleich um den Arzt schickte. Dieser, ein treuer Freund unseres Hauses, der nachmalige k. k. Leibchirurgus v. Herbek[347]), ein als Arzt und Mensch gleich schätzbarer Mann, erschien sogleich, erklärte meinen Zustand für entzündlich und nicht ohne Gefahr. Denselben Tag kam er noch dreimal, um nachzusehen, man wendete mit Sorgfalt und Liebe alle verordneten Mittel an, und nach einigen Tagen konnte ich bereits das Bett verlassen. Doch zeigte sich von jener Zeit an öfters eine große Reizbarkeit der Eingeweide, und ich mußte mich vor Verkühlung sehr in Acht nehmen.

Im folgenden Karneval, dem ersten, den ich als vermählte Frau zubrachte, und mich sehr wohl unterhielt, fing ich an, die ersten Anzeichen einer sehr er-

wünschten Veränderung zu bemerken, und die Hoffnung bestätigte sich immer mehr, daß ich wahrscheinlich bis zum Herbst das Glück Mutter zu sein genießen würde. Von diesem Augenblicke an beobachtete ich mich sorgfältig, tanzte nicht mehr so viel, und befand mich übrigens sehr wohl.

Öftere kleine Unbehaglichkeiten waren alles, was ich in den ersten Monaten von diesem Zustand zu leiden hatte, und meine gesunde, kräftige Natur bewährte sich auch hierin. Desto ängstlicher wurde mir diese Zeit durch politische Vorgänge und Schrecken. Die französische Armee unter General Bonaparte rückte aus Italien immer näher heran, eine Schlacht nach der andern ging für uns verloren, und die Feinde standen endlich im März bereits in der Steiermark. Ein allgemeiner Schrecken bemächtigte sich der ganzen Hauptstadt. Die wilden Scharen der jungen Republik hatten in Deutschland und Italien auf eine Art gehaust, daß alles vor ihnen zitterte und an Flucht, Rettung und möglichste Verteidigung dachte. Dazumal erfuhren die Wiener zum erstenmal die Schrecken, welche einer Invasion vorausgehen, sie sollten jene noch einmal fühlen, bis endlich die Wirklichkeit ebenfalls zweimal im Jahre 1805 und 1809 eintraf, und uns lehrte, was bei so vielen großen Übeln der Fall ist, daß Erwartung, Angst und aufgereizte Phantasie uns das wirkliche Unglück ungebührend vergrößern, daß die Furcht etwas Ansteckendes hat, daß sie sehr oft die Vernunft ausschließt, und daß die böse Wirklichkeit leichter zu ertragen ist, als die grundlosen Schreckbilder, welche die Angst in uns aufregt.

Was wurde damals im Frühlinge 1797 nicht alles erzählt, gefürchtet und mit dem verkehrtesten Sinn ent-

worfen und ausgeführt! Alles wollte fliehen; alles nur fort, nur fort aus der, von allen möglichen Schrecken bedrohten Stadt! Wie schlecht die Wege, wie schwer die Pferde zu haben, wie elend die Unterkunft auf den überfüllten Poststraßen nach Böhmen und Ungarn sein mochten; was den Geflüchteten an den, zum Aufenthalte erwählten Orten bevorstehen konnte, wenn der Sieger seine Eroberungen verfolgen, sie vielleicht auch von jenen Zufluchtsstätten vertreiben würde, und sich dann ohne Geld, ohne Schutz, unter Fremden befänden, — das alles wurde nicht bedacht. Man wollte nur fort, und die unsinnigsten Erzählungen fanden Glauben, wenn sie zu der ruhelosen Angst stimmten, die damals die Bevölkerung von Wien großenteils ergriffen hatte. Wir haben in unserer Zeit bei der ersten Annäherung der Cholera eine zweite Erfahrung dieser Art gemacht, und auch sonst sehr vernünftige Menschen kopflos, verderblich und oft lächerlich handeln gesehen, wenn es anders erlaubt wäre, über etwas, was andere quält, zu lachen[347a]).

Indessen muß man zur Entschuldigung der damals Lebenden auch sagen, daß die Sachen um uns herum ernst und drohend aussahen. Es wurden Anstalten zur Verteidigung der Stadt gemacht, und im Anfange davon gesprochen, die Linien zu verteidigen. Als aber erfahrene Militärs aussprachen, daß, um diesen weiten Umkreis zu beschirmen, eine Besatzung von 150 000 Mann nötig sein würde, so gab man den Plan auf und wollte sich auf die innere Stadt, die eigentliche Festung beschränken. Ein Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft in der Stadt und den Vorstädten wurde beschlossen, und diese dazu in verschiedene Bezirke eingeteilt. Die jüngern Beamten der Landesregierung

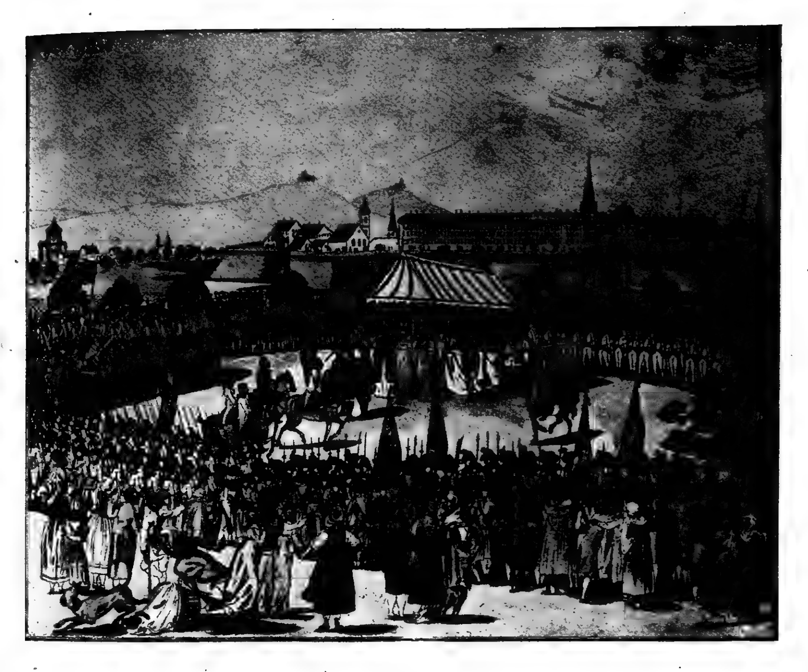
wurden zur Organisation dieser Scharen verwendet, und auch meinem Mann ein Bezirk, nämlich die Jägerzeile, angewiesen[348]). Während alles dies uns in steter ängstlicher Bewegung aufregte, erhielt mein Vater Befehl, sich mit den Zöglingen des k. k. Theresianums, dessen Oberleitung ihm damals anvertraut war, von Wien wegzubegeben, um die Söhne der angesehenen Häuser, die sich in jener Anstalt befanden, nicht den Gefahren eines feindlichen Überfalls preis zu geben[349]). Erwünscht erschien meinen Eltern diese Gelegenheit, um sich mit ihrer Familie dieser Reise anzuschließen, und ich war zu gewohnt, meinen Eltern in allem unbedingt zu gehorchen, als daß ich es gewagt hätte, zurück zu bleiben und mich im Zustande der Schwangerschaft den Schrecken und Gefahren auszusetzen, welche, wie doch die Mehrzahl der Wiener befürchtete, uns bei der Eroberung der Stadt durch die Truppen der damaligen Republik drohten.

Es wurde also in einem Familienrate beschlossen, daß ich mit meinen Eltern nach Dürnholz (einem Schlosse an der mährischen Grenze, welches dem Theresianum gehörte) reisen sollte, und mein Bruder vermochte meine Eltern dahin, auch seine Geliebte und künftige Braut, ein Fräulein v. Kurländer[350]), die Tochter einer mit uns durch alte Freundschaftsbande verbundenen Familie, mitzunehmen, um auch sie vor den möglichen Gefahren, die sich ereignen konnten, zu sichern. Freilich mußte ich mich nun von meinem Manne trennen, und das tat mir unendlich leid; aber ich glaubte in dem ausgesprochenen Befehl meiner Mutter ein Gebot zu sehen, wider welches keine Appellation stattfand; und so trat ich denn mit recht schwerem Herzen diese an sich freilich unbedeutende Reise an, die unter an-

dern Umständen allerlei Angenehmes und selbst Komisches hätte haben können.

Auf bequem eingerichtete, lange Wagen, nach Art der „Zeiselwagen“, wurde eine ziemliche Anzahl junger Leute, wovon viele noch im Knabenalter standen, aufgepackt; bei weitem nicht alle Zöglinge, denn diejenigen, für die ihre Eltern sorgen konnten und wollten, wurden ihnen übergeben. Einige Patres Piaristen (welchen das Theresianum damals wie einst den Jesuiten übergeben war) begleiteten sie. Dann folgten unsere beiden Kutschen, mit unsern eigenen Pferden bespannt, und so bewegte sich der Zug ziemlich gemächlich und langsam auf der Brünnerstraße fort und wir erreichten unser Ziel, das mit Postpferden kaum eine Tagereise weit war, erst am folgenden Tag.

Ein altertümliches Schloß[351]), einst ein Besitztum des letzten Barons von Teuffenbach, der es zu einer Stiftung bestimmt hatte, nahm uns auf. Wir bewohnten ein paar hohe, große Stuben, deren weiße Wände und wenige Möbel keine großen Bequemlichkeiten versprachen. Die Zöglinge des Theresianums mit ihren Hofmeistern waren auf einem andern Flügel einquartiert und nur die zwei angesehensten der geistlichen Herren aßen mit uns an demselben Tische. Es gestaltete sich ein, im Ganzen ziemlich angenehmes Leben, obwohl die unbedeutende, flache Gegend, welche erst kürzlich von der, hier in der Nähe fließenden Thaya war überschwemmt worden, und auf Feldern und Wiesen noch genug Spuren davon in Schlamm, Sumpf und toten Fischen zeigte, verbunden mit der frühen Jahreszeit im Anfange des April wenig ländliche Freuden bot. Aber die beiden Geistlichen waren gebildete, welterfahrene Männer und meine Eltern sowohl als



Vorstellung der Versammlung des allgemeinen Wiener Aufgebothes auf dem Glacis am 17. April 1797

Kolorierter Stich von Josef Eder nach Joh. Adamek — Städtisches Museum, Wien

wir jungen Leute fanden in ihrer Unterhaltung, in Lektüre, Arbeit und einigen Spaziergängen Stoff genug, unsere Zeit leidlich zu verbringen. Aber mein Herz war nicht ruhig. Mir standen die Gedanken nach Wien zu meinem Manne, und je länger unser Aufenthalt in Dürnholz dauerte, je unbestimmbarer seine Dauer überhaupt und unsere ganze prekäre Lage war, je schwerer wurde mir die Trennung von Pichler. Mich überfielen düstere Einbildungen, die ich für sichere Ahnungen hielt, daß ich hier in Dürnholz krank werden und fern von meinem Manne sterben würde, ohne den Trost, in seinen Armen mein Leben zu endigen und ohne die Freude, mein Kind zu gebären. Vielleicht war dieser körperliche Zustand, verbunden mit dem natürlichen Weh der Trennung, die sehr begreifliche Ursache meiner melancholischen Vorstellungen, die ich indessen niemand, selbst nicht den Briefen an meinen Mann anvertraute und nur mit gespannter Angst auf jede Nachricht von Wien wartete, die uns über die Lage der Dinge, das Vorrücken der Feinde und die Anstalten, welche in Wien getroffen wurden, etwas Zuverlässiges berichten konnte.

Beinahe vierzehn oder noch mehr peinliche Tage waren auf diese Art für mich langsam dahingeschlichen. Meines Mannes Briefe waren meine einzige Freude. Aus ihnen schöpfte ich den nächsten Trost, daß es ihm wohl ging und er gesund war; aus ihnen auch den entferntern, daß sich Friedensgerüchte in Wien zu verbreiten anfingen, und General Bonaparte, der mit seinen sieggewohnten Scharen bis Leoben gedrungen war, sich zu friedlichen Unterhandlungen geneigt zeige und man hoffen dürfe, die Präliminarien bald abgeschlossen zu sehen. Das war eine freudige

Botschaft für alle; aber vielleicht unter unserer Gesellschaft für niemand mehr als für mich; denn nieman von uns hatte etwas so Liebes in Wien zurückgelassen als ich.

Wirklich kam die Nachricht von diesem Abschluß der Präliminarien bald mit Zuverlässigkeit, und ein Brief meines, nun auch schon lange verstorbenen Schwagers Schweiger[352]), der damals Konsistorialkanzler des Bischofs von Leoben war, meldete uns noch die genauern Details und manchen interessanten Zug von dem jugendlichen Helden, dessen Ruhmes-Morgenröte eben über Europa zu leuchten begann, und der den Lorbeer, welcher damals seine Schläfe schmückte, noch mit keiner Ungerechtigkeit und Gewalttat befleckt hatte. Überhaupt hatte er sich in Leoben und Göß (dem eigentlichen Sitze des Bischofs) viele geneigte Herzen erworben und ein rühmliches Andenken an seine Gegenwart hinterlassen, das noch lange zu seinen Gunsten nachwirkte. Der Bischof (ein Graf von Engl[353]) empfing ihn bei seiner Ankunft ehrfurchts-, aber auch angstvoll; Kränklichkeit und Alter hatten dem Greise nicht erlaubt, sich, wie es andere getan, vor der Ankunft der Franzosen zu entfernen. Bonaparte begrüßte ihn mit Anstand und der freundlichen Bemerkung, daß er sich sehr freue, ihn auf seinem Bischofssitze anzutreffen; er sei wirklich der einzige seiner Kollegen, den er bis jetzt zu Hause gefunden. Auch entsprach das nachfolgende Betragen des jungen Helden ganz diesem ersten Anfange; denn er benahm sich mit beinahe kindlicher Schonung gegen den Greis, und ritt nie aus oder kam nie nach Hause, ohne seinen Wirt ehrerbietig zu begrüßen[354]).

In einem Pavillon des Schlosses Göß, in der Nähe von

Leoben, der als ein neutraler Ort erklärt wurde, versammelten sich die Abgesandten unsers Kaisers und die französischen Machthaber, die Präliminarien wurden unterzeichnet, und die Tinte, welche dazu gebraucht worden war, nach einer sonderbaren Etikette, sodann auf den Boden geschüttet, wo man mir nach acht Jahren, als ich dahin kam, noch das schwarze Mal zeigte[355]).

Es war also, wenigstens für jetzt, Waffenruhe, Wien hatte nichts von der Annäherung der Feinde zu fürchten, welche sich bald darauf aus Steiermark zurückzogen, und wir durften mit den, meines Vaters Obhut anvertrauten jungen Leuten wieder nach der Residenz zurückkehren. Nun war ich wieder glücklich; wir brachen auch bald auf, und mit Entzücken umarmte ich meinen Mann, der uns, von unserm Eintreffen benachrichtigt, schon jenseits der Donau in den Auen entgegen kam. Freudig kehrten wir in unsere kleine, heimliche Wohnung zurück, aber eine neue Sorge begann sogleich, denn Marie, die Braut meines Bruders, welche uns nach Dürnholz begleitet hatte, befand sich schon den Abend vor unserer Abreise unwohl, kam noch viel kränker hier an und lag mehrere Wochen hindurch an einem bedeutenden hitzigen Fieber darnieder.

Die militärischen Vorkehrungen, welche schon vor unserer Abreise begonnen, waren während derselben fortgesetzt worden, indem wirklich einige ausgezeichnete Militärs (unter andern General Mack) an die Möglichkeit einer dauernden Verteidigung geglaubt hatten, und ein gewisser General Zopf oder Zapf[356]), der mit dem Kommando in der Stadt beauftragt war, sich geäußert hatte, er werde die Wiener schon lehren, Pferdefleisch essen; die Stadt trug wirklich bei unserer Zurückkunft noch manche Spuren dieser Anstalten und sah

etwas verändert aus. Aber bald verschwand dieser fremdartige Schein, der denn auch, nach der Meinung aller vernünftigen, vorurteilslosen Menschen, nur ein Schein war, und keine Realität und Dauer haben konnte, wenn es wirklich zu einer Belagerung oder nur zu einer kurzen Verteidigung kam, wie es die Erfahrung im Jahre 1809 bewies. Am 17. April wurde das ganze Wiener Aufgebot, welches ziemlich zahlreich, und, wie man allgemein bemerkte, von einem guten Geiste beseelt war, auf dem Glacis aufgestellt und feierlich entlassen, wobei denn jede Abteilung von ihren Kommissären mit einer kleinen Rede haranguiert wurde, und auch Pichler eine recht hübsche an seine Truppe von der Jägerzeile hielt[357]).

So hatte denn unsere Angst und Not für diesmal ein Ende, und ich fing sogleich eine Beschäftigung ganz anderer Art an, nämlich die Vorbereitungen für den Empfang des unbekannten, teuren Wesens, das ich erwartete, und das, meiner Rechnung zufolge, etwa in der Hälfte des Oktober erscheinen sollte. Der Sommer war sehr trocken und sehr heiß, ich fühlte das durch meine körperliche Lage doppelt, doch war ich im ganzen sehr wohl und hatte eben keine großen Beschwerden zu ertragen. Dennoch betrachtete ich den Zeitpunkt, welcher mir bevorstand, mit sehr ernsten Blicken, und gewohnt, den Gedanken an den Tod mir oft zu vergegenwärtigen, entwarf ich, wenige Wochen vor meiner Entbindung, mein Testament.

Mit Ende des Septembers verließen wir unsere Gartenwohnung, um die bevorstehende Katastrophe in der Stadt abzuwarten, und diese erfolgte denn unter sehr glücklichen Umständen am 11. Oktober 1797 spät gegen Mitternacht, nachdem ich schon die vorher-

gehende Nacht sehr unruhig zugebracht hatte. Denn zu den körperlichen Vorempfindungen, welche mir den Schlaf verkümmerten, gesellte sich auch noch eine moralische Angelegenheit, die mir die Ruhe nahm, und das war, so seltsam dies klingen mag, das Schicksal des Generals Lafayette[358]).

Dieser Mann war von seinem ersten Auftreten in der Revolution von 1789 an, durch sein Benehmen in der Nationalversammlung (wo er einer der ersten seine Adelsvorrechte und den wohlerworbenen Ruhm seiner Ahnen willig auf dem Altar des Vaterlandes opferte), auf dem Marsfelde, bei der Flucht des unglücklichen Königs, kurz bei jeder Gelegenheit mir so groß und edel erschienen, daß er meine ganze Bewunderung erworben hatte, und wahrlich, sein Lebenslauf und die Weise, wie er nach vierzig Jahren wieder als Retter und Schirmer des Vaterlands auftrat, hat meine Ansichten vollkommen gerechtfertigt. Damals nun war die Nachricht von seiner höchst unbilligen Gefangennehmung und Einkerkerung in Olmütz entweder erst in Wien oder wenigstens mir bekannt geworden. Genug, sie beschäftigte meine Einbildungskraft unaufhörlich, und Lafayette, seine Frau, die ihn begleitete oder besuchte, und überhaupt seine Lage auf der unfreundlichen Festung war in der Nacht vor meiner Niederkunft das Bild meiner Träume und der Gegenstand meiner wachen Gedanken.

Aber die Erscheinung eines gesunden, wohlgebildeten Töchterchens, die Leiden und Freuden, die Unruhe und Geschäfte, welche eine solche Epoche begleiten, löschten wenigstens für den Augenblick Lafayettes Andenken in meiner Phantasie aus, und ich war ganz glücklich und beruhigt im Besitz des lieben, kleinen Wesens,

das ich selbst zu stillen beschlossen hatte und es auch sogleich ausführte. Die Kleine bekam den Namen ihrer Mutter und Großmutter und hieß Karoline wie wir[359]).

Mein Wochenbett war glücklich und wäre auch vergnügt gewesen, wenn nicht ein häusliches Mißverständnis den Frieden meiner Eltern, hierdurch die Laune meiner Mutter und folglich die Heiterkeit unsers Zusammenlebens gestört hätte. Ich habe schon erzählt, daß mein Bruder seine Neigung einem Fräulein von Kurländer zugewendet hatte, ein Mädchen von unstreitig vielen vorzüglichen Eigenschaften, deren Wuchs majestätisch, deren Anstand edel, ihre Gesichtszüge aber nicht schön und ihr Betragen nicht gewinnend waren. Unter uns Mädchen hatte sie keine eigentliche Freundin oder Vertraute gefunden. Es lag etwas Kaltes, Stolzes in ihrem Benehmen, und so fein und artig ihr Umgang war, fühlten wir uns doch nicht befriedigt in ihrer Nähe. Meinem Bruder gefiel sie außerordentlich. Ihr edler Anstand bezauberte ihn, ihre Kälte gegen die übrigen verhieß ihm eine ausschließende Wärme für ihn, und je weniger sie sich den andern mitteilte, je fester und unumschränkter hoffte er in ihrem Herzen zu herrschen. Wir übrigen konnten seine Überzeugung nicht teilen; wer aber von uns recht behalten hätte, das hätte nur die Zeit entscheiden können, und hierzu lebte die arme Marie nicht lange genug. Doch ich darf meiner Erzählung nicht vorgreifen.

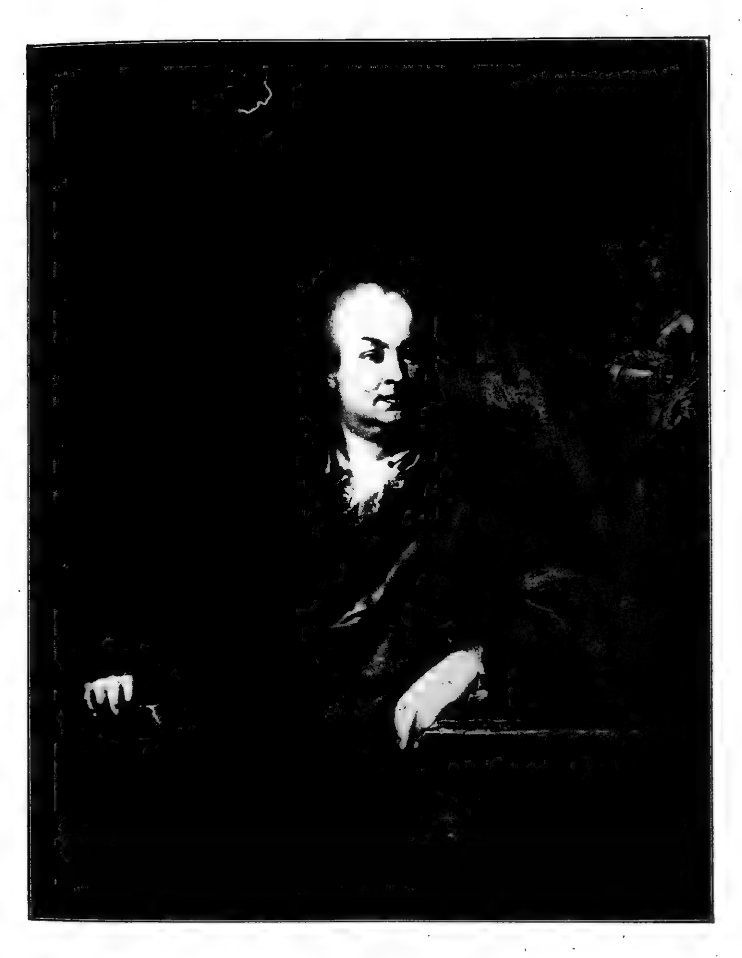
Auch meine beiden Eltern, obwohl sie keine bestimmte Einwendung gegen das Mädchen machen konnten, freuten sich dieser Schwiegertochter nicht sehr, und auch hierin war ich glücklicher gewesen als mein Bruder; denn meine beiden Eltern, vorzüglich aber mein Vater, waren ganz zufrieden, ja vergnügt durch meine

Ehe. Endlich aber erhielt mein Bruder doch die Einwilligung zu seiner Vermählung, und nun kam es darauf an, in unserer Wohnung in der Stadt sowohl als auf dem Lande eine Möglichkeit auszumitteln, damit wir beide junge Paare, ohne den Eltern eine neue Ausgabe aufzubürden, in demselben Quartiere mit ihnen wohnen könnten; denn ohne eine großmütige Unterstützung von Seite meines Vaters hätten weder Pichler und ich, noch mein Bruder mit Marien anständig leben können. Hier nun traten große Schwierigkeiten ein. Meine Mutter trug auf Einschränkungen an, die meines Vaters Hang zu geselligen Freuden und einem gewissen Glanz seines Hauses sehr zu beschränken drohten. Er versagte seine Zustimmung, es gab unangenehme Auftritte und die Heiterkeit und Ruhe unseres häuslichen Lebens war sehr dadurch gestört. Ich ertrug das in meinem Wochenbette gar ungern, es verbitterte mir meine Mutterfreuden, und so gab ich mir alle erdenkliche Mühe, um hier eine Auskunft, welche alle Parteien zufrieden stellen konnte, wenigstens für den Aufenthalt auf unserm Landhause, zu ersinnen. Ich überlegte, ich verglich, ich rechnete und fand endlich, daß mit einer ziemlich geringen Summe ein Teil der Wirtschaftsgebäude, der überflüssig geworden war, zu einer kleinen, aber niedlichen Wohnung für meinen Bruder umgeschaffen werden könnte. Meine Eltern und wir behielten unverändert die Zimmer, welche wir jetzt in dem Landhause inne hatten, alles war in einem Hause vereinigt, und da der Bau nicht kostspielig sein konnte, alle Wünsche befriedigt. Diesen Vorschlag trug ich denn meinen Eltern und dem Bruder vor, er wurde geprüft, genehmigt, und ich sah nach ungefähr vierzehn recht trüben Tagen wieder heitere Gesichter

und gute Laune um mich — eine Lebensbedingung, die mir von jeher Bedürfnis meines eigenen Glückes gewesen und es fortwährend geblieben ist; mich aber dadurch oft sehr abhängig von denen gemacht hat, deren guten Willen ich mit Opfern zu erkaufen bereit war.

Auch in dieser Angelegenheit erprobte sich, was ich seitdem so oft in meinem langen Leben durch Erfahrung bestätigt gefunden habe: wie kurzsichtig unser Blick in die Zukunft ist, wie oft wir uns ohne Not mit Sorgen quälen, deren Abwendung dann gar nicht mehr statt hat, und wie manchen Kummer man sich ersparen könnte, wenn man, nach den eigenen Worten des Heilands, nicht immer für den kommenden Tag sorgen, sondern jedem Tag seine eigene Sorge überlassen wollte[360]).

Der Bau in unserm Landhaus in Hernals war also beschlossen und die streitenden Parteien befriedigt. Ruhe und Heiterkeit kehrte in unsere Familie zurück, mein Kind gedieh an meiner Brust, und ein paar Monate vergingen ganz angenehm. Der Fasching war mittlerweile herangekommen; mein Mann, mein Bruder, seine Braut und meine übrigen Gespielinnen genossen seine Freuden, mich schloß meine Pflicht als Amme von diesen Unterhaltungen aus, die ich nur mit großen Einschränkungen hätte genießen können, und ihnen daher lieber ganz entsagte. Aber noch im Laufe des Karnevals fing mein guter Vater an, zu kränkeln. Es war dem Anscheine nach nur sein gewöhnliches Übel, Heiserkeit und Husten, aber es zeigte sich so hartnäckig, es sanken die Kräfte des Leidenden so merklich bei einer an sich unbedeutenden Krankheit, daß dies alles uns sehr aufmerksam und besorgt machte, und der Arzt, eben jener Dr. Herbek, ein Schüler des großen



Franz Sales von Greiner

Ölgemälde von Hubert Maurer — Städtisches Museum, Wien

Stoll[361]) und unser Hausfreund, jetzt beinahe täglich erschien, um nach dem Papa zu sehen.

Die Hochzeit meines Bruders war auf den nächsten Frühling festgesetzt, und im Hause der Eltern der Braut, so wie in dem unsrigen, wurden bereits Voranstalten getroffen. Aber meines Vaters Kränklichkeit und zunehmende Schwäche breitete einen düstern Schleier über diese herannahende Verbindung, und wahrlich, das Schicksal dieser Ehe hielt der düstern Stimmung Wort, in welcher sie bereitet und vollzogen wurde!

Auf eine wunderbare, aber uns alle sehr beunruhigende Weise fing meines Vaters Geschmack und Sinnesart an, sich in dieser Periode ganz zu verändern. Was ihm früher und noch bis vor wenigen Wochen sehr angenehm, ja sein liebster Wunsch und sein Streben war — nämlich stets viele Leute um sich zu sehen, wurde ihm jetzt lästig, ohne daß er doch über ein bestimmtes körperliches Leiden zu klagen gehabt hätte, ja ohne weder das Bette noch das Zimmer hüten zu müssen. Er fuhr selbst noch oft aus, und wenn er auch sein Bureau nicht mehr so fleißig besuchte, so zeigte er sich doch bisweilen dort oder arbeitete zu Hause mit seinem Personal und machte hier oder dort einen Besuch. Ebenso fing der Kaffee, sonst sein Lieblingsgetränk, von dem er täglich eine, vielleicht für seine Gesundheit zu große Portion zu sich nahm, an, ihm zu widern, und diese auffallende Umstimmung war es, welche uns alle beunruhigte und, wie der Erfolg zeigte, leider mit Recht. Denn wie allmählich der Frühling herannahte, alles Leben in der Natur erwachte, alles neu zu erstehen und Kraft zu gewinnen anfing, nahm nur meines teuren Vaters Kraft und Leben täglich

mehr und mehr ab, und doch war, wie schon gesagt, keine eigentliche Krankheit bei ihm vorhanden, welche ein so schnelles und gänzliches Hinwelken hätte begreiflich machen können. Ja sein Geist war ganz heiter, und eine seiner liebsten Unterhaltungen war es nun, wenn ich ihm vorlas; denn auch die Musik, ehemals seine Lieblingsleidenschaft, war ihm gleichgültig geworden, und wenn es ihm auch nicht zuwider war, wenn ich neben seinem Zimmer wie sonst spielte oder sang, zog er es doch vor, lesen zu hören.

Gegen den Anfang des Maimonats erklärten die Ärzte plötzlich, es wäre sehr heilsam, wenn mein Vater sogleich aufs Land gebracht würde, und wir sollten daher, sobald wir könnten, unsere Gartenwohnung beziehen, wo die reinere Luft günstig auf den Kranken wirken werde. So willkommen mir jeden Frühling der Ruf tönte, daß wir aufs Land gehen würden — denn ich war nie gern in der Stadt und kehrte jeden Herbst mit Widerwillen dahin zurück — so schien mir, bei der Unstetigkeit unseres Frühlingswetters und der größeren Luftigkeit einer Sommerwohnung, dieser Befehl doch ein bißchen zu voreilig. Damals nämlich, wo die Menschen minder empfindlich gegen Rheumatismus, Luftzug oder gähe Abwechslungen der Temperatur waren, fiel es niemand ein, so wie jetzt fast allgemein, die Landhäuser wenigstens mit einigen Öfen und allenfalls auch mit Doppelfenstern zu versehen, ebensowenig als man in der Stadt oder den Vorstädten alle Treppen, Vorhäuser oder Korridors mit Glasfenstern und Türen zu verwahren und die Wohnungen so kompakt zu machen, wie jetzt geschieht, bedacht war. Ein offener Gang, auf dem man im Winter durch den Schnee hindurch mußte, eine Treppe, ein Vorzimmer, das dem

kalten Luftstrom ausgesetzt war, fiel niemanden beschwerlich, und man bemerkte diese Unbequemlichkeiten entweder gar nicht oder ertrug sie als etwas, was nicht zu ändern war, mit Gleichmut.

In unserm ganzen, sehr geräumigen Landhause, in dem man wohl über zwanzig Zimmer zählte, war nur ein Ofen, und dieser mehr aus Vergeßlichkeit oder um sich keine Ungelegenheit mit dem Abbrechen zu machen, als aus Bedürfnis stehen geblieben. Das Kabinett, in dem mein Vater schrieb und in den letzteren Jahren seines Lebens auch schlief, lag gegen Norden, genoß zwar der schönsten Aussicht über Felder und Weingärten bis zum Gebirg, war aber eben deswegen der Kälte sehr ausgesetzt. Indessen ging es die ersten Tage unseres Aufenthalts noch leidlich. Mein Vater fühlte sich etwas besser; hoffen konnte ich nicht, denn die Abnahme der Kräfte war zu sichtbar und zu schreckend; aber es wurde doch möglich, an meines Bruders Vermählung zu denken, welche auf den 10. Mai bestimmt war. Welches traurige Fest!

Es wurde, wie natürlich, im Hause der Braut, aber sowohl des Zustandes meines Vaters wegen, als auch weil beide Verlobte keine Freude an rauschenden Vergnügungen hatten, ganz in der Stille gefeiert. Ach! noch jetzt, nach so langen, langen Jahren, schwebt mir dieser Tag und das Bild meines Vaters, dessen gesticktes Galakleid und stattlicher Hochzeitsputz einen noch schmerzlichern Gegensatz mit seinem kranken, hinfälligen Aussehen bot, vor Augen. Mit Anstrengung brachten wir ihn in den Wagen, von da in die Kirche und endlich ins Hochzeitshaus, wo wenige Freunde nebst uns versammelt waren, und der Abend bei einem zwar sehr glänzenden Gouter, aber in der Vorahnung

dessen, was uns allen nahe drohte, trüb und still verfloß. Dieser trübe Hochzeitstag war gleichsam der Vorbote eines noch trübern Schicksals dieser Ehe, und zwei gute, sich liebende Menschen, die von diesem Tage das Glück ihres Lebens mit gerechten Hoffnungen erwarteten, sollten beide in wenigen Jahren — doch ich will der Zukunft nicht vorgreifen.

Mein Bruder war nun nach seinem Wunsche vermählt, er bezog das kleine, niedliche Quartier, was meine Eltern ihm nach meinem Vorschlag aus einem Teil der Wirtschaftsgebäude hatten zurichten lassen, und wir hätten wohl alle vergnügt und still neben einander leben können, wenn nicht meines Vaters immer mehr sinkende Gesundheit diese häusliche Zufriedenheit zerstört hätte. Bisher hatte er es vermocht, die Treppe hinab in den Garten zu gehen, bald aber erlaubten dies die schwindenden Kräfte nicht mehr, und unglücklicherweise trat, wie ich es gefürchtet hatte, eine jener gähen Witterungsveränderungen ein, die bei uns wohl das ganze Jahr hindurch nicht selten, im Frühling aber sehr gewöhnlich sind. Es kam anhaltendes Regenwetter mit kalten Stürmen, wir wußten uns nicht zu helfen, um des Vaters Kabinett und ihn selbst hinlänglich mit Flaschen von heißem Wasser, Wachholderfeuer usw. zu erwärmen. Diese schädliche Einwirkung der äußern Kälte offenbarte sich nur zu bald. Zwar hörte der Regen und mit ihm der Frost auf, die Sonne schien wieder hell und warm, aber mein Vater welkte sichtlicher dem Grabe zu, und am 2. Juni verschied er sanft, fromm und liebend für uns alle besorgt, wie er gelebt hatte[362])!

ZWEITES BUCH

1798—1813

Der Tod meines Vaters machte eine wichtige Epoche in unserm häuslichen Zusammenleben. Nicht bloß der zärtliche, treffliche Vater war uns allen entzogen, sondern mit ihm hörten auch die bedeutenden Einkünfte auf, welche mit seiner Stelle, als der eines ältern Hofrats, verbunden waren, und meine Mutter, nebst uns beiden jungen Paaren, war nun auf die aus unserm Stammvermögen entfallenden Einkünfte, und die noch sehr mäßigen Besoldungen meines Mannes und meines Bruders beschränkt.

Es wurden Einschränkungen nötig, besonders da wir jungen Paare keine bedeutenden Einkünfte hatten, und einer Vermehrung der Ausgaben entgegen sehen mußten. Es wurde also überlegt, Rat gehalten. Eine Wohnung in der Stadt, wie wir alle sie bisher gewohnt waren und nicht gern entbehrt hätten, und ein Sommeraufenthalt auf dem Lande, der uns allen seit Jahren zum Bedürfnis geworden, erforderten einen Aufwand, der unsre damaligen Kräfte überstieg. Wir beschlossen also — ein Vorsatz, der damals viel bedenklicher und schwerer zu fassen war, als es jetzt scheinen möchte — nur eine Wohnung fürs ganze Jahr, aber diese, um die Annehmlichkeit eines Gartens zu genießen, in einer schönen, nahen Vorstadt zu suchen. Unsere Bekannten und Freunde erstaunten über diesen Entschluß und die meisten mißbilligten ihn höchlich; denn damals standen die Vorstädte ungefähr in dem Verhältnis zur Stadt, in welchem sich jetzt die Dörfer befinden, wo nun auch nur wenige Familien

aus den angesehenen Ständen sich entschließen, Winter und Sommer zu wohnen, und eine solche Wahl immer Verwunderung und Tadel erregt.

Da wir alle wenig Ansprüche auf ein Leben in großen und glänzenden Gesellschaften machten, und unser Glück in zufriedner Häuslichkeit fanden, so ließen wir die Leute sagen, was sie wollten, suchten fleißig nach einem Hause, wie wir es in unsern damaligen Verhältnissen brauchten, und fanden endlich dasjenige, welches wir seit jener Zeit bis auf diesen Tag noch bewohnen.

Zur Ausführung dieses Planes gehörte denn auch, daß das Landhaus, das wir besaßen, und in dem wir zur Zeit des Verlustes unsers teuern Vaters und noch den ganzen Sommer von 1798 lebten, verkauft wurde. Es tat mir sehr weh, denn in diesem Landhause hatte ich die Zeit meiner Kindheit und Jugend zugebracht, und in den Schattengängen des großen, schönen Gartens waren die ersten Anregungen zur Poesie in meinem Gemüt erwacht. Wie oft hatte ich im dichtesten Gebüsche an meinem Lieblingsplätzchen gesessen, wo ein kleiner Quell über nette Steine hinabrieselte, und dem Geflüster der Blätter über mir, dem Gesang der Vögel, dem Gemurmel des Wassers horchend, mich still und selig gefühlt. Von solchen Stunden sagte ich später in einem ungedruckten Liede:

Ich war allein, doch einsam war ich nie;
Ich war bei Blumen, Büschen, Gras und Bächen,
Ich hörte sie in ihrer Sprache sprechen,
Und tief im Innersten verstand ich sie.

Dort lagen Saiten, die bei jedem Ton
In der belebten Schöpfung mit erklangen,
Sie sind's, woraus mir reine Freuden sprangen,
Sie tauscht' ich nicht um eines Fürsten Thron.[363])

In diesem Garten waren meine Gleichnisse[364]) und viele meiner frühern Gedichte entstanden, hier waren mir sehr angenehme Stunden verflossen, und diese Bäume hatten auch oft meine Tränen gesehen. Ich schied ungern von diesen Erinnerungen meiner Kindheit und ersten Jugend, aber es mußte sein, das erkannte ich, und so faßte ich mich mit Ernst und gutem Willen, und ergab mich in das Unausweichbare.

Das Landhaus wurde verkauft[365]). Wir bewohnten es, dem Kaufkontrakte gemäß, noch bis zum Winter, und mit wehmütigem Gefühl genoß ich die zwei oder drei letzten Monate, welche es mir daselbst zuzubringen vergönnt war. Kaum aber waren wir weggezogen, so ging auch eine gewaltige Veränderung mit dem Garten vor. Der Strahl des reinsten Quellwassers, das — durch eine, meinem seligen Vater von dem Magistrat in Wien bewilligte Seitenleitung aus der großen Wasserleitung, welche das frische Quellwasser in die Röhrbrunnen der Vorstädte und der Stadt führt[366]) — in unserm Gartenbassin lustig in die Luft sprang, unser Haus und oft die Nachbarschaft mit köstlichem Trinkwasser und den Garten mit hinreichender Feuchtigkeit versorgte, dieser Wasserstrahl wurde sogleich von dem Magistrat zurückgenommen und das Bassin in unserm ehemaligen Garten stand leer. Der Sinn der neuen Besitzer war auch ein ganz anderer, die Anlagen wurden vernachlässigt, die Gebüsche verwilderten, die kleinen Partien — eine Einsiedelei, ein Wasserfall, zierliche Brücken usw. — verfielen, und oft mahnte mich dieses Zurücksinken einer vormals lieblichen Schöpfung in einen Zustand der Verwilderung durch den Tod eines einzigen vorzüglichen Mannes an jene Episode in Wielands Oberon, wie das kleine Paradies, das Titania

um des greisen Alphons willen in der Wüste hervorgezaubert hatte, nach seinem Tode sich wieder in eine Wüste verwandelt[367]).

Der Winter verging uns in seinem Beginne bis nach dem Karneval ziemlich angenehm. Meine Kleine gedieh sichtlich, und es wurde beschlossen, sie nächsten Frühling, den wir schon in unserm neuen Hause in der Alservorstadt zuzubringen gedachten, dort einimpfen zu lassen. Dies Haus, das kürzlich seinen Besitzer, einen der berühmtesten Ärzte Wiens und einen guten Bekannten von uns, durch den Tod verloren hatte, war von ihm, der damals noch in der Blüte seiner Jahre stand, aufs zierlichste eingerichtet worden. Hunczovsky[368]) (das war sein Name, der gewiß bei manchem in Wien in lebhaftem und dankbarem Andenken sein wird) war ein sehr gebildeter Mann, ein großer Kunstfreund, und, was noch mehr sagen will, und was sein Tod bewies, ein edler Menschenfreund. Die meisten und schönsten Zimmer seines Hauses hatte er seinen Sammlungen gewidmet. Da war eine ansehnliche Bibliothek, ein ganzes Zimmer voll Handzeichnungen, die an den tiefblauen Wänden desselben in prächtigen Goldrahmen prangten, ein anderes mit den schönsten Kupferstichen, in dem sich überdies eine zahlreiche Mineraliensammlung in 10—12 höchst eleganten Glasschränken befand; endlich ein eigens dazu eingerichteter Saal mit Gemälden. Hier lebte der Besitzer mit einer hübschen, jungen Frau, die er kürzlich geheiratet, umgeben von seinen Kunstschätzen und in der nahen Erwartung, bald Vater zu werden. Da entriß ihm zuerst der Wille Gottes die Frau, welche, wenn ich nicht irre, bei der Geburt eines Knaben blieb[369]). Kaum ein oder anderthalb Jahre darauf hatte Hunczovsky einen

Kranken zu behandeln, der an einem sehr bösartigen Geschwüre litt. Es sollte geöffnet werden, Hunczovsky war Arzt und ein sehr berühmter Wundarzt zugleich; er schickte sich an, die Operation zu machen und vollendete sie auch glücklich; aber er verwundete sich dabei in der Hand, und zwar so, daß er blutete, und zwar in dem Augenblicke, als die Lage seines Kranken ihm nur die Wahl ließ, entweder die Wunde, die er diesem gemacht hatte, fahren zu lassen, wodurch der Kranke aufs Äußerste gefährdet worden wäre, oder zuzugeben, daß die giftige Jauche seine eigene verwundete Hand berühre und in sein Blut übergehe. Hunczovsky wählte das letzte. — Er besorgte und verband seinen Kranken, der wahrscheinlicherweise genaß. Er selbst aber fühlte bald die Folgen seiner großmütigen Aufopferung. Seine Wunde verschlimmerte sich, die Hand schwoll, endlich der Arm; — das Übel verbreitete sich mit ungeheurer Schnelligkeit im ganzen Körper, und er starb als ein Opfer seiner Menschenfreundlichkeit. Friede sei seiner Asche!

Vielleicht wird manchem, der einst diese Blätter liest, diese kleine Anekdote unbedeutend, überflüssig erscheinen. Ich habe sie mit Vorbedacht erwähnt, weil ich erstlich gern das Andenken eines braven Mannes, den ich wohl kannte, feiern mochte; zweitens aber, weil solche Beispiele von pflichtmäßiger Aufopferung in unserer selbstischen Zeit immer seltener werden, und daher nicht sorgsam genug bewahrt werden können.

Nach seinem Tode mußte, den Verordnungen Kaiser Josefs in Vormundschaftsdingen gemäß[370]), alles, was er besessen hatte, verkauft, zu Gelde gemacht, und dies in öffentlichen Papieren für seinen Knaben hinterlegt werden, obwohl damals der Kredit jener Papiere

schon sehr gesunken war, und jedermann das Schädliche dieser Maßregel einsah. Das Haus, freilich seiner kostbaren Einrichtung beraubt, aber auch so noch immer sehr elegant und bequem zugerichtet, nebst dem Garten, kaufte meine Mutter, und wir gedachten es im Frühling zu beziehen und angenehm zu bewohnen, da auch die Eltern meiner Schwägerin sich eine Wohnung in demselben vorbehielten.

Aber schon nach dem Karneval fing meine Schwägerin an, zu kränkeln. Wir hielten es für Folgen irgend einer Erkühlung; denn es gestaltete sich wie ein Katarrhalfieber, und sie konnte nach wenigen Tagen das Bett wieder verlassen. Doch war eine auffallende Mattigkeit und völlige Entkräftung zurückgeblieben, die uns allen und selbst dem Arzte nach einer so unbedeutenden Krankheit beunruhigend vorkam. Er beschloß, ihr China zur Stärkung zu geben; denn er glaubte, da sie in ihrer ersten Jugend schnell in die Höhe geschossen, und mit dreizehn Jahren bereits so groß und stark war wie mit zwanzig, die Natur habe ihre Kräfte in der Bildung der äußern Form erschöpft und das Innere zu schwach gelassen. Bald aber zeigte sich die Folge oder Ursache dieser auffallenden Schwäche auf eine für meinen armen Bruder und uns alle sehr erschreckende Weise. Ich wurde eines Morgens mit der Nachricht geweckt, Marie (so hieß meine Schwägerin) habe in der Nacht stark Blut gehustet und sei außerordentlich entkräftet. Diese Nachricht oder vielmehr diese Erscheinung war gleichsam die Totenglocke von meines Bruders häuslichem und überhaupt von dem Glücke seines Lebens. Es war eine Lungensucht, und wenn auch in den ersten Monaten zwischen jedem neuen Anfall ein Zwischenraum täuschender Besserung eintrat,

in dem die Kranke, und alle, die sie liebten, wieder hofften, so mußte doch, wer hier klar und ungeblendet beobachten konnte, den wahren und unheilbaren Grund des Übels erkennen.

Indessen war uns das Haus in der Alservorstadt eingeräumt worden[371]). Wir bezogen es im Frühling und versprachen uns viel von der reinen Luft, von dem Leben im Garten für unsere Kranke. Dieser Garten war aber in einem Zustande völliger Verwilderung, obgleich reich mit schönen exotischen Bäumen und Sträuchern und mitunter auch edlem Obst besetzt. Der vorige Besitzer hatte den Vorsatz gehabt, ihn auf moderne Art geschmackvoll zuzurichten. Er hatte deswegen die alten, steifen Gänge kassiert, den Boden geebnet, die schönen Pflanzen hineingesetzt, aber sein früher Tod hatte diese Schöpfung in ihrem Werden aufgehalten, und wer einen Garten hat, weiß, was zwei Jahre ohne alle Aufsicht und Pflege für eine Wildnis daraus machen können. Vorderhand mußte alles so bleiben, wie es war, der nächste Winter und Frühling war dazu bestimmt, alles dies in Ordnung zu bringen.

Sehr angenehm, heiter, luftig und anständig war die Wohnung, und wir richteten uns mit Vergnügen daselbst ein. Sobald es die Witterung erlaubte, sollte auch mein kleines Mädchen geimpft werden. Eben um diese Zeit fing die, seitdem so viel besprochene Vakzine an, bekannt zu werden. Der dadurch berühmt gewordene Doktor de Carro[372]), der mit der Tochter eines uns freundschaftlich verbundenen Hauses vermählt war, schickte mir Jenners Werk über diesen Gegenstand[373]). Aber unser Hausarzt, Doktor Herbek, war nicht der Meinung, von dieser, damals noch so wenig konstatierten Entdeckung Gebrauch zu machen. Mein

Lottchen wurde mit Menschenblattern geimpft und überstand die Krankheit leicht, indem sie, nach der damals gewöhnlichen Behandlungsart, den ganzen Tag in der freien Luft gehalten, selbst ihre Fieber in einem mit Betten ausgelegten Wägelchen im Garten überstehen mußte, wobei nur die Vorsicht gebraucht wurde, den Platz und also die umgebende Luft zu wechseln, und so ging mit Gottes Hilfe diese wichtige Periode glücklich vorüber. Weniger günstig wirkte der kühle, regnichte Sommer vom Jahre 1799, wo sogar die Trauben am Spalier in unserm neuen Besitztum nicht recht reif wurden, auf meine arme Schwägerin. Die Anfälle von Fieber mit Blutauswerfen und heftigen Brustschmerzen traten in kürzeren Zwischenräumen und mit größerer Stärke ein, und mit dem Blätterfall, wie denn das so oft geschieht, war die Verschlimmerung so groß geworden, daß sie das Bett nicht mehr verlassen, und mein armer Bruder sich mit keiner Hoffnung mehr täuschen konnte.

Welche Tage tiefer Trauer und herzzerreißender Schmerzen traten nun an dem Krankenbette der, so heiß von ihrem Manne und ihren Eltern geliebten Frau ein, die mit jeder Woche dem Grabe sichtlicher zuwelkte! Was wurde nicht versucht, um ihr Leben zu erhalten! Welche Ärzte nicht gerufen, welche Heilmittel nicht angewendet! Es war vergebens. Am 12. Dezember saß ich eines Nachmittags, wo eben der letzte Schimmer des Tages in den trüben Winternebeln erstarb, an ihrem Bette. Kurz vorher hatte sie noch gesprochen, dann lag sie still, wie fast immer. Mein Bruder brachte ihr einen Trank, der ihr einige Labung zu geben pflegte. Er hielt ihr die Schale an den Mund, sie nahm sie nicht; er redete sie an, sie ant-

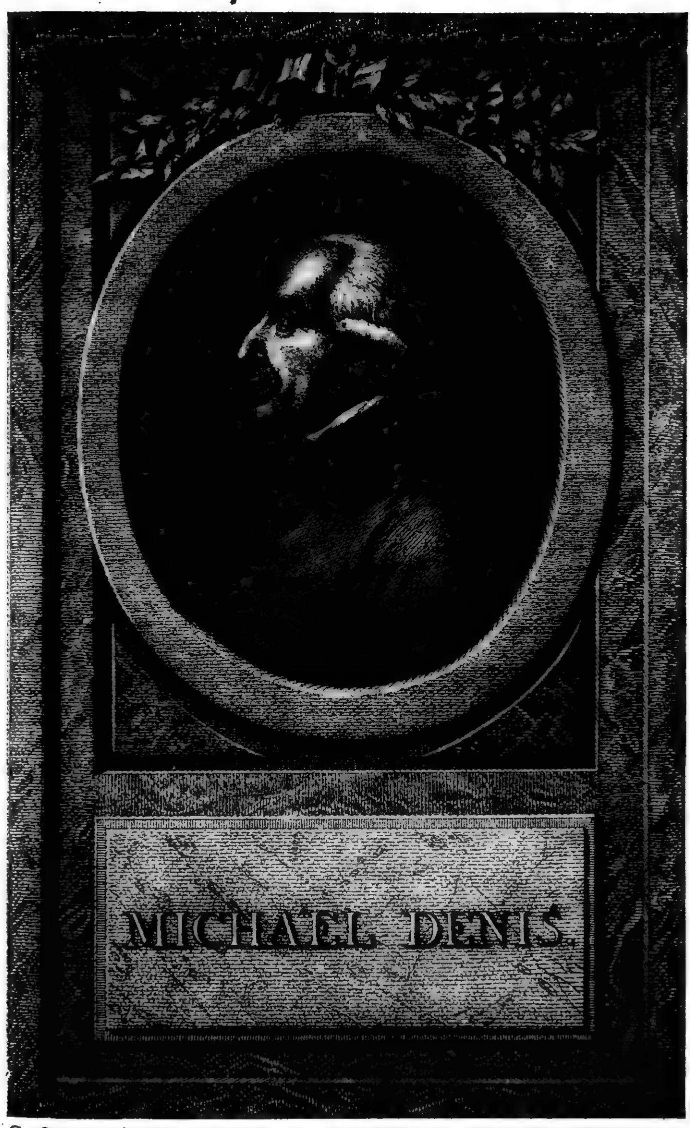
wortete nicht. Ich erschrak; denn die Wahrheit trat auf einmal furchtbar vor meine Seele — ich kniete am Bette nieder, ich sah ihr in die Augen —, sie schienen mir gebrochen; die Wärterin wurde gerufen — ein Spiegel gebracht — kein Hauch färbte ihn mehr; — sie war verschieden!

Mehr als dreißig Jahre sind seit dieser Szene über mich hingegangen, das Bild dieses Augenblicks und der Schmerz meines Bruders steht noch so lebhaft vor mir, als wären erst Monate darüber verflossen. Er stürzte fort aus dem Zimmer, wie er die furchtbare Gewißheit seines Verlustes erkannt hatte, und mir trug er auf, bei der Toten zu bleiben und mit Bürsten, Wärmen und allen andern Mitteln zu versuchen, das fliehende — entflohene Leben festzuhalten. Daß es uns nicht gelang, war vorzusehen. Ein paar Stunden darauf kam er wieder, und sah aus dem Nebenzimmer auf die Leiche hin, die noch eben in der Stellung, wie er sie verlassen hatte, in warme Tücher eingeschlagen, im Bette lag. Das ist mein Weib! schrie er nun mit einem Tone, dessen zerreißender Wehlaut noch in meinen Ohren klingt, und eilte aufs neue fort, einem Anblick zu entfliehen, den er auszuhalten nicht vermochte.

Später kamen die armen Eltern. — Ich gehe über alles das, über die Abreise meines Bruders, der am folgenden Tage Wien verließ und mitten im Winter nach Linz zu einem Jugendfreunde reiste, über die Beerdigung und alle Anstalten und Vorkehrungen, die dieser Todesfall nötig machte, und die mir aufgetragen waren, schnell hinweg. Es war eine traurige Zeit, ein sehr trauriger Auftrag; aber ich schien immer bestimmt, diese peinlichen Geschäfte zu übernehmen, denen sich gern jedes andere entzog.

Nach sechs Wochen kam mein Bruder wieder. Die Reise, die Neuheit, die Verschiedenheit der Gegenstände hatten günstig auf ihn gewirkt. Der Zufall wollte es, daß gerade in diesem Winter die russische Armee durch Oberösterreich zog, um sich nach der Schweiz, wenn ich nicht irre, zu begeben. Die Kreisbeamten hatten außerordentlich viel mit ihnen zu tun, und dem Freunde meines Bruders, jetzt Gubernialrat Barchetti[374]), war es daher sehr erwünscht, in dem Ankommenden einen ebenso tätigen als geschickten und geschäftskundigen Gehilfen zu finden. Meines Bruders Tätigkeit wurde sofort in Anspruch genommen, und mit Einquartierung, Etappen machen, Marschrouten ausmitteln, Händel schlichten, Ordnung halten, ward sein Geist von der steten Beschauung seines Schmerzes, der allerverderblichsten Verfassung eines Unglücklichen, abgezogen und auf wirkliche, aber ganz heterogene Gegenstände gelenkt, deren Beschaffenheit keinen Aufschub, keine Zögerung, und daher kein Versinken in Träumereien gestattete. Wohl erwachte der heftigste Schmerz wieder beim Anblick und Eintritt in das Haus, wo er so glücklich mit ihr gelebt, wo er sie so schmerzlich und so neuerlich verloren; aber er bezwang das wunde Herz als Mann und ernster Denker, und nur in vertrauten Stunden mit mir allein ergoß sich zuweilen sein Schmerz in Klagen und wohl auch in Tränen.

Diese ganze Zeit vor und nach meiner Verheiratung, da Krankheiten, Todesfälle und überhäufte häusliche Angelegenheiten aller Art meinen Geist, mein Gefühl und meine ganze Muße streng und gebieterisch in Anspruch nahmen, dachte ich beinahe an keine Poesie, und auch die Zeitumstände waren durch die Kriegsbege-



C. Caspar pinx. C. Kohl sc.

k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

benheiten und die daraus entspringenden teils ängstenden, teils drückenden Verhältnisse, der Poesie nichts weniger als günstig. Meine Phantasie schwieg ganz, und mein Geist lag im eigentlichen Sinne brach. Auch war unser Leben ziemlich einsam geworden. Wir brachten den Winter fast ohne allen Umgang zu; denn wenn jetzt noch die meisten Bewohner der innern Stadt den Weg in die Vorstädte scheuen, und das Glacis für viele ein nicht zu überschreitender Ozean ist, dessen Stürmen und Fährlichkeiten sie sich im Winter kaum auszusetzen wagen, wenn nicht eine sehr lockende Unterhaltung sie dazu reizt und für die Beschwerlichkeiten einer solchen Fahrt entschädigt, so kann man sich vorstellen, wie das vor mehr als vierzig Jahren war.

Wenn wir nicht nach der Stadt gingen, um einen Abend im Theater oder bei Freunden zuzubringen, saßen wir meistens ganz allein, und unsere Unterhaltung bestand darin, daß Pichler, wenn er abends nach Hause kam, uns vorlas, bis es Zeit zum Souper war, während meine Mutter strickte und ich spann, nachdem ich meine Kleine schlafen geschickt hatte und mein Bruder ausgegangen war. Dennoch hatte auch dies sehr stille Leben, so auffallend es gegen das gesellige Geräusch in meines Vaters Hause abstach, und vielleicht eben des Kontrastes wegen, einen großen Reiz für mich. Pichler brachte uns die neuesten Erscheinungen im Fache der schönen Literatur, und wir genossen recht tief und innig die damals höchst beliebten und bewunderten Romane von Lafontaine[375]). Kam dann manchmal ein unvermuteter Besuch aus der Stadt, so wurde er mit großer Freude empfangen, nach Neuigkeiten befragt, wenn es ein Freund war, mit Pichler politisiert, und so verstrichen die stürmischen

Abende wie auf dem Lande still und behaglich, bis endlich der Winter, in jenem Jahre etwas spät, dem Frühlinge wich, und nun die Arbeiten im Garten, um ihn neu anzulegen, beginnen konnten. Unter der Leitung eines Bekannten, welcher das, von den Schwiegereltern meines Bruders im Winter nicht bewohnte Quartier gemietet hatte, und der sich trefflich auf Gartenkunst verstand, wurde die Wildnis geordnet, die schönen Bäume und Sträucher an passende Plätze gesetzt, der schon erwachsenen so viel wie möglich geschont und so nach dem Geschmacke jener Zeit ein Garten voll Gebüsche, durch welche sich viele kleine, schmale Gänge schlängelten, hergestellt. Damals fand ihn jedermann schön, seitdem hat sich auch hierin, wie in allem, die Welt und der Geschmack verändert, und er mußte späterhin eben solchen Wechsel wie alle Dinge erfahren.

Um diese Zeit ungefähr fand mein Mann, als er eines Tages in meinen Schriften herumsuchte, das Manuskript meiner Gleichnisse[376]), welche ich viele Jahre früher bei verschiedenen Anlässen gedichtet, meiner Jugendfreundin Josefine gewidmet, in einer reinlichen Abschrift übergeben, und seitdem nicht viel mehr daran gedacht hatte, außer daß ich gelegentlich, wie ein Gegenstand solche Betrachtungen in mir erweckte, wieder ein neues Gleichnis schrieb, und zu der Sammlung legte. Sie gefielen Pichlern, und zwar so sehr, daß er mir den Vorschlag tat, sie der Welt durch den Druck zu übergeben. Vor diesem Gedanken erschrak ich im eigentlichsten Sinn; denn wenn gleich einzelne kleine Gedichte von mir gelegentlich allein oder in Almanachen erschienen waren[377]), so hatte ich doch nie daran gedacht, als Schriftstellerin mit einem eigenen Werke

aufzutreten. Vielmehr hatte ich solche Öffentlichkeit immer gefürchtet, und warnend trat ein Wort eines unserer Freunde, eines sehr gelehrten Mannes, vor meine Erinnerung, der, als ich ihn einst befragte, warum er denn der Welt nichts von den gelehrten Schätzen, die er gesammelt, mitteilen wollte, mir mit vieler Heftigkeit sagte: „Mein Fräulein, das werde ich nie tun. Ein Mann, der ein Buch herausgibt, ist wie ein Narr, der die Hand zum Fenster hinausstreckt; jeder Vorübergehende kann ihn darauf schlagen."

Jetzt, als mein Mann eine ähnliche Aufforderung an mich ergehen ließ, fiel mir der gelehrte Abbé Br.[378]) und seine, wie mir schien, sehr treffende Bemerkung ein, und ich vertraute meinem Manne meine Angst. Er mißbilligte sie nicht ganz; aber er schlug mir vor, das Manuskript, ehe wir jenen großen Schritt vor die öffentliche Meinung täten, einigen vertrauten und durch ihre Gelehrsamkeit sowohl als ihr Wohlwollen gegen uns bewährten Freunden zu zeigen und ihr Urteil zu vernehmen. So wurde es denn nacheinander Herrn Haschka, der ohnedies so vielen Teil an meiner Geistesbildung genommen, Herrn Otto Wieser, einem Freund meines Mannes und Professor am Piaristenkollegium[379]), Herrn Hofrat von Sonnenfels, der sich von jeher als einen väterlichen Freund Pichlers erwiesen, und dem Hofrat Denis, dessen Name schon Autorität genug ist, zum Durchlesen gegeben. Das einstimmige Urteil dieser Herren fiel günstig und ermunternd aus, und so erschienen denn, obgleich von mir noch immer mit Angst und Sorge aus dem schützenden Schatten der Unbekanntheit entlassen, die Gleichnisse, und ich trat öffentlich vor der Welt als Schriftstellerin auf.

Zu meiner großen Freude und noch größerem Erstaunen fand das Büchelchen eine sehr günstige Aufnahme, und wurde von dem, damals mit Kotzebue gegen die Schlegelsche Schule bewaffneten Merkel — Herrn Garlieb Merkel[380]), der aber vielen Leuten gar nicht lieb war — vermutlich, weil er meine Gleichnisse in ihrer Einfachheit der neumodischen Verkünstelung und widernatürlichen Verdrehung der Schreibart entgegensetzen wollte, sehr gütig angezeigt; so ungefähr, wie Tacitus in seinen Sitten der Deutschen diesen damals sehr rohen Völkern und ihren einfachen Tugenden wohl nur darum so warmes Lob spendet, um seinen entarteten Mitbürgern einen strengen Spiegel vorzuhalten. Genug, die Gleichnisse wurden sehr gut aufgenommen, und dieser unverhoffte Erfolg, verbunden mit der lebhaften Freude, welche mein geliebter Mann — ganz im Gegensatze von dem Manne einer berühmten Frau in Schillers Epistel[381]) — an meinen Schöpfungen empfand und zeigte, munterte mich auf, dem innern Drang meines Gefühls, den ich stets empfand, nachzugeben, und wieder auf eine neue Dichtung zu sinnen. Ein Traum — denn zu manchen meiner Erzählungen hat ein lebhaftes Bild, eine Situation, ein Charakter, von dem mir träumte, die erste Veranlassung gegeben — erregte in mir den Gedanken, zu schildern, wie in einem edlen weiblichen Gemüte die Trefflichkeit eines Mannes, ungeachtet eines widerlichen Äußeren, einen tiefen Eindruck machen, und ihm selbst unbewußt, ja wider dessen Willen, eine Leidenschaft erregen könnte. Wohl war eben damals Krates und Hipparchia von Wieland erschienen[382]); aber meine Idee war eine ganz andere; jenes Bild war zu ruhig, zu klassisch. — Ich sann, ich bildete, und es entstand eine

Erzählung — Olivier, die im ersten Entwurf romantisch, ja eigentlich ein Märchen war[383]).

Um diese Zeit fing der politische Himmel über uns sich wieder sehr zu trüben an. Die Schlacht von Marengo[384]) hatte die Angelegenheiten unsers Vaterlandes sehr drohend verschlimmert, und zum zweitenmal in vier Jahren mußten wir mit angsterfüllten Herzen der Annäherung der französischen Armeen, entweder von Italien oder von der Seite des damals noch bestehenden deutschen Reiches entgegen sehen. Der Sommer und Herbst vergingen in bangen Erwartungen, und zwei Todesfälle in unserer Familie, welche schnell aufeinander folgten, vereinigten sich mit jenen Ereignissen, um uns alle recht trüb zu stimmen, und die Verluste, die wir vor kurzem erlitten, uns mit neuer Wehmut fühlen zu lassen. Binnen vierzehn Tagen starben in unserm Hause und fast in unsern Armen beide Eltern meiner seligen Schwägerin, bei denen wohl der Schmerz über den Verlust des trefflichen Kindes alten Übeln, an welchen beide litten, bedeutenden Vorschub geleistet, und sie der vorausgegangenen Tochter nachgeführt hatte[385]). Auf meines Bruders Gemüt wirkte dies sehr schmerzlich ein; aber es diente auch dazu, seine Tätigkeit zum Nutzen und Frommen der, nun im Jünglingsalter stehenden und ganz verwaisten Brüder seiner verstorbenen Frau aufzufordern, die außer ihm keine oder wenigstens keine hinreichende Stütze hatten; denn eine in Mähren an einen Arzt verheiratete Schwester und ein Bruder, der als Hauptmann im Felde stand, waren nicht zu rechnen[386]). Mein Bruder war schnell entschlossen, er nahm die beiden jungen Leute zu sich, und sie gehörten fortan zu unserer Familie. Der ältere, Franz, der seitdem als Schriftsteller

und Verfasser vieler wohlgelungenen Übersetzungen französischer Lustspiele sich in Deutschland einen Namen erworben, wurde bald hierauf bei den hiesigen Landrechten angestellt[387]), den jüngern, Karl[388]), brachte mein Bruder durch die freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen unsere Familie seit vielen Jahren mit dem Hause des Barons von Puthon[389]) gestanden hatte, als Kommis in dies Comptoir, und beide junge Männer zeichneten sich fortan als geschickte und in jeder Beziehung würdige Menschen aus. Den ältern aber zog sein Hang zur großen Welt bald in die Stadt, der jüngere blieb in unserm Hause, und war uns durch zwanzig Jahre ein treuer Freund und lieber Hausgenosse.

Im Herbst bezog eine sehr würdige Familie, die Witwe eines ungarischen Hofrates, Frau von Wlassics mit ihren Söhnen und einer, bereits an einen Cousin, der sich ebenfalls Wlassics nannte, verheirateten Stieftochter, die Wohnung im obern Stocke unsers Hauses[390]), und ganz in unserer Nähe mietete sich ihre Schwester[391]) ein, die an den, nachmals durch verschiedene seltsame Schicksale bekannt gewordenen Baron von Geramb verheiratet war. Jetzt bildete sich für uns ein recht angenehmes, geselliges Leben. So wie es Abend wurde, kamen die beiden Frauen, welche bei uns wohnten, mit ihrer Arbeit zu uns herab, etwas später kehrten Herr von Wlassics und mein Mann aus ihren Bureaus nach Hause, und nun lasen uns die Herren, oder vielmehr meistens Pichler, die neuesten Erscheinungen der damaligen Literatur vor, Lafontaines Romane, eine zu jener Zeit sehr geschätzte Lektüre, oder wenn etwas noch Höherstrahlendes, aus Schillers oder Goethes Feder geflossen, vor ganz

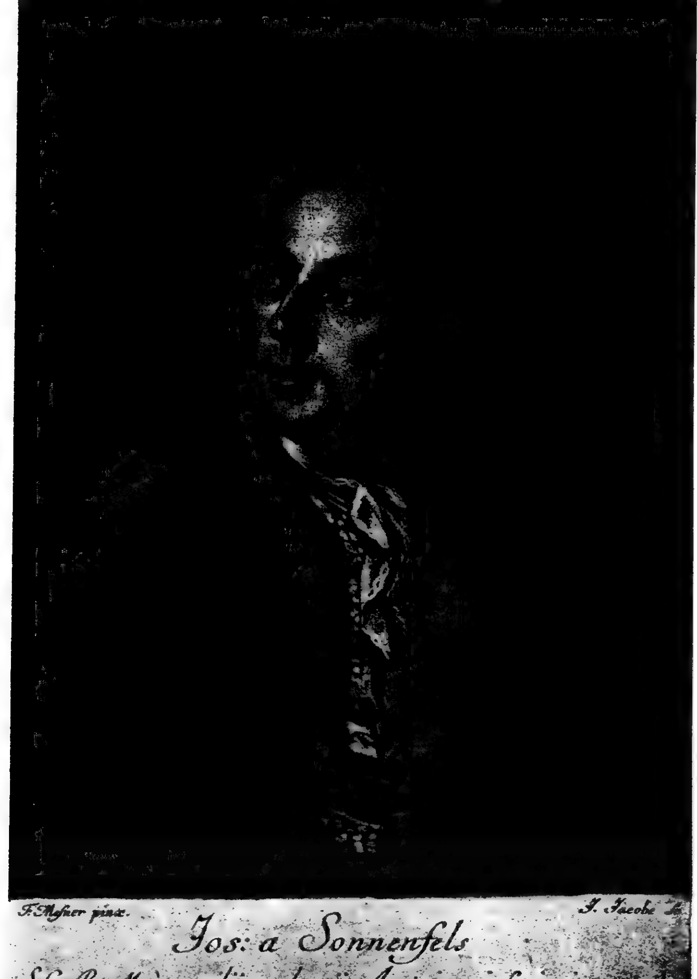
Deutschland neu erglänzte. Die Knaben der Witwe, ihre Neffen, die Kinder[392]) eben jenes Barons Geramb und meine kleine Lotte spielten neben uns, und so vergingen uns die Abende still und genußreich. Mein Bruder und sein Mündel Karl (denn er war nach der beiden Eltern Tode zum Vormund seiner Schwäger ernannt worden), die selbst sehr gut und gern vorlasen, fanden aber ihre Rechnung zu wenig beim bloßen Zuhören, und so brachten diese ihre Abende meist in der Stadt zu.

Recht angenehm wäre uns allen der Winter auf diese Weise verflossen, hätten nicht unglückliche Kriegsereignisse das ganze Land, und somit auch uns, mit Furcht und Angst erfüllt. Die französischen Armeen rückten nach den Siegen in Italien und am Rhein immer näher heran, und man sprach, wie vor drei Jahren, von der drohenden Gefahr einer Invasion. In unserm stillen Abendkreise teilten wir uns unsere Besorgnisse mit, und eine wahrscheinliche Trennung, die unserm zufriedenen Beisammensein ein nahes Ende machen sollte, stellte sich ganz dicht vor unsere Augen; denn Frau von Wlassics dachte sehr ernstlich daran, sich samt ihrer Schwester und ihren beiderseitigen Kindern nach Ungarn zu flüchten, was denn auch im Laufe des Winters noch geschah, und seitdem — es sind nun beinahe vierzig Jahre — habe ich diese liebenswürdige Frau nicht mehr gesehen, und nur wenig und Unbefriedigendes, ja Schmerzliches von ihr vernommen. Sie hatte ein neues Eheband in Ungarn geschlossen, das unglücklich ausfiel und ihr Leben verbitterte.

Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Während wir noch alle beisammen, und alle voll Besorgnisse vor den Dingen, die da kommen konnten, waren,

trat Baron Geramb zum erstenmal aus der Unbekanntschaft seines bisherigen Privatlebens mit einem Projekte hervor, das Aufsehen genug erregte, um die Blicke der Stadt auf ihn zu lenken. Er wollte nämlich ein Freikorps errichten und es dem Kaiser in dieser bedrängten Zeit zur Disposition stellen. Geramb wohnte, wie ich oben gesagt, nicht weit von uns, der Zudrang der Leute in seinem Hause, die Unruhe, welche dieses Werbgeschäft in der Nachbarschaft verbreitete, das Aus- und Einmarschieren der regellosen, meistens zerlumpten Truppe mit Musik, die durch die ganze Straße schallte, das alles schien mir bei der wenigen Zuversicht, die man in einem, auf solche Weise zusammengerafften Haufen setzen konnte, das Unheimliche unserer Lage noch zu vermehren[393]). Indessen hatte unsere Armee sich an der Grenze von Oberösterreich aufgestellt; die unglückliche Schlacht von Hohenlinden[394]), auf die man die letzte Hoffnung der Rettung gesetzt hatte, ging verloren, der Damm war durchstochen, welcher die verheerenden Kriegsfluten von unserm Vaterlande hätte abhalten sollen, und nun ergossen sich die feindlichen Scharen unaufgehalten über Salzburg, Passau und Österreich ob der Enns.

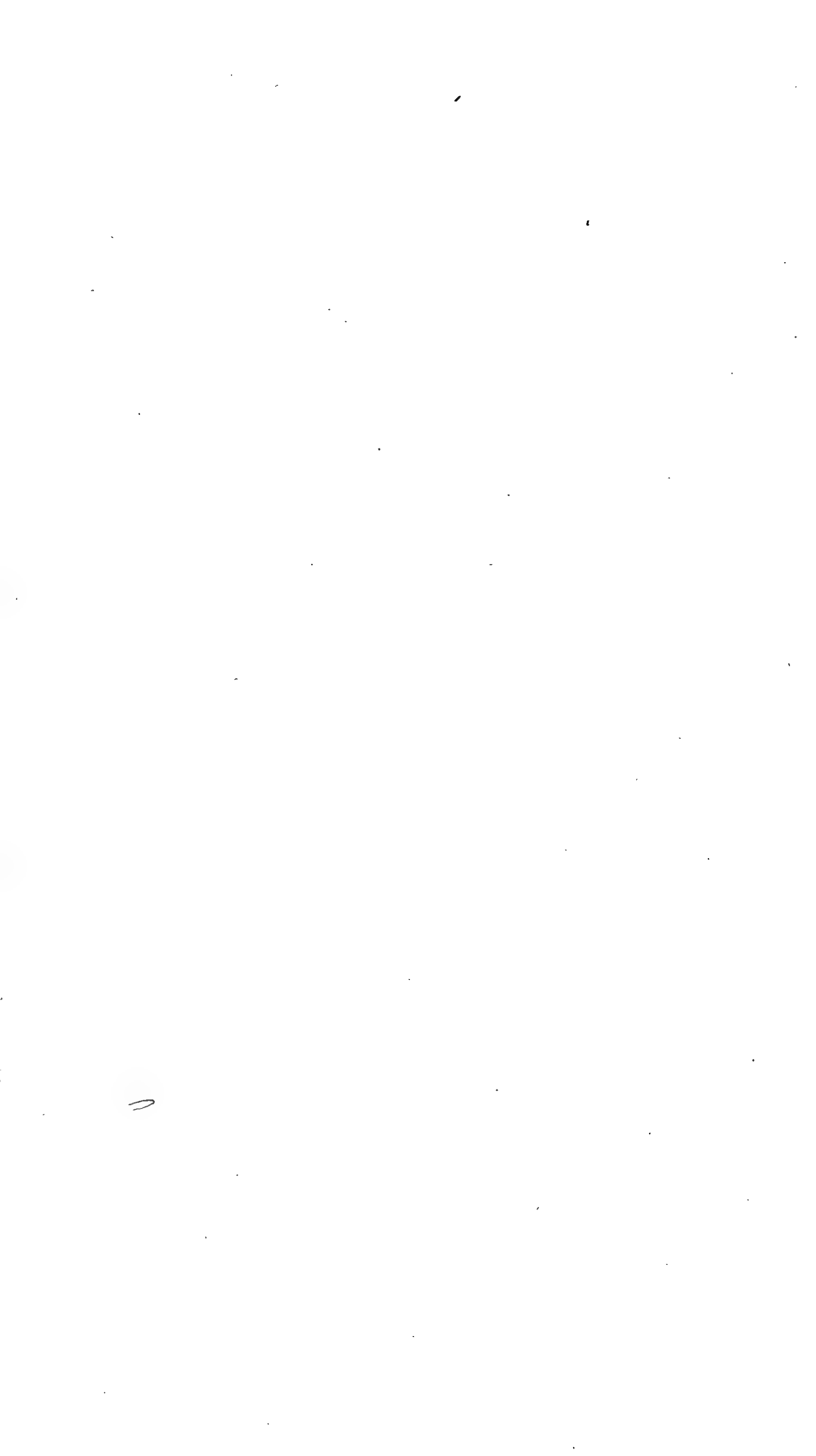
Vor ihnen her retirierte unsere Armee und eilte durch die, bald dem Feinde zu überlassenden Provinzen bis gegen Wien. Dieses Ereignis bereitete auch mir ein unverhofftes Wiedersehen einer Person, die mehrere Jahre vorher einen zu tiefen Eindruck auf mein Gemüt gemacht hatte, als daß die Aufregung eingeschlafener Erinnerungen selbst jetzt, wo ich glücklich verheiratet und über jene Ereignisse längst ein beruhigender Schleier gezogen war, nicht dennoch eine vorübergehende Erschütterung in meinem Innern hätte ver-



F. Meßner pinx. J. Jacobé sc.

Jos: a Sonnenfels

S. C. R. M. à consiliis gubernii Austriae inferioris [illegible] politicae professor publ. ord. et Academiae artium [illegible] Secretarius perpetuus.



ursachen sollen, und weil es so war, so stehe es hier, zur Steuer der Wahrheit.

Fernando, der junge Offizier, dessen sich die Leser wohl noch erinnern werden, war indes zum Major im Generalstab vorgerückt, und befand sich, ohne daß ich es ahnte — denn ich hatte in Jahren nichts mehr von ihm gehört und geflissentlich nicht nach ihm gefragt — bei dem retirierenden Armeekorps, dessen Rückzug er unter vielen Beschwerden mitgemacht und leiten geholfen hatte.

Eines Abends trat er plötzlich und völlig unerwartet bei uns ein. Ich leugne es nicht, daß dies Wiedersehen mich erschütterte, daß ich einige Minuten bedurfte, um meine ruhige Fassung zu erhalten; aber es ging. Das Bewußtsein meines jetzigen Standpunktes in einer glücklichen Ehe und Fernandos feines Gefühl halfen uns über diesen Moment hinweg. Ich empfing ihn als einen werten alten Freund und er gab sich auch so. — Er besuchte uns nun oft, erzählte uns, was er bei dieser Retraite ausgestanden, erinnerte uns an manches vergangene Ereignis, und wir besuchten ihn wieder im Hause seines Oheims, des Hofrates, wo er sich aufhielt und noch eine Weile an den Folgen der Winterkampagne zu leiden hatte. Kurz, das Verhältnis ordnete sich zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit. Alles Leidenschaftliche hatte sich läuternd abgesondert und nur gegenseitige Achtung und Wohlwollen waren zurückgeblieben. Nach dem bald erfolgten Waffenstillstand trat er als Obristleutnant aus dem Generalstab in ein Husarenregiment, produzierte sich in seiner prächtigen, reich mit Gold besetzten Uniform, und schied endlich unter herzlichen Freundschaftsbezeugungen und unsern wärmsten Wünschen von uns.

Bald darauf verheiratete er sich mit einem sehr jungen polnischen Fräulein, und hat, so viel ich weiß, in einer glücklichen Ehe mit ihr gelebt.

So hatte sich denn durch Zeit und veränderte Verhältnisse ein Eindruck wie ein flüchtiger Schatten aus meinem Gemüte verloren, der durch viele Jahre stark genug gewesen war, um mir manche trübe und bittere Stunde zu verursachen, und dessen ehemalige Gewalt ich erst recht dadurch erkennen konnte, daß sich unter ganz veränderten Umständen doch die letzten Spuren desselben bei dem unvermuteten Wiedersehen in meiner Seele regten.

Wichtigere und tiefer gehende Gedanken und Sorgen bemächtigten sich in dieser Zeit meiner wie aller Menschen. Die französische Armee stand auf österreichischem Boden und man zitterte in Wien vor den Ereignissen, die kommen konnten. Viele dachten abermals auf Flucht wie im Jahre 1797, und die Ungewißheit und Ratlosigkeit dieser Lage, in der niemand mit Sicherheit einen Entschluß zu fassen wußte, und wobei die Einbildungskraft freies Spiel hatte, alle möglichen Gefahren und Unfälle von den noch sehr wilden republikanischen Horden zu fürchten, waren unaussprechlich peinigend.

In diesen drangvollen Umständen ertönte plötzlich wie eine Stimme vom Himmel die Nachricht, daß der Erzherzog Karl, der früher schon einmal als Retter Germaniens*) von der ganzen Welt war erkannt und verehrt worden, das Kommando wieder übernommen und sich an die Spitze der Armee gestellt habe[395]).

*) Viele werden sich noch der goldenen Kreuze mit der Inschrift: „Dem Retter Germaniens“ erinnern, die man damals trug und die ihre Stiftung einer Fürstin von Fürstenberg verdankten.

Alles fing an zu hoffen; nicht auf Sieg und Glück, das war nach der Lage der Dinge nicht möglich; aber auf Rettung, und diese erfolgte denn auch durch unsers teuern Helden Karl Vermittlung. Am 27. Dezember kam er unvermutet in Wien an und brachte selbst die Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstands[396]). Das Verderben war für diesmal nicht ganz abgewendet, aber aufgehalten, und bei der Vorstellung der mannigfachen Übel, die uns so nahe drohen konnten, schien schon diese Waffenruhe uns ein wahres Heil.

Mit lautem Jubel empfing das Volk unsern Retter, ein freudiger Taumel bemächtigte sich aller Gemüter, und ihm folgte, wie man sich zu verständigen und zu besinnen anfing, die schöne Hoffnung auf den Frieden, der denn auch ein paar Monate später zu Lüneville geschlossen wurde.

In Wien atmete alles neu auf. Mit der Hoffnung kehrten Ruhe und Frohsinn wieder, unsere Abendunterhaltungen wurden wieder still und genußreich wie zuvor. Baron Geramb ließ sein Freikorps auseinander gehen, das ihm indessen den Titel und Rang eines kaiserlichen Obersten verschafft hatte, und beschäftigte sich jetzt wieder mit etwas neuem, nämlich ein Gedicht über die Geschichte des Habsburgischen Hauses von irgend jemand verfassen und in alle europäischen Sprachen, die türkische nicht ausgenommen, übersetzen, mit stattlichen Vignetten auszieren, und in einer Prachtausgabe in Folio erscheinen zu lassen. Auch dieses Unternehmen erregte Aufsehen, und wahrscheinlich war dies ein Hauptzweck des Unternehmers, der bald nachher durch ein Duell, dessen Kampfplatz der Ätna oder Vesuv sein sollte, in allen Zeitungen be-

kannt wurde, und seine unruhige Lebensbahn im Kloster La Trappe endete[397]).

Erzherzog Karl, an dem das Volk mit großer Liebe hing, war im Anfange des Jahres 1801 zum Chef der ganzen Armee und zum Hofkriegspräsidenten ernannt worden. Bald darauf ergriff ihn sein gewohntes Übel mit außerordentlicher Heftigkeit, er wurde nach Wien und ins Batthyanische Haus in der Schenkenstraße gebracht, das von nun an den ganzen Tag von Haufen Volkes umlagert war, welches Nachrichten von dem Befinden des allgeliebten Erzherzogs zu haben wünschte. Man zitterte allgemein für sein Leben, denn der Anfall war ungewöhnlich stark gewesen, und tausend Gebete und Wünsche stiegen für ihn zum Himmel. Endlich erhörte dieser unser einstimmiges Flehen, die Krankheit wich und man durfte mit Zuversicht auf Genesung hoffen[398]).

Auch ich gehörte unter die Zahl seiner wärmsten Verehrerinnen, obgleich ich ihn nie anders als von weitem gesehen, aber schon seit seiner joyeuse entrée in Brüssel, so viel Edles, Schönes und Großes von ihm gehört und miterlebt hatte, daß in meiner Seele immer ein Altar für diesen Fürsten stand und noch steht, auf welchem eine nie verlöschende Flamme der Verehrung lodert, und mit allem, was ich Edles und Großes von ihm vernahm, genährt wird. So war es natürlich, daß mein Gefühl der Freude über die Genesung dieses Helden sich in einem Gedichte[399]) aussprach, von dem ich wünschte, daß es vor seine Augen kommen und ihm zeigen sollte, wie sehr und wie aufrichtig er von dem Volke geliebt werde, das ihm so viel zu verdanken hatte.

Graf Chorinsky, der Gemahl meiner Freundin, befand sich damals gerade in Wien[400]), er hatte durch

einen Verwandten oder durch seine eigene Persönlichkeit, die so äußerst schätzbar war, leichten Zutritt zu dem Erzherzog, ihn bat ich also, es einzuleiten, daß der königliche Held das Gedicht bekomme, und in ihm den Ausdruck nicht bloß meiner, sondern der Verehrung des ganzen Volkes lese, daß er aber ja nicht glaube, es wäre auf ein Ehrengeschenk dabei abgesehen; denn damals und später noch mehr wurde der Erzherzog mit Dedikationen von Büchern und Lobgedichten, für die alle ein barer Lohn erwartet wurde, völlig bestürmt, bis er später dies förmlich verbat und verbot.

Wie ich gewünscht hatte, so ward es mir auch. Graf Chorinsky hatte mit feinem Gefühl sich der Sache angenommen, und ich erhielt das, was mir das Liebste war, ein Handbillett des allverehrten Helden, begleitet von einem verbindlichen Briefe seines, damals viel genannten und von der ganzen Welt beachteten Hof- oder Staatsrates Faßbender[401]).

Das Schreiben des Erzherzogs Karl ist schön an sich und zu teuer für mich, um ihm nicht einen Platz in diesen Blättern einzuräumen, die ja doch nur der Erzählung der an sich unbedeutenden Begegnisse meines Lebens für sich, und in Verbindung mit den öffentlichen Ereignissen, so wie den Fortschritten auf meiner schriftstellerischen Laufbahn gewidmet sind.

„Ich bin äußerst gerührt über die schöne und gefällige Art, womit Sie mir Ihre Teilnahme an meiner Genesung bezeugen, und freue mich, daß Wien eine Dichterin besitzt, die reine Empfindung, lebhafte Darstellung und richtige Sprache in so vollkommenem Maße verbindet. Sehr willkommen würde es mir sein, Ihnen etwas Angenehmes zu erweisen, so wie ich mit Vergnügen die gegenwärtige

Gelegenheit nicht unbenützt lasse, Sie meiner aufrichtigsten Ergebenheit und ganz vorzüglichen Wertschätzung zu versichern, womit ich stets verharre

Ihr aufrichtigst ergebener

23. März 1801. E. Carl."

Ich war ganz glücklich durch diese höchste Huld und gnädige Anerkennung, und mir schien es, als hätte ich nun eine Ursache, ja ein Recht mehr, mich der Verehrung und Bewunderung so vieler fürstlichen, kriegerischen und menschlichen Tugenden zu überlassen. Diese Empfindung strömte auch über in eine Idylle: die Geretteten[402]), in der ich die gesicherte Ruhe der Bewohner des Landes unter der Enns, welche sie dem Helden Karl zu danken hatten, im Vergleich mit den Schrecken und Leiden schilderte, unter welchen die vom Feinde besetzten Provinzen seufzten und jene Ekloge Virgils nachzuahmen suchte, worin der Dichter den Augustus preiset[403]), der sein (des Dichters) Vaterland vor ähnlicher Verwüstung schützte.

Die Stelle:

O Meliboee, Deus nobis haec otia fecit.
Namque erit ille mihi semper Deus; . . .

schien mir recht geeignet, um auf unsern Helden angewendet zu werden, und ich freute mich, ihm wieder öffentlich meine tiefe Verehrung bezeugen zu können. Diese Idylle sandte ich dem Staatsrate von Faßbender, von dem ich, wie oben gesagt worden, bereits einen Brief erhalten hatte, und er dankte mir wieder schriftlich im Namen seines Herrn.

Der Friede von Lüneville schloß indessen auf kurze Zeit die Pforten des Janustempels für uns und einen Teil von Europa, aber das Feuer glimmte unter der Asche fort, und bei der immer wachsenden Macht

Frankreichs und dem Weitergreifen seines kriegslustigen Oberhauptes, das zwar damals noch einen bescheideneren Titel trug, war wohl niemand, der ein bißchen weiter zu sehen vermochte, imstande, sich über die Gefahr, in der wir alle schwebten, und die prekären Bedingungen unserer damaligen Ruhe zu täuschen.

Unser Leben ging indes still fort und im ganzen ziemlich einsam; aber es knüpften sich nach und nach gesellige Verhältnisse in unserer Nähe an, welche uns viel Annehmliches versprachen. Die Familie des Hofrats von Kempelen entschloß sich, wohl durch meines Bruders Zureden vermocht, sich in der Alservorstadt gegenüber von uns anzusiedeln[404]). Zu den früher erwähnten Gliedern derselben gehörte nun die wunderschöne und sehr interessante Frau des Sohnes[405]). Da seit langen Jahren, wie der Leser dieser Blätter sich erinnern wird, eine genaue Freundschaft unsere beiden Familien verband, so war uns diese Nachbarschaft etwas sehr Erwünschtes, und wirklich begann auch von diesem Punkte an ein angenehmes geselliges Leben für uns, indem unser Kreis sich nach und nach erweiterte und durch bedeutende Mitglieder verschönte.

Zwar verloren wir die Familie Wlassics aus unserer Nähe, die Glieder derselben zerstreuten sich, wie das zu gehen pflegt, da- und dorthin; aber durch die Nachbarschaft des Kempelenschen Hauses ward unser Verlust mehr als ersetzt. Diesen Winter von 1801 auf 1802 wurde auch ein noch sehr junger Mann bei uns durch Herrn Haschka eingeführt, der eine, besonders in der Folge zu merkwürdige Erscheinung war, um seiner nicht hier zu erwähnen. Es war der Verfasser der Tirolergeschichte, Baron von Hormayr[406]), ein Jüngling von vielleicht nicht mehr als zwanzig Jahren, vor

welchem aber schon ein bedeutender literarischer Ruf vorausging, und dessen sehr vorteilhaftes Äußeres den Eindruck angenehm verstärkte, welchen jener Ruf verbreitete. Damals kam er indessen nur selten zu uns, und erst eine spätere Epoche brachte uns in nähere Beziehungen.

Um diese Zeit ungefähr, da durch die Unfälle des Krieges, durch ungünstige Witterung, die Preise der Lebensmittel sehr gestiegen und viele Menschen in Wien sowohl als anderswo mit Mangel zu kämpfen hatten, bildete sich hier aus menschenfreundlichen Männern ein Verein[407]), an dessen Spitze der verstorbene Fürst Josef von Schwarzenberg[408]) stand, und dessen Geschäft es ward, auf Mittel zu sinnen, um den untern Klassen, die damals am meisten litten, zu Hilfe zu kommen. Allerlei ward da erfunden und manches ausgeführt, was wenigstens eine Zeitlang seiner Bestimmung entsprach. Unter diese Hilfsmittel gehörte denn auch die Rumfordsche Suppe[409]), und einer unserer genauesten Freunde, Herr von Perger[410]), dessen lebhafter Geist sich leicht für alles neue interessierte und dessen kräftiges Gemüt das Ergriffene mit ungewöhnlicher Heftigkeit festhielt, war der eifrigste Beförderer dieses neuen Planes. Ja, er ließ mit großer Uneigennützigkeit seine eigene Küche zu diesem Behufe einrichten. Da wurde nun täglich nach der Vorschrift eines Herrn von Voght[411]) aus Hamburg, der auch in seiner Vaterstadt ein Beförderer, ja ein Stifter solcher Anstalten war, Rumfordsche Suppe nach den besten Rezepten gekocht, und gegen sehr mäßige Preise von zwei bis drei Kreuzern (Kupfergeld von geringer Valuta) unter die Armen verteilt. Mehrere junge Beamte von Pergers Bekanntschaft, unter ihnen auch mein Bruder,

nahmen wechselweise das Geschäft über sich, bei dieser Austeilung gegenwärtig zu sein und über dieselbe die Aufsicht zu führen.

Perger, der uns sonst sehr fleißig, selbst in den rauhesten Winterabenden, besuchte, ja bei stürmischem oder schlechtem Wetter fast unser sicherer Gesellschafter war, kam nun äußerst selten, und ich schrieb ihm deswegen eine komische Epistel in Knittelreimen, welche also begann:

O du, der jetzt mit kräft'ger Brühe
Wiens Leckermäuler täglich speist,
Und weder Ungemach noch Mühe,
Noch Küchenruß und Arbeit scheu'st,
— — — —
— — — —
Wenn durch das Lob von tausend Zungen
Dich noch mein Wort erreichen kann,
So neig', o hochberühmter Mann,
Dein Ohr mir wenig Augenblicke,
Und kehre dann ans große Werk zurücke.
— — — —
— — — —
Sind denn die stillen Abendstunden,
So manche finstre Regennacht,
Wo doch dein Herz den Weg zu uns gefunden,
Dir ganz aus dem Gemüt verschwunden?
usw. usw.[412])

Kurz, ich beklagte mich über seine Vernachlässigung auf eine lustige Weise. Perger las das Gedicht in einer Sitzung des Wohltätigkeitsvereins, es erregte Lachen, und ward, vermutlich durch den Fürsten von Schwarzenberg selbst, vor die Augen des Kaisers gebracht, dem der heitere Scherz gefiel, wie denn überhaupt alles Gemütliche Anklang in seiner ebenso erhabenen als einfachen Seele fand.

Aber es schien mir, als verdiene diese Erfindung der Rumfordschen Suppe, wenigstens für Länder und

Orte, die mit weniger Fruchtbarkeit und Wohlleben als unser Österreich gesegnet sind, eine ernsthaftere und würdigere Anerkennung. Dies gab mir die Idee zu der Idylle: Die Rumfordsche Suppe, die aber vielleicht nicht halb so viel Aufmerksamkeit erregte als jene komische Epistel[413]).

Indessen, trotz aller aufrichtigen und edlen Bemühungen jener Herren vom Wohltätigkeitsvereine, gedieh das Suppekochen und Spenden in unserm gesegneten Wien, wo damals und noch lange nachher der Bürgermeister selbst, sehr bedeutsam, Wohlleben[414]) hieß, nicht recht. Den ärmern Klassen, so viel sie auch sonst jammerten und schrien, behagte die Nahrung eines bloß aus Erdäpfeln, Graupen und Erbsen gekochten Breies, der nur durch etwas geräuchertes Fleisch eine Annäherung an eine Fleischspeise erhielt, nicht lange. Sie holten keine Billette auf eine oder mehrere Portionen mehr ab, die man ihnen an Almosen statt hatte austeilen lassen. Das Kochen der Suppe hörte auf, und Rumford[414a]) mit allen seinen gutgemeinten Anstalten, seinen gespannten Betten, Brühen, Kochöfen usw., die gewiß für ärmere Gegenden wohltätig gewesen wären, fand keine entsprechende Aufnahme in dem Lande der Phäaken, wie uns die sehr mäßigen Norddeutschen nennen, die sich indes, wenn sie in Wien sind, unsere Schnitzel und Rostbratel trefflich schmekken lassen, auch ganze Abhandlungen darüber ihren Reisebüchern einverleiben.

Schon damals also zeigte sich, was die neuere Zeit noch viel öfter und auffallender ans Licht stellt, daß es, trotz des Jammerns der niedrigen Klassen, und trotz der menschenfreundlichen Klagen so vieler wohltätigen Seelen, welche jenen alles aufs Wort glauben

und von Mitgefühl für ihre Not durchdrungen sind, daß diese Not in den allermeisten Fällen nur eine relative, nicht absolute war. Wäre wirklich Not im allgemeinen vorhanden gewesen, wie in der Schweiz und in Hamburg damals, so hätte die Suppe Abnehmer und Liebhaber gefunden. Es gehe jemand an Sonntagen oder Feiertagen ins Lerchenfeld, in den Wurstelprater, nach Hietzing zum Domayer, nach Tivoli, ins Krapfenwaldel usw.; kurz, wo möglich an einem Tage an alle Erlustigungsorte der höheren und besonders der gemeinen Klassen, und er wird sie alle zum Erdrücken voll finden, er wird diese gemeinern Klassen in Anzügen sehen, die durchaus keine Not auch nur vermuten lassen. Aber in den Briefen eines Verstorbenen[415]) steht eine Stelle, welche, wie mich dünkt, ein helles Licht auch auf unsere Bevölkerung und ihre Klagen wirft. Der Verfasser nämlich redet auch von den Klagen des englischen Volkes, von seiner Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung, besonders von dem ungestümen Jammern der Fabriksarbeiter. Aber er setzt uns sogleich auseinander, daß diese Klassen durch früheren reicheren Erwerb sich an ein solches Wohlleben gewöhnt haben, daß sie über Mangel und Not schreien, wenn sie nicht täglich ein- bis zweimal Fleisch und Kuchen zum Tee haben können. So weit haben wir es noch nicht gebracht; denn es ist bei uns nicht so viel Geld in Umlauf wie in England, ich halte mich aber für überzeugt, daß die zunehmende Teuerung ebenso sehr von dem steigenden Luxus der untern Klassen als von den erhöhten Steuern, welche die Regierung auferlegt, herrührt, und daß in den allermeisten Fällen, wie oben gesagt, von keinem Mangel an eigentlichem Lebensunterhalt, sondern nur an feinern Lebensgenüs-

sen die Rede ist, an welche sich der gemeine Mann immer mehr und mehr hat gewöhnen lernen. Viel hat bei uns die Zeit der Bankozettel zu dieser Steigerung der Genüsse und somit der Bedürfnisse in den arbeitenden Klassen beigetragen, indem diese im Verhältnis viel besser daran waren als die kleinern, ja selbst die etwas höhern Staatsbeamten. Ob nun dies ein Glück für die Nation zu nennen ist, wie viele Statistiker und Nationalökonomen behaupten, oder ob es zum sittlichen Verderben führt, wage ich nicht zu entscheiden. Kluge und erfahrene Männer stehen auf beiden Seiten und ich denke, daß noch

sub judice lis est.

* * *

Pichler war in diesem Jahre 1802 bei der sogenannten Wohltätigkeitskommission[416]) unter der Leitung des Grafen Mittrowsky[417]) angestellt. Es sollte diese Kommission der immer steigenden Teuerung der notwendigsten Bedürfnisse steuern so wie der obenerwähnte Wohltätigkeitsverein; aber sie erreichten beide ihren Zweck nur in sehr geringem Maße, weil, wie ich glaube, in solchen Umständen, welche sich frei und organisch aus der jedesmaligen Lage der Dinge entwickeln, ebensowenig durch partielle Einwirkung abzuhelfen, als gegen den Strom zu schwimmen ist. Die Zeitverhältnisse, die langen und unglücklichen Kriege, die Finanzverwirrungen, die Devaluation des Papiergeldes aller Art, der steigende Luxus der untern Stände und einige unfruchtbare Jahre hatten jene Not herbeigeführt, und ihr zu wehren oder sie aufhören zu machen, lag außer dem Bereich menschlicher Kräfte. Teilweise wurde hier und dort nachgeholfen, so z. B.

dem immer fühlbareren Mangel an Brennholz für den ungeheuren Bedarf der Hauptstadt teils durch vorsichtige Vorkehrungen hier auf dem Platze selbst, teils durch Eröffnung neuer Zuflüsse aus den reichen Waldungen von Unter-, Oberösterreich und Steiermark. Zu diesen beiden Arten von Tätigkeit verwendete Graf Mittrowsky meinen Mann. Er mußte im Bureau über die Austeilung des Holzes an die Parteien wachen und von Zeit zu Zeit Reisen in die Gebirge unternehmen, um dort mit Zuziehung der Kreisbeamten, Wasserbaukundigen, herrschaftlichen Beamten usw. für Fällung des Holzes in noch unbenutzten Waldungen, Herausschaffung desselben durch Riesen, Wehren, Rechen usw. und Verführung nach der Hauptstadt zu sorgen. Diese Reisen wurden noch durch mehrere Jahre fast jeden Sommer wiederholt und boten uns später die erwünschtesten Gelegenheiten, die schönsten Gegenden dieser Provinzen zu besuchen, uns an ihren malerischen Ansichten, ihren geschichtlichen Merkwürdigkeiten zu erfreuen und gaben mir die Veranlassung und Szenerie zu manchen meiner Romane und Erzählungen.

Aber noch bedeutender und angenehmer wirkten diese Dienstverhältnisse auf Pichlers und somit auf mein Leben ein. Es war damals die Kreishauptmannsstelle in Korneuburg nach dem Abgang des Baron von Lederer erledigt[418]. Pichler bewarb sich mit mehreren darum — er war nahe daran, sie zu erhalten, das hätte ihn und mich sehr glücklich gemacht, denn wir liebten das Land oder das stille Leben in einer kleinen Stadt, wo wir einen Garten und ein bequemes Wohnhaus gefunden hätten. Hier aber erhob sich ein peinlicher Widerstreit. Meine Mutter erklärte geradezu, sie würde nicht mit uns ziehen und ihr Haus in Wien nur

mit ihrem Tode verlassen. Ich aber zitterte vor dem Gedanken, die hochbejahrte und fast ihres Augenlichts beraubte Frau allein unter Dienstboten zu lassen; denn das wußte ich im voraus, daß einen ihrer Entschlüsse zu beugen oder zu ändern, ein fruchtloses Unternehmen sein würde. Da half mir Gottes Fügung durch Graf Mittrowskys Dazwischentreten. (Er erklärte nämlich, daß er Pichler bei der Kommission nicht entbehren könne und verlangte daher und erhielt es auch, daß er hier in Wien bei der Landesstelle, deren Chef damals Graf Mittrowsky war, als Regierungsrat angestellt wurde[419]). Nun hatte Gott geholfen. Pichler hatte eine sehr ehrenvolle Stufe in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit — er war erst sechs Jahre Sekretär gewesen und erst überhaupt seit 17—18 Jahren angestellt — erstiegen; eine Schnelligkeit der Beförderung, die jetzt wohl selten einem Bürgerlichen zuteil wird. — Der Zwiespalt in unserm Hause war geschlichtet, wir blieben hier und bei meiner Mutter, und so löste sich alles in Freude und Beruhigung auf.

* * *

Mein Bruder hatte sein geliebtes Weib verloren, aber er war ein blühender Mann von 28—29 Jahren, der bereits einen nicht unbedeutenden Posten, als Hofkonzipist[420]), bekleidete, und der einiges Vermögen besaß, welches durch das Gerücht wie gewöhnlich viel größer ausgeschrien wurde. Es konnte daher nicht fehlen, daß allerlei Pläne auf seine Hand gemacht wurden, welche aber meist spurlos von seinem Herzen abglitten. Nur ein Mädchen, die Tochter eines uns weitläufig verwandten Hauses, gewann ihm durch große Herzensgüte, noch mehr aber durch die sichtlichen Bemühun-

gen ihrer Familie, dieses Band zu knüpfen, und es vor der Welt als ein schon geknüpftes erscheinen zu lassen, einige Aufmerksamkeit ab. Sie liebte ihn gewiß sehr und aufrichtig. — Sei es aber, daß das Bild seiner Verlorenen, die durch ein imposantes und wirklich würdiges Äußere, bei einer kühlen und mehr verständigen als liebevollen Gemütsart ganz das Widerspiel Theresens[421]) (so hieß jenes Mädchen) gewesen war, ihm zu lebhaft vorschwebte; sei es, daß eben jene zu auffallenden Bemühungen der Familie ihm widersagten: genug, nachdem einige Monate zwischen Hoffen und Verzagen, Annähern und Entfernen hingegangen waren, entschloß sich mein Bruder, diese Verbindung, welche ihm kein Glück, wie er es forderte, zu versprechen schien, lieber mutig zu brechen, als sich in unbefriedigenden Verhältnissen eine Weile hinzuschleppen, das Mädchen immer tiefer in eine, am Ende hoffnungslose Leidenschaft sich verwickeln zu lassen, und nach einem halben oder ganzen Jahre doch endlich zu dem Resultate zu kommen, das jetzt schon vor ihm lag, nämlich, daß sie beide nicht für einander paßten.

Mir tat dieser Entschluß sehr weh. Ich war Theresen herzlich gut und hatte gehofft, an ihr eine liebevolle, teilnehmende Verwandte zu erhalten. Auch sie empfand diesen Riß schmerzlich, sie hatte meinen Bruder innig geliebt, wie er es auch in jeder Rücksicht verdiente; denn er war unstreitig einer der vorzüglichsten Männer, die ich je gekannt, aber in seiner Phantasie, die nun einmal von dem Bilde seiner Verstorbenen erfüllt und beherrscht wurde, war Anstand und hohe Würde im Äußerlichen von dem Ideal eines vollkommenen Frauenzimmers untrennbar, und diese besaß Therese, bei vielen andern guten Eigenschaften, nicht. Es

war ihr tröstend, daß wenigstens ich mich nicht von ihr entfernte; wir blieben einander gut, aber ich mußte es höchlich mißbilligen und widerraten, als sie ein halbes Jahr darnach, vermutlich aus Dépit amoureux, den dringenden Wünschen ihrer spekulierenden Verwandten nachgab und einen reichen, verständigen, aber unliebenswürdigen Mann[421]) heiratete, der um dreißig Jahre älter als sie war. Als ich auf die erhaltene Nachricht zu ihr eilte, um, so weit es möglich wäre, ihr von diesem Schritte abzuraten, fand ich sie mit jugendlich mädchenhaftem Vergnügen beschäftigt, an ihre Aussteuer zu denken und sich der neuen Equipage zu erfreuen, die ihr vorgeführt werden sollte. — Ich dachte:

the best repenting in a coach of six!

sagte ihr zwar redlich, was ich zu sagen nötig fand, gab aber gleich jede Hoffnung auf, eine Verbindung zu hindern, welche von der ganzen Familie heftig gewünscht wurde, und die dennoch, wie ich es vorhergesehen, das arme Wesen in eine Kette von Schmerzen, Fehltritten und Unglück verwickelte.

Aber dieser Versuch, meinen Bruder zu einer zweiten Heirat zu vermögen, so ungünstig er ausgefallen war, blieb nicht der einzige. Indessen brachten uns diese Pläne doch auch manches Angenehme, indem wir dadurch mit mehreren Familien in nähere Beziehungen kamen, und überhaupt unser geselliger Kreis auch durch andere Mitglieder, die gerade nicht in jener Absicht unsere Bekanntschaft suchten, auf recht genügende Art vermehrt wurde.

Zu diesen muß ich vor allen die Familie eines Majors Baron v. Richler[422]) rechnen, die aus seiner Frau und ihren beiden unverheirateten Schwestern bestand. Der Major hatte während des Krieges in Heidelberg



Karoline Ungher-Sabatier

Lithographie von J. Kriehuber (1839) — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

diese, damals noch sehr hübsche, lebhafte und gebildete Frau geheiratet. Sie war ihm später nach Österreich gefolgt, und nach dem Tode ihrer kränklichen Mutter zogen auch die beiden jüngern Schwestern der verheirateten nach. Da sie in derselben Vorstadt wie wir wohnten, lernten wir sie zu unserm großen Vergnügen im Kempelenschen Hause kennen, wo mein Bruder sie zuerst sah und uns auf sie aufmerksam machte. Auch ein Herr Unger[423]), ein zierlicher Dichter und recht gebildeter Mann, der in unserer Nachbarschaft lebte, schloß sich unserm Kreis an. Seine Frau, eine geborne Baronesse Karvinsky, war ihrer Entbindung nahe — sie baten mich, ihr Kind zur Taufe zu halten, ich tat es gern; es war ein Mädchen, sie erhielt meinen Namen, und wurde die berühmte Sängerin Carolina Ungher[424]).

In dem Hause dieser Heidelbergerinnen machten wir bald die Bekanntschaft noch anderer, sehr ausgezeichneter Personen vom Militärstande — und aus allen diesen ganz gewöhnlich begonnenen Verbindungen erwuchsen uns treue, lebenslängliche Freunde, die, so lange sie auf der Erde oder wenigstens in unserer Nähe weilten, verläßlich und unveränderlich an uns hingen, und mit welchen, insofern sie noch leben, noch jetzt warme Bande gegenseitiger Achtung uns verbinden. Nebst jenen drei Schwestern muß ich vor allen den damaligen Hauptmann Baron v. Rothkirch, jetzt Graf Rothkirch[425]) und Feldmarschalleutnant, und das Haus des Obersten Baron v. Engelhardt[426]) nennen. Seine Frau, eine der vorzüglichsten ihres Geschlechts, deren Schwester, und ihre beiden Brüder, alle vier höchst ausgezeichnete Menschen, trugen sehr viel zur Annehmlichkeit unsers kleinen Kreises bei, und noch jetzt verbindet Achtung und gegenseitige Wertschätzung uns

mit den noch lebenden, aber entfernten Gliedern dieser Familie, und macht uns ihr Wiedersehen, wenn es einmal unvermutet stattfindet, zum frohen Feste. Ich ergreife gern diese Gelegenheit, um allen diesen hochgeachteten Freunden, die einen großen Teil meines Lebensweges mir verschönerten, noch jetzt nach mehr als dreißig Jahren meinen Dank dafür abzustatten, und überhaupt jener schönen, an so manchen geistigen Genüssen reichen Periode ein kleines dankbares Denkmal zu errichten.

Unser Haus wurde bald der allgemeine Vereinigungspunkt dieses ganzen Kreises, da die andern Familien teils durch die Beschaffenheit ihrer kleinern Wohnungen, teils durch Kränklichkeiten eines oder des andern Mitgliedes, teils endlich durch eigenen Geschmack sich nicht dazu geneigt fanden, jeden Abend zu Hause zu bleiben und Gesellschaft bei sich zu empfangen. Das war aber meine Mutter, sie, welche durch lange Jahre gewohnt gewesen war, jeden Abend in ihrem großen und ganz dazu geeigneten Appartement zahlreiche Gesellschaft sich versammeln zu sehen, und die es so ganz verstand, durch geist- und sinnvolle Unterhaltung, so wie durch Benutzung kleiner gesellschaftlicher Talente in ihrer nächsten Umgebung, ihren Abendzirkeln einen lebhaften Reiz zu geben. Ein paar Jahre her war durch Umstände und hauptsächlich durch unsere Umsiedlung in die Vorstadt diese Lebensweise unterbrochen worden, jetzt bot sich die Möglichkeit wieder dar, da wir Bekanntschaften in unserer Nähe geschlossen hatten, und nun ward das Haus der Frau von Greiner wieder der Mittelpunkt eines ziemlich zahlreichen, gebildeten und freundschaftlichen Kreises. Wir jüngern Leute unterhielten uns mit gesellschaft-

lichen Spielen, mit Musik, welche manche in dem Kreise verstanden, wie denn z. B. mein Bruder sehr hübsch sang, die junge Kempelen und ich Klavier spielten, usw. Wir arrangierten im Fasching Picknicks, wozu unsere großen, hohen Zimmer passend waren, und machten im Sommer gemeinschaftliche Spaziergänge und Landpartien.

So ging das angenehme Leben ein Jahr oder zwei hin, als mein guter Bruder plötzlich von rheumatischen Schmerzen in der Seite befallen wurde, die er anfangs wenig achtete und durch den Gebrauch der Badner Bäder zu heilen hoffte. Aber trotz der vorübergehenden Linderung, welche ihm diese Kur verschaffte, stellten sich die Schmerzen wieder ein, und Gott weiß, welche sonderbare Ansicht seines damaligen Arztes, des berühmten Doktors Closet[427]), diesen veranlaßte, meinem Bruder zu raten, alles warme Verhalten, welches er bisher beobachtet, fahren zu lassen, sich mit kaltem Wasser zu waschen usw. Mein Bruder befolgte den Rat dieses sonst sehr erfahrenen Mannes, und nach einer scheinbaren Besserung von wenigen Tagen stellten sich die Schmerzen in der Hüfte heftiger als je ein. Sie waren so stark, daß mein Bruder das Bett hüten mußte, und wie ein Märtyrer litt. Von diesem Augenblicke an ging sein Übel mit Riesenschritten vorwärts. In der vielleicht sehr wohlgegründeten Meinung, daß Closets Ansicht unrichtig gewesen, berief er nun andere Ärzte, und endlich, da aller Kunst hier an einem unheilbar gewordenen Übel zu schanden wurde, einen damals sehr jungen, aber seines Scharfblicks und seiner seltenen Kenntnisse wegen schon sehr ausgezeichneten Arzt, den Freiherrn v. Türkheim[428]). Er war der Arzt einer unserer Freundinnen, die ihn meinem Bruder

empfahl, ein Mann von seltenem Genie, von unbesiegbarer Liebe zu seiner Wissenschaft, der er sich, gegen den Willen seiner Familie, mit beispielloser Anstrengung und Aufopferung gewidmet hatte; außer seiner ärztlichen Laufbahn mit der Literatur und allen schönen Künsten vertraut und über dies alles mit einem Herzen begabt, das warmen Anteil an den Leidenden zu nehmen, und denen, welche es einmal seiner Achtung würdig gefunden, durchs ganze Leben unveränderlich treu zu bleiben fähig war. Türkheim übernahm, durch jene Freundin vermocht, meinen Bruder als seinen Patienten. Er kam an, verordnete; es besserte sich nichts; bald darauf erfuhr ich durch eine andere gemeinschaftliche Bekannte, gegen die er sich offen geäußert, daß er wenig oder gar keine Hoffnung hege, meinen Bruder wiederherzustellen. Ich erschrak aufs heftigste, indessen schien mir die Sache so unglaublich, daß eine Krankheit, die höchstens ein schmerzhaftes chronisches Übel genannt werden kann, einem jungen Mann von dreißig Jahren, in aller Blüte seiner Kraft und bei sonst ungeschwächtem Körper tödlich werden sollte, daß ich mir meine Angst selbst mit allen Vernunftgründen ausredete, und die Äußerung des Arztes, den ich damals nur wenig kannte, für jenen gewöhnlichen Kunstgriff hielt, den Fall für bedenklicher auszugeben, als er wirklich war, um die Ehre der Kur zu vergrößern.

Täglich versammelte sich nun, so lange der Gesundheitszustand meines Bruders noch leidlich war, weil er es wünschte, und er in dem Umgang mit unserm gebildeten Freundeskreise seine einzige, aber auch recht tiefgefühlte Freude fand, dieser Kreis in seinem geräumigen Zimmer. Wir schwätzten, spielten Karte, an-

dere kleine Gesellschaftsspiele, die sich sitzend und ruhig spielen ließen, lasen, kurz wir hätten diese Art von geselligem Leben sehr genußreich nennen können, wenn nicht die Leiden meines armen Bruders, welche sich mit jeder Woche vermehrten, und einen immer erschreckenderen Charakter annahmen, mir vor allen, aber auch den übrigen Freunden, welche warmen Anteil an ihm nahmen, diesen Genuß verbittert hätten. Bewundernswürdig war die Geduld, ja der Starkmut, mit dem er selbst, dieser treffliche und von so vielen Schmerzen gequälte Mann, diese Leiden ertrug. Mitten in den heftigsten Qualen, wenn seine Gesichtszüge den Schmerz, den er litt, aufs schrecklichste zeigten, blieb sein Geist ruhig, und unmittelbar nach einem solchen Sturm, dergleichen sich nur zu oft erneuerten, kehrten seine Mienen zu ihrer vorigen Ruhe, sein Geist zu derselben Fassung, ja Heiterkeit zurück, die uns in manchen Augenblicken vergessen machten, daß wir um das Lager eines gefährlich kranken Freundes versammelt waren.

Nie wird der 30. November im Jahre 1803 aus meinem Gedächtnisse schwinden. Es war der Namenstag meines Mannes, und der gute Bruder wollte ihn, so gut er es vermochte, feiern. Aber gerade einen oder zwei Tage zuvor trat eine große Verschlimmerung in seinem Zustande ein. Ein Konsilium wurde für nötig erachtet. Sein Ausspruch lautete erschreckend für uns; nur der Kranke allein, obwohl völlig bekannt mit dem Inhalte desselben, blieb ganz ruhig. Die Ärzte hatten erklärt, das Übel habe sich aufs Rückenmark geworfen. Mein Bruder sah dies als eine Krisis an, die entweder zur Genesung oder zum Tode, und somit in jedem Fall zum Ende seiner schweren Leiden führen

mußte, und zeigte sich gerade an diesem Tage in einer Ruhe, ja in einer Heiterkeit des Geistes, die uns allen, welche nach dem Ausspruche der Ärzte nur an einen von diesen zwei Ausgängen — nämlich an den traurigen glauben konnten, unendlich schmerzlich war, indem wir in diesem heldenmütigen Betragen des Kranken einen neuen Beweis seiner edlen Denkart und seines kräftigen Geistes erkannten. Mit frommer Erhebung wünschte er meinem Manne zu seinem Festtage Glück, ermahnte uns beide zu unseren gegenseitigen Pflichten, und sprach von der baldigen Wiedervereinigung mit seiner Marie, der er in dem Fall, daß er nicht genesen sollte, mit Freuden entgegen sah.

So verging dieser Tag in schmerzlicher und doch erhebender Stimmung; aber ihm folgten bald traurigere. Das Übel nahm zu, die Kräfte des Kranken schwanden sichtlich. Seine Geduld, seine Geistesruhe blieben dieselben, und selbst seine Heiterkeit zeigte sich manchmal, wenn an einem Tage, wo die Schmerzen nicht gar zu heftig waren, die Freunde sich um sein Bett sammelten, und lebhafte Gespräche oder ein gesellschaftliches Spiel ihn zu zerstreuen fähig war. In den einsameren Stunden war ich, so viel es meine häuslichen Verrichtungen zuließen, bei ihm, ich las ihm vieles vor, unter anderm auch Gibbons Geschichte vom Verfall des Römischen Reiches[429]). Allmählich aber sanken seine Kräfte so sehr, daß er sich jenes Vergnügen, die Gesellschaft bei sich zu sehen, versagen mußte, und nur einzelne durften dann und wann ihn besuchen oder wir spielten an seinem Bette ein Kartenspiel, und er dirigierte das meinige, da ich ohnedies jedes solche Spiel sehr schlecht spielte. Bald war er auch dieser armen Erholung nicht mehr fähig, und die Lektüre blieb seine einzige Zer-

streuung. Gibbon interessierte ihn sehr, und mit einer bewundernswürdigen Aufmerksamkeit und Geistesruhe ließ er sich von mir die d'Anvilleschen Landkarten der alten Welt[430]) vor sein Bette bringen, suchte die vorkommenden Orte auf denselben, zeigte sie mir, und ich mag wohl sagen, unterrichtete mich auf seinem Todbette mit eben der Klarheit und Ruhe der Seele, mit welcher er früher bei jeder Gelegenheit gehandelt hatte.

Mich empörte indessen die Art, wie Gibbon sich über die christliche Religion in jenem, übrigens berühmten Werke äußert, aufs Tiefste, und ich sammelte schon damals die Ideen, Ansichten und Beweggründe für das Christentum im Gegensatz des Polytheismus, die ich später im Agathokles verarbeitete[431]).

Es vergingen zwei und endlich drei Monate auf dieselbe stille und schmerzliche Art. Mit düsterer Gewißheit sahen wir, wenn wir alles recht erwogen und die Aussprüche der Ärzte bedachten, dem Augenblicke entgegen, der dies achtungswürdige Leben endigen, und einem Geiste, welcher inmitten schmerzlicher Leiden alle seine Würde und Kraft bewiesen hatte, die Freiheit geben würde, sich zu seinem Schöpfer aufzuschwingen. Mein Bruder hatte auch mit der Ruhe und Besonnenheit, als wenn es jemand andern beträfe, alle Anordnungen für diesen Fall gemacht und mir übergeben. Ich wußte seine Andenken an seine Freunde, was ich jedem zu geben, zu senden hatte, die Anordnungen über sein Vermögen waren getroffen — ich zwar zu seiner Erbin ernannt, aber er hatte die Jugendfreunde, die er in beschränkten Verhältnissen wußte, so großmütig bedacht, als es der Umfang seines Vermögens erlaubte, und gewiß auch keines von seinen

Dienstleuten vergessen, welches er einer Unterstützung oder auch nur eines Andenkens wert hielt[432]). Dennoch, so nahe mir die Vorstellung seines Verlustes dadurch in manchen Augenblicken gerückt wurde, war doch die Hoffnung, diese unermüdliche Gefährtin des Sterblichen, nie ganz in meinem Herzen zu vertilgen, und wenn wieder, wie öfters geschah, ein paar bessere Tage eintraten, die Schmerzen ausblieben und sein Geist sich mit besonderer Heiterkeit erhob, ja dann erhoben sich auch die Möglichkeiten, daß das Übel von der unverdorbenen Körperkraft des jungen Mannes dennoch besiegt werden, und eine, wenn auch langsame Genesung eintreten könne, wieder in meiner Seele, sie wurden zu Wahrscheinlichkeiten, und ich glaubte an das Glück, den trefflichen Bruder zu behalten. Diese hellere Aussicht schloß sich indes nach ein paar Tagen wieder, wie die Schmerzen und übrigen bösen Symptome wieder eintraten, die Hoffnung wurde aufgegeben, und dennoch abermals nach einiger Zeit gefaßt, um neuerdings verloren zu werden, bis endlich mit dem Anfange des Märzmonates tägliche Fieber anfingen, und sogar mehr als ein Paroxismus in einem Tage eintrat. Nun ging es mit furchtbarer Schnelligkeit abwärts — sein Aussehen war auf eine Art verändert, daß, wer ihn lange Zeit nicht gesehen, ihn nur mit Mühe erkannt haben würde; mir aber schwebt dies Bild mit allen seinen Schmerzen und den Empfindungen, die es damals in mir erregt, mit allen Szenen, die dabei vorfielen, nach viel mehr als dreißig Jahren noch immer hell vor den Augen meines Geistes.

Am 17. März 1804, an einem Sonnabend, machte endlich der letzte Tod, wie der römische Schriftsteller sagt:



Heinrich Josef Edler von Collin

Jos. Lange pinx., Friedr. John sc. — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

Mors non ultima venit, quae rapit ultima mors est —[433]) nach einem siebenmonatlichen Leiden und langem Todeskampfe diesem edlen, nur mit Gutem beschäftigten Leben ein Ende. Er fand die Ruhe, die er so lange schmerzlich entbehrt, und auch ich dachte nun, nach so manchen Anstrengungen, Sorgen und Kummer, doch wenigstens einiger Stille zu genießen, in der die aufgeregten Kräfte, die stürmisch bewegten Empfindungen zur Ruhe gelangen sollten. Aber der lange getragene und verhaltene Kummer meiner Mutter, der ihre Ansichten, sei es aus philosophischem Stolz oder einer andern Regung, nicht erlaubt hatten, die Erleichterung einer Klage oder einer freundschaftlichen Teilnahme zu suchen, hatte nun, nachdem der letzte Schlag gefallen war, auch sein Werk in ihr vollendet. Am Tage, nachdem mein Bruder verschieden war, befiel auch sie ein Unwohlsein, welches sogleich in seinen ersten Symptomen viel Bedenkliches zeigte. Auch brach wirklich eine Lungenentzündung aus, die ihr Leben in Gefahr setzte, und mich nach einem erst so schmerzlichen Verlust in neue Angst und Bekümmernis stürzte. Baron Türkheim wurde gerufen; denn uns allen hatte der Tod meines Bruders nicht allein das Vertrauen auf ihn nicht benommen, sondern sein zweckmäßiges und teilnehmendes Betragen während dieser langen Zeit hatte unsere Achtung für ihn noch vermehrt. Er rechtfertigte dies Zutrauen vollkommen, da er sogleich erklärte, obwohl ich es, der gewöhnlichen Erfahrung gemäß, wünschte, daß der Kranken zur Ader gelassen werde, dies sei eine Krankheit, welche durch langen Kummer und Erschöpfung der Kraft erzeugt worden, und daher durchaus nicht wie eine gewöhnliche Entzündung zu behandeln. Trotz meiner Achtung für Türkheims

Wissenschaft im allgemeinen, vermochte ich doch meine Angst nicht ganz zu beschwichtigen; ich wollte ganz beruhigt sein, und mit Türkheims Erlaubnis berief ich den Doktor Closet, der schon früher für wichtigere Fälle unsere Zuflucht gewesen war, und sein Ausspruch bestätigte vollkommen das Urteil, welches Türkheim mit seinem Scharfblick, der ihn vor so vielen Ärzten auszeichnete, erkannt hatte. Er nannte die Krankheit eine nervöse Lungenentzündung, und fand bei der vorliegenden Ursache derselben und den hohen Jahren der Patientin eine Aderlaß nicht nur nicht anwendbar, sondern schädlich.

Wirklich besserte sich meine Mutter zu meiner unbeschreiblichen Freude bald wieder, die Heftigkeit der Krankheit brach sich an der zweckmäßigen Behandlung und ihrer trefflichen Konstitution, und nach drei Wochen vermochte die mehr als sechzigjährige Frau bereits, von uns unterstützt, in ihren Garten zu gehen, wo denn der eben eintretende Frühling und die vereinte Bemühung aller unserer Freunde und Freundinnen, die sie fleißig besuchten, ihre Genesung, Erheiterung und Beruhigung nach und nach bewirkten.

* * *

Es war im Mai dieses Jahres 1804 ungefähr, als uns durch einen unserer sehr gebildeten Freunde, einen gewissen Herrn Köderl[434]), der ein sehr geist- und kenntnisreicher Mann war, und bei dem Revisionsamte angestellt, sich in Berührung mit den meisten Literatoren Wiens befand, der nachmalige Professor und Geschichtschreiber Schneller[435]) vorgestellt wurde. Damals war Schneller ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, hatte wohl noch nicht die Bedeutung und den Ruf,

den ihm später seine Arbeiten wie seine Schicksale erwarben, aber er war auf jeden Fall eine interessante Erscheinung, und wurde bald einheimisch in unserm Kreise.

Etwa um diese Zeit oder vielleicht etwas früher trat hier in Wien ein junger Dichter mit einem Trauerspiele auf, das bei der ersten Erscheinung im Publikum die höchste Aufmerksamkeit erregte. Es war der Regulus, und der Ruf dieses Stückes sowohl als der Name seines Verfassers, des Herrn Heinrich von Collin[436]), flog bald durch ganz Deutschland, erregte die schönsten Erwartungen, und in unserm Hause den lebhaften Wunsch, die Bekanntschaft desselben zu machen, da es ja von frühen Zeiten her bei uns zur Hausordnung gehörte, die ausgezeichneten Geister Wiens oder auch des Auslandes, wenn sie sich hier befanden, um uns zu versammeln. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, die Bemerkung beizufügen, daß, so merkwürdig solche Männer auch oft als Gelehrte oder Künstler in der Welt durch ihre Werke erscheinen, nur sehr wenige sich im nähern Umgange auch als Menschen achtungs- und liebenswürdig bewährten. Noch weniger liebenswürdig aber, mit sehr seltenen Ausnahmen, fand ich von jeher die weiblichen ausgezeichneten Geister, die femmes supérieures, wie Frau v. Staël sie nannte und wich ihrer Annäherung immer gern aus, da sie mir als Frauen im Umgange fast nie zusagten.

Bei unserm Collin hingegen traf zu unserer großen Freude diese Bemerkung nicht ein. Ein anspruchsloseres, einfacheres, herzlicheres Betragen läßt sich bei einem so ausgezeichneten Talente kaum denken, und mit dieser offenen Herzlichkeit verband sich ein gründlicher Verstand, eine ausgezeichnete Geschäftskenntnis

(er war Beamter und damals Konzipist oder Sekretär bei der Hofkammer)[437]) und hohe klassische Bildung. So warm und herzlich wir ihm entgegen kamen, ebenso warm und herzlich wurde diese Empfindung von ihm erwidert, und ich darf es mit stolzem Gefühle sagen, der edle Collin, der in so vieler Hinsicht über seine Mitbürger hervorragte, war unser aller warmer, treuer Freund geworden, der meine Mutter, meinen Mann und mich herzlich achtete, und selbst meine Tochter, damals ein Kind von 8—9 Jahren, mit gütiger Zuneigung und oft — denn er hatte nicht die Freude, Vater zu sein — mit einer Art von liebevoller Wehmut betrachtete.

Haschka lebte damals noch, und Collin, ebenso wie der früher genannte Baron von Hormayr, schlossen sich mit Achtung an den gelehrten und viel erfahrnen alten Herrn, der seinerseits gern jedes junge Talent aufmunterte und mit Rat und Tat zu unterstützen liebte. Damals bildete sich gar ein schönes geistiges Leben um uns. Collin, Hormayr, Haschka, Köderl, Schneller und noch einige andere schriftstellernde Herren besuchten fleißig unser Haus, in welchem sich jeden Abend auch jene gebildeten Frauen mit ihren Familien einfanden, deren ich früher erwähnt. Gemeinschaftliche Lektüre der besten, eben damals erscheinenden Stücke von Goethe, Schiller, Werner usw. mit ausgeteilten Rollen, Musik, gesellschaftliche Spiele, im Fasching auch wohl zuweilen ein Tänzchen, das bei uns oder einer unserer Freundinnen statthatte, füllten unsere Abende aufs angenehmste aus. Vor allem aber war uns eine Art geistiger Unterhaltung, die wir freilich nur selten genossen, vielleicht mitunter schon deswegen, ungemein wert. Es waren die eben damals in

Schwung kommenden Deklamationen, das gesteigerte und mit eigentlich theatralischer Betonung belebte Hersagen schöner oder bedeutender Gedichte. Collin und Hormayr waren es, die uns diesen Genuß kennen lehrten und verschafften, indem sie manchmal einen Abend bestimmten, wo sich unser ganzer kleiner Zirkel bei uns versammelte, und die beiden Herren nun abwechselnd die vorzüglichsten Produkte unserer vaterländischen Schriftsteller mit meisterhaftem Ausdrucke vortrugen.

* * *

Es war ein wunderschöner Sommerabend im August 1804, als eines Abends Schneller einen jungen Dichter, Herrn Karl Streckfuß[438]), auf dessen Bekanntschaft uns einige in Almanachen und Journalen erschienene, höchst liebliche Gedichte begierig gemacht hatten, bei uns einführte. Karl Streckfuß, jetzt preußischer Oberregierungsrat, Ordensritter, Lehrer und Freund des Kronprinzen, Übersetzer des Ariost und Dante, war damals ein schlanker, hochgewachsener Jüngling von 24—25 Jahren, mit blondem Ringelhaar und blauen Augen, Hofmeister in einem Bankierhause hier in Wien — eine für uns alle erwünschte, angenehme Erscheinung; aber in der Welt noch kaum durch einige Klänge seiner Leier bekannt. Unserm Kreise wurde er es bald, wurde es auf der Stelle möchte ich sagen; denn er gehörte zu den wenigen Menschen (Körner war ebenso), die uns beim ersten Blick wie befreundet ansprechen — jede Spur der Fremdheit abstreifen, und uns das Bewußtsein geben, als sprächen wir mit einem alten Bekannten. Vielleicht ist es auch so. — Wer kennt die Geheimnisse der Geisterwelt und die Bedin-

gungen einer vielleicht frühern Existenz unserer Seele, in welcher sie sich an andere Seelen anzuschließen Gelegenheit hatte? Genug, Streckfuß ward sogleich einer der Unsrigen. Unter dem Schatten unserer hohen Lindenbäume, durch die die Abendsonne schimmerte, sagte er uns auf unsere Bitten einige seiner Gedichte, namentlich die Harmonien[439]) her, und wirklich waren diese Verse Harmonien — und harmonisch fühlten alle Freundinnen und Freunde, die zugegen waren, sich dem Sänger verbunden. Was der erste Abend verheißen hatte, hielt die Folge. Streckfuß wußte durch seine anziehende Persönlichkeit wie durch einen gebildeten Verstand und ein würdiges, höchst rechtliches Betragen, aller Achtung und Zuneigung zu erwerben, und er wurde bald meiner Mutter so wert wie meinem kleinen Mädchen, das mit kindlicher Wärme an ihm hing und das er sein Bräutchen nannte.

Es ist natürlich, daß der stete Umgang mit Männern wie Collin, Hormayr, Schneller, Köderl, Streckfuß, Rothkirch und andern auf mein Gemüt erregend und erhebend wirken mußte. Ich hatte früher bereits einige Idyllen geschrieben. Haschka, dem ich so vieles verdanke, was meine literarische Ausbildung vervollkommnete, und bei dem ich mir über meine Arbeiten gern Rats holte, hatte mir, mit sehr triftigen Gründen, vorgeschlagen, den Stoff zu einigen Idyllen aus der Bibel, das heißt, aus der Zeit der Patriarchen zu nehmen, deren Lebensweise den eigentlichen Forderungen der Idylle, wie Haschka meinte, vollkommen entspräche, indem sie ein ländliches und in seiner Ausbildung einfaches Leben mit Wohlstand und Sorglosigkeit verbunden, darstelle, gleichweit von städtischer Verfeinerung und bäurischer Roheit entfernt, und

durch religiöse Gesinnung und innigen Verkehr mit Gott dem Gemälde einen eigenen anziehenden Charakter gebe. Mir leuchtete diese Behauptung sehr ein, denn fromme Empfindungen und Schilderungen hatten mir von jeher zugesagt. Ich hatte zufällig damals Jahns biblische Archäologie[440]) bekommen; diese studierte ich, verschaffte mir eine Luthersche Bibel, der kräftigen Diktion wegen, und wählte mir nun einige Stücke, die mir zu solcher Bearbeitung am dienlichsten schienen. Vor allem nahm ich mir vor, das Buch Ruth auf diese Weise zu behandeln; dann sollten Stücke aus Abrahams Leben kommen, und recht mit Lust überdachte und durchsann ich diese Gegenstände.

Eines Abends, als wir alle wie gewöhnlich beisammen waren, und Literatur und Poesie auch wie gewöhnlich den Gegenstand unserer Gespräche ausmachten, äußerte Streckfuß, daß er gesonnen sei, das Buch Ruth als Idylle oder kleines erzählendes Gedicht zu behandeln. [Das klang mir sehr unangenehm; aber ich schwieg, und vertraute nur meinem Manne, als wir allein waren, meinen Verdruß, weil ich nun glaubte, meinen Vorsatz aufgeben zu müssen, denselben Stoff zu bearbeiten, wie ich mir früher vorgesetzt. Aber Pichler war nicht dieser Meinung, er brachte diese Ansicht eines andern Tages in unserm Kreise vor, und Haschka, Schneller, ja Streckfuß selbst munterten mich auf, meinen früher gefaßten Plan nicht aufzugeben, und die Ruth doch zu bearbeiten, wenngleich ein anderer Kämpfer sich in derselben Bahn einfinden sollte. So ward denn beschlossen, daß wir beide — Karl Streckfuß und Karoline Pichler — um dieselbe Palme laufen und unsern poetischen Wettstreit in herzlicher Freundschaft beginnen sollten[441]). Nun gab das recht

köstliche Abende alle Sonntage, wenn wir jedes, was wir in dieser Woche gearbeitet hatten, vorlasen; es versteht sich, daß der, der weiter gediehen war, und das war gewöhnlich Streckfuß, nicht weiter las, als der andere, meist ich, gekommen war. Seltsam und für den kleinen Kreis, der an uns beiden lebhaften Anteil nahm, anziehend waren dann die Beobachtungen, wie derselbe Stoff unter zweierlei Bearbeitung etwas so ganz Verschiedenes wurde, so daß die Ruth von Streckfuß in Wendung der Fabel, in Kolorit, Schilderung der Charaktere, Haltung des Tons usw. sich ganz anders gestaltete als die meinige. Fast möchte ich nach der jetzigen Klassifikation der poetischen Produkte sagen, Streckfuß's Ruth war romantisch, die meinige klassisch. Auf ihn hatte die damals beginnende Zeitrichtung als auf einen noch sehr jungen Mann mehr gewirkt, so wie denn seine ganze Poesie damals mehr musikalisch als rhetorisch war, und ihm die Sonette[442]) ganz vorzüglich gelangen. Auf mich, die ältere, hatte die neue Gestalt der Dinge weniger Einfluß gehabt, und durch eigentlich klassische Literatur gebildet, mit den Werken römischer und griechischer Schriftsteller (den erstern in der Ursprache) wohl bekannt, hatte mein Gedicht mehr einen antiken Ton und einen Anklang homerischer Art angenommen. Das sah ich wohl, daß auf die Damen unseres Kreises die Streckfußsche Bearbeitung mehr Eindruck machte, wie ihnen denn überhaupt die damals moderne Poesie zusagte, und einiges mochte wohl des jungen, hübschen Dichters Persönlichkeit beitragen. Doch gönnte ich dem Freunde gern diesen Vorzug, und war — gewiß nicht mit Unrecht, überzeugt, wie es auch der Erfolg bewiesen hat, daß auch meine Bearbeitung ihren Wert habe[442a]).



Julius Schneller

Unsignierte Lithographie — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek Wien

So verging der Winter höchst angenehm und auch Tanz, Musik und andere gesellschaftliche Freuden kamen wieder an die Reihe, es war eine liebliche Zeit!

Im Frühling verließ uns Schneller, der eine Professur in Linz erhielt; dafür aber hatte Streckfuß, der seine Hofmeisterstelle aufgegeben, meine Mutter ersucht, ihm eine hübsche, aber von uns nicht gebrauchte Stube, das Zimmer meines seligen Bruders, das wir nicht benützten und selten und ungern betraten, zur Miete zu überlassen. Meine Mutter willigte mit Freuden ein. Sie hätte es ihm am liebsten unentgeltlich überlassen; aber dies nahm Streckfuß natürlich nicht an, und so wurde er denn unser lieber Hausgenosse und jeden Abend (den Tag über ging er seinen Geschäften oder Arbeiten nach) nebst Karl Kurländer, der auch bei uns wohnte, unser Gast bei dem mäßigen Souper.

Nachträglich muß ich noch erzählen, was der Faden der Geschichte im Sommer 1804 mich überspringen machte, daß ein Zufall, ich weiß nicht welcher, mitunter aber waren es auch Streckfuß lebendige Schilderungen schöner Gebirgsgegenden, die er uns mündlich mitteilte, in Pichler und mir den Vorsatz weckte, eine Gebirgsreise, und zwar nach Maria Zell zu machen. Pichler hatte in amtlichen Geschäften schon öfters die Gebirgsgegenden in Österreich ob und unter der Enns durchstreift. Er kannte die Wege, die Gegenden, die Distanzen genau, und so wurde denn beschlossen, daß wir uns auf den Weg machen und Maria Zell besuchen sollten, das, wie Pichler sagte, in einer sehr mäßigen Entfernung von anderthalb Tagen, bei trefflichen Straßen und bequemer Unterkunft, große Schönheiten darbiete.

Nachdem wir uns hierzu entschlossen, nahm sich mein Mann vor, noch einen Zweck mit dieser Reise zu vereinigen und eine ihm sehr teure Schwester, die nur eine Tagereise noch weiter als Maria Zell in Steiermark lebte, zu besuchen. Auch dieser Vorschlag ward gern angenommen; meine Mutter, obwohl damals schon hoch in Jahren, erklärte, uns gern begleiten zu wollen, und so brachen wir denn an einem sehr schönen Augusttage im Sommer 1804, nebst unserm damals sehr kleinen Lottchen, auf, und fuhren über Mödling und Heiligenkreuz die etwas unbequemere, aber nach Pichlers richtiger Ansicht viel schönere Wallfahrtsstraße bis Lilienfeld[443]).

Nur in meiner Kindheit, beinahe dreißig Jahre früher, hatte ich mit meinen Eltern dieselbe Reise, aber über St. Pölten gemacht, und außer den Leuchtkäferchen, welche auf dem Annaberg, den wir damals abends erreichten, zu beiden Seiten der Straße in den Gebüschen schimmerten, so, daß es mich bedünkte, als sei der gestirnte Himmel hier auf die Erde gesunken, hatte ich von jener ersten Fahrt kaum eine Erinnerung behalten[444]). Daher war mir jetzt alles neu und alles wunderschön, und auch die Leuchtwürmchen fanden sich wieder ein und stickten das Ufer der Traisen, die uns hier rauschend durch die nächtliche Dunkelheit entgegenströmte, mit hellen grünlichen Funken. Wir fuhren das Stift, das in großen dunkeln Massen in der Nacht halb sichtbar dalag, vorüber und zu dem sogenannten Steg-Wirtshause, das eine Viertelstunde aufwärts vom Stift am Ufer des Flusses lag. Freundliche Menschen, reinliche Zimmer und Betten, eine einfache aber schmackhafte Abendkost fanden wir hier, und blieben, weil es uns hier so wohl gefiel, auch noch

den folgenden Tag, gingen in der Gegend spazieren, weideten uns an dem saftigen Grün der Wiesen und Wälder, an den tausend Blumen, die hinter jedem Zaun hervorguckten, und tranken abends im Schimmer der sinkenden Sonne im Garten des Wirtes, an dem die Traisen hinabrauscht, einen deliziösen Kaffee — lauter Genüsse, die ich in der Stadt entbehren mußte und die ich allen Freuden des glänzendsten Balles oder der recherchiertesten Mahlzeiten in den elegantesten Zimmern vorzog. Mir war köstlich wohl zwischen diesen Bergen, an diesem hellen, wilden Waldwasser, unter diesen einfachen Menschen und den Einwirkungen der großen, freien Natur, die ich recht mit Lust in mein Innerstes dringen ließ.

Am andern Morgen fuhren wir dem Laufe der Traisen entgegen, tiefer in die immer höher steigenden Berge hinein. Ein wunderschöner Weg, der bald an den Seiten der Berge hoch über dem, unter Fichten und Tannen dahinrauschenden Wasser führte, bald sich durch enge, wilde Täler schlängelte, zwischen deren himmelanstrebenden Felsenwänden nur für diesen Weg und den Strom daneben Raum war; jetzt sich durch eine schöne, grüne Gegend zog, wo die zurückweichenden Berge einen freundlichen Talgrund, mit ländlichen Hütten besetzt, einschlossen, und dann wieder an rauchenden Essen und pochenden Hämmern und weißbeschäumten Wehren vorbeiging, wo das Eisen, welches diese Berge enthalten, zu allerlei, dem Leben unentbehrlichen Gerätschaften verarbeitet wird.

So gelangten wir nach dem freundlichen Türnitz, wo den Wallfahrtern sogleich Frauen und Männer mit großen Körben voll niedlich aus verschiedenem Holze gedrechselter Kleinigkeiten, Heiligenbilder und Rosen-

kränze entgegenkommen. Während die Pferde getränkt werden, kauft man allerlei solcher Spielsachen, Bilder usw. und dann geht es wieder weiter durch eben solche Täler, bis dahin, wo der Annaberg mit seinem ganzen mächtigen Umfang alles Weiterkommen, ausgenommen über seinen Rücken, versperrt. — Betroffen blickten wir hinan — da zeigten sich, halb im Tannenschatten versteckt, ein Kirchlein und ein paar Häuser auf dem Gipfel des Berges, und dahin richtete sich nun unser Weg, nachdem wir den Wagen verlassen hatten, von dem man unsere Pferde ausgespannt und andere, die schon zu diesem Behuf stets hier warten, vorgelegt hatte. Nicht ohne Sorge dachte ich an die Beschwerlichkeit, jetzt in der Mittagsstunde (es war elf Uhr) den nicht unbedeutenden Berg hinanzuklimmen. Es ging viel besser, als ich gedacht. Bald nahmen uns Waldesschatten auf, bald ruhten wir an einem kühlen Quell, und jeder Blick zurück auf die besonnten Saatfelder, in denen ein frisches Lüftchen wühlte, das auch unsere erhitzten Wangen fächelte, jedes Einatmen der reinen Bergluft bei kurzem Stillestehn erquickte uns so sehr, daß wir nach einer guten Stunde zwar erhitzt, aber durchaus nicht ermüdet, gerade unter dem heimisch klingenden Mittagsgeläute auf den kleinen Platz vor der Kirche traten, wo der Brunnen mit einem quellenden Wasser plätschert und ein einfaches, aber reinliches Wirtshaus uns und unsern Tieren Erholung und Labung verhieß.

Seit jenem Male haben wir in den folgenden Jahren diesen Weg noch öfters gemacht, und einmal kam mir der Wunsch oder vielmehr meine Kleine bat darum, mir ein Pferd mit jenem bequemen Sattel, der wie ein kleines Bänkchen gestaltet, eigens für wall-

fahrtende Frauen bestimmt ist, zu mieten, und so den Berg hinan zu reiten. Die Kleine hatte ich auf dem Schoße, und Pichler, der nicht reiten wollte, folgte zu Fuß. Da kamen einige junge, wohlgekleidete Männer in bequemem Fußwandereranzug, ihre Röcke an Stökken über den Schultern tragend, den Berg herab, uns entgegen. Sie betrachteten uns und lachend riefen sie mir zu: „Grüß dich Gott, Maria!" und wirklich mochte der Anblick einer jungen Frau mit einem Kinde auf dem Schoß, auf einem Tier, das durch seine Haltung dem Esel vielleicht mehr als einem Pferde glich, und dem ein Mann, der Vater und Gatte, zu Fuße folgte — wohl die Vorstellung einer Flucht nach Ägypten in den Wanderern erregt haben.

Einen hohen Berg hat man erstiegen, aber so wie man zu dem Brunnen hintritt, erhebt sich vor dem erstaunten Blick ein noch viel höherer Riese, der mächtige Ötscher, der uns hier mit seiner seitwärts, wie an einer Männernachtmütze, geneigten Spitze gegenüber steht. Nun ist man recht in der Gebirgswelt darin, und immer folgen schönere Naturszenen.

Wir überstiegen nun auch den Joachims- und Josefsberg; denn alle Bergspitzen tragen hier Namen aus der heiligen Sippschaft, und der letzte ist der höchste und schönste. Auf jedem Gipfel dieser Berge stehen Kapellen, und überall knien betende Wallfahrter und werden Heiligenbilder u. dgl. zum Verkauf ausgeboten.

Auf der Spitze des Josefsberges findet man seine Kutsche und Pferde wieder, die Vorspann wird zurückgesandt, und nun geht es über noch zwei, aber minder hohe Berge nach Maria Zell.

Durch Waldesschatten, an raschen Bächen, in engen Tälern, neben Eisenwerken führt auch dieser Teil des

Weges hin, bis sich plötzlich das weite Tal öffnet, in welchem der Wallfahrtsort liegt.

Jetzt, nach dem großen Brande, der vor mehreren Jahren den ganzen Ort in Asche legte[445]), soll alles ganz anders sein; aber wie mich manche Reisende versichern, zwar stattlicher und moderner, doch bei weitem nicht mehr so heimlich und ansprechend als ehemals aussehen. Ich bin seit 16, 17 Jahren ungefähr nicht mehr dort gewesen, und schildere also bloß, wie ich es damals gefunden und empfunden.

Aus engen Wegen, die durch Waldesdunkel und Felsen führen, kommt man heraus — und nun liegt ein weites freundliches Tal vor uns, ringsumher von begrünten Bergen umschirmt, mit einzelnen Wohnungen belebt, die hier und dort aus Büschen hervorschauen, und im Hintergrunde glänzt uns auf der halben Höhe des Berges die Wallfahrtskirche, das Ziel unserer Wanderung, im Abendschein, der an den Türmen spielt, entgegen. Kann das nicht recht zum Bild der ganzen Reise dienen? Mühsam windet sich der Pilger, der Abhilfe seiner geistigen oder körperlichen Schmerzen am Gnadenorte sucht, durch die engen Wege und beschwerlichen Berge wie durch die Leiden, welche ihm Gott auferlegte, hindurch. — Der letzte Teil der Reise ist der beschwerlichste, so wie fortwährende Leiden dem Ermüdeten immer drückender werden. Aber nun hat er den Gnadenort erreicht, nun weichen die einengenden Wälder und Felsen zurück, nun ebnet sich der Pfad, der vorher mühevoll über Berge führte, Heiterkeit im weit offenen Talgrund und Ruhe im Goldschimmer des Abends empfängt ihn, und der helle Schein glänzt von der Kirche her, woher er eben seinen Trost oder seine Heilung zu hoffen hat.

Das waren die Empfindungen und Betrachtungen, die sich in mir regten, während wir auf gutgebahnter Straß ein den reinlichen, freundlichen Marktflecken hineinfuhren, und an einem der vielen guten und mitunter stattlichen Wirtshäuser stille hielten. Während dessen war die Sonne längst hinab hinter die hohen Berge (es war in der ersten Hälfte des August, wo sie nach 7 Uhr unterzugehen pflegt), die Dämmerung lagerte bereits über den fernern tiefern Tälern, nur die Türme der hochgelegenen Kirche faßten noch die letzten Strahlen, und als jetzt das Abendgeläute von ihnen herab zu erklingen begann, um die ganze, nach den Lasten des Tages in Stille und Frieden daliegende Gegend zum Gebet aufzufordern, da drängte es auch uns, in die stille, einsame Kirche einzutreten, die übrigens, meinem Geschmack nach, gar nichts Schönes und Erhebendes in ihrem Äußern hat, und wo bloß der kleine mittlere Turm und ein altes Schnitzwerk über der ebenfalls alten, laubenähnlichen Pforte an jene längstverflossene Zeit erinnert, wo die beiden Fürsten Ludwig, König in Ungarn und Heinrich, Markgraf von Mähren, deren Statuen am Eingang der Kirche stehen, den Gnadenort entdeckten und begründeten[446]). Desto überraschender und ergreifender wirkte das Innere der Kirche auf mich. Es war bereits dunkel in dem hohen geräumigen Gewölbe — nur wenige Beter knieten hier und da auf den Bänken oder lagen ausgestreckt auf der Erde. Aber tiefer darin, dort, wo mitten in der großen Kirche die kleine Felsenkapelle und in ihr das Bildnis der heiligen Jungfrau steht — dort strömte ein heller Lichtglanz aus und wir folgten dem Schimmer, der uns anzog und leitete. Er kam von diesem Bild oder eigentlich von dem hellerleuchteten Altar, dessen Lichter

und Lampen sich in dem Glanz des Goldes und Silbers, der ihn schmückte, noch verdoppelten, und um die Kapelle her standen Engelgestalten aus Silber geformt auf hohen Fußgestellen, deren jede eine Lampe trug und ihr Licht mit den blendenderen in der Kapelle vereinigten. So strömte also aller Glanz, alle Herrlichkeit gleichsam von der Hochgebenedeiten aus, und unwillkürlich ergriff ein erhebendes, andächtiges Gefühl jedes Herz, das sich hier dem Heiligtum nahte.

Ich habe später die Empfindungen, welche auf dieser ganzen Reise und in der Kirche selbst mein Herz beschäftigten, in der Romanze: Maria Zell, welche der Legende gemäß den Ursprung des Gotteshauses erzählt, beschrieben[447]).

Von Zell fuhren wir dann noch weiter in die Steiermark hinein, einen reizenden Weg durchs Mürz- und Murtal bis Leoben, wo eine Schwester meines Mannes mit ihrem Gatten, dem Konsistorialkanzler des Bistums, und einer blühenden, recht liebenswürdigen Tochter von 17—18 Jahren lebte. Aufs Liebevollste empfangen, brachten wir ein paar Tage dort zu und gewannen diese Nichte so lieb, daß wir beschlossen, die Eltern zu bitten, sie uns für einige Zeit nach Wien zu geben, was denn auch im nächsten Winter geschah, und sehr zu der Annehmlichkeit unsers häuslichen und geselligen Lebens beitrug.

Der Winter von 1804 auf 1805 war auf die oben geschilderte Weise dahin gegangen. Im nächstfolgenden Sommer führten wir, ebenfalls über Maria Zell, das uns so sehr angezogen hatte, die gute Nichte, unsere liebe Charlotte (denn in unserm Hause regierte dieser Name vor allen, und nebst meiner Mutter, Nichte, Tochter, hießen ich, Streckfuß und Kurländer, folglich alle Glie-



Maria Luigi Carlo Cherubini

Anonymer Stich (Friedrich John?) — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

der des Hauses, Pichler allein ausgenommen, nach einem Namen) wieder zu ihren Eltern zurück, nachdem sie beinahe ein Jahr mit uns gelebt hatte und uns allen lieb geworden war. Nun sind nicht allein ihre beiden Eltern, sondern auch sie bereits lange tot, und nur in unsern Erinnerungen leben ihre Bilder noch.

Der Herbst von 1805 fing an, sich wieder ernst und furchtbar zu gestalten. Der Krieg war aufs Neue ausgebrochen. Große Zurüstungen wurden gemacht, aber, was man allgemein gehofft und gewünscht hatte, geschah nicht. Dem Erzherzog Karl wurde das Kommando nicht übergeben, sondern dem General Mack, der freilich in frühern Feldzügen sich als einen verdienstvollen Feldherrn bewiesen, dennoch aber in dem italienischen Kriege und bei der Annäherung der Feinde im Jahre 1797, wo er zur Verteidigung von Wien geraten hatte, der Welt Ursache zu gerechtem Mißtrauen, nicht sowohl in seine Kenntnisse oder seine Bravour, als eigentlich in die Klarheit und Unbefangenheit seines Geistes, gegeben hatte. Denn seine heftigen Nerven- und Kopfleiden erregten nicht ohne Grund die Mutmaßung, daß seiner Ansicht oder seinem Urteil nicht allemal unbedingt zu vertrauen sei, und der Erfolg hat diese ängstliche Besorgnis nur zu sehr bestätigt[448]).

Ein abscheuliches Herbstwetter, mit Kälte, Nebel und unaufhörlichem Regen, der den ausmarschierenden Truppen unendlich beschwerlich fiel, war schon das erste ungünstige Vorzeichen kommender Unglücksfälle. Des (damaligen) Kurfürsten von Bayern Widerspruch, der unsern Truppen, dem Heere seines Kaisers, den Durchzug durch sein Land weigerte, unter dem Vorwand, daß sein Kurprinz (der jetzige

König) sich in der Macht der Franzosen, und folglich, wenn des Vaters Teilnahme an den Feindseligkeiten ihnen mißfiele [449]), in Gefahr befände, war der zweite Schlag, und mit ängstlich besorgtem Gemüte blickte man einer Zukunft und der Entscheidung eines Feldzuges entgegen, welcher schon unter so ungünstigen Umständen begann.

Napoleon hatte indessen schnell das Lager bei Boulogne aufgehoben, und seine Armee marschierte mit Sturmeseile nach Deutschland. Es fand die Affäre bei Ulm statt, Mack ergab sich mit der ganzen Armee [450]), das Kavalleriekorps ausgenommen, mit welchem sich der Erzherzog Ferdinand [451]) mitten durch die französische Armee durchschlug, und nun war das Unglück des Feldzugs und Österreichs entschieden. Die Reste unserer Armee, die noch nicht ganz hinausgelangt waren, zogen sich mit der größten Schnelligkeit zurück, verfolgt von dem siegreichen, ungestüm nachsetzenden Feind; denn was unsere Armee getan hatte, um Bayerns späterklärte Neutralität zu respektieren, taten die Preußen nicht oder Napoleon achtete nicht darauf, und so durchzog seine Armee das Anspachische Gebiet und drang bis nach Österreich, bis Krems, wo der wackere General Schmidt ihnen noch mit der letzten Kraft tapfern Widerstand leistete und seinen Heldenmut mit seinem Tode besiegelte [452]).

Mit Angst, mit bangem Zweifel und peinlicher Erwartung sah die Bevölkerung der Hauptstadt der Annäherung der Feinde entgegen. Wieder wie 1797 wogten die Gemüter im Sturme der Empfindungen auf und ab. — Dableiben oder flüchten? nach Böhmen oder Ungarn? auf wie lange? mit welchen Mitteln? welche Vorkehrungen hier zu treffen? Vergraben der

Habseligkeiten? Absendung des Kostbarsten nach Ungarn? das waren die ängstlichen Fragen und Zweifel, welche sich der meisten Geister mit unwiderstehlicher Gewalt bemeistert hatten, und sie wie auf empörten Wogen herum und oft gerade zum Widersinnigsten trieben, das sie dann mit Hast ergriffen und zu ihrem Schaden durchsetzten[453]).

Von Tag zu Tage, ja von Stunde zu Stunde liefen beunruhigende Nachrichten ein, und im steten Hin- und Herschwanken zwischen Gehen und Bleiben und allen oft widersprechenden Maßregeln, die man zu treffen dachte, vergingen einige höchst bange Tage. Wir teilten indes diese große Unruhe nicht ganz, durch Erfahrungen anderer, besonders sogenannter Reichsglieder, belehrt, und durch eigene Überlegung hatten meine Mutter und wir bald die Überzeugung gewonnen, daß, selbst bei einer wirklichen Invasion des Feindes, da zu bleiben, wo unsere Häuser, unser ganzes Hab und Gut gelegen ist, gewiß das Sicherste und Rätlichste sei. Wir hatten also unsern Entschluß gefaßt und ließen nun mit Ergebung in den Willen der Vorsicht über uns kommen, was kommen sollte, fest überzeugt, wie es denn auch der Erfolg bewies, daß jene, welche sich von Wien entfernten, ohne durch ihre Dienst- oder andere Verhältnisse dazu bestimmt zu sein, gewiß ein schlimmeres Los erwählt hatten.

Es wurden also einige Vorräte angeschafft, mit Möbeln und Zimmern die nötige Einrichtung getroffen, um die ungebetenen Gäste aufzunehmen und bewirten zu können, und so vernahmen wir nach und nach mit Bangigkeit, aber ohne eigentlichen Schrecken, wie das gefürchtete Ungetüm des feindlichen Heeres sich uns immer näher wälzte. An eine Verteidigung der Stadt

wurde damals nicht gedacht, und nur der Übergang über die Donau sollte durch Abbrennen der Brücken dem Feinde erschwert werden; dazu war, durch Anhäufung brennbaren Stoffes auf denselben, alle Anstalt getroffen worden, und Fürst Auersperg war mit Vollziehung dieser Maßregel beauftragt[454]). Der Hof und die Dikasterien hatten die Stadt bereits verlassen und sich nach Ungarn begeben. Es lagen nur wenige Truppen mehr in Wien, und diese wenigen waren mit jeder Minute des Befehls zum Aufbruch gewärtig. Die Familie Richler lebte seit einiger Zeit in der Kaserne der Alservorstadt[455]), nicht weit von uns, wo der Major das vierte Bataillon organisierte. Da aber, so wie dies den Befehl zum Ausmarsch erhalten würde, die Frauen keinen Augenblick länger in der Kaserne hätten bleiben können, welche sogleich von den feindlichen Truppen besetzt werden mußte, hatten diese sich eine Wohnung in der Nähe gemietet und nach und nach alle Möbel, bis auf die allerunentbehrlichsten, dorthin bringen lassen. Sie selbst aber wollten den Gemahl und Schwager in diesem verhängnisvollen Momente nicht verlassen, und wir übrigen wünschten denn auch die Abende in dem gewohnten Kreise zuzubringen, und in so kritischen Tagen, wo jedes sich nach Mitteilung und Freundestrost sehnt, des Umgangs der werten Freunde nicht zu entbehren. Da also Richler die Kaserne nicht verließen, so brachten wir die Abende, auf Koffern und Packkörben sitzend oder auf einigen Stühlen, die jede Familie sich von ihren Bedienten nachtragen ließ, bei ihnen zu, und gerade dies Zigeunerartige, Seltsame unseres Beisammenseins würzte die Abendunterhaltungen.

Damals auch trat Herr von Weingarten[456]), der sich späterhin in unsern geselligen Kreisen und in der litera-

rischen Welt als ein zierlicher Dichter zeigte, mancherlei Aufmerksamkeit erregte, und vor ein paar Jahren als Major in einem traurigen Zustande starb, als ein Jüngling von 17—18 Jahren ins Militär, und zwar in dem vierten Bataillon des Baron Richler ein, und niemand von uns ahnte die Auszeichnungen, die ihm einst von geistreichen Damen werden sollten.

Indessen waren die Feinde der Stadt ganz nahe gekommen. Die Truppen erhielten Befehl, schleunig auszumarschieren — der Augenblick der Trennung war da — das Bataillon und alles, was sonst noch von Militär in Wien lag, eilte über die Brücken hinüber aufs andere Ufer; dem anrückenden Kaiser der Franzosen wurde eine Deputation des Magistrates und der Bürgerschaft entgegengeschickt (ich glaube bis Sieghartskirchen) und ihm die Schlüssel der Stadt und diese selbst seinem Schutze übergeben[457]. Am 14. November, dem Vorabende des Schutzheiligen unsers Landes, rückten — ein bitteres Zusammentreffen! — die Feinde in die Stadt ein und eilten sogleich durch und um dieselbe an den Strom.

Hier, glaubte man allgemein, würden sie durch die Vernichtung der Brücken sich aufgehalten finden, und dieses Hindernis, indem es ihren Zorn reizte, könnte vielleicht stürmische Auftritte wenigstens in jenen Teilen der Vorstädte veranlassen, welche der Donau zunächst lagen. — Ach! es lief alles ganz und gar anders und sehr friedlich ab, denn die Brücke blieb stehen! Ein Faktum, das man schwer begreifen kann, das aber leider doch wahr war. Fürst Auersperg hatte sich unbegreiflicherweise vom General Murat (König von Neapel) täuschen lassen, als wäre das Nichtabbrennen der Brücke in den Bedingungen der Übergabe der

Stadt mit eingeschlossen gewesen. Der Fürst nahm das Wort des feindlichen Befehlshabers als unbezweifelbare Wahrheit an[458]; die französische Armee eilte mit Sturmesschnelligkeit auf das andere Ufer, und alle Familien, welche teure Angehörige unter den zuletzt entfernten Truppen hatten, zitterten mit Recht für diese, deren Gefangenschaft und vielleicht üble Behandlung sie bei der damaligen Sitte oder Unsitte der noch halbrepublikanischen Armee fürchteten. Einige Tage vergingen, während welcher die Feinde in Wien einrückten, sich in der Stadt und den Vorstädten ausbreiteten, und dann erst vernahm man, daß die zuletzt ausgerückten österreichischen Truppen in Sicherheit waren.

Es war Abend, der 15. November, eine heitere, kalte Winternacht, als man uns, wie wir im kleinen Freundeskreise beisammen saßen, die erste französische Einquartierung meldete. Alles stand für ihre Ankunft vorbereitet, meine Mutter schickte mich hinab, sie an der Tür zu empfangen. Unwillkürlich schüttelte mich ein krampfhafter Schauer — es war nicht Furcht, denn was hätte ich im menschenvollen Hause, wo sich viele Männer befanden, von ihnen zu besorgen gehabt? es war die Vorstellung dieser schmerzlichen Lage, die Demütigung meines Patriotismus, das gehässige Gefühl gegen diese Übermütigen, die nun den Fuß auf unsern Nacken setzen durften! Zwei Offiziere, Männer von mittleren Jahren, deren einer Derüe, der andere Trembly hieß, jener Kapitän, dieser Major war, von ihren Bedienten begleitet, welche vor der Türe die Pferde hielten, standen vor mir. Ich begrüßte sie französisch und bemerkte sogleich, wie der heimatliche Klang günstig auf sie wirkte. Sie benahmen sich artig, der

Major sogar mit Feinheit, und so lief denn die erste Bewillkommnung ziemlich gut ab. Beim Nachtessen erschienen die Offiziere, ein nicht unangenehmes, recht lebhaftes Gespräch entspann sich. Sie kamen unmittelbar von Boulogne nach Deutschland in Eilmärschen und hatten kaum die nötige Wäsche und Fußbekleidung, weil alles auf dem forzierten Marsche zugrunde gegangen war. Derüe, ein Fünfziger, wahrscheinlich von gemeiner Abkunft, war mit Leib und Seele Republikaner. Der gebildetere Major schien heller zu sehen. Jener nannte, als die Rede auf Napoleon kam, ihn: notre premier magistrat. — Il a au moins de belles gages! erwiederte der Major.

So hatten wir denn das Schmerzliche erlebt! Unsere Residenzstadt, der Wohnort der Kaiser, der zweimal den Angriffen der Türken widerstanden hatte, war in die Macht eines fremden Volkes gefallen, und diese Blauen, die Kinder einer Nation, gegen welche ich von Kindheit an stets eine fast angeborene Abneigung empfunden hatte, waren nun unsere Sieger und Herren! Als ich ein paar Tage darauf in die Stadt kam — wie bitter war mir dieser Anblick! Zwar an den Stadttoren stand kein französisches Militär, die Wachtposten hier so wie überall waren dem Bürgerkorps, unserer Nationalwache, übergeben; aber diese verhaßten Blauen schwärmten überall herum, und — ich muß es bekennen, wenn man es an einer Frau auch tadelnswert finden würde, der Wunsch des Kaisers Nero, daß sie doch alle nur einen Hals haben und ich ihnen den abschlagen könnte, stieg in mir auf. Ich haßte sie aufs Bitterste. Man erzählte dann später, daß es sie sehr befremdet und ihnen zugleich imponiert habe, zu sehen, wie an dem Tage ihres Einmarsches, am 14., kein

Kaufladen geschlossen, die Bürgerwachen überall auf ihrem Posten waren und die Einwohnerschaft still und gemessen, höchstens von Neugier sichtlich bewegt, dem Durchmarsch des fremden Heeres wie einem Spektakel zusah [459]).

Unsere Einquartierten verließen uns nach einigen Tagen um, au delà du Danube, das heißt, nach Mähren zu eilen; denn bei der wirklich unbegreiflichen Unbekanntschaft der damaligen Franzosen mit der Geographie fremder Länder hieß ihnen Korneuburg und Brünn, der Manhartsberg und das Riesengebirge bloß au delà du Danube. Es kamen nun andere Truppen, und in unsere Vorstadt ein holländisches Regiment, dessen Oberster, mit Namen Bruce [460]), bei uns einquartiert wurde. Nichts war auffallender als der Kontrast der französischen und holländischen Gestalten, so wie das Benehmen der Franzosen und Holländer selbst. Jene leichten, schlanken, dunklen Männer, mit dunklen, lebhaften Augen und sprechenden Zügen, wenn gleich das, was diese Züge aussprachen, nicht immer etwas Gutes oder Vertrauenerweckendes war, hatten großen, starken Figuren mit blonden Haaren Platz gemacht, deren Ehrlichkeit und Phlegma, Wohlsein und Arglosigkeit aus den freundlichen Augen und den blühenden Gesichtern schaute. Wir waren wohl mit dem Tausche zufrieden, und hatten an dem Obersten einen bescheidenen, ruhigen Hausgenossen und einen höchst gebildeten und artigen Gast bei Tische und in unserm Abendkreise gewonnen. Von ihm erfuhren wir, daß seine Familie ein Zweig des ehemaligen schottischen Königshauses war, der sich — per varios casus — in Holland, zu Leyden, niedergelassen; daß aber fortwährend ein Zusammenhang zwischen ihnen und den



Girolamo Crescentini

Stich von Friedrich John — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

Bruces in Schottland erhalten und jede Geburt eines Knaben dort gemeldet werden müsse. Wie oft sprach der rechtliche, teilnehmende Mann über die Zeitumstände offen mit uns, und über den Druck, den er willenlos über ein fremdes Land bringen helfen müsse, indes daheim in Holland derselbe Druck auf ihm und den Seinigen laste!

Gegen drei Wochen erfreuten wir uns seiner angenehmen Gesellschaft, während seine Leute mit großer Bonhomie und Freundlichkeit unsern Dienstleuten überall hilfreich an die Hand gingen. Endlich mußte auch er uns verlassen, die Schlacht von Austerlitz wurde inzwischen geschlagen, das Schicksal des Krieges und somit das unsers Vaterlandes war entschieden [461]) — Tirol, das edle, treue Land, schnöde abgerissen und an Bayern, zum Lohne der Abtrünnigkeit, womit das Münchner Kabinett den Fürsten Schwarzenberg [462]), der an dasselbe gesendet worden war, hingehalten, und den Truppen unsers Kaisers, des damaligen Reichsoberhauptes, den Durchzug verwehrt hatte, hingegeben.

Wohl erinnere ich mich noch mit bitterm und wehmütigem Gefühl jener für Österreich und somit für uns alle höchst traurigen Epoche. Es war an dem Tage, als die Nachricht von jener Unglücksschlacht (bei Austerlitz) in Wien bekannt wurde, daß ich zu einer Freundin (eben jener Therese V. d. N., die einst meines Bruders Frau hätte werden sollen) gebeten war, um mit zwei merkwürdigen Männern jener Zeit, mit dem Tonsetzer Cherubini und dem lieblichen Sänger des Romeo, Crescentini, bei ihr zu speisen. Die trübe Nachricht, welche sich allmählich in der Stadt verbreitete, verbitterte uns zwar alles Vergnügen einer

geistreichen Unterhaltung, dennoch blieb mir die Erinnerung an die Persönlichkeit und das Betragen dieser beiden merkwürdigen Künstler lebhaft eingeprägt und sehr wert.

Cherubini [463]) war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren. Ein feiner Wuchs von mittlerer Größe und geistreiche Züge, welche den Italiener kenntlich machten, zeichneten sein Äußeres vorteilhaft aus. Im Gespräche zeigte er Verstand und Bildung — mehr, wie gewöhnlich Kompositoren besitzen. Er erzählte uns viel von der Schreckenszeit in Frankreich, die er als sehr junger Mensch mit erlebt, und in allem, was und wie er es sagte, zeigte sich ein richtiger Verstand und feines Gefühl. Aber viel mehr und tiefer fühlte ich mich von Crescentinis [464]) Wesen angesprochen. Auch sein Äußeres war vorteilhaft; etwas größer und bedeutend stärker als Cherubini, sprach sich in allem, was und wie er es sagte, ein zartes Gefühl und ein tiefes Gemüt aus, dem ein Anstrich von Melancholie, welche über sein ganzes Wesen verbreitet war, noch mehr Reiz erteilte. Mit warmer Teilnahme äußerte er sich über das Unglück, welches Österreich bereits getroffen hatte und uns noch bevorstand, und wenn uns Cherubini nur als ein feinfühlender Mensch von der feindlichen Partei schonend und billig gegenüber stand, so schien Crescentini unsere Sache zu der seinigen gemacht zu haben, und mit uns tief und schmerzlich zu fühlen. Das gewann ihm denn ganz meine Dankbarkeit, und noch jetzt denke ich, nach dreißig langen Jahren, mit Vergnügen jener beiden interessanten Bekanntschaften.

Die Einquartierungen wechselten nun öfters in unserm Hause, in welches man, so wie überhaupt in die

benachbarten Häuser, gern die Rekonvaleszenten verlegte, welche in den Affären verwundet, im nahen Spital geheilt, und nun zu besserer Pflege bei den Einwohnern einquartiert wurden — ein Verfahren, welches man auch im Jahre 1809 beobachtete. Nur einer von diesen Blessierten, ein Stabsoffizier, Guy [465]) mit Namen, zeichnete sich unter den übrigen durch ein feineres Betragen aus, und wurde denn auch wie der holländische Oberst in unsern Abendzirkeln einheimisch. Er war jung, wohlgebildet, artig; seine Verwundung am Arme, die ihm fremde Gefälligkeit notwendig machte, und ein etwas düsterer Sinn, gaben ihm in den Augen unserer jungen Damen einen höheren Wert, und besonders zeichnete ihn eine unter uns, die selbst durch Schönheit und Geist vor allen strahlte, Frau von Kempelen, beifällig aus, indes zu gleicher Zeit unser Freund und Hausgenosse Streckfuß ebenfalls von ihr angezogen wurde.

Ich besaß ein seltenes, aber sehr vorzügliches Instrument, organisiertes Fortepiano genannt, das zugleich Klavier und Positiv war, und das man auf jede dieser Arten einzeln oder auch zusammen benützen konnte, was denn einen sehr angenehmen Effekt machte, wenn der melodische Hauch der Orgelpfeifen sich mit den Saitenklängen des Fortepiano verband. Frau von Kempelen, die Gemahlin des Sohns jener alten Freunde unsers Hauses, welche schon lange in unserer Nähe lebten, spielte sehr schön Klavier; Streckfuß sang angenehm, noch einige Mitglieder unseres Kreises und ich selbst waren musikalisch, es wurde also abends die Zeit sehr oft mit Musik verkürzt; denn damals waren die Forderungen an die Leistungen der Dilettanten nicht so hoch gespannt als jetzt, und man

konnte sich mit Beifall unter seinen Freunden hören lassen, wenn man auch nicht imstande war, eine Bravourarie zu singen oder sich im Theater auf dem Fortepiano zu produzieren. Unser Franzose liebte Musik, er forderte uns oft auf, welche zu machen, und mancher Faden mag sich damals aus den Augen der schönen Frau und aus ihren Tönen um sein Herz geschlungen haben. Doch der Friede wurde in Preßburg geschlossen [466]) — die feindlichen Truppen bekamen Befehl, aufzubrechen — und eines Morgens war auf den Theateraffichen (vielleicht nur aus Zufall) eben der Tag der Erlösung! von Ziegler [467]) angekündigt, wo denn auch die Last der feindlichen Besatzung von uns genommen ward.

* * *

Allmählich kehrte wieder alles in sein gewohntes Geleise zurück. Im Jänner des Jahres 1806 kam der Hof aus Ungarn zurück und der Kaiser hielt einen feierlichen Einzug in die wieder gewonnene Stadt. Die Bürgerkorps, alle diejenigen, welche sich während der feindlichen Besitznahme als unsere natürlichen Beschützer erwiesen hatten, genossen auch der Ehre, den Monarchen zu empfangen. Ihre zahlreichen Scharen waren bis in die Leopoldstadt aufgestellt, und ein herzliches und lautes Jubelgeschrei verkündete und begleitete den Einzug des Monarchen, dessen erster Weg nach der St. Stephanskirche zum Tedeum war. Es war ein schöner Tag — dieser Tag der feierlichen Rückkehr! [468]) — Meinem Gefühle nach wurde er von einem ähnlichen, aber viel merkwürdigern, am 27. November 1809 weit übertroffen. Doch davon später. — Unser Leben gestaltete sich, seit die Feinde entfernt waren,

wieder auf seine gewohnte Weise, aber im Innern einiger Gemüter waren bedeutende Veränderungen vorgegangen. Die Neigung, welche Frau v. K. zuerst für unsern liebenswürdigen Dichter gefühlt, hatte antwortende Flammen in seiner Brust entzündet. Zu seinem und ihrem Glücke hatte diese Leidenschaft seine klare Besonnenheit und den redlichen Ernst seiner Gesinnung nicht überwältigen können. Er empfand die Gefahr, die ihm und ihr drohte, er ehrte ihr häusliches Glück, ihren Ruf, und er beschloß, sich loszureißen, Wien zu verlassen und nach seiner Vaterstadt Zeitz zurückzukehren. Wer den jungen Mann so kannte wie ich und einige wenige in unserm Kreise, wer wußte, wie angenehm er hier in der großen Stadt in mannigfachen geselligen und literarischen Beziehungen, geliebt und geachtet von allen, die ihn kannten, so recht nach seinem Sinn gelebt hatte, der konnte die Größe des Opfers, das er dem anerkannt Rechten brachte, ermessen. Freilich, nach der damals beginnenden und jetzt allgemein gewordenen Mode war es nicht. Dann hätte er bleiben, die unüberwindliche Leidenschaft hegen und pflegen, Szenen veranlassen, die Ehe zerreißen machen, und vielleicht am Ende durch einen Selbst- oder Wechselmord das moderne Trauerspiel beschließen sollen. Davon tat nun freilich Streckfuß nichts; — aber er handelte als rechtlicher Mensch.

Uns übrigen tat sein Entschluß sehr wehe. Wir hatten uns mit Liebe an ihn gewöhnt; wir hatten gehofft, er sollte hier in Wien sich mit seinen bedeutenden Talenten eine ehrenvolle Bahn eröffnen, wie er es später in Dresden und Berlin wirklich getan, und auf diese Weise bei seinen hiesigen Freunden bleiben.

Aber keines von uns konnte ihm seinen Entschluß verdenken, wir mußten ihn darum nur höher achten, und so sahen wir denn mit schmerzlichem Vorgefühl der nahen Abreise des werten Freundes still gefaßt entgegen.

Es war der 11. April 1806, ein Freitag. Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen, da saßen wir alle, die Freundinnen, welche uns täglich besuchten, und ich um meine Mutter her, neben deren Kanapee Streckfuß seinen gewöhnlichen Platz einnahm, in stiller, banger Erwartung des kommenden Augenblicks, der uns, wie wir nicht mit Unrecht dachten, den Freund für immer zu entziehen bestimmt war. Es schlug 7 Uhr — da sprang Streckfuß auf — umarmte uns alle mit einzelnen Lauten von Lebewohl — und verschwand. Erst acht Jahre darauf sahen wir ihn ganz unvermutet im Kongreßwinter wieder[469]).

In unserm Kreise war nun eine große Lücke gelassen. Sie hat sich auf diese Art, in diesem Sinne nie mehr ausgefüllt, wie denn kein Mensch, und wäre er auch nicht so ausgezeichnet wie Streckfuß, je ganz durch einen andern ersetzt wird. Dieser Remplaçant kann manche bessere, angenehmere Eigenschaften haben, der Abgegangene ist er doch nicht. Hier fehlt etwas — dort ist etwas zu viel. Das merkt man im Anfange gleich und oft schmerzlich. Nach und nach gewöhnt man sich an diese neue Persönlichkeit, und beruhigt sich über das, was nicht mehr so ist wie das früher Dagewesene. Ist aber der Entrissene ein Ausgezeichneter, sind uns seine trefflichen Eigenschaften im nähern Umgange recht klar geworden, haben wir uns mit Liebe an ihn gewöhnt, und sind wir versichert, daß auch er uns liebevoll in sein Herz geschlossen, dann

handelt es sich beim Verluste nicht um die oder jene einzelne Eigenschaft, die der Freund besaß und die wir fortwährend vermissen, sondern die Lücke bleibt ganz unausfüllbar, und nach dreißig Jahren lebt in dem Entfernten wie in dem Zurückgebliebenen noch dieselbe Überzeugung wie dieselbe Freundschaft fort.

* * *

Mein Mann hatte durch die Art seiner Geschäfte öfters Veranlassung, kleine Reisen in den Gebirgen von Unter-Österreich und Steiermark zu machen, wo er die Wälder zu besehen, von Kreis- und Forstbeamten begleitet, die Lokalitäten zum Fällen, und zur Transportation des Brennholzes für den Bedarf der Hauptstadt und die nötigen Vorrichtungen und Vorkehrungen zu diesem Zwecke anzuordnen hatte. Auch in diesem Sommer von 1806 fiel eine solche, etwas längere Reise vor[470]), und diesmal nahm Pichler auch mich, meine Mutter, die sich nicht gern von uns trennen mochte, und für ihr Alter noch sehr rüstig war, und unser kleines Töchterchen mit. Auch eine liebenswürdige Freundin, Frau v. S—l[471]), die aus Ober-Österreich gebürtig war, seit ihrer Verheiratung in Wien gelebt hatte, und im vergangenen Winter Witwe geworden war, wollte mit uns zu gleicher Zeit einen Teil dieser Reise machen. Eine Unpäßlichkeit hinderte unsere gleichzeitige Abreise, ich traf sie erst in Linz wieder, und wir hielten uns, während Pichler seine Exkursionen machte, bei dem Lehrer meiner Jugend, jenem Bischof von Linz, den ich das erstemal 14 Jahre früher mit meinen Eltern und meinem Bruder besucht hatte, auf seinem Schlosse Gleink, unfern von Enns, auf. Ein stiller, einsamer Aufenthalt, der uns ein ge-

wisses wehmütiges Gefühl gab. Bischof Gall war wohl noch ganz derselbe treue Freund und gütig aufmerksame Wirt für uns, der er in jener Epoche gewesen; aber seine Geistesheiterkeit und seine körperliche Gesundheit hatten durch die Zufälle, Schrecken und Befürchtungen der langen Kriegsjahre, welche früher seine Familie in Schwaben, und ihn nun selbst bei zwei Invasionen in Oberösterreich getroffen hatten, so sehr gelitten, daß wir uns die traurige Überzeugung nicht verhehlen konnten, der verehrte Freund wanke dem Grabe zu, und wir sehen ihn — obwohl sein Alter noch vieles hätte können hoffen lassen (er hatte die Fünfzig kaum überschritten), diesmal zum letzten Male. Diesem Manne hatte und habe ich viel zu verdanken. Er war mein Lehrer in der Religion und der nahe damit verwandten Naturlehre; er pflanzte Keime in mein Herz, die spät noch mir segensreiche Früchte der Gottergebenheit und Zufriedenheit trugen. Dort — wo er schon lange ist und ich ihm wohl bald nachfolgen werde, wird ihn Gott dafür belohnt haben; denn er hat nicht bloß an mir, sondern an vielen Gutes geübt, und das Land segnet noch sein Andenken.

Auf jener Reise kamen wir auch nach Stift Florian, wo ich 14 Jahre früher ebenfalls gewesen war, als eben der Prälat Michael Ziegler [472]), der uns jetzt 1806 wieder aufnahm, zu seiner Würde erhoben wurde. Hier lernte ich auch den, nachmals durch seine historischen Forschungen so sehr ausgezeichneten Chorherrn Franz Kurz [473]) kennen, wie denn überhaupt in diesem Stifte Männer von hoher Geistesbildung und mannigfacher wissenschaftlicher Richtung lebten und zum Teil noch leben, so daß es mich oft bedünkte, ich befände mich nicht in einem Kloster, sondern in einer



Franz Kurz

Leopold Schulz pinx., Friedrich Leybold lith.
k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

Akademie[474]), in der mehrere Gelehrte oder sonst gebildete Männer sich in ihren Bestrebungen zu höhern literarischen Zwecken vereinigt hätten. Auch für die schönen Künste geschah manches — Dichtkunst und Musik wurde hier getrieben, und die Stiftsbibliothek hat vor andern ihresgleichen den Ruhm einer musterhaften Ordnung und eines steten Fortschreitens mit der Zeit. Mit Herrn Kurz, dessen lebhafte, geistreiche Unterhaltung mich sehr anzog, war ich indessen in ewigem Streite, da seine klaren, aber wohl etwas nüchternen Ansichten vom Mittelalter und der Poesie überhaupt, den meinigen gerade entgegengesetzt waren. Den würdigen Prälaten, einen ebenso gelehrten als höchst verehrungswerten Mann, belustigte unsere Opposition. Er veranlaßte daher fast bei jeder Mittagstafel eine solche Erörterung unter uns, und ging im Scherze so weit, zu fordern, ich sollte meinen Streit nach allen Regeln der Dialektik, nach den Schlußformeln des Barbara celarent usw. führen. Das gab denn allen vielen Spaß, und so verflossen in geistreicher Unterhaltung, in musikalischen Genüssen (jeden Abend nach dem Souper, das schon um 7 Uhr statt hatte, wurde in unsern Zimmern Musik gemacht) und den einfachen Freuden des Landlebens mir einige köstliche Tage.

Ich hatte damals eben angefangen, an meinem Agathokles zu arbeiten. In Stift Florian erzählte man mir, daß der Schutzpatron desselben, jener geharnischte Heilige mit dem Wasserkruge, den er über ein Haus in Flammen ausgießt, und sich so als ein Retter in Feuersgefahr kund gibt, und den man in Österreich besonders auf dem Lande vielfach abgebildet und verehrt findet — daß dieser Heilige ein römischer Zenturio gewesen, und hier bei der Verfolgung unter Kai-

ser Diokletian in den Fluten der Enns den Martertod erlitten habe. Das gefiel mir, mein Plan zum Agathokles war noch nicht ganz ausgearbeitet. Ich konnte die vaterländische Legende recht wohl in denselben verweben. Ich fragte also näher nach, und Herr Kurz hatte die Güte, mir folgendes zu erzählen[475]: Florianus stand bei einer der römischen Legionen, die ihre Kastelle an den Ufern der Donau hatten, und war wahrscheinlich in dem alten Laureacum — Lorch —, das sich von dem heutigen Asten bis Enns erstreckt haben mag, stationiert. Seine Weigerung, den Götzen zu opfern, hatte ihm den Tod in den Fluten der Enns zugezogen. Eine fromme, christliche Witwe, Valeria mit Namen, ließ den Körper aus dem Strom ziehen und auf einen Wagen legen, der, von Ochsen gezogen, die teuren Reste bis in diese waldigen Hügel, wo jetzt das Stift liegt, zur christlichen Beerdigung bringen sollte. Aber der Weg war weit, der Tag heiß, die müden Tiere, nach Wasser lechzend, erlagen fast der Erschöpfung. Da entsprang plötzlich am Eingang der Waldschlucht eine Quelle, die Ochsen wurden getränkt, und gelangten nun ohne weiteres Hindernis bis an den bestimmten Ort. Hier wurde der christliche Held durch Valeriens fromme Sorge, und später auch sie begraben, und es erhob sich endlich ein bewohnter Ort und ein Stift daselbst, das noch jetzt keinen andern guten Brunnen, als den durch jenes Wunder entstandenen, unten im Markte besitzt; denn für das Stift bringt eine künstliche und kostspielige Wasserleitung den Bedarf aus einem eine Viertelstunde entlegenen Orte, Hohenbrunn genannt.

In den Katakomben des Klosters sind eine Menge Gebeine kunstvoll aufgeschichtet, und die Sage läßt

glauben, daß es Gebeine der in dieser Christenverfolgung umgekommenen Märtyrer sind. Auch eine Statue der Valeria findet sich hier, und das Wunder des plötzlich entspringenden Wassers, welches dem Heiligen zugeschriebn wird, mag wohl die Veranlassung zu seiner Anrufung in Feuersgefahr gegeben haben; denn sonst kommt, wenigstens so viel mir bekannt wurde, nichts vom Feuerlöschen in dieser Erzählung vor.

Mit großem Vergnügen verfolgte ich nun den Vorsatz, diese Legende in den Stoff des Agathokles zu verweben, und zugleich eine kleine Neckerei gegen eben den verehrten Mann, dem ich die Erzählung dankte, auszuführen, und gleichsam ihm zum Trotze, der alle Vermischung der Poesie und Geschichte als strenger Wahrheitsfreund haßte, und der neueren Dichtkunst, Ossian ausgenommen, überhaupt abhold war, den Schutzheiligen seines Klosters und die Gegend umher als Episode in einen Roman zu verflechten[476]).

Überhaupt war es oft, ja meistens etwas also Zufälliges, welches mir die erste Anregung zu irgend einer Ausübung meiner innern Anlagen darbot; wie denn z. B. der ganze Agathokles durch die Lesung Gibbons[477]) und meinen Unwillen über dessen Gesinnung gegen das Christentum, die Gestaltung desselben aber durch einen sehr schönen englischen Kupferstich, den Tod des heiligen Stephanus vorstellend, veranlaßt worden war. Auf diesem Bilde, das in dem, damals von unserm berühmten Schreyvogel errichteten Industriecomptoir[478]) zu sehen war, liegt der Märtyrer, ein Jüngling von der edelsten Bildung, tot im Kreise einiger trauernden Christen, die ihn umgeben, und die Schönheit dieser Gestalt, die selige Verklärung, welche seine Züge zeigten, und die ganze Idee, welche diesem Bilde zugrunde

lag, bestimmten mich, den Helden meines Romans einen christlichen Märtyrer sein zu lassen, der aus einem erhabenen Begriff von der Würde und Gemeinnützigkeit seiner Religion sich für dieselbe aufopfert, und alle Güter des Lebens, selbst die, welche bessern Menschen ewig teuer bleiben, für diese Idee hingibt.

Wenn mich irgend ein Gedanke auf diese Art ergriffen hatte, ging es wunderbar in meinem Innern zu. Ich war mir keines eigentlichen Nachsinnens, keines Erfindens bewußt; ja ich möchte sagen, mein Denken, mein ganzer Zustand war etwas Passives. Es war mir stets, als läge das Ganze meines Planes oder künftigen Werkes bereits fertig in meiner Seele. Da bedurfte es denn nur des Wiedererkennens, des Deutlichmachens, und ich kann das, was in meiner Seele vorging, mit nichts passender als mit der Wiederherstellung eines alten Bildes vergleichen. Dies ist auch schon ganz vorhanden, und man hat nichts anders zu tun, als es durch zweckmäßige Mittel aufzufrischen, damit es erkennbar werde. Wie zuerst die Hauptmotive anschaulich werden, dann allmählich die kleinern Formen deutlich hervortreten, nach und nach sich die Farben sichtbar zeigen, bis endlich das ganze Bild in allen seinen Umrissen, in Zeichnung, Kolorit usw. vor unsern Augen steht, so enthüllte sich, ohne ein bewußtes ferneres Nachsinnen, das Ganze wie von selbst allmählich in meiner Seele, und es kam mir stets wie etwas Gegebenes, nie wie etwas Erfundenes vor.

Dieser Prozeß, der in der Seele jedes Künstlers — seine Idee mag nun „in Wort oder Tat, in Bild oder Schall“ ins Leben treten — in den Momenten der geistigen Empfängnis vorgeht, hat für mich stets etwas Geheimnisvolles, Rätselhaftes gehabt, das mir auf die

höhere Abkunft unserer Seele, auf ihren Zusammenhang mit der gesamten Geisterwelt zu deuten scheint. Jene Menschen, denen die Natur Anlagen anderer Art gegeben hat, können sich keine Vorstellung von dem machen, was in der Seele eines Dichters vorgeht, und es ist dem Ähnliches, was Fenelon in einer seiner Betrachtungen über das innerliche Leben einer frommen Seele sagt, daß nämlich die Weltmenschen das, was in derselben vorgeht, für einen Traum, einen Wahn halten werden[479]). Es gibt viel solcher Rätsel, und eines derselben, vielleicht eines der wunderbarsten, ist die Anlage zur Musik und Komposition. In einem Aufsatze, den ich für irgend einen Almanach vor mehreren Jahren geschrieben, habe ich meine Ansichten darüber geäußert[480]). Ich erinnere mich des genauern Details nicht, aber ich wiederhole im allgemeinen, was ich damals darüber dachte, und was nachfolgende Erfahrungen bestätigt haben. Es liegt etwas Wunderbares, Geheimnisvolles in diesem Sinn für Harmonie, und noch mehr in der Fähigkeit, selbst Harmonien und Melodien zu schaffen. Sie findet sich oft bei Menschen, die außer dieser Himmelsgabe wenig geistige Fähigkeiten oder doch wenig Bildung besitzen. Sie selbst haben keine deutliche Vorstellung weder von ihren Anlagen noch weniger von dem Prozesse, der in ihrem Innern vorgeht, wenn sie sich bestreben, die Schöpfungen, die in ihnen gären, durch Töne deutlich zu machen oder irgend ein fremdes poetisches Produkt in diesen Tönen auszusprechen. Mozart und Haydn, die ich wohl kannte, waren Menschen, in deren persönlichem Umgange sich durchaus keine andere hervorragende Geisteskraft und beinahe keinerlei Art von Geistesbildung, von wissenschaftlicher oder höherer Richtung zeigte.

Alltägliche Sinnesart, platte Scherze, und bei dem ersten ein leichtsinniges Leben, war alles, wodurch sie sich im Umgange kund gaben, und welche Tiefen, welche Welten von Phantasie, Harmonie, Melodie und Gefühl lagen doch in dieser unscheinbaren Hülle verborgen! Durch welche innere Offenbarungen kam ihnen das Verständnis, wie sie es angreifen müßten, um so gewaltige Effekte hervorzubringen, und Gefühle, Gedanken, Leidenschaften in Tönen auszudrücken, daß jeder Zuhörer dasselbe mit ihnen zu fühlen gezwungen, und auch in ihm das Gemüt aufs tiefste angesprochen wird?

Auch Schubert habe ich gekannt. — Auf ihn paßte, was seine übrigen Fähigkeiten betrifft, genau dasselbe, was ich von jenen beiden großen Genien sagte. Auch er brachte das Schöne, das Ergreifende seiner Kompositionen fast unbewußt hervor, ja, ich darf mich hier auf eine Anekdote berufen, die ich aus unsers berühmten Sängers Vogl[481]) eigenem Munde habe. — Das, was er vor vor einigen Wochen aus der Tiefe seines Gefühls hervorgeströmt hatte, ein sehr schön komponiertes Lied, kannte er nicht mehr, als es ihm Vogl zeigte, und lobte den Satz, wie etwas aus einer fremden Seele Entsprungenes, ganz aufrichtig[482]). So bewußtlos, so unwillkürlich sind diese Hervorbringungen, und man kann nicht umhin, hier an magnetische Zustände und jene geheimnisvollen Fähigkeiten der Psyche zu denken, die in ihr, wie die Schmetterlingsflügel in der Puppe verschlossen und zusammengewickelt liegen, bis sie sie einst, wenn die Puppe zerbrochen wird, entfalten darf. Hier in ihrem beengten Zustande ahnt sie nur in einzelnen Augenblicken, in Wahrnehmungen etwas davon, und diese Augenblicke sind es wohl,

von denen Fenelon spricht, und die der Weltmensch verlacht, weil er sie nicht kennt.

Nachdem ich dies vor einigen Tagen geschrieben, geriet ich in Eckermanns Gesprächen mit Goethe auf eine Äußerung[483]) dieses großen Mannes, daß nämlich „dem echten Dichter die Kenntnis der Welt angeboren sei", daß er selbst seinen Götz geschrieben, ohne das, was er schilderte, erlebt oder gesehen zu haben, und daß er später über die Wahrheit dieser Darstellung erstaunt sei, er müsse also diese Anschauungen durch Antizipation besessen haben, ja er behauptete, daß, „hätte er nicht die Welt durch Antizipation in sich getragen, alle seine Erforschung und Erfahrung ein totes, vergebliches Bemühen gewesen wäre". Sollte man, indem ein so mysteriöses Verfahren der Seele angedeutet wird, nicht lieber die Bezeichnungen aus der gewöhnlichen Welt mit denen aus einer höhern vertauschen dürfen, und, was Goethe klar und trocken — aber wie mir scheint, nicht erschöpfend Antizipation nennt, lieber mit Inspiration bezeichnen? Inspiriert sind diese Anschauungen, sie sind dem Dichter, ohne daß er weiß woher oder wozu, zugekommen, und auf ihrer Stärke, Deutlichkeit und ihrem Umfang beruht, wie ich glaube, die größere oder geringere Kraft des Dichters. Im Grunde ist es wohl gleichgültig, ob man nun, dies geheimnisvolle Wirken in der Seele des Dichters zu bezeichnen, sich des Wortes Antizipation oder Inspiration bediene; aber selbstzufrieden und vergnügt war ich durch die Entdeckung, daß dieser große Mann ähnliche Wahrnehmungen hatte und mit mir darin übereinstimmt.

Noch muß ich, bei Gelegenheit des Sinnes für Musik und Komposition eine Bemerkung anführen, die ich

vor langer Zeit bereits gemacht, und auch manchen gebildeten Menschen mitgeteilt habe, ohne von ihnen eine genügende Erklärung über eine, wie mir es scheint, sonderbare Erscheinung zu erhalten, diese nämlich, daß unter so vielen Frauenzimmern, die sich mit exekutiver Musik auf dem Klavier, auf andern Instrumenten oder im Gesang mit vielem Glück beschäftigten, unter so vielen geistreichen Künstlerinnen, die sich in der Malerei oder Dichtkunst auszeichneten, auch nicht eine ist, die mit bedeutendem Erfolge etwas in der musikalischen Komposition geleistet hat. Nur zwei habe ich in meinem langen Leben und bei besonders in meiner Jugend häufigen Berührungen mit der musikalischen Welt gekannt, die sich mit Komposition beschäftigten, ein Fräulein von Martinez, Schülerin des berühmten Metastasio, der bei ihren Eltern lebte und sich die Ausbildung dieses, in vieler Hinsicht ausgezeichneten Frauenzimmers zum angenehmen Geschäft machte; und meine Freundin, das blinde Fräulein von Paradis. Beide leisteten Artiges, aber es erhob sich nicht über — ja kaum an das Mittelmäßige, während doch in Malerei und Poesie Frauen, wenn auch nichts den Werken der ersten Meister in diesen Fächern zu Vergleichendes, doch vieles auch an sich und ohne Rücksicht auf das Geschlecht Schätzbare hervorgebracht haben. Sollte man aber nicht glauben, daß gerade dies Bewußtlose, bloß auf innern Regungen, auf Gefühl und Phantasie Beruhende der Musik, dem weiblichen Charakter besser zusagte als die Leistungen im Gebiete der Malerei und Dichtkunst, welche Vorkenntnisse, deutliche Begriffe, technische Fertigkeiten usw. voraussetzen? Es muß doch nicht also sein, weil wir bis jetzt wohl eine Sirani[484]), Rosalba[485]), Angelica Kaufmann[486]),

Lebrun[487]) usw. — aber keine nur einigermaßen bedeutende Tonsetzerin erlebt haben. Doch ich nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf.

* * *

Im nächsten Winter wurden unsere gewöhnlichen Abendunterhaltungen fortgesetzt, und es fiel uns ein, uns doch einmal wieder im Komödienspielen zu versuchen. Zuerst wählten wir kleinere Stücke, Kotzebuesche, ein- oder zweiaktige Lustspiele: Den Mann von 40 Jahren, die Brandschatzung usw.[488]). Endlich schlug uns Hormayr vor, uns an ein bedeutendes Stück zu wagen. Der Mann von Wort, von Iffland[489]) wurde gewählt, und auf eine Weise besetzt und gespielt, wie man es auf Haustheatern selten finden wird. Mein Mann, der überhaupt seine Rollen stets mit vieler Kraft und Würde und einem guten Anstande gab, wobei ihm seine vorteilhafte Gestalt sehr zu statten kam, gab den Archivar Lestang, die Titelrolle, vortrefflich; der Verfasser des Regulus, Collin — den blödsinnigen Oheim; der Verfasser des österreichischen Plutarchs, Hormayr, den Hofrat Wallner; Frau von Kempelen, jene interessante und schöne Gemahlin des Jugendfreundes von meinem seligen Bruder, welche schon dem dichterischen Freunde Streckfuß so gefährlich gewesen war, und in deren Nähe auch Hormayr sich nicht gleichgültig erhalten konnte, hatte die Rolle der Julie, der Pflegetochter des Hofrats; mir ward die der Frau des Archivars zuteil, und auch die übrigen Personen machten ihre Sachen gut. Wir hatten beschlossen, das Stück zum Namenstage meiner Mutter zu geben, der auch der meinige und der meines Töchterchens war, welche einen, von unserm alten Freund

Haschka gedichteten Prolog sprach, und so geschah es auch. Wer das Stück kennt, wird sich erinnern, daß jener blödsinnige Oheim seiner Nichte, der Frau des Archivars, den Brillant schenken will, der aus einer, durch sieben Jahre eingesperrten Kreuzspinne entstehen soll und an dessen Existenz und Besitz er festiglich glaubt. Es ist dies eine wirklich rührende Szene, denn der gute Alte will sich seines vermeinten unermeßlichen Schatzes willig entäußern, um nur seine Nichte zu vermögen, ihrem Manne die schuldige Treue zu halten. Collin hatte, wie gesagt, die Rolle des Oheims, die er trefflich durchführte. Ich, als Frau seines Neffen, war mit ihm auf dem Theater, und er zog nun das Schächtelchen mit der kostbaren Spinne hervor, auf welches ich, wie es im Stücke angegeben ist, das Jahr und den Tag, wann sie eingefangen worden war, geschrieben hatte, um Collin das Auswendiglernen dieser Worte zu ersparen. Man stelle sich meine Verwunderung und Verlegenheit vor, als der unvergeßliche, teure Freund nun statt des in dem Stücke benannten Tages den vierten November nannte, und mit einer höchst verbindlichen Wendung einen Glückwunsch für drei Karolinen, Großmutter, Mutter und Enkelin sprach. Der Beifall war allgemein, und nie werde ich diese kleine Szene, in welcher sich die Freundschaft des teuern Mannes für uns alle und seine wahrhaft kindliche Verehrung für meine treffliche Mutter so deutlich aussprach, vergessen.

Dieser Winter und der nächstfolgende Sommer vergingen in gleich angenehmen Verhältnissen. Unter verschiedenen Fremden, welche bei uns eingeführt wurden, zeichnete sich bald, durch seinen innern Gehalt sowohl als seinen warmen Anteil an uns, ein Baron

von Merian-Falkach[490]) aus, der in der Staatskanzlei angestellt und ein genauer Freund Hormayrs war, welcher ihn auch bei uns einführte. Dieser Mann war ganz klassische Literatur, scharfsinnig, gelehrt, wahrhaft freundschaftlich, aber auch höchst eigen, ja bis zum Paradoxen seltsam in seinen Ansichten, denen er übrigens im praktischen Leben nicht immer treu blieb. So war es sein Lieblingsthema, daß eine Frau nichts oder nicht viel lernen soll, weil ihre Liebenswürdigkeit, ihre Kindlichkeit usw. darunter leiden würde; daß eine Frau ganz willenlos dem Geliebten anhängen und gleichsam nur durch seinen Geist denken, nur durch und für ihn leben solle. Er haßte deswegen weibliche Schriftstellerei, ging aber vorzugsweise gern mit meiner Mutter, welche eine der geistreichsten und selbständigsten Frauen war, die nur je vorgekommen und mit mir, einer Schriftstellerin, um. Er gefiel sich überhaupt sehr in unserm Kreise, ward bald einheimisch darin und blieb mir durch viele Jahre ein verläßlicher, treuer Freund, dessen Wärme eine langjährige Abwesenheit (ich sah ihn, seit er uns 1810 verließ, nie wieder, und er starb erst vor einigen Jahren) nicht erkältet hatte, und die ein eifriger Briefwechsel, durch immerwährende Streitigkeiten belebt, stets aufrecht erhielt. Ihn band seit vielen Jahren ein zärtliches Verhältnis an eine Frau, von der er stets den Ausdruck Petrarcas: Che sola a me par donna[490a]), brauchte. Ich kannte sie nicht, aber ihren Briefen nach zu urteilen, womit sie mich auf Merians Veranlassung beehrte, mußte sie wenigstens eine sehr verständige, gebildete Person sein. Im Jahre 1809 kam sie endlich nach Wien, und man denke sich unser aller Erstaunen! Diese Laura, diese sola Donna war eine — nicht sehr hübsche, nicht

ganz junge Frau, von kleinem Wuchse, unendlicher Beweglichkeit und Lebendigkeit, eine wirklich sehr gebildete, aber auch so positive Frau, daß unser guter Merian zu unser Aller Verwunderung und Leidwesen ganz unter ihrem Pantoffel stand, und solange sie in Wien war, es auch nicht einmal wagen durfte, ohne sie bei uns zu erscheinen. So auffallend wie dies Beispiel sind freilich nicht viele; dennoch ist mir die Erscheinung zum öftern vorgekommen, daß gerade jene Männer, welche so viel von der Sanftmut, Unterordnung, Hingebung des Weibes sprechen, wenn sie einmal wählen, ziemlich gehorsame Liebhaber und Ehemänner werden; ja, daß sie schon von vornherein nicht leicht an einer Geschmack finden, welche nicht etwas Herrisches an sich hat. Im Gegenteile aber sind es gerade die Haus- oder Liebestyrannen und die sich einer unumschränkten Herrschaft nicht bloß über die Handlungen, sondern über die Gedanken und Ansichten ihrer Geliebten oder Frauen bemächtigen, welche vor der Ehe die schmiegsamsten, ehrerbietigsten scheinen und stets die sanfte Oberherrschaft der Frauen anzuerkennen bereit sein wollen. Ich könnte mehrere anführen, aber Exempla sunt odiosa.

Schon seit einigen Jahren kannten wir in Wien die Trauerspiele F. Z. Werners. Seine Söhne des Tales[491] hatten ungeheures Aufsehen erregt und alles, was sich mit schöner Literatur beschäftigte, aufmerksam auf den, wie es hieß, noch jungen Dichter gemacht. Es war die Zeitepoche, in welcher auch die Schlegel, Tieck u. a. aufgetreten waren, das sogenannte Romantische sich zuerst und zwar mit großem Beifalle zeigte, die poetische Poesie im Gegensatz der bisher geübten und geschätzten aufgestellt, und viele Autoritäten,

die wir bisher verehrt hatten, durch: die neue Schule, wie sie genannt wurde, von ihren Altären herabgestürzt werden sollten. Gar viele glaubten auch diesem neuen Evangelium; ungleich mehrere aber ließen sich in ihrer billigen Verehrung für Schiller, Herder, Wieland, Klopstock usw. nicht irre machen. Es gab manche, die sogar behaupteten: Die Gebrüder Schlegel hätten gar zu gern eine große Rolle in der gelehrten Welt gespielt, da sie aber fühlten, und — weil sie wirklich treffliche Köpfe waren — auch deutlich einsahen, daß sie auf produktivem Wege neben den schon bestehenden Matadoren in der schönen Literatur doch nur einen untergeordneten Platz einnehmen würden, hätten sie sich auf die Kritik geworfen, und, indem sie das bisher Verehrte von seinem Standpunkt herabzuziehen bemüht waren, Raum für sich und ihre Anhänger zu gewinnen gesucht, wie das Vaudeville sagt:

> Les arbustes sont des chênes,
> Quand les chênes ne sont plus.

Nur einen unter den Lebenden ließen sie gelten, Goethe, und indem sie ihn zu ihrem Koryphäus wählten und ihn mit einer ungeheuern Portion Weihrauch dazu gleichsam installierten, suchten sie sich durch seinen Ruhm, sein Ansehen in Deutschland, seine Autorität zu schützen, sie flüchteten unter den Schatten seiner Flügel.

Zugleich mit diesen Bestrebungen, die neue Poesie und Ansicht auf Kosten alles Alten geltend zu machen, dämmerte auch ein gewisser hyperreligiöser Sinn in den neuen Erzeugnissen auf. Es war nicht eigentliche Frömmigkeit, Gottesfurcht, Hinblick aufs Ewige; es war ein krampfhaft wundergläubiges Unterordnen unter veraltete Ansichten, das sich mit krasser Sinnlichkeit und

unlautern Trieben ganz nachbarlich vertrug. Unlängst war die Lucinde, das berüchtigte Buch von Friedrich von Schlegel erschienen, ihm waren nicht so grelle, aber höchst seltsame Geburten: Lacrymas und Alarcos, gefolgt[492]. Staunend betrachtete sie die Welt und wußte nicht recht, ob sie sie bewundern oder belachen sollte. Zum ersten bekannten sich die Anhänger der neuen Schule; denn das Neue findet jederzeit geneigte Gemüter, die es gern in sich aufnehmen, um es nächstens mit etwas noch Neuerem zu vertauschen. Die meisten, welche von diesen Werken Notiz nahmen, mißbilligten sie, und bedauerten einen reichbegabten Geist auf Irrwegen zu sehen.

Diese frömmelnde Tendenz griff immer mehr um sich. Das zweite Stück Werners: Die Templer auf Cypern[493], trug schon in seiner ersten Form etwas Mystisches, Rätselhaftes in sich, und jene Erzählung oder Mythe von Phosphor ließ die Leser in Ungewißheit, ob hier ein tiefgeheimer, wirklicher Sinn verborgen liege oder der Verfasser der Welt nur ein schwer zu lösendes Rätsel habe aufgeben wollen. Das dritte Stück: Das Kreuz an der Ostsee[494], in dem der heilige Adalbert, der bereits den Martertod erlitten hat, als Spielmann auftritt, auf dessen Haupt sich von Zeit zu Zeit eine Feuerflamme sehen läßt, und die Brautnacht zwischen Warmio und Malgona sprechen noch deutlicher den mystisch-asketischen und dabei lüsternen Sinn aus, der in so vielen Werken jener Zeit auftauchte. Endlich erschien seine Weihe der Kraft[495]. Daß der Protestantismus in seiner nüchternen Kälte den Künsten verderblich sei, ging wohl deutlich daraus hervor, und Werners Lieblingsthema, daß die Liebe ein Blitzstrahl sein müsse, der zugleich in zwei Herzen

einschlägt und sie verzehrend reinigt, wurde sichtbar durch Katharinas freudiges Erschrecken, als ein dicker Augustiner vom Wagen steigt, und sie ihn als ihr Urbild erkennt. Ich gestehe, daß mir ein dicker Augustiner nicht eben sehr idealisch scheint, aber Fräulein von Bora war von anderm Geschmacke. Auch dieses Werk machte große Sensation und erregte viele widersprechende Urteile. Nicht lange darnach verbreitete sich die Nachricht, daß der Verfasser aller dieser genialischen Stücke nach Wien kommen solle, und wir hoffen dürfen, seine Bekanntschaft zu machen.

Der Tag, wo er kam und die Weise, wie er sich bei uns einführte, war gewiß merkwürdig und mir daher sehr lebhaft im Gedächtnisse geblieben. Es war ein schöner Abend im Anfange des Sommers von 1807, wenn ich nicht irre, und ich hatte einen kleinen Kreis gebildeter Freundinnen und literarischer Freunde gebeten. Der Erwartete kam, von unserm Freunde Collin eingeführt — ein ziemlich junger, wohlgebildeter Mann, damals Kammersekretär in Warschau oder Posen und im ganzen eine nicht unangenehme Erscheinung[496]. Auch er schien sich nicht übel in der Gesellschaft zu gefallen, die ihn umgab, und in welcher sich einige hübsche, junge Frauen befanden. Bald gingen wir zum Gouter, bei welchem denn nebst Tee und Backwerk nach der Jahreszeit auch Obst herumgeboten wurde. Werner protestierte höchlich gegen dies letztere und versicherte uns laut — „die schönste Frau dürfte ihm, wenn sie zuvor einen Apfel oder anderes Obst gegessen hätte, keinen Kuß anbieten“ — eine Äußerung, die uns allen etwas sonderbar und befremdend klang; denn obgleich Werner nicht eben häßlich war, hätte doch nur allenfalls sein Dichterruhm, wie in der alten Gellert-

schen Erzählung [497]), eine Frau, und zumal eine schöne Frau, bewegen können, ihm einen Kuß zu bieten.

Übrigens benahm er sich in den gewöhnlichen Formen und außerdem, daß er ungeheuer viel und oft Tabak schnupfte und mit einer eigentümlichen Bewegung des Daumens den Tabak stets zuletzt auf die rechte Wange hinüberstrich, so, daß es bald wie ein Schnurrbart aussah, war nichts Außergewöhnliches an ihm zu bemerken. Als sich die Gesellschaft hierauf im Garten zerstreute, fand ich ihn mit einer unserer Bekannten in ein eifriges Gespräch über die Liebe vertieft. Ich trat hinzu, und bald wußte Werner mich so hineinzuziehen, daß jene mich verließ und er nun mit mir, auf und ab gehend, sein voriges Thema fortsetzte und sich erklärte, daß er eigentlich den Beruf habe, über Liebe zu sprechen, sie zu suchen, zu verbreiten usw., Reden, deren eigentlichen Sinn ich nicht ganz verstand. Von der Liebe gerieten wir auf den Glauben, auf Religion, auf sein letztes Werk: Die Weihe der Kraft. Auch hier übersprach er viel, was ich nicht recht fassen konnte, doch schien mir der Hauptsinn dahin zu zielen, daß der Protestantismus die Künste totgemacht habe, was er denn auch durch den Tod jener Therese oder wie sie heißt, habe andeuten wollen. Zuletzt fragte er mich geradezu: was ich von der Transsubstantiation halte? Diese Frage kam mir höchst unerwartet. Ich wußte wirklich nicht, was ich sagen sollte; denn es schien mir hier gar nicht der Ort, noch die Gelegenheit, um solche Dinge zu erörtern. Ich antwortete also bloß: Ich sei Katholikin, und folglich könnte er denken, daß ich über diesen Punkt mich nicht von dem Dafürhalten meiner Kirche entfernen würde. Übrigens scheine mir der Gegenstand nicht



Therese Huber

Unsignierte Miniatur — Familie Greyerz Bern
Reproduktion: Stadtbibliothek Wien

geeignet, um in geselligen Kreisen abgehandelt zu werden. Er ließ darauf das Gespräch fahren, aber er kam oft zu uns, las uns manche seiner Arbeiten vor, unter andern die sehr veränderte zweite Auflage seiner Söhne des Tales [498]), in welchen ein Mädchen — Astralis — eine mystische Person, vorkommt, und der verstorbene Marschall Eudo, der in der ersten Auflage so unübertrefflich schön als Pilger eingeführt wurde — vielleicht die schönste und wirksamste Geistererscheinung, die mir in der neuen Literatur vorgekommen — nun als ein ziemlich materieller Geist auftritt, Brot bricht, Astralis unterrichtet usw. Noch recht lebhaft erinnere ich mich, daß meine Mutter ihn fragte: Lebt denn der Marschall Eudo? weil dieser Geist sich gar so körperlich benimmt, und Werner ihr antwortete: Er lebt und er lebt nicht, wie man es nimmt. Dann frägt Eudo die Astralis, ob sie gebetet habe? und sie antwortet: Ja! geglüht für Robert (ihren Geliebten). Diese wenigen Züge bezeichnen, wie mich dünkt, die ganze mystische, exaltierte, seltsame Richtung, welche Werners Geist damals schon genommen, und welche später solche Schöpfungen wie Kunigunde, Wanda, Attila [499]) ins Leben rief, von denen meine Freundin Therese Artner [500]) später sagte: „Es ist zu bedauern, daß ein solcher Geist sich also verirren konnte; aber er wird zusehends mit jedem Stücke toller.“ Dennoch waren selbst in diesen Geburten einer verirrten Einbildungskraft große Schönheiten und offenbare Beweise von Genialität.

Diese Geistesrichtung erstreckte sich auch in sein Leben, er glaubte das, was er schrieb, selbst, und war ganz mit diesen Ideen erfüllt. Daher nahm auch meist das Gespräch, wenn er an unserem Abendkreise teil-

nahm, wieder dieselbe sonderbare Richtung nach seinen Lieblingsideen[501]).

Späterhin zog sich Werner von unserm Kreise zurück; er hielt sich viel zu Stoll[502]), dem jungen und ebenfalls exaltierten Dichter, und zu andern ähnlichen Geistern. Endlich bekam ich einen Brief von ihm[502a]), in welchem er mit sehr herzlichen Worten von mir, von meiner Familie und von seinem lieben, lieben, lieben Wien Abschied nimmt. Er ging nach Italien, nach Rom und kam erst nach mehreren Jahren als Katholik und Priester von dorther zurück. Sein zweites Auftreten unter uns, in den letztgenannten Eigenschaften, erregte beinahe mehr Sensation als das erste; aber wir sahen ihn sehr selten unter uns. Er lebte bald in diesem, bald in jenem Kloster; bei den Serviten, Liguorianern, Franziskanern und zuletzt bei den Augustinern, wo er bis an seinen Tod verblieb. Sein Wirken als Prediger werden wir später zu schildern Gelegenheit haben.

Die Gestaltung der damaligen Zeit, in welcher das Deutsche Reich zusammengestürzt war, Napoleon durch den Rheinbund ins Herz aller deutschen Staaten, ins Herz der ganzen Nation mit eisernen Händen griff, das Schwankende, Unsichere aller politischen und somit auch aller sozialen Verhältnisse, das stets kühnere und gewaltsamere Ausbreiten der französischen Macht: dies alles drängte die Geister aus der freudenlosen, zerrütteten Gegenwart in die feststehende Vergangenheit zurück, an der wenigstens ein Eroberer und Unterdrücker aller politischer wie aller literarischen Freiheit nichts mehr ändern konnte, so gern er auch in den römischen Klassikern die Stellen, welche die Sache der Freiheit gegen Anmaßungen der Gewalt verteidigen,

weggewünscht hätte. Das Studium der Geschichte fing an, bei der damaligen Generation ein lebhaftes Interesse zu erregen. Viele Gelehrte verlegten sich darauf, und man suchte Halt und Trost in der Betrachtung der Vergangenheit. Diese allgemeine Stimmung und der häufige Umgang mit Hormayr, Ridler[503]), Vierthaler[504]) regten auch in mir eine lebhafte Teilnahme für die Geschichte im allgemeinen und besonders für die meines Vaterlandes auf. Österreichs Plutarch erschien damals und erregte lebhafte Teilnahme[505]). Mit Grund und überzeugenden Nachweisungen ward von Sachverständigen vieles an dem Werke getadelt, indes erreichte es den einen Zweck, den sich der Verfasser vielleicht vorgesetzt hatte, es weckte bei vielen wie bei mir den Sinn für vaterländische Geschichte und sprach Phantasie und Gefühl an, weil es mit Wärme und dichterischer Auffassung geschrieben war. Auch sonst noch suchte Hormayr auf seine Freunde und durch sie aufs Publikum nach dieser Richtung zu wirken. Er wußte die beiden Collin für seine Absicht, Dichtung und Künste mit vaterländischen Gegenständen zu beschäftigen, zu gewinnen, er regte noch mehrere andere Geister an, die sich um ihn willig sammelten; er suchte Künstlern denselben Sinn einzuflößen, und vieles geschah damals und auch später für die österreichische Geschichte, was den ersten Impuls durch Hormayr erhielt. Dies Verdienst muß man ihm zugestehen, obgleich er zwanzig Jahre später dieser Gesinnung in der Hauptsache ungetreu wurde[506]).

Im Herbste des Jahres 1807, in der Nacht des Michaelistages, erhob sich jener denkwürdige Orkan, der in Wien Häuser abdeckte, den Turm der Augu-

stinerkirche herabwarf — glücklicherweise ohne jemand zu beschädigen — Fenster eindrückte und im Augarten und in der Brigittenau die größten Bäume entwurzelte und niederwarf, so daß der Garten und die Au am folgenden Tage einem großen Verhaue glichen, durch den man kaum durchkommen konnte[507]).

Mein Name fing damals an, durch die Gleichnisse, Olivier[508]), Leonore[509]) usw. in Deutschland bekannt zu werden. Ich erhielt Aufforderungen von Buchhändlern, ihnen Beiträge zu Almanachen, Journalen usw. zu liefern. Die beachtenswertesten Aufforderungen der Art waren die von Fleischer in Leipzig für die Minerva[510]), eines der besten damals erscheinenden Taschenbücher, und von Cotta in Stuttgart für den Damenkalender[511]) mitzuarbeiten. Der erste wies sich durch seine Briefe an mich, durch sehr hübsche Geschenke an Büchern, die er teils meiner Tochter, teils mir selbst noch über das sehr bedeutende Honorar verehrte, als ein wohlwollender Freund, und zeigte sich auch im Umgang so, als er 1810 eine Weile in Wien war und uns oft besuchte. Später scheinen häusliche Mißverhältnisse und eine, wie mich dünkte, etwas zu jugendliche Neigung zu einem Schweizer-Landmädchen, das er heiratete, ihn bewogen zu haben, Leipzig und seine Geschäfte zu verlassen und sich in die Schweiz zu begeben. Seitdem habe ich nichts mehr gehört und dies aufrichtig bedauert; denn Fleischer war mir sehr würdig und wohlwollend zugleich erschienen[512]).

Cottas Aufforderungen brachten mich in ein noch werteres Verhältnis; Madame Huber[513]), Heynes Tochter und Witwe von zwei ausgezeichneten Gelehrten: G. Forster und Huber, redigierte damals das

Morgenblatt. Sie schrieb mir bei Gelegenheit einer Sendung für den Damenkalender. Von da entspann sich zwischen uns ein fleißiger und nach und nach so herzlicher, zusagender Briefwechsel, daß wir zwei Matronen, die sich nie gesehen hatten und auch nie sahen, uns unsere häuslichen und innersten Angelegenheiten mitteilten, und dies währte bis an Therese Hubers Tod im Jahre 1829[514]). So hat mir meine literarische Bekanntschaft manches sehr angenehme Verhältnis, manches Wohlwollen und herzliche Teilnahme von unbekannten Menschen, und nur äußerst selten etwas Unangenehmes gebracht. Wohl aber hütete ich mich stets aufs sorgfältigste, mich ja nie zu Redaktionen, Rezensionen usw. gebrauchen zu lassen, und mit den gelehrten Herren in eine nähere Beziehung zu kommen. Therese Huber, der ihre finanziellen Verhältnisse vermutlich jene Redaktion aufgedrungen haben mochten, hat dadurch, und namentlich mit dem Verfasser der Schuld, Müllner, Verdruß genug gehabt[515]).

Mit dem Herbste dieses Jahres begann eine lebhafte, interessante Zeit. Unser geliebter Kaiser wollte sich das drittemal mit Marie Luise von Este, seiner Cousine, vermählen, und die Vorbereitungen, sowie die Vermählungsfeierlichkeiten dieser höchst anmutigen Prinzessin gaben Veranlassung zu allerlei Festen und rührigem Leben[516]). Auch traf die Ankunft der berühmten Frau von Staël, welche mit A. W. v. Schlegel aus Weimar nach Wien kam, gerade auf diesen Herbst[517]). Die Statue des Kaisers Josef, von Zauner in Erz gegossen, war auch eben fertig und aufgestellt worden[518]). Die Enthüllung derselben wurde eine Art von Feier und Festlichkeit, welche das kindlich dank-

bare Gemüt des Neffen seinem großen Oheim zu Ehren veranstaltet hatte.

Es war ein milder Herbsttag zu Ende Oktobers oder Anfang Novembers. Auf dem Josefsplatze, wo die kolossale Bildsäule unter ihren Umhüllungen wie ein kleiner Berg dastand, waren in freier Luft Tribünen errichtet, auf welchen man mittelst Billetten Platz erhielt. Frau von Staël war ebenfalls zugegen, ich sah oder kannte sie wenigstens damals nicht, und nebst ihr eine große Menge elegant geputzter Damen und Herren, die dem Schauspiel entgegen harrten. Um die angesetzte Stunde (wenn ich nicht irre 12 Uhr mittags) donnerte das erste Geschütz auf dem Walle der Stadt, ihm folgten bald die andern ringsherum auf den Basteien, denn — so wollte es des Monarchen liebevolle Dankbarkeit — seines väterlichen Oheims Bild sollte auf dieselbe feierliche Weise wie die persönliche Ankunft eines regierenden Herrn bei seinen Untertanen empfangen und begrüßt werden. Durch eine geschickte Vorrichtung fielen plötzlich die Decken, welche die Statue verhüllt hatten, das majestätische Bild ward sichtbar, und fast in demselben Augenblick zerriß auch, wahrscheinlich durch die Kanonenschüsse zerteilt, die Nebeldecke, welche den Himmel umhüllt hatte. Rein und blau lächelte er hernieder auf das Bild des großen Josefs, der mitten im Kreise der Seinen erschien, und die mildesten Sonnenstrahlen spielten auf dem glänzenden Metall und auf den edlen Zügen. Es war ein schöner, erhebender Augenblick, in welchem der Himmel selbst an dem Dankbarkeitsgefühle unsers Monarchen und an unser aller Freude segnend Anteil nahm.

* * *

Die Anwesenheit der Frau von Staël[519]), was sie tat, sagte, wie sie aussah, sich kleidete usw. war von nun an das allgemeine Gespräch in den Salons. Man hatte sich eine Menge von ihr zu erzählen, wovon vieles, ja das meiste, ungünstig war. Wenn ihr einige nicht verzeihen konnten, daß sie eine Femme supérieure war (und das war sie denn doch gewiß!), so beleidigte andere ihr Umgang mit dem höchsten Adel, zu dem eigentlich ihre Geburt sie nicht berechtigte; andere fanden zu viel Anmaßung in ihrem Betragen, und wieder andere hielten sich an die übelgewählte Toilette, welche denn auch wirklich bei ihren vorgerückten Jahren (sie war damals schon jenseits der Vierzig) und einer unvorteilhaften Gestalt oft zu anspruchsvoll war, und eine Meinung von ihrer Schönheit voraussetzte, welche doch jeder Spiegel hätte Lügen strafen sollen. Ich hatte sie damals noch nicht gesehen, aber ich hatte kurz vorher einen kleinen Aufsatz ins Morgenblatt einrücken lassen, in welchem ich, ohne der großen Achtung Abbruch zu tun, die ihr außerordentliches Talent mir wie jedem ihrer Leser einflößte, meine Verwunderung darüber äußerte, daß sie sowohl in der Corinne als in der Delphine ihre Helden so schwach, inkonsequent und leicht beweglich geschildert habe, indes ihr doch selbst ein wahrhaft weibliches Gefühl an mehreren Stellen das Geständnis entlockt hat, daß ein Weib sich nur in einer gewissen Unterordnung unter den kräftigen Mann recht wohl und glücklich fühlen könne[520]). Ich wußte nicht, ob sie diesen Aufsatz kannte, aber ich scheute mich nicht, das, was ich schriftlich geäußert, auch in ihrer Gegenwart zu behaupten. Ich hätte sie gern kennen gelernt, aber ich glaubte es nicht schicklich, daß ich, die Einheimische,

zuerst zu ihr ginge und mich gleichsam bei ihr einführen ließe. Unsere gelehrten Freunde hatten dies zwar getan — aber Collin, Steigentesch[521]), Hormayr waren Männer, und daher konnten sie, ohne sich etwas zu vergeben, der fremden Dame ihre Aufwartung machen. A. W. von Schlegel[522]), der die berühmte Frau auf ihrer Reise begleitete, hatte sich bei uns vorstellen lassen. Er kam öfter zu uns und schien ein sehr eleganter Gelehrter, der im Gegensatz zu den meisten seinesgleichen sich höchst fashionable kleidete, aber auch im Gegensatze zu jenen mit seiner Toilette selbst in Gesellschaft beschäftigt war, und wenn ihm, wie es bei uns ein paarmal der Fall gewesen, andere etwas von ihren Werken vorlasen (ich nicht, wie ich denn überhaupt dies nur höchst selten und unter sehr guten Freunden tat), während der ganzen Lesung am Busenstreif, am coup de vent und den Schleifen seiner Unterkleider zu zupfen und zu richten hatte. Man hat mir, zwanzig Jahre nach jener Zeit, erzählt, daß er diese Zierlichkeit und Sorgfalt für sein Äußeres auch jetzt noch als Greis beibehalten habe. Damals war er ein Mann von mittleren Jahren und wirklich angenehmer Gestalt, dennoch hätte ich um seiner selbst und seines verdienten literarischen Ruhmes willen gewünscht, daß er diese Schwäche nicht an sich gehabt hätte. Im Umgange war er sehr artig, sehr geistreich, aber nicht ohne eine merkliche Beimischung von Selbstgefühl, die sich oft geltend machte, und mit allen diesen Eigenschaften und einem angenehmen Äußern, das durch einen vorteilhaften Anzug gehoben war, der Liebling vieler geistvollen, gebildeten Frauen, sowohl einheimischer als fremder, mit denen ich damals umging. Man erzählte, und ich selbst hatte später

Gelegenheit, es zu bemerken, daß er von Frau von Staël nicht mit der Achtung und Auszeichnung behandelt wurde, die sie wohl einem Manne seines Talentes schuldig gewesen wäre. Es erschien öfters ein befehlender Ton wie gegen einen Untergeordneten in ihrem Betragen ihm gegenüber, und das erregte nun bei jenen Damen seiner Verehrung das tiefste Mitleid. Man war aufgebracht über Frau von Staël, man wollte in Schlegels ganzem Wesen einen Schatten von Gedrücktheit, von Melancholie bemerken, den man auf die Rechnung jener Behandlung schrieb, und der den interessanten Unglücklichen nur noch teurer machte. Mir erschien die Sache anders, und ich erklärte mich dahin, daß Herrn v. Schlegel die Existenz im glänzenden Hause der reichen und berühmten Frau doch angenehm sein müsse, weil es einem Manne von seinem Rufe, von seinen ausgezeichneten Gaben nicht fehlen könne, auf jeder deutschen Universität durch eine Professorstelle, durch Privatvorlesungen, literarische Arbeiten usw. sich eine zwar nicht so bequeme, aber unabhängige Existenz zu verschaffen, und daß also, weil er dies nicht tue, jenes Verhältnis ihm nicht so gar drückend erscheinen könne. Damit fand ich nun freilich vielen Widerspruch, es war aber schon einmal meine Weise, die Poesie von der Wirklichkeit stets scharf zu scheiden, jene in Büchern und Kunstwerken hoch zu verehren, im gewöhnlichen Leben aber die Dinge so klar als möglich zu betrachten und so einfach als möglich zu behandeln[523]).

Ich hatte gegen A. W. von Schlegel mehrmals den Wunsch geäußert, Frau von Staël persönlich kennen zu lernen. Er forderte mich auf, zu ihr zu gehen. Das wollte ich nicht, und so ging einige Zeit hin. — End-

lich übernahm es eine gemeinschaftliche Bekannte, die Sache vermittelnd einzuleiten. Frau von Nuys[524]), eine geistreiche, artige Frau aus Bremen, welche unter uns nur die schöne Großmama hieß, weil sie bereits einen Enkel von ihrer Tochter hatte, und noch immer nicht bloß beaux restes, sondern wirkliche Schönheit besaß, übernahm es, Frau von Staël mit mir, mich mit der hochberühmten Frau bekannt zu machen. Wir wurden beide zu einem Tee bei ihr gebeten, und ich konnte, da es gerade der Wochentag war, an welchem meine Mutter selbst Gesellschaft zu empfangen pflegte, erst spät abkommen. Als ich eintrat, war der Kreis schon eine Weile versammelt, und ich sah neben einer meiner Freundinnen, die eine große Künstlerin auf dem Klavier war[524a]), am Fortepiano eine Frau sitzen, welche ich nach allem, was ich bereits gehört — für die berühmte Dichterin erkennen mußte. Ich werde den Eindruck nicht vergessen, den mir ihre Gestalt machte. Sie war eine ziemlich große, starke Frau, über alle Jugend hinaus, mit bedeutenden, aber nicht angenehmen Zügen, deren Ausdruck — in dem vortretenden Mund und Kinne, in der ganzen etwas mohrischen Bildung mir eine überwiegende Sinnlichkeit zu verkünden schien, und deren auffallender, ich möchte sagen gewagter Anzug Ansprüche anzeigte, welchen sowohl die Jahre als die ganze unanmutige Erscheinung nicht entsprachen[525]).

Ich grüßte allseitig, aber flüchtig, wurde der Frau von Staël ebenso flüchtig genannt, und ging ins Nebenzimmer, weil kein Vorzimmer vorhanden war, wo man die Überkleider ablegen konnte, um Schal und Überrock auszuziehen. Gleich darauf kam Frau von Staël mir nach, trat vor einen Spiegel, der sich hier befand, fing an, ihren Kopfputz zu ordnen und richtete aus

dem Spiegel die Rede über jenen Aufsatz im Morgenblatt an mich. Ich antwortete freimütig, aber bescheiden; das Gespräch dauerte nicht lange, andere traten dazwischen, die Unterhaltung wurde allgemein, und Frau von Staël verließ die Gesellschaft bald in Begleitung ihres Cavaliere servente, des Herrn von Schlegel. Die Art, wie sie ihn fragte, ob ihre Leute da wären? und ihm mit einer bloßen Kopfneigung andeutete, sich darnach umzusehen, mißfiel mir um sein- und ihretwillen gleich sehr. Sie erregte bei den Verehrerinnen des anziehenden Unglücklichen aufs neue inniges Bedauern, worein ich nun freilich nicht einstimmen konnte; aber sie diente nicht dazu, den Eindruck zu mildern, den die ganze Persönlichkeit seiner Prinzipalin auf mich gemacht hatte.

Bald darauf wurde ich von ihr zu Tische gebeten. Der Kreis war klein und bestand nur aus unserm würdigen Freund Heinrich von Collin, dem Baron Steigentesch, der Frau vom Hause, ihrem jüngeren Sohn[526]), einem bildschönen Knaben von etwa 12 Jahren, ihrer noch etwas jüngeren und ebenfalls sehr hübschen Tochter Albertine[527]) (der verstorbenen Duchesse de Broglie), aus Schlegel und mir. Hier aber, gleichsam im häuslichen Kreise, wo keine Prätension, keine Absicht zu glänzen, keine Koketterie sie zu einem Betragen verleitete, das sie nicht wohl kleidete, kam sie mir ganz anders und viel liebenswürdiger vor. Vor allem bestach mich der ungemein schöne, weiche Ton ihrer Stimme, und diese Stimme trug so geistreiche Dinge mit so gewähltem Ausdruck vor, daß ich wenigstens ihr mit dem größten Vergnügen zuhörte, und nur einen Stenographen ins Nebenzimmer wünschte, um schnell zu Papier zu bringen und so der Vergessenheit

zu entreißen, was sie so bedeutend als schön sagte. Nach Tische mußte Collin ihr etwas von seiner Arbeit deklamieren — sie überlas es vorher, denn sie las und verstand das Deutsche wohl, nur sprach sie es nicht geläufig. Sie hörte dem Dichter mit sichtbarem Anteil zu, und faßte lebendig jede Schönheit auf. Dann holte sie ein französisches Gedicht, das eine schweizerische Dame gedichtet und das wirklich voll tiefer Empfindung war, und las es uns mit innigem und lebendigem Ausdruck vor, indem sie mit liebenswürdiger Wärme uns jede schöne Stelle bemerklich machte. So wußte sie fremdes Verdienst freundlich geltend zu machen, und erschien mir in diesem Verfahren und in ihrer einfacheren Natürlichkeit weit angenehmer als in der anmaßenden Rolle einer hochberühmten Frau, der alles huldigen soll, in welcher ich sie bei Frau von Nuys gesehen hatte.

Nun kam der Fasching und mit ihm eine glänzende Reihe von Festen und Unterhaltungen, denn unser Kaiser feierte seine Vermählung mit der anmutigen Marie Luise von Este[528]). Diese Prinzessin war von ihrer Mutter früher, wie man sagte, zum Kloster bestimmt (welche Bestimmung ihre bald nachher sich äußernde Kränklichkeit wohl zu rechtfertigen schien); aber sie hatte eine so sorgfältige Erziehung genossen, und fand in ihrem Geiste so viel Gewandtheit und Kraft, daß sie sogleich bei ihrem ersten Auftreten am Hofe sich mit ebensoviel Majestät als Anmut in die neue Herrlichkeit und die Rolle einer hochgestellten Monarchin zu finden wußte. Der Kaiser hatte sie aus wirklicher Liebe gewählt, er hatte gesagt: Seine erste Frau, Elisabeth von Württemberg[529]), habe ihm sein Oheim gegeben; die zweite, Therese von Neapel[530]),

sein Vater; diese dritte nehme er sich selbst, und er schien auch, wenigstens im Anfange, sehr vergnügt. Späterhin soll sie ihm zuviel Eleganz und zu sehr den Ton der großen Welt angenommen und ihn daher nicht so glücklich gemacht haben, als er es wünschte und hoffte. Denn er liebte ein hausväterlich bürgerliches Leben und wußte, wie es sich im Kongreßwinter zeigte, sehr wohl den Patriarchen seiner zahlreichen Familie mit der Majestät und Würde eines der ersten europäischen Monarchen zu vereinigen.

In jenem Fasching 1808 dauerten indessen noch die Flitterwochen dieser Ehe, und alles bestrebte sich, der jungen, reizenden und liebenswürdigen Monarchin zu huldigen. Auf einer glänzenden Freiredoute[531]), in welcher alles in möglichster Pracht erschien, zeigte sich auch ein überaus herrlicher Maskenzug, die Huldigung oder ich weiß nicht, welche Feierlichkeit eines indostanischen Sultans vorstellend. Personen des höchsten Adels bildeten den Zug, und alles strahlte von Gold und Edelsteinen. Die verstorbene Fürstin Colloredo-Mansfeld[532]), eine sehr edle Gestalt, welche die Rolle der Sultaninmutter hatte, war ganz mit Diamanten bedeckt, ja, es schien, als wäre ihr das Stützen auf eine ihrer Begleiterinnen nicht bloß des Anstandes, sondern der Last von Diamanten wegen notwendig, unter welcher sie kaum das Haupt gerade tragen konnte. Der Sultan selbst war, ich weiß nicht warum, noch ein Kind und wurde von dem, damals bildschönen und kaum zehn- oder zwölfjährigen Grafen Arthur Woyna[533]) vorgestellt, der auf einem Palankin getragen, vor welchem die Mutter herging, in seiner kindlichen Schönheit und asiatischen Herrscherpracht den interessantesten Teil des Zuges bildete.

Dieser Maskenzug (aber ohne Larven) schritt langsam, zum großen Vergnügen der versammelten Menge, durch die Säle bis an den Platz, wo der Hof sich befand, und hier überreichte der Sultan oder seine Mutter der neuvermählten Kaiserin einen Strauß aus Blumen, nach den Anfangsbuchstaben ihres Namens gewunden und ein Gedicht unsers Heinrich Collin dazu[534]), das die Blumen auf eine ebenso sinnreiche als schmeichelhafte Weise erklärte.

Diesem öffentlichen Feste folgten noch mehrere; es war, wie gesagt, eine glänzende Zeit, und als sie zu Ende war, dachte Frau von Staël, der man sich alle Ehre zu erweisen und sie an allem Sehenswürdigen Anteil nehmen zu lassen bemühte, auch daran, mir einen Gegenbesuch — den ersten und letzten — am Aschermittwoch[534a]) zu machen, und die Weise, wie sie mich im Zirkel meiner gewöhnlichen Abendbesuche fand, sowie die Zeit und ganze Art ihrer Erscheinung war darnach, um ihr und mir deutlich zu zeigen, wie wenig Zusammenstimmendes sich zwischen uns fand. Als die zahlreichen Damen, welche die gewöhnliche Abendgesellschaft meiner Mutter ausmachten, vernahmen, daß Frau von Staël an jenem Mittwoch abends kommen würde, wollte jede sie sehen, wie man etwa ein fremdes Tier ansieht; denn nur wenige unter ihnen waren gebildet genug, um sich in eine Konversation mit dieser Frau einzulassen, und unter diesen, welchen es wohl nicht an Geisteskultur und Artigkeit mangelte, war doch keine der französischen Sprache so mächtig, um ein Gespräch mit Frau von Staël hinlänglich gewandt zu führen.

Auch ich fühlte mich in diesem Punkte geniert, obgleich ich mich ziemlich geläufig auszudrücken geübt

war; aber es ist ganz etwas anderes, eine Sprache zu reden, in der man zu denken gewohnt ist, und sich eines Idioms bedienen zu müssen, dessen Ausdrücke sich nicht freiwillig und sogleich unserm Geiste darbieten. Am schwersten ist es dann, sich über Gedanken, Meinungen, literarische Gegenstände usw. auszusprechen, besonders einem so brillanten Geiste wie Frau von Staël gegenüber, welche, wie sie sich in ihren später erschienenen Lettres sur l'Allemagne äußert, unsere Konversation stets unbeholfen und zu langsam fand, und die Ursache sogar in dem Genius unserer Sprache sieht, weil wir stets das Zeitwort zuletzt setzen, und es daher unmöglich sei, jemand nach den ersten Worten zu unterbrechen[535]). In dieser Hinsicht hat ihr Frau von Fouqué sehr richtig in einer kleinen Schrift[536]), die bald nach jenem Buche sur l'Allemagne erschien, geantwortet: daß Frau von Staël nie vergessen sollte, wenn sie über den Mangel an lebhafter Konversation in Deutschland klagt, daß die Deutschen so artig waren, als sie sich unter uns befand, ihre Sprache mit ihr zu sprechen, in welcher wir freilich ihr an Leichtigkeit und Reichtum des Ausdrucks nicht gleichkommen konnten; daß sie aber bei einem nochmaligen Besuche die Gefälligkeit haben möchte, sich im Gespräch mit uns unserer Sprache zu bedienen; dann würde man erkennen, auf wessen Seite der Vorteil sei.

Doch wieder auf jenen Aschermittwoch zu kommen, an den ich nach fast 30 Jahren nicht ohne Verlegenheit denken kann, so saßen denn unsere Damen, — unter welchen sich leider viele befanden, von denen ich noch nicht begreife, wie meine so geistvolle, hochgebildete Mutter sie fast täglich um sich dulden konnte — in dichtgedrängter Reihe um den Teetisch, jede mit

einem Strickstrumpf bewaffnet, jede fest entschlossen, und viele wohl auch, wie ich oben sagte, bemüssigt, eine stumme Rolle zu spielen. Es wurde sieben (die damals gewöhnliche Versammlungsstunde), es wurde halb 8 Uhr, die Erwartete erschien nicht. — Von Männern, welche man Frau von Staël mit Ehren vorstellen konnte, hatte ich nur Herrn von Hammer und unsern Collin für diesen Abend bekommen, und dies waren, nebst meiner Mutter, die vortrefflich französisch sprach, die einzigen Personen, auf die ich zählen konnte, um Frau von Staël zu unterhalten, wenn sie käme. Dies geschah denn endlich um 8 oder nach 8 Uhr, wo sie von der Gräfin Wrbna[537]), ganz nahe bei uns, auf eine kurze Zeit zu mir herüber kam. Sie trat ein, und aller Blicke wendeten sich nach ihr. Ein Kleid von silbergrauem Atlas und ein Schal oder Tuch von schwarzen Spitzen darüber, war ein recht passender Anzug für eine Frau von ihren Jahren, aber ein, auf orientalische Art gewundener Wulst von schwarzem Samt, mit hochroten Grains d'Inde vielfach umschlungen, gab ihr etwas Höchstauffallendes, Kühnes, und kleidete sie, meiner Meinung nach, bei ihren starken, männlichen Zügen und braunem Teint durchaus nicht.

Sie saß neben meiner Mutter auf dem Kanapee, ich nahm meinen Platz an ihrer Seite, Schlegel, Hammer und Collin näherten sich ebenfalls, die Frauen rings um den Tisch hatten ehrerbietig gegrüßt und sich jetzt wieder niedergesetzt, um — zu stricken, wie das altenglische Lied sagt:

Phillis, ohne Sprach und Wort,
Saß und strickte ruhig fort.

Mich überfiel eine Art von Bangigkeit, so oft ich auf diese schweigsame Gesellschaft sah, die die hoch-



Anne Louise Germaine baronne de Staël

A. Maurin (1833) pinx., de Villain lith.
k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

berühmte Frau lautlos umgab, sie nur dann und wann mit neugierigen Blicken musternd, und mir dachte, welche Vorstellung sich Frau von Staël wohl nach diesem Abend von dem Kreis machen möchte, in dem ich lebte. Daß es nicht eigentlich meine, sondern meiner Mutter Bekannte waren, konnte ich nicht sagen und sie nicht erfahren, da ich, solange meine Mutter lebte, in diesen wie in so manchen andern Stücken mich gänzlich nach ihr richten mußte.

Indes unterhielten eben meine Mutter und die Herren, welche zugegen waren, das Gespräch mit Frau von Staël sehr lebhaft und angenehm; sie schien wenigstens sich nicht zu ennuyieren, sie sprach äußerst geistreich und sagte unter andern von Chateaubriand: il est croyant par imagination — eine, wie mich dünkt, sehr passende Bezeichnung. Dann forderte sie mich auf, sie mein organisiertes Fortepiano hören zu lassen. Ich spielte ihr etwas vor, das Instrument gefiel ihr wohl, wie es denn auch wirklich, manche kleine Gebrechen abgerechnet, vielen Genuß gewährte[537a]). Sie berührte es hierauf selbst, aber ich kann nicht sagen, daß sie eigentlich gespielt hätte, und bald darauf ging sie weg. Ich fühlte mich völlig erleichtert, als sie fort und diese so heterogene Erscheinung aus dem Gesellschaftskreise, für den sie und der nicht für sie paßte, verschwunden war. Nun war das Siegel von dem Mund der Damen gelöst, und sie ahnten wohl nicht, wie sie so nach ihrer Art diese Frau beurteilten, daß sie, zwei Häuser weit von uns, bei der Gräfin von Wrbna, zu der sie wieder von uns ging, sie die Tricoteuses de la tribune genannt hatte.

Die Visite war denn also abgetan und ich froh, daß sie nicht wiederholt wurde. Indes blieb Frau von

Staël sehr artig gegen mich, und lud mich durch ein freundschaftliches Billett bald darauf zu einer theatralischen Vorstellung ein, welche bei der Gräfin Zamoyska[538]) statthaben, und wo Frau von Staël in einem, von ihr selbst gedichteten kleinen Schauspiel Hagar, und dann in einer kleinen Komödie: Le legs auftreten sollte. Die Versammlung war sehr glänzend, es war die Crême de la Société, obwohl sie damals noch nicht so genannt wurde; das Appartement, nach dem damaligen Geschmack auf griechische Art drapiert, von den ebenfalls unlängst modegewordenen argantischen Lampen erhellt, und eine Menge kleinerer oder größerer Etablissements mitten im Salon, so daß die Gesellschaft ohne allen eigentlichen Mittelpunkt nach allen Richtungen, wie es gerade jedem beliebte, saß, stand, ging, lehnte usw. Mir war dies damals etwas Neues, denn in den Gesellschaften des Mittelstandes herrschte noch die ältere Sitte; aber ich fand das Neue wo nicht hübsch, doch bequem, und jetzt ist es wohl schon überall verbreitet, wo man auf Eleganz Anspruch macht.

Endlich begann die Vorstellung. Wir wurden in einen andern Salon geführt, wo ein kleines Theater aufgeschlagen war. Das erste Stück, Hagar[539]), war von Frau von Staël selbst. Die Szene stellte die Wüste vor. Frau von Staël, in sehr einfachem orientalisierenden Anzug, trat, ihre Tochter (die Herzogin von Broglie, damals ein zehnjähriges Kind) als Ismael an der Hand, auf, und gab wirklich mit vieler Wahrheit und Lebhaftigkeit die Rolle dieser leidenschaftlichen, unglücklichen Mutter, wobei ihr ihre ausdrucksvolle Physiognomie und ihre schöne Stimme sehr zu statten kam. Mich und vermutlich alle meine gegenwärtigen

Landsleute befremdete wohl das sehr heftige, tragierende Spiel der französischen Schule, aber nie werde ich des Tones vergessen, der ihren bebenden Lippen entfloh, als sie in ihrer ungestümen Heftigkeit den Wasserkrug, in dem sich ihr letzter Vorrat und das letzte Mittel, des verschmachtenden Kindes Leben zu fristen, befand — umgestoßen hatte, und sie nun den Inhalt desselben gleichsam mit dem Leben des Kindes verrinnen sah. Es war kein Schrei, kein Ruf, aber es war ein unartikulierter Naturlaut, der, tief aus der Seele kommend, wieder in die Seele drang, und den ich gern mit jenem, ebenfalls halblauten Schmerzenston Crescentinis vergleichen möchte, wenn der Sargdeckel abgehoben wurde, und er nun Juliens Gestalt als Leiche vor sich erblickte.

Doch nun erschien der Engel — der jüngere Sohn der Frau von Staël — ein Knabe von zwölf bis vierzehn Jahren, weiß gekleidet und mit himmelblauem Krepp drapiert, wirklich einem Engel an Schönheit gleich, obwohl sein Spiel, wie das bei Knaben in solchen Jahren gewöhnlich ist, ziemlich steif und unbedeutend war, und das Stück endete froh und trostvoll unter lebhaften Beifallsbezeugungen der Menge.

Hierauf folgte das französische Lustspiel Le legs[540]. Ein Testament verbindet einen jungen Kavalier, seine Hand der Erbin eines großen Vermögens zu geben, wenn er dessen teilhaftig werden will. Aber er liebt eine andere und zieht diese der reichen Erbin vor. Ein fataler Zufall wollte, daß das Frauenzimmer, eine nicht ganz junge Person, wie man sagte, welche die verschmähte Erbin hätte machen sollen, denselben Tag krank wurde, und nun die Frau vom Hause, Gräfin

Zamoyska selbst, eine junge und sehr hübsche Dame, aus Gefälligkeit und um die Darstellung möglich zu machen, die Rolle der Verschmähten übernahm. Freilich las sie selbe nur aus der Schrift herab, aber sie stand doch leibhaft in ihrer Jugend und Schönheit vor uns, während Fürst Clary[541]), der den jungen Mann mit ebensoviel Anstand als Lebhaftigkeit gab, ihr die Frau von Staël, die jetzt in modernem Kostüm, weiß angezogen und das Überkleid mit einem ungeheuern Bukett am Knie trussiert, nichts weniger als schön aussah, vorziehen sollte. Es lag etwas gar zu Widersprechendes und daher Störendes in dieser Rollenbesetzung, die denn auch zu manchem Witzworte über die, ohnedies nicht beliebte Schriftstellerin Anlaß gab, sowie man ihre Hagar, la justification d'Abraham nannte.

Nicht lange darnach wurde bei Fürst Liechtenstein[542]) auf seinem Haustheater im Palast in der Herrengasse ein zweites Stück von Frau von Staël: Geneviève de Brabant[543]) gegeben. Sie war Genovefa; Fürst Clary Sigefroi, ihr Gemahl; Schlegel ein Eremit des Ardennerwaldes; Albertine (ihre Tochter) hatte die Rolle des Schmerzenreich (l'enfant de la douleur), und ihr Sohn gab einen, von ihr hinzugedichteten älteren Sohn Genovefens und Siegfrieds, der seinen Vater auf die Jagd begleitet. Von Golo und allen Begebenheiten, die ihrer Verstoßung vorausgehen, wurde nur gesprochen, und das Stück begann in ihrer Höhle, in der sie schon sieben Jahre mit ihrem Knaben lebt. Auch in diesem Stücke zeigte sie sich als eine sehr geschickte Schauspielerin; aber ihre Gestalt nahm sich durchaus unvorteilhaft in der Kleidung von Tierfellen, mit herabhängenden Haaren, ohne allen Putz, aus,

ihr Spiel war zu heftig, und die Dichtung selbst nicht sehr bedeutend.

In der nächstfolgenden Fastenzeit hielt uns A. W. Schlegel im Janischen Saale Vorlesungen über Dramaturgie[544]). Diese Kollegien, in den Vormittagsstunden gehalten und von allen besucht, welche mit Recht oder Unrecht Anspruch auf Geistesbildung oder Eleganz machten, boten eine recht angenehme Versammlung interessanter Personen dar. Frau von Staël erschien fleißig, man war sicher, viele Bekannte und ausgezeichnete Menschen zu treffen oder kennen zu lernen; was Schlegel sagte oder las, hatte natürlicherweise viel Gehalt, wenn es gleich zuweilen Paradoxen enthielt und sein Vortrag nicht gerade hinreißend war. So bildeten diese Vorlesungen eine sehr angenehme Unterhaltung und einen Vereinigungspunkt für die schöne Welt auch nach dem Karneval.

Eine Freundin meiner Eltern, Frau von Flies[545]), Schwester des Barons von Eskeles[546]), war nach einer langen Abwesenheit im Jahre 1802 oder 1803 wieder nach Wien zurückgekommen. Sie war Witwe und bejahrt, aber ein reger Geist, eine Liebe zu höheren geistigen Genüssen und eine unendliche Gutmütigkeit und Freundlichkeit machten ihr Haus, so klein es war, zu einem angenehmen Sammelplatz für einen beschränkten, aber gewählten Kreis gebildeter Menschen. Man versammelte sich an einem bestimmten Wochentage und manche, die schon zu den Auserwählten gehörten, blieben nach der Soirée bei einem mäßigen, aber niedlichen Souper. Mich hatte Frau von Flies liebgewonnen, ich war die Tochter langbewährter Freunde, sie hatte mich als halbgewachsenes Mädchen verlassen und fand mich als Frau von

mittleren Jahren, als Schriftstellerin, die schon einigen Namen erworben hatte, wieder; so war ich ihr wert, und ich achtete sie als eine mütterliche Freundin. Viele angenehme Stunden habe ich in ihrem Hause verlebt, viele anziehende Bekanntschaften dort gemacht; durch sie ward unsere Familie dem Arnsteinschen Hause, mit dem schon meine Eltern wohlbekannt waren, dem mich aber wie vielen andern die Entfernung meiner Wohnung entfremdet hatte, wieder genähert, und ich kam nun sehr oft in diese glänzenden Häuser von Arnstein[547]), Pereira[548]) und Eskeles. Doch am meisten fühlte ich mich verpflichtet, Frau von Flies für ihr Wohlwollen und ihren herzlichen Anteil an mir zu danken.

Bei ihr sah ich denn auch A. W. von Schlegel, die schöne Großmutter und viele bedeutende Fremde. Schlegel las uns Übersetzungen aus Calderon und andere Gedichte, teils von ihm selbst, teils von seinem Bruder Friedrich vor[549]), dessen Ankunft in Wien man fürs nächste Jahr erwartete, und auf welchen, sowie auf den schon anwesenden Bruder, ihre Fehden mit Kotzebue und Merkel[550]), sowie ihre Vergötterung Goethes und die neuen Theorien von Poesie höchst aufmerksam gemacht hatten. Jene Abende bei Frau von Flies waren mir sehr angenehm, und in solchen lebhaften geselligen Verbindungen ging der Winter von 1807 auf 1808 genußreich hin.

Im Frühjahr dieses Jahres erschien mein Agathokles, an dem ich fast drei Jahre gearbeitet hatte, und erregte im Anfange wenig Teilnahme[551]). Auf mich stürmte in derselben Periode manches häusliche Leiden ein und wurde mir zum Prüfstein meiner innerlichen Kraft. Ich ertrug und ich kann sagen, ich über-

wand es. Waren doch meine Lieben, mein Mann, mein Kind, meine Mutter mir geblieben. Ich war an manchem Schönen, mancher jugendlichen Täuschung ärmer, aber an Mut, Erfahrung und Geduld reicher geworden.

Im nächsten Herbste traf also Friedrich von Schlegel[552]) mit seiner Frau, einer gebornen Mendelssohn, in Wien ein. Alles war sehr gespannt auf dieses Paar; denn nächst dem wohlverdienten literarischen Ruhm, der Friedrich von Schlegel voranging und ihm schon längst die Achtung der Gelehrtenwelt erworben hatte, gesellte sich noch ein pikanterer Reiz dazu. Man freute sich, den streitfertigen Gegner Merkels und Kotzebues, den Mann, der als Gründer einer neuen poetischen Schule so viele langverehrte Autoritäten von ihren Altären stürzen wollte und in Vieler leicht beweglicher Meinung auch gestürzt hatte — endlich auch den Verfasser der vielberüchtigten Lucinde[553]) von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Dieses Buch, sowie das meiste, was ungefähr 5—6 Jahre früher aus der Feder dieser beiden Brüder geflossen war, hatte Deutschland in Erstaunen gesetzt; war aber doch von den meisten zwar mit Anerkennung der großen Gelehrsamkeit, im ganzen aber mit Mißbilligung aufgenommen worden. Überdies erwartete man in Frau von Schlegel[554]) das Urbild der Lucinde zu erblicken, und so sah man ihrer beiderseitigen Erscheinung begierig entgegen.

Hatte aber schon A. W. Schlegel durch sein zierliches, fashionables und fast übertrieben sorgfältiges Äußeres die allgemeine Erwartung getäuscht, welche auf einen tüchtigen Renommisten und rauhen, scharfen Kritiker, dessen Sitten der Umgang mit den schönen

Künsten nicht gemildert hatte, vorbereitet war, so fand sich bei seinem Bruder noch weniger von diesem, durch die Phantasie entworfenen Bilde. Friedrich Schlegel war ein Mann gegen Vierzig — mit einer ziemlich angenehmen Bildung, der aber in Wuchs, Gesicht und Benehmen viel eher einem einfachen, redlichen Bürgersmann als einem schlag- und streitsüchtigen Gelehrten glich[555]). Noch auffallender war der Kontrast zwischen dem Bilde, das wir uns hier von seiner Frau entworfen, in der jedermann das Urbild der schönen, lüsternen, freien Lucinde zu finden dachte, und dem Eindrucke, den die wirkliche Erscheinung dieser Frau machte. Es war eine, längst über alle Jugend und alle Schönheit — wenn je eine dagewesen war — hinausgerückte Gestalt, von mittlerem, etwas starkem Wuchse mit geistreichen, aber beinahe männlichen Zügen, wie denn manche, die ihren berühmten Vater gekannt, behaupteten, sie sähe ihm ganz ähnlich. Dennoch war in diesen nicht reizenden Formen ein solcher Ausdruck von Geist und höherer Natur, in diesen wirklich schönen schwarzen Augen so viel Leben, Feuer und Güte, in dieser ganzen Persönlichkeit so viel echt weibliche Würde, sittsamer und feiner Anstand, daß es unmöglich war, auch nur einen Augenblick länger an jenes schlüpfrige, unsaubere Bild zu denken, und daß man sich mit mächtigen Banden der Achtung und des Wohlwollens zu dieser merkwürdigen, geistvollen und doch so anspruchslosen, zu dieser vielbesprochenen, vielgeprüften und doch so einfachen Frau hingezogen fühlte. Wenigstens ging es mir so, und die allgemeine Achtung, deren sie während eines vieljährigen Aufenthaltes in Wien sowie später in Frankfurt genoß, die warme Freundschaft, mit welcher

alle, die sie näher kennen gelernt, an ihr hingen, beweist, daß diese meine Empfindung, welche mich nun auch schon seit beinahe dreißig Jahren für diese Frau belebt, keine individuelle Ansicht oder wohl gar Täuschung gewesen sei[556]).

Genug, die Schlegel waren nun in Wien. Bald erhielt Friedrich eine diplomatische Anstellung, die ihn an Österreich band, und ihr Haus ward ein Vereinigungspunkt für höhergebildete Menschen, interessante Fremde und Künstler. Sehr angenehm verflossen dann die Abende in diesem Kreise, und gerade die Beschränkung der Glücksumstände, welche der Familie keinen Aufwand, keine oft lästige Eleganz und prätenziöse Fashionablität erlaubte, gab diesen Zusammenkünften einen eigentümlichen Reiz von hausväterlichem Ton und herzlichem Wohlwollen. Man fühlte, daß man wirklich willkommen war, und daß das einfache, aber schmackhafte Gouter uns mit aufrichtiger Wohlmeinung geboten wurde. Ich war ungemein gern da, und zähle jene Stunden, bei Frau von Schlegel zugebracht, zu den angenehmsten meines Lebens[557]).

So verging das Jahr 1808 unter wechselnden, aber bedeutenden Ereignissen, und das ungleich wichtigere 1809 brach an.

Schlegel hatte eine Zeitung begonnen. Es war der Österreichische Beobachter[558]), der damals zuerst erschien, und so wie jetzt unter der Ägide und mithin unter der Aufsicht der Staatskanzlei oder eigentlich des Fürsten (damals Grafen) Metternich stand. Große Bewegungen schienen sich vorzubereiten und auf noch größere Ereignisse hinzudeuten. Napoleon dehnte in Krieg und Frieden seine Macht immer weiter aus. Er eroberte durch seine Armeen und seine überraschende

Taktik, die damals noch immer das Erstaunen und eben deswegen auch den Ruin der feindlichen Armeen verursachte, große Länderstrecken. Was er erobert, behielt er beim Friedensschlusse und wußte nach dem Frieden oder eigentlich während des Friedens unter allerlei der nichtigsten Vorwände, womit er der Welt gleichsam spottete, mehr Länder zu besetzen, zu behalten und als direkte und indirekte Staaten seinem, bereits nach der Universalmonarchie strebenden Reiche einzuverleiben, als ihm das Glück der Waffen verschafft hatte. Die Freiheit der Presse war durch ihn vernichtet, ein ungeheures Lügensystem in den Zeitungen eingeführt und in der Absicht, den englischen Handel zu zerstören, ganz Europa mit der Kontinentalsperre unter dem unerträglichsten Drucke gehalten. Alles seufzte unter diesem Joche, die alten Throne wankten, und mit Bangigkeit sahen Völker und einzelne dem Los ihrer künftigen Tage entgegen, dessen Bestimmung einzig und allein von dem Willen eines Mannes, dieses Napoleon, abhängig war, den jetzt so viele mit unbegreiflicher Vergessenheit alles einst Geschehenen als einen Verfechter der Völkerfreiheit und liberaler Ideen betrachten.

In ganz Deutschland, besonders nach dem Unglücke Preußens[559]), gärte und kochte Haß gegen diesen — jetzt so gerühmten Freiheitshelden, und geheime Verbindungen knüpften sich an, um wo möglich eine Reaktion hervorzubringen. Es mag nun wohl sein, daß englisches Gold unter der Hand zu diesem Zwecke tätig gewesen war, so viel aber ist gewiß, und jeder Zeitgenosse, der jene Epoche mit erlebt, wird es zugeben müssen, daß ganz Deutschland sowie Österreich die Last jener Verhältnisse mit Schmerzen fühlte und

einer Möglichkeit, sie abzuschütteln, mit banger Sehnsucht entgegensah.

Ein schönerer Geist fing an, sich zu regen. Durch Bücher, durch Dichtungen, durch die Richtung, welche Kunst und Literatur auf vaterländische Gegenstände nahmen, bekamen diese höheren Wert für jeden, als sie vormals gehabt hatten. Die Idee des Vaterlandes, die Nationalehre erwachte in den, durch lange Gewohnheit und bequemes Hinleben im behaglichen Friedensstande der letzten Dezennien erschlafften Geistern, und es ist nicht zu leugnen, daß auch die romantische Poesie, indem sie eine bis dahin unbeachtete Vergangenheit aus ihren Gräbern aufrief, und die alten Schätze deutscher Dichtkunst uns vor Augen führte, diesen Geist erhöhte und verstärkte. Man fing an, das alte Deutschland zu lieben, man studierte seine Sitten, man erwärmte sich an dem ritterlichen, frommen Sinne des Mittelalters und gewann das Land und die Landsleute lieber, denen man früher gern alles Ausländische vorgezogen hatte.

So war die allgemeine Stimmung, als Österreich den Krieg an Frankreich erklärte. Unser Freund Collin dichtete für diesen Zweck seine Landwehrlieder, welche mit Musik von Weigl am Ostersonntag vor einer gedrängten Versammlung von mehreren tausend Menschen im Redoutensaale gesungen wurden und in welche das Publikum, wo es anging, mit voller Seele und unter allgemeinem Jubel einstimmte. Welch ein Tag war das![560]) Welche Stimmung unter meinen Mitbürgern, und wie — — doch ich will mir nicht selbst vorgreifen.

Die Regimenter fingen an, sich zu rühren. Die sechs Landwehrbataillone von Wien wurden organisiert[561]). Viele angesehenere junge Leute nahmen

Dienste, darunter B. Steigentesch, und andere ausgezeichnete Offiziere schätzten es sich zur Ehre, sich an die Spitze eines der Bataillone zu stellen; Graf Hoyos (der Oberstjägermeister)[562]) bewaffnete seine Bergbewohner, die Untertanen seiner Güter, und zog selbst als ihr Oberst mit ihnen aus, jedes Ungemach, jede Entbehrung, jede Gefahr mit ihnen teilend. Sie begleitete als Feldkaplan ein ausgezeichneter Geistlicher, Baron Somerau-Beeckh[563]), ein Jugendbekannter von mir, mit dem ich mehr als zwanzig Jahre früher manchen Walzer getanzt hatte. Damals dachte wohl niemand an eine solche Umstaltung seiner Laufbahn; denn aus jenem fröhlichen Studentenleben trat Somerau ins Militär, und es vergingen mehrere Jahre, während welcher niemand — kaum seine Mutter und Schwester — etwas von ihm wußten. Plötzlich, kurz vor meiner Verheiratung, verbreitete sich das Gerücht, Baron Somerau habe sich dem geistlichen Stande gewidmet, und bald darauf kam er nach Wien, besuchte uns freundlich, zeichnete sich sofort in seiner neugewählten Laufbahn als Seelsorger und Prediger aus, war Kaplan in mehreren Pfarren nacheinander, zog dann mit der Landwehr aus, der er als ehemaliger Militär von großem Nutzen war; erwarb sich auch in dieser Laufbahn Ehre und Achtung, wurde dann Domherr in Olmütz, und ist jetzt (ich schreibe dies im Dezember 1836) erwählter Fürst-Erzbischof von Olmütz! Per tot discrimina rerum! Nicht ohne stilles Vergnügen weilt mein Geist bei den Erinnerungen an diesen Mann, dessen Laufbahn so sonderbar, dessen Geist und Gemüt stets ausgezeichnet waren, dessen endliche Erhebung auf den Fürstenstuhl für seinen gediegenen Wert beweist, und ich denke gern an die

längstvergangene Zeit, zwischen die und jetzt sich ein halbes Jahrhundert drängt, wo ich mit ihm jugendliche Freuden teilte oder zehn Jahre später, als er schon Priester war, mich an seinem geistreichen Umgang ergötzte oder an seinen Predigten erbaute, die wirklich sehr gut waren und ein zahlreiches Publikum hatten.

Das berühmte Kürassierregiment Hohenzollern (vor 200 Jahren Dampierre, später Großfürst Konstantin, oder wie es jetzt heißen mag) marschierte durch Wien, und wie es sich dies Vorrecht durch die Befreiung Kaiser Ferdinands II. im Jahre 1619 verdient, zog es durch die Stadt, durch die kaiserliche Burg, und schlug sein Werbgezelt auf dem Burgplatze auf, wo sich sogleich zwei Fürsten Liechtenstein[564]) anwerben ließen. Mich regte das alles ungemein auf, und ich dichtete eine Romanze, deren Inhalt diese Rettung des Kaisers und das von diesem Regimente erworbene Vorrecht waren. Die Romanze[565]) erschien, wenn ich nicht irre, an dem Tage selbst, wo der Einmarsch statthatte, und ich sah die ganze Zeremonie mit wahrhaft klopfendem Herzen und unter frommen, aber zitternden Wünschen für den glücklichen Ausgang aller dieser Bestrebungen aus den Fenstern des k. k. Archivs an Hormayrs Seite an, der voll stolzer Hoffnungen war und sich anschickte, als Generalintendant nach Tirol zu gehen und dort den Landsturm gegen die Bayern und Franzosen zu organisieren[566]). Es war wohl nur Zufall, aber doch ein böses Omen, daß er gerade am Karfreitag zu dieser Mission von hier abging.

Die Würfel waren geworfen, die Regimenter marschierten gegen den Feind. In unserm Kreise befanden sich mehrere Familien von Offizieren; die Frauen, die

Verwandten sahen mit noch bangerem Gefühl als wir übrigen dem Schicksale der kommenden Tage entgegen; denn manche traurige Erfahrung von 1797, 1800, 1805, Preußens Schicksal in den Jahren 1806 bis 1807 hatten uns die frohe Zuversicht in das Glück der österreichischen Waffen im Konflikt mit jenen bis dahin unüberwindlichen Armeen sehr geschwächt. Jedoch lebte noch manche freundliche Hoffnung in uns, gestützt auf die Größe und Wirksamkeit der Anstalten, auf den Ruhm des Erzherzogs Karl, der zum Generalissimus ernannt war, und den neuen patriotischen Geist, der die ganze Nation beseelte.

So vergingen einige Tage. Es waren, um den Schutz des Himmels für unsere wirklich gerechte Sache anzuflehen, Bittgänge angeordnet, an denen der Hof und die ganze Stadt teilnahmen[567]). Ehe der Tag zu diesen Prozessionen erschien, ereilten uns schon trübe, unglückverkündende Botschaften. Der Unfall bei Regensburg war eingetreten[568]). Von einem Vorrücken oder Angreifen keine Rede mehr. Die Armee des Erzherzogs zog sich nach Böhmen. Mit welchen Gefühlen der Angst und inbrünstiger Andacht um Abwendung der abermals drohenden Gefahr wurde diese Prozession begangen! Mit welchen schmerzlichen Gefühlen betrachtete ich den Dom von St. Stephan, während die Prozessionen der Vorstädte laut betend und den Herrn der Könige, der „ihre Herzen wie Wasserbäche lenkt“[569]), um Schutz und Segen für den Monarchen, für das Vaterland, für jeden einzelnen anrufend, in denselben einzogen! Ach, dieser Dom! welche Schicksale hatte er nicht schon gesehen, was hatte er nicht mit Österreich mitgemacht! Ruhm und Glanz, Not und Gefahr, Elementarstürme und Be-

lagerungen! Es kam mir in dem Augenblick das ehrwürdige Gebäude mit seinen kolossalen Dimensionen, mit seiner altertümlichen Pracht, mit seinen, durch fünf Jahrhunderte dauernden Mauern wie ein Symbol, wie ein Repräsentant von Österreich und von seinem Kaiserhause vor. Waren es denn nicht einige der ersten Herzoge aus diesem Hause, welche den, von den Babenbergern gegründeten kleinen Bau nach einem größern Plan erweitert und in der Pracht hergestellt hatten, in der wir ihn noch sehen? Gerade wie auch das Haus Habsburg die anfangs kleine Macht der Ostmark endlich zu der Größe von Bedeutenheit und Gewalt gebracht hat, deren sich Österreich jetzt erfreuen durfte.

Durch unsern werten Freund, Baron, jetzt Graf Rothkirch, der als Major vom Generalstabe mit der Armee fortgezogen war, bekam ich die erste ausführlichere Nachricht von jenen Unglücksfällen. Sein Brief, in sehr düsterm Ton geschrieben, war aus einem kleinen Flecken an der böhmischen Grenze datiert. Er schickte mir durch einen vertrauten Menschen einen Teil seiner Barschaft, seine Karten und eine Kassette mit Papieren, um es zu verwahren. Während aber jene Truppe sich nach Böhmen gezogen hatte, war die feindliche Armee uns schon ganz nahe gekommen. Der Hof, die Kanzleien gingen fort, die kaiserlichen Schätze, Galerien usw. wurden eingepackt und entweder fortgesandt oder an verläßlichen Orten verborgen[570]). Zum vierten Male hatten wir eine Invasion des Feindes mit allen ihren Schrecken zu befürchten, zum zweiten Male sollte sie wirklich über uns kommen, und um so furchtbarer, da man nicht bloß wie anno 1797 daran dachte, die Stadt zu verteidigen, sondern wirklich alles Ernstes

die Anstalten dazu getroffen, die Basteien mit Kanonen besetzt, die Zugbrücken an den Stadttoren in Gang gesetzt wurden, und die Vorstädte folglich dem Feinde oder dem Pöbel preisgegeben werden sollten[571]).

Das war keine freundliche Aussicht, zumal für uns, die die Lerchenfelder Bevölkerung von der ersten Hand zu erwarten hatten. Meine Mutter, damals schon hochbetagt, überlegte, was zu tun sei. Viele rieten uns, von hier wegzugehen und taten es selbst; andere zogen, der persönlichen Sicherheit wegen vor, sich lieber in die zu belagernde Stadt einschließen zu lassen. Unter diesen war eine Familie, welche aus einer hochbetagten Mutter[572]), zwei verheirateten, aber von ihren Männern getrennten Töchtern und deren Kindern bestand. Diese trieb die Angst vor Volksaufständen in die Stadt hinein, und es war auch wirklich zu verwundern, wie man, da eine Belagerung bevorstand, so viel unnützes Volk in den Umkreis der Stadt aufnehmen mochte. Doch die eine der Töchter, eben jene schöne und geistreiche Frau von Kempelen, welche mit unserm Freunde Streckfuß und dann noch mit mehr andern zärtliche Verhältnisse gehabt hatte, und die nun in unserm Hause einen neuen Magnet an einem sehr braven und interessanten Manne gefunden hatte[573]), Frau von K. entschied sich, in der Vorstadt zu bleiben, und wenn wir sie aufnehmen wollten, die Tage der Gefahr mit uns und unsern Hausgenossen zu teilen. Meine Mutter hatte schon früher, teils aus eigener Ansicht, teils auf den Rat eines sehr würdigen Freundes, des Waisenhausdirektors Vierthaler, sich entschlossen, in ihrem Hause zu bleiben. Vierthaler hatte ihr nämlich gesagt: wo Gott sie hingestellt habe, wo ihr liegendes Eigentum sei, das sie



Antonie von Kempelen

Unsignierte Miniatur — Dr. Albert Figdor, Wien

ohne großen Schaden nicht verlassen könne, dort sei auch ihr Platz bei Gefahren; und so blieb sie denn, und wir fingen an, für die ersten Tage der Unruhe und Verwirrung einige Vorräte an Mehl, Hülsenfrüchten, geräuchertem Fleisch, Schmalz usw. einzuschaffen und einstweilen auf dem Hausboden zu verwahren. Komisch war es, bei aller Angst und Besorgnis, die uns drückten, das Benehmen mancher von den alten Frauen, den Gesellschafterinnen meiner Mutter, zu beobachten, und ich habe einige Züge aus jener Zeit in dem Charakter der Frau v. Volkersdorf in meinem Roman: Die Belagerung Wiens[574]), aufbewahrt, wie sie von jeder Höckerin, jeder Magd sich Nachrichten holten, an die sie fest wie an offizielle Berichte glaubten; wie jedes ungewöhnliche Getöse sie in Angst versetzte, weil sie es für Schüsse hielten, und als die Feinde noch bei Linz standen, das Holzabladen in einer nahen Straße für fernen Kanonendonner gehalten wurde.

Zum Glück für mich waren aber auch klügere Frauen in unserem Kreise, welche doch selbst, als Offiziersfrauen, eher ein Recht gehabt hätten, ängstlich zu sein. Die Baronin Richler mit ihren beiden Schwestern[575]), deren Mann an der Spitze eines Landwehrbataillons ausgezogen war, und die Baronin von Engelhardt samt einer Schwester, die für den Mann, den Sohn und den Bruder zu zittern hatten, welche beim Regiment Deutschmeister standen[576]). Und gerade diese waren die Ruhigsten, die Vernünftigsten, an deren Haltung und Fassung ich mich oft aufrichtete. Es war eine schöne Frühlingszeit im Anfange des Mais, und unser stiller Garten in der Alservorstadt jeden Abend und oft auch während des Tages der Sammel-

platz des kleinen Kreises der Freundinnen und einiger hiergebliebener Freunde, welche die Nachrichten, die jedes vernommen, ihre Mutmaßungen, düstern Besorgnisse oder geringen Hoffnungen einander mitteilten.

Indessen rückten die Feinde immer näher heran, und drangen endlich bis in die Vorstädte. Jetzt hörte man wirklich ihre Schüsse ziemlich nahe; die Tore der Stadt wurden gesperrt, unsere Bürgerregimenter marschierten auf die Wälle und bedienten das Geschütz. Wie in der letzten türkischen Belagerung geschah der Angriff von Seite der ungarischen Garde und der k. k. Stallungen gegen die Burgbastei und den kaiserlichen Palast. Hier stand einer unserer Freunde, der Hauptmann beim zweiten Bürgerregiment, Barchetti, ein schöner, junger Mann mit seiner Kompagnie. Eine französische Kugel riß ihm den Schenkel weg, er wurde in die Stadt hinabtransportiert, sein Bruder (der jetzige Gubernialrat) geholt; er starb aber noch diese Nacht — vielleicht nebst wenigen Unbekannten das einzige Opfer von Bedeutung, welches diese Beschießung gekostet hatte; denn er war ein hoffnungsvoller Mann in der Blüte seiner Jahre und Vater von mehreren Kindern[577]).

Am Abend wurde das Schießen von beiden Seiten stärker. Lange bewahrten die Mauern der k. k. Stallungen die Spuren mancher Kugeln, welche von der befreundeten Stadt hinaus auf die Vorstädte flogen. Mit dem Einbruch der Nacht schien die Beschießung der Stadt ernstlich zu werden, und in dem Maße, wie die Schüsse näher, dichter fielen, wuchsen natürlicherweise unsere Besorgnisse. Man berichtete uns, daß wir vom Garten aus die Richtung und den Weg der Kugeln

sehen könnten. — Wir eilten in das Zimmer, welches in den Garten sieht, und das uns, freilich hinter Bäumen und von andern nähern Gebäuden versteckt, dennoch ziemlich richtig die Lage der Vorstädte, in denen die Franzosen mit ihrem Geschütze standen, und die Gegend der Stadt beurteilen ließ, wohin sie ihre Schüsse richteten, und woher die der unserigen kamen. Mit bangem Mute standen wir, Frau von K**, der jüngere Kurländer, ich und mein Mann, am Gartenfenster da, und sahen von der rechten Seite herein (von der Gegend des Spittelberges) die Haubitzen der Franzosen als weißglänzende zitternde Schlangen in fast horizontaler Bewegung gegen die Stadt hinfliegen — furchtbare Vögel, die Graus und Flammen dahintrugen, wo sie hintrafen, während aus der Stadt linksherüber in majestätischem Bogen rotlodernde Bomben sich erhoben und sich auf die, vom Feinde besetzte Gegend herabsenkten. Das Krachen, der Donner des eifrig spielenden Geschützes, das in solcher Nähe auch bald uns selbst zu erreichen drohte, hatte schon an und für sich etwas sehr Beängstigendes; noch beängstigender aber war es für uns, als wir rechts hinüber, also in der befreundeten Stadt, eine Lohe um die andere auflodern sahen und unsere Phantasie freien Spielraum hatte, sich jeden oder jede unserer liebsten Freunde jetzt in Feuers- oder Lebensgefahr zu denken! Es war eine furchtbare Nacht — durch die Menschen dazu gemacht! während der Garten mit seinen Blumen und Bäumen, vom hellen Monde beglänzt, im tiefsten Frieden der Natur vor uns lag[578])!

Pichler ging mit einer Seelenruhe, die ich mir wohl wünschen, aber nicht erlangen konnte, gegen zwölf Uhr von uns weg, legte sich zu Bette und schlief richtig

während des Kanonendonners, der bis gegen drei Uhr morgens währte, ruhig ein. Wir übrigen brachten diese Stunden wach und in großer Unruhe zu, und ich stieg mehr als einmal zu meiner verehrten Nachbarin, der Baronin von Engelhardt hinauf, um bei ihr, die als sehr gescheite Frau, als Gemahlin eines Militärs, und welche die Belagerung von Mainz mitgemacht hatte, mir gänzlich Unerfahrenen zu Rat und Trost sein konnte. Aber Trost gaben mir ihre Reden nicht, vielmehr gingen aus denselben größere Besorgnisse hervor; denn es wurde mir klar, daß die heutige Nacht nur erst der Anfang bedrängterer Tage sein könne. Endlich hörte der Kanonendonner auf, ich legte mich zu Bette und schlief ein paar Stunden. Als ich nach sechs Uhr in den Garten hinabging, und unserm alten Gärtner, der in seiner Jugend Kanonier gewesen war, von den Schrecken dieser Nacht sprechen wollte, sagte der alte Soldat ganz ruhig: Gnädige Frau! Das wird und muß noch ganz anders kommen. Jetzt werden die Franzosen die Dächer der nächsten Häuser am Glacis abdecken und die Kanonen dort hinaufpflanzen, dann wird das Schießen erst recht angehen. Des Mannes Meinung traf zu genau mit dem zusammen, was meine Freundin mir in der Nacht gesagt hatte, um mir nicht die lebhafteste Angst einzuflößen.

Indessen — kein Schuß ließ sich mehr weder aus der Stadt noch aus der Vorstadt vernehmen, und wie wir uns auf der Gasse umsahen, bemerkten wir zu unserer Beruhigung, daß auf den Dächern des Universalspitales, Findelhauses usw. schwarze Sicherheitsfahnen aufgesteckt waren, um diese frommen Anstalten vor den feindlichen sowohl als freundlichen Kugeln zu schirmen; denn das durften wir unsern Siegern wohl

zutrauen, daß sie solche Häuser, welche der leidenden oder der hilflosen Menschheit gewidmet waren, respektieren würden. Und sie taten es auch bei jeder Gelegenheit, sowie sie sich, als sie später die Stadt schon besetzt hatten, bei Unordnungen willig und gehorsam von unserer Bürgergarde arretieren ließen, und so manchen „Staberl“ als das Organ der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ehrten. Das sind eben die zwar seltenen, aber erfreulichen Züge, an denen der unparteiische Beobachter das langsame, aber sichere Vorrücken der echten Sittigung wahrnehmen kann.

Gegen 8 Uhr überraschte uns, und wahrlich nicht ganz angenehm, die unerwartete Nachricht, daß die Stadt übergeben sei und die Franzosen sogleich Besitz davon nehmen würden[579]. So waren denn alle die Anstrengungen, so manches Leben, welches für die Idee der Stadtverteidigung gefallen war, so viele Vorbereitungen und Entschlüsse vergeblich — und das ganze eigentlich eine leere Ostentation gewesen! Da hätte man nicht bedurft, die Einwohner zu schrecken, sie so manchen Plackereien zu unterwerfen, so manches Haus den Flammen zu überliefern, so vieler Menschen Gesundheit und Leben, die in der Nacht des Bombardements gelitten, aufs Spiel zu setzen, wenn der Widerstand nicht länger als 24 Stunden dauern sollte. Wohl hatte die Vorstellung einer längern Belagerung und dessen, was die Vorstädte hätte betreffen können, viel Furchtbares für uns; aber vieles, was nur im ersten Augenblick schreckte, war schon überwunden, vieles hätte die Notwendigkeit ertragen gelehrt, zu vielem war ja jeder Österreicher freudig entschlossen, wenn es das Wohl des Vaterlandes galt, um den Feind aufzuhalten und dem geliebten Erzherzog Karl die Mög-

lichkeit zu verschaffen, sich mit seiner Armee von der Nordseite her der Donau zu nähern und vielleicht der bedrängten Stadt glorreichen Entsatz zu bringen. Was hätte man nicht gern dafür ausgestanden?

Das war nun alles vorbei! Von dem Bombardement, von dem Abdecken unserer Häuser und dem Aufführen des Geschützes — waren wir befreit. Kein Bürgerblut brauchte mehr vergossen zu werden; aber das Ganze, so wohltätig und schonend es aussah, mißfiel doch den meisten.

Die Verbindung mit der innern Stadt war nun eröffnet, die feindlichen Truppen zeigten sich hier und dort und wurden nicht aufs beste empfangen, wie denn einer ihrer Offiziere, und was die Sache schlimmer machte, ein Parlamentär oder sonst Beauftragter auf der Laimgrube vom Pöbel mißhandelt und schwer verwundet wurde; denn der Haß gegen die Franzosen war ungemein groß unter dem Volke und früher geflissentlich genährt worden[580]).

Nun rückten die feindlichen Scharen förmlich ein, und die Einquartierungen nahmen ihren Anfang. Der erste Besuch derselben im Jahre 1805 hatte uns mit der Idee, dergleichen Gäste aufnehmen zu müssen, vertrauter, und ihr anständiges Betragen sie erträglicher gemacht. Aber nun trat eine andere Bedrängnis ein. Der Hof hatte sich samt allen Kanzleien, Schätzen, Kassen usw. nach Ungarn begeben, und mit Österreich, als einem vom Feinde besetzten Lande, sollte aller Verkehr aufhören. Wir wurden also von Ungarn, woher die Hauptstadt den größten Teil ihres Lebensunterhaltes bezogen hatte und noch bezieht, abgesperrt. — Nun brach der Mangel an Brot, Fleisch usw. sogleich aus. An den Bäckerladen standen die

Kunden oft halbe Nächte lang, um am Morgen, so wie geöffnet wurde, wenn auch selten ihren ganzen Bedarf, doch wenigstens einen Teil davon zu erhalten, und bei diesen drückenden Umständen hatte jede Haushaltung beinahe noch einige fremde und oft sehr fordernde Gäste an ihren Einquartierten zu bewirten[581]. Noch schmerzlicher indes als diese leiblichen Entbehrungen drückte uns alle der Mangel an zuverlässigen Nachrichten von dem öffentlichen Stande der Dinge; von dem, was unsere Armeen machten, wo sie standen, wie es den beiden Erzherzogen Karl und Johann erging, was wir für unser Geschick in diesen so wichtigen Verhältnissen zu hoffen oder zu fürchten hatten? Mit eifersüchtiger Strenge wußten die Feinde, die uns unter ihren eisernen Krallen hielten, jede Nachricht abzuhalten, und was unter der Hand einer dem andern mitteilte, hatte keine Autorität und erwies sich auch früher oder später als unwahr. Das wußte man, daß der Erzherzog Karl am jenseitigen Donauufer lagerte, und Erzherzog Johann in Eilmärschen nach der Schlacht von Caldiero[582]) über die steierschen Gebirge heranzog, um dem Feinde von hier entweder in den Rücken zu fallen, oder den Umweg durch Ungarn nehmend, sich mit seinem Bruder auf dem jenseitigen Lande zu vereinigen.

So dauerte unsere bängliche Lage einige Tage fort, während welchen unser einquartierter Offizier, ein artiger, selbst ein schöner, übrigens aber unbedeutender Mann, uns benachrichtigte, daß wir ihren Kaiser in Schönbrunn bei einer Revue, die auf der Schmelz (den weiten Feldern zwischen Schönbrunn und der Lerchenfelder Linie) gehalten würde, sehr gut sehen könnten[583]).

Ich fuhr also mit meinem Schwager Kurländer und Frau von K** nach Schönbrunn. Hier, sowie wir uns durch die Allee dem Schlosse näherten, war alles voll Menschen, Wagen und Pferden, herbeigezogen wie wir durch die Neugier, den ausgezeichnetsten Mann von ganz Europa zu sehen. Mir war schmerzlich zumute, ich kann es nicht leugnen, denn mein Gemüt ertrug nur mit Widerstreben das Gefühl des Fremdlingsjoches, und meine Erinnerungen führten mich in die Zeiten meiner schönen Kindheit und Jugend zurück, wo ich oft mit meinen Eltern hieher gekommen war und die edlen Gestalten der Glieder unsers Herrscherhauses in diesem Schlosse, in diesen Gärten gesehen hatte. Jetzt wimmelte es im Schloßhof und vor demselben von den kaiserlich französischen Garden in den geschmackvollsten, reichsten Kostümen — obwohl etwas von den gewöhnlichen Formen unsers Militärs abweichend — Husaren z. B. in Pantalons; nie aber hatte ich auf einem verhältnismäßig kleinen Raum so viele schöne Männergestalten gesehen, als sich hier bei jedem Blicke zeigten, und es hatte das Ansehen, als wäre die Wahl bei der Aufnahme in diese Korps nach den Vorschriften eines Winckelmann oder solcher Meister bestimmt worden.

Eine gute Weile mußten wir mit unserm Wagen in der Allee halten und warten. — Endlich kam Bewegung in die überall verstreute Menge der Zuseher sowohl als des französischen Militärs, und nun erschien eine große Schar prächtig gekleideter Offiziere zu Pferde, die aus dem Schloßhofe über die Brücke sich der Allee näherten. Sie kamen uns nahe — Gold- und Silberstickereien bedeckten die dunkeln Uniformen, Federbüsche von allen Farben schwankten auf den

reichgallonierten Hüten, Mützen, Tschakkos usw. Es war die französische Generalität, und in der Mitte der glänzenden Schar — der kleine Mann in schlichter grüner Uniform, mit dem dreieckigen kleinen Hütchen auf dem Kopfe!! Er war es — ich sah ihn ziemlich nahe, und kann mir seine Gestalt, seine Züge noch jetzt vergegenwärtigen. Da ritt er, der fremde Eroberer — der Usurpator, der Feind unserer Nation — aus demselben Schlosse, über dieselbe Brücke, wo so oft die verklärte Theresia, der Kaiser Josef, unser Kaiser Franz herausgefahren oder geritten waren! Mein Herz wandte sich mir in der Brust um bei diesem Anblicke, mit diesen Erinnerungen vergesellschaftet, und ich konnte mich in jener tiefempörten Stimmung des Wunsches nicht erwehren, daß doch auf irgendeinem Baume dieser Allee ein Tiroler Scharfschütze verborgen sitzen und einen Tellsschuß auf diesen mehr als Geßler tun möchte.

Wieder vergingen einige schwergefühlte Tage auf die vorige Weise, und ein trübes Ereignis in unserm Hause diente nur dazu, den Eindruck, den unsere ganze Lage auf die Gemüter übte, zu verstärken. Ich habe schon öfters meiner verehrten Freundin und Hausgenossin, der Baronin Engelhardt, erwähnt. Ihr Gemahl war Oberst vom Regiment Deutschmeister. Bei Ebelsberg an der Traun, wo ein heftiges Gefecht vorgefallen war, wurde er, wie es schien, nicht gefährlich unter dem Knie verwundet. Er ließ sich nach Wien zu seiner Frau bringen, obwohl er hierdurch, da die Feinde sogleich einrückten, ihr Kriegsgefangener wurde. Niemand glaubte hier an Gefahr für den Verwundeten, er war vielmehr sehr heiter, und seine Frau nährte schöne Hoffnungen einer frohen Zukunft. Da trat

plötzlich der Starrkrampf ein, und keine Rettung war möglich! Seine Frau hatte ihn unendlich geliebt, ihr Schmerz war grenzenlos, dennoch wußte sie ihn mit einer Kraft zu beherrschen, die uns alle in Erstaunen setzte und meine hohe Achtung für die Unglückliche sehr vermehrte. Die Anwesenheit der Feinde, die bänglichen äußern Verhältnisse machten es uns unmöglich, dem Verstorbenen die Ehre eines, seinem Range angemessenen Leichenzuges zu verschaffen, und er mußte in der Stille begraben werden, was uns alle, besonders in jenen betrübten Tagen, noch eine Vermehrung unserer Leiden schien[584]).

Indessen war Pfingsten herangekommen (die Franzosen waren am Christi Himmelfahrtstage eingerückt). Es war ein wunderschöner Frühlingssonntag (21. Mai), als plötzlich ferner und doch lauter Kanonendonner an unsre Ohren schlug — das Kanonieren dauerte fort, wurde immer stärker, häufiger — es war eine Schlacht — es war die unvergeßliche Schlacht von Aspern[585]), in der unser Erzherzog Karl zuerst den bisher Unbesiegten zum Weichen zwang. Zwar wußten wir von nichts mit Zuverlässigkeit und alles, was man sich von Nachrichten zu verschaffen vermochte, bestand in der Bespähung jener Donaugegend, woher die Schüsse ertönten, nämlich bei der Insel Lobau, deren Namen man bei dieser Gelegenheit erst kennen lernte, von den Türmen der Stadt. Was uns aber noch mehr als der ununterbrochene Donner der Kanonen von der Wichtigkeit des Gefechtes, welches in unserer Nähe vorging, und dessen Entscheidung so viel Einfluß auf unser Schicksal haben konnte, überzeugte, waren die ungeheure Anzahl blessierter Franzosen, welche in den beiden Schlachttagen 21. und 22. Mai und noch mehrere

Tage nachher zu Fuß oder auf Wagen durch die St.-Marxer-Linie und bei der Leopoldstadt herein kamen.

Sie alle aber verrieten wenig oder gar nichts von dem, was jenseits der Brücken vorgegangen. Sei es, daß strenge Gebote ihrer Vorgesetzten, sei es, daß eigene Nationaleitelkeit sie an Bekanntmachung ihrer mißlichen Lage hinderte.

Den zweiten Tag dauerte die Schlacht fort bis gegen Abend, wo endlich das Geschütz verstummte; aber erst spät oder vielleicht (ich erinnere mich dessen nicht mehr) am andern Tage verbreitete sich heimlich und flüsternd das Gerücht von der Niederlage der Feinde, von der gesprengten Brücke, von dem zahlreichen Korps der Franzosen, das auf der Lobau abgeschnitten stand, von der heimlichen und einsamen Rückfahrt des mächtigen Heerführers in demselben Kahne mit einem unserer kriegsgefangenen Generale (Weber)[586]) und nun erst wagte man, sich zu Hause und unbelauscht von seiner Einquartierung, angenehmen Hoffnungen und tröstlichen Erwartungen hinzugeben. Es ward uns mehr als wahrscheinlich, daß der Erzherzog einen mehr als glänzenden Sieg über unsere Unterdrücker erfochten hatte, und was im seinsollenden Spotte vom General Danube in den französischen Blättern stand, bestätigte eben, statt sie zu entkräften, unsere Vermutungen. Nun fingen wir an, auf nahe gänzliche Befreiung zu hoffen, und das Betragen der Feinde selbst half diese Hoffnungen vermehren. Ja man hat später erzählt, daß General Andréossy[587]), der Kommandant der Stadt (vorher hier Gesandter), schon Befehl hatte, mit aller Mannschaft, die hier lag, die Stadt zu räumen und den Rückweg nach Oberösterreich anzutreten.

Aber es verging ein Tag nach dem andern, und es geschah nichts. Noch immer liegt ein undurchdringliches Dunkel über den wahren, aber geheimen Beweggründen, welche damals den Erzherzog abhielten, seinen Sieg zu verfolgen, über die Donau zu setzen und unsere Peiniger aus Wien zu verjagen. Ebenso unaufgehellt sind auch die eigentlichen Ursachen des spätern Unglückes bei Wagram, und was die Veranlassung der nicht erfolgten Ankunft des Erzherzogs Johann mit seiner Armee aus Steiermark war. Doch hiervon an seinem Orte.

Wir hatten indes unaufhörlich französische Einquartierung, die denn, wie das erstemal im Jahre 1805, mit uns wenigstens zu Mittag an einem Tische aß. Im ganzen durften wir uns nicht beschweren. Es waren meist artige, bescheidene Leute und manche darunter, wie z. B. ein sogenannter aide-major und Chirurg, Mercier geheißen, sehr gebildete Leute, mit denen man ganz angenehm hätte umgehen können, wenn der Gedanke, in welchen Verhältnissen sie zu uns standen, mich wenigstens nicht immer gewaltig von dem Franzosen, dem Feinde abgestoßen hätte. Zu unserer großen Erleichterung wurde endlich die Sperre zwischen Ungarn und Österreich aufgehoben[588]). Es kamen wieder ungehindert Lebensmittel nach Wien, die Not und das Gedränge an den Bäckerladen hörte auf, und unsere Lage war dadurch merklich gebessert. Übrigens glich unsere Alservorstadt einem großen Spital. Sowohl in der Kaserne als im eigentlichen Zivil- und Militärspitale lag alles voll Blessierter, und wenn sie so weit genesen waren, daß sie auf sein konnten, schlichen oder humpelten sie auf den Straßen umher und wurden bis zu ihrer völligen Heilung in die Privathäuser verlegt.

So bekamen wir einen Halbkranken nach dem andern, konnten uns aber mit Grund über keinen beschweren, und die stark vermehrten Ausgaben, die Beschränkung in wenige Zimmer ausgenommen, da wir z. B. einmal 17 Personen im Hause hatten, hatten wir im einzelnen wenig Verdruß; nur litt wohl jeder, der Gefühl für das allgemeine Wohl hatte, durch die Vorstellung von dem, was uns alle als Österreicher noch bedrohte.

So kam der Monat Juli und mit ihm die Schlacht von Wagram[589]) heran. Kanonendonner, obwohl ferner als bei der ersten Schlacht, verkündete uns abermals einen wichtigen Tag der Entscheidung. Aber diesmal war es unsern Mitbürgern nicht mehr gegönnt, von Kirchtürmen oder andern hohen Plätzen ferne Zeugen des Kampfes zu sein. Die Franzosen hielten alle diese Orte mit Wachen besetzt, die niemand hinaufzusteigen erlaubten und nur, wenn sich hier und da in einem Privathause zufälligerweise ein solcher hochgelegener Raum, ein Turm, ein Belvedere usw. befand, war es einigen Personen möglich, etwas zu beobachten. Aber schon das Gehör belehrte uns, wie oben gesagt, daß diesmal der Schauplatz des Gefechtes viel weiter entlegen sei. — Dennoch horchten wir mit banger Erwartung, ob der Schall des Geschützes sich nähere oder entferne. Das erste wäre uns ein günstiges Zeichen vom Zurückweichen der Feinde und dem Vordringen des Erzherzogs gewesen. Wirklich hörten wir mit unaussprechlicher Freude den Kanonendonner sich nähern. Man fing an zu hoffen — da sandte Napoleon den bayerischen Truppen, die denn wie alle abtrünnigen Rheinbündler ihre Schwerter gegen ihre Landsleute gezogen hatten und in der Gegend herumlagen, Befehl, über die Donau hinüber, der französischen Armee,

die der Erzherzog zum Weichen gebracht hatte, zu Hilfe zu eilen. Gegen 11 Uhr marschierten die Bayern unter demselben Fürst Wrede[590]), der nun eine so schöne Besitzung in unserm guten Österreich inne hat, über die Brücken hinaus, und nicht lange darnach entfernte sich der Schall des Geschützes wieder. Mit trüber Ahnung sahen wir, was geschehen würde — die gehoffte Vereinigung des Erzherzogs Johann mit dem Heere seines Bruders erfolgte nicht. — Auch über diesem Faktum ruht jetzt noch, nach beinahe 30 Jahren, ein undurchdringliches Dunkel[591]), aus welchem verschiedene, je nachdem sie zur einen oder andern Partei gehören, eine Schuld auf der Seite eines der beiden hohen Brüder herausdeuteln wollen, das aber vielleicht erst die Folgezeit, wenn ira et studium aufgehört haben, richtig enträtseln wird. Genug, die Schlacht ging, trotz ungeheuren Anstrengungen von Seite unserer Armeen, verloren. Unzählige Blessierte wurden wieder nach Wien und in die umliegenden Ortschaften verlegt, von wannen sie, wenn sie ein bißchen hergestellt waren, wieder in die Privathäuser einquartiert wurden. Auch wir verloren in dieser Schlacht einen Verwandten. Der Hauptmann Kurländer, Schwager meines verstorbenen Bruders, blieb in dieser Schlacht, und es war uns bei diesem Verlust eine Art von Trost, daß eine Kanonenkugel seinem Leben und seinen Leiden ein schnelles Ende gemacht hatte[592]).

Nun gab es wieder halbgenesene Offiziere bei uns, und überhaupt war die Stadt angefüllter als je. Alles wimmelte von kranken und gesunden Franzosen, und jetzt kam auch der unangenehme Nachtrab einer Armee — eine zahllose Menge sogenannter Employés, welche weit schlimmere Gäste waren als die

eigentlichen Combattants. Unter diesen aber erwiesen sich im ganzen — Ausnahmen gibt es überall — meiner Erfahrung nach die Unteroffiziere, Sergents majors u. dgl. großenteils als bescheidene, ordentliche Leute, bei denen man noch den Vorteil hatte, daß man ihnen das Essen auf ihre Zimmer schicken, und sie nicht gerade an dem Familientisch haben durfte. Sie waren meistens Bürgerskinder, Söhne stiller, achtbarer Familien, und nicht selten diejenigen, welche ihre wilderen Offiziere zu beschwichtigen und Ruhe und Ordnung im Hause zu erhalten verstanden. Mit freundlicher Empfindung erinnere ich mich eines Reiterunteroffiziers — Brigadier du logis war sein Titel — eines hochgewachsenen Mannes von gesetzten Jahren und würdigem Aussehen, der, als meine Mutter ihn nebst seinen drei Gefährten nicht aufnehmen wollte, weil das Haus schon überlegt war, sagte: Gardez nous toujours Madame, nous sommes des bons enfants. Und wirklich erwiesen sie sich als solche. Sie führten z. B. morgens ihre Pferde, wenn sie zur Revue sollten, am Zügel über den Hof und saßen erst vor dem Tore auf, um uns durch das Getrappel auf dem Hofpflaster nicht im Schlaf zu stören, und verhielten sich überhaupt sehr anständig. Wer weiß, auf welchen Schlachtfeldern sie nun begraben liegen? Ob sie von denen sind:

Und die im kalten Norden
Wohl unter Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde so heiß.

(Nächtliche Heerschau.)[593]

Noch eines Einquartierten muß ich gedenken, der uns merkwürdig war. Ein sehr junger Leutnant, Raymond mit Namen, ein Zögling der polytechnischen Schule, ein wahres Kind der Revolution. Mit einem

erstaunenswürdigen Wissen in den meisten Fächern und einer umfassenden Belesenheit in den alten Klassikern und in denen der neueren Zeit, verband er eine Gleichgültigkeit gegen alle äußern Formen und eine stoische Kälte gegen alles, was ihn umgab. So bin ich überzeugt, daß er beinahe nie wußte, was er aß, weil er stets und über lauter interessante Dinge mit uns stritt und den Disput, wenn wir ihm nur ausgehalten hätten, bis zum Nachtessen fortgeführt haben würde. Als meine damals zwölfjährige Tochter, mit der er sonst jeden Mittag gegessen hatte, freilich ohne an sie einmal ein Wort zu adressieren, an der Ruhr erkrankte, welche damals der vielen Soldaten wegen epidemisch war, fragte er nie nach dem Kinde, ja, ich glaube, er hatte gar nicht bemerkt, daß sie durch viele Tage nicht am Tisch erschienen war. Auch dieser Mensch lebt wahrscheinlich nicht mehr; denn ihm standen noch die Tage an der Beresina, bei Leipzig und Hanau bevor. Friede seiner Asche! Vielleicht hätte er ihn mit seiner Gemütsart auf Erden ohnedies nicht gefunden.

Eines Tages muß ich an dieser Stelle erwähnen, der in seiner Art merkwürdig ominös und höchst unangenehm war: Napoleons Geburtsfestes am 15. August, an welchem allen Bewohnern Wiens geboten wurde, in der Stadt und in den Vorstädten abends ihre Fenster zu illuminieren. Eine befohlene Freudenbezeugung, die sonst gewiß unterblieben wäre, und uns ahnen ließ, daß gar manchmal die Zeitungen uns ein ähnliches Fest als Ausdruck der allgemeinen Volksfreude berichtet haben mochten, das ähnlichen gebotenen Ursprunges war. Schon am Tage zuvor ereignete sich ein schreckender Zufall, herbeigeführt durch die Prä-

parativen zu dem sehr brillanten Feuerwerk, das den folgenden Abend in den Donauinseln statthaben sollte, und zwar durch den Leichtsinn der Franzosen. Auf der Schottenbastei, nicht weit von dem kaiserlichen Zeughause, hatten sie eine Hütte errichtet, in welcher sie die Zubehör zu dem Feuerwerk bereiteten, und, sowie uns unsere einquartierten Offiziere selbst erzählten, mit dem Pulver höchst unvorsichtig umgingen. Da geschah nun am Vormittag des Vorabends eine heftige Explosion, die Hütte sprang in die Luft, mehrere Arbeiter wurden getötet, und nicht ohne Grund fürchtete man Gefahr für das Zeughaus, in dem viele gefüllte Bomben lagen, und somit für die ganze Stadt[594]).

Ominös schien uns Wienern diese Vorbereitung zur Feier des Geburtstages unsers Drängers, aber es war uns befohlen, uns zu freuen, und so stellte denn jedermann einige Kerzen vor die Fenster. In der Stadt waren selbst einige Transparente mit — ich erinnere mich nicht mehr — welchen Vorstellungen oder Sinnbildern zu schauen. Nur eines schien mir sehr merkwürdig, das sich, wenn ich nicht irre, in einer von den, in die Kärntner- oder Bischofsstraße ausmündenden Gassen bei einem kleinen Krämer fand. Es war ein mäßig großes Transparent mit folgenden Zeilen:

Zur
Weihe
An
Napoleons
GeburtS
FEST.

und hieß eigentlich, wenn man die großen, mit anderer Farbe gezeichneten Buchstaben zusammen las: ZWANGSFEST. — Ein köstlicher Einfall! Er enthielt keine Schmähung über den Dränger, und drückte

doch die Stimmung dieses Mannes, welche wohl die allermeisten Bewohner Wiens mit ihm teilten, auf sehr sinnreiche Weise aus[595]).

Eine Marter eigener Art begann nun für uns Österreicher, die mit warmen Herzen an unserm Kaiserhaus und Vaterland hingen, und das waren die sukzessiven Nachrichten und Erzählungen von den Friedensartikeln, welche jetzt, da nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram, Waffenstillstand geschlossen worden, zwischen Champagny[596]) und dem damaligen Grafen Metternich[597]) abgehandelt wurden. Da uns alle verläßlichen Nachrichten unmittelbar von unsern Leuten fehlten, so mußten oder sollten wir alles glauben, was die Franzosen aus eigener Ansicht oder Rodomontade uns aufheften wollten. Dazu kam noch, daß gar viele hier lebten, die es im Herzen mit den Feinden hielten, und alles, was uns nachteilig klang, als das Wahrscheinlichste begierig auffaßten und eifrig verbreiteten. Daß Tirol, das edle, treue Land, nachdem es durch unsägliche eigene Anstrengungen sich selbst vom Joche der Feinde befreit hatte, doch wieder an Bayern, das sich so undeutsch in jeder Rücksicht gegen Österreich bewiesen hatte, verloren werden sollte, war schon ausgemacht und erregte den tiefsten, unwilligsten Schmerz bei allen echt österreichischen Herzen; aber die Grenzlinie der abzutretenden Länder wurde im Anfange, wenigstens durch das Gerücht, so nahe gezogen, daß man hätte darüber verzweifeln können. Allmählich erweiterte sich aber diese Schranke, ging über die Steiermark hinaus und über Ungarn, und schloß sich zuletzt an dem illyrischen Königreiche[598]). Ich will auch glauben, daß dies nicht bloß Gerücht, sondern wirklich der Gang der Unterhandlungen war,

und daß der Sieger im Beginne seine Forderungen nicht hoch genug spannen zu können glaubte. Haben es seine Leute doch mit allen ihrenForderungen also gemacht, und wenn sie schrieben: Je vous invite (das war der Ausdruck) de nous fournir 10,000 rations de pain oder de foin usw., so waren sie zuletzt mit 4000 oder 3000 auch zufrieden.

So kam endlich der Herbst heran, und mit ihm ein Anfang des geselligen Lebens. Bei meiner treuen mütterlichen Freundin Flies lernte ich zwei sehr ausgezeichnete Männer kennen, welche dem französischen Kaiser nach Wien gefolgt waren, den berühmten Reisenden Denon und den Grafen Alexandre De la Borde. Der erste war wahrscheinlich jetzt während der Unterhandlungen berufen worden, um sich hier in Bibliotheken und Kunstsammlungen umzusehen und zu nehmen, was ihm und seinem Kaiser gefiel; der zweite, De la Borde, war mit der Direktion der kaiserlichen Domänen beauftragt, und der Tiergarten wurde damals ziemlich von Bäumen entblößt, welche die Franzosen fällen und verkaufen ließen.

Denon[599]), ein ansehnlicher Mann von sechzig Jahren ungefähr, dessen bedeutende Züge und halbkahler Scheitel an die Darstellungen des Apostels Petrus erinnerten, war im Umgange höchst angenehm und ganz so, wie ein echter Gelehrter, der zugleich Welt hat, sein sollte. Sein vieles Wissen, seine zahlreichen Kenntnisse traten in der Gesellschaft nie ungerufen hervor. Nur ihr Resultat, eine geistreiche Unterhaltung, und ein gebildetes, gründliches Urteil über jeden vorkommenden Gegenstand gab sich im Gespräche kund. Brachte man ihn aber geflissentlich auf irgendeine Sache, eine Begebenheit, die in sein Fach ein-

schlug, fragte man ihn geradezu um irgend etwas der Art, dann gab er auch mit Redseligkeit Bescheid, und wußte die Gesellschaft mit Anekdoten und einzelnen Zügen seiner Erlebnisse geistreich und belehrend zu unterhalten. Er ließ sich auch bei uns vorstellen, zeichnete meine Mutter sehr aus und lieferte mir durch seine Erzählungen Stoff zu ein paar Novellen, um deren Bearbeitung er sich höchlich interessierte. Meine Tochter, damals noch fast ein Kind, spielte schon ziemlich artig Fortepiano, in welcher Kunst ich sie selbst unterrichtet hatte. Es kam die Rede darauf; Denon hätte gern das organisierte Piano, das ich damals noch besaß, gehört; Lottchen wurde aufgefordert, zu spielen und machte es recht artig, wofür ihr denn der galante Denon die Hand küßte. — Das war dem Mädchen noch nie widerfahren, und es war komisch anzusehen, wie Freude und Verwirrung, Respekt vor dem übergelehrten Herrn, den sie als etwas Außergewöhnliches betrachten gelernt hatte, und Gefühl der eigenen Wichtigkeit, die ihr dieser Handkuß zu geben schien, sich in dem lieblichen Gesichtchen malten.

Wenn nun Denon durch Geist und Kenntnisse sowie durch sein von aller Pedanterie entferntes Betragen einen vorteilhaften Eindruck auf die Gesellschaft machte, so flößte De la Borde[600]) ein Interesse ganz verschiedener Art ein. Ohne Anspruch auf Schönheit zu machen, waren Figur und Züge dieses Mannes, der kaum sein vierzigstes Jahr erreicht haben mochte, sehr angenehm. Vor allem hatte der ernste, beinahe düstere Ausdruck seiner blauen Augen etwas Anziehendes, sowie überhaupt sein ganzes Wesen durch diesen Ernst und eine gewisse ruhige Würde mehr etwas Deutsches als

Französisches verkündigte. Auch hatte er früher, wie ich erfuhr, während der Revolution, in der sein Vater und seine Brüder unter der Guillotine starben, eine Weile in österreichischen Kriegsdiensten als Rittmeister unter Kinsky Chevauxlegers gestanden, und während seines damaligen Aufenthaltes in Wien sich viel auf der kaiserlichen Bibliothek aufgehalten, wo er sich wissenschaftlich beschäftigte und Deutsch erlernte, was er denn auch ziemlich geläufig sprach. Ich habe De la Borde viel seltener gesehen als Denon, und eben deswegen, sowie auch seines ernsten, weniger mitteilenden Sinnes wegen, nicht soviel mit ihm als mit jenem gesprochen, aber die Erinnerung an ihn wird mir stets werter bleiben, weil in dem, was und wie er sprach, z. B. in seinen Äußerungen über Chateaubriand[601]), den er seinen Freund nannte und mit schöner Wärme von ihm redete, sich mir ein viel tieferes Gemüt und ein ernsterer Geist zeigte, als bei dem zwar liebenswürdigen, aber durchaus französischen Denon. Später las ich den Roman der Frau von Fouqué: „Das Mädchen aus der Vendée“[602]), und in diesem ist ein Franzose Sombreuil (wenn ich nicht irre) geschildert, von dem ich immer dachte, er müsse ausgesehen und sich gezeigt haben wie Graf De la Borde.

Allmählich kam es nun zum Friedensschluß, und wie ungünstig dieser für Österreich ausfiel, wie das teure Tirol, die Lombardie, Venedig, Dalmatien, Kärnten mit Krain, Salzburg usw. verloren gingen, weiß die Welt ohnedies. — Es war eine schmerzliche Zeit für jeden, dem sein Vaterland teuer war.

Der französische Kaiser hielt sich nun meistens in Schönbrunn auf, wohin er abwechselnd das deutsche Schauspiel und die Oper kommen ließ, um dort auf

dem kleinen Theater des Palastes zu spielen[603]). Denon hatte versprochen, uns einmal Billetten zu verschaffen, und er hielt Wort. Mit Frau von Flies fuhr ich in einem Postzug, mit vier Maultieren bespannt, nach Schönbrunn. Die Equipage gehörte einem ihrer Bekannten, einem französischen General, und ich fand zu meinem Erstaunen, daß diese vier sehr wohlgebildeten braunen Tiere mit uns so schnell davon liefen, als wären es englische Hengste gewesen, und also durch nichts als die längeren Ohren an ihre Zwitterabkunft erinnerten.

Im Theater, das sehr niedlich und wohlgebaut ist, angekommen, fanden wir die Galerien mit lauter französischer Generalität in strahlenden Uniformen besetzt, und Frau von Flies nannte mir einige ihrer Bekannten. Der Vorhang war noch zugezogen, man wartete auf den Kaiser. Nachdem dies eine feine Weile gedauert und mir Zeit gelassen hatte, einen vergleichenden Rückblick auf unsern väterlichen Monarchen zu werfen, der stets die Ordnung selbst war, pünktlich die Stunden einhielt und nie das Publikum oder die Behörden warten ließ, erschallte plötzlich gegen 8 Uhr ein gäher und lauter Trommelwirbel, der die Ankunft des Kaisers verkündete, und ich konnte abermals nicht umhin, dies unfreundliche Getöse mit dem unheimlichen Gerolle zu vergleichen, womit bei uns eine Feuersbrunst, folglich ein Unglück, angekündigt zu werden pflegt. Ach, ein Unglück, und ein großes für uns war ja die Anwesenheit dieses Mannes im Lustschloß unserer Monarchen!

Er kam und setzte sich, ein Komödienbuch in der Hand, in der Loge nieder; hinter ihm standen seine Adjutanten oder wer die Herren waren, einen darunter,

General Duroc[604]), nannte mir meine Freundin. Da war er nun, der Erderschütterer, der Mensch, der an allen Thronen Europas gerüttelt, manchen schon umgestürzt, manchen seiner besten Grundfesten beraubt hatte! Was konnte er noch tun wollen, er, dem, wie es schien, nichts unmöglich war, und in dessen absoluten Willen unser aller Geschick gegeben schien?

Das waren meine Gedanken, während ein Akt des Sargines[605]), und dann ein kleines Divertissement vor uns aufgeführt wurde, auf welches meine Seele viel weniger achtete, als auf den Furchtbaren da oben in der Loge — den ein Schuß von geschickter Hand, so wie er sorglos da saß, herabstürzen und somit allen seinen welterobernden Plänen und dem Elend, das er über die Menschheit gebracht hatte und noch bringen konnte, ein Ende hätte machen können. Jener Erfurter, der bald darauf bei einer Revue in Schönbrunn ergriffen wurde, mochte Ähnliches gedacht haben[606]). — Viele — viele Menschen in Deutschland dachten damals ebenso, und jetzt — wo dies unheilbringende Meteor schon lange vor seinem wirklichen Tode einsam erloschen ist, jetzt sehen so viele einen Verfechter der Freiheit, einen Helden der Humanität in ihm, und scheinen alles vergessen zu haben, was sie selbst oder ihre Eltern durch ihn gelitten. Wohl mag sein tragisches Geschick viel zu dieser versöhnenden, mildern Ansicht beigetragen haben. Auch bin ich weit entfernt, das Mitgefühl zu tadeln, das jeden wohlgesinnten Menschen ergreifen muß, wenn er sich diesen Mann, dem einst ganz Europa gehorchte, der

nutu tremefecit olympum,

dessen Willen durch 12—15 Jahre das Gesetz der Welt war, als Gefangenen und als hartgehaltenen,

despotisch behandelten Gefangenen seiner erbittertsten Feinde dort auf dem einsamen Eiland, von Weib und Kind getrennt, denkt. — Niemand hat wohl dies sein Geschick und sein Ende mit echterm christlich philosophischem Blick erschaut und geschildert, als Manzoni in seinem Cinque maggio[607]). — Ebensowenig konnte oder kann ich in das Urteil derjenigen einstimmen, welche in Napoleon einen grausamen Tyrannen, einen fühllosen Krieger sahen. Jene Befehle de balayer le pont (nämlich von den Donaubrücken die Verwundeten mit den Toten ins Wasser zu werfen), jene Vergiftung der Pestkranken in St. Jean d'Acre usw. müssen — wenn sie je wahr waren — ihm gewiß nur durch eine zwingende Notwendigkeit, die sein militärisches Genie als solche erkannte, aufgedrungen worden sein. Aber große, unbeschränkte Macht ist eine der gefährlichsten Gaben für den Menschen, und die Klippe, an der meist sein sittliches Gefühl scheitert. Wer tun kann, was er will, tut selten, was er soll — pflegte meine sehr verständige Mutter zu sagen. Das war Napoleons Sünde, und er machte sich ihrer im vollen Maße schuldig; obwohl manche mit dem geistreichen Franzosen Villers glauben[608]), daß er noch mehr wegen des Guten, was er hätte tun können und sollen, und aus selbstsüchtigen Rücksichten zu tun unterließ, anzuklagen sei.

Wie immer diese Beschuldigungen gestellt werden mögen — so viel ist sicher, daß sein Übermut ihn leitete und endlich verleitete, Rußland in seinem furchtbaren Klima aufzusuchen und bezwingen zu wollen. Damals, wie ich ihn so im Theater in der Loge unserer Kaiser sitzen sah, faßte wohl weder ich noch sonst jemand die Möglichkeit, daß es dahin kommen sollte,



K. A. Varnhagen v. Ense

Lithographie von Loeillot de Mars — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

und ich betrachtete ihn, solange ich dort war, immer mit dem Gefühl innerlichen Hasses. Im ganzen war auch seine Erscheinung nicht ansprechend. Zu klein und zu stämmig, um für gutgewachsen zu gelten, hatte seine Gestalt auch nichts Edles oder Imposantes. Seine Züge — das was eigentlich die Physiognomie bildet, Augen, Stirn, Nase und Mund — waren regelmäßig, das Kinn besonders schön, ganz antik aufgebogen wie an einem Antinouskopfe. Aber diese edlen Lineamente verloren durch die breite Fleischmasse des allzuvollen Gesichts, die sie umgab, und nicht einmal durch einen Backen- oder andern Bart begrenzt wurde, den größten Teil ihres Adels und ihrer Bedeutung. So bekam das Ganze — Gesicht und Figur zusammen — nach meinem Gefühle etwas Gemeines, und ich bedauerte, daß ich die Idee der tiefen und düstern Züge auf dem Kupferstiche, wie er in der Schlacht von Arcole die Fahne ergreift, gegen dieses wohlgenährte Prälatenantlitz vertauschen mußte.

Der Friede war abgeschlossen, die Feinde sollten nun bald abziehen, und schon begann ein, obgleich noch seltener Verkehr zwischen der Stadt und der noch fernen Armee.

Eines Abends trat ich bei Frau von Flies ein. — Welche Freude! Eine österreichische Offiziersschärpe hing über die Lehne des Sofa, und ein kaiserlicher Degen mit dem goldenen und schwarzen Portepee lehnte daneben. Mir ging das Herz in wehmütiger Freude auf. Wie lange hatte mein Auge diese, eben durch die Entfernung so wertgewordenen Abzeichen nicht gesehen! Ohne zu wissen, wem sie gehörte, drückte ich, da ich mich allein im Zimmer befand, die vaterländische Schärpe an meine Lippen, und begrüßte so

im Geist das befreundete tapfere Heer in dem unbekannten Einzelwesen.

Ins Kabinett der Frau vom Hause getreten, erblickte ich dieses bald in voller Uniform und erfuhr, daß es ein als Schriftsteller sowie überhaupt als geistreicher Mann ausgezeichneter Preuße, Herr Varnhagen[609]) war, der, wie so manche seiner Landsleute, österreichische Dienste genommen und den gegenwärtigen Feldzug mitgemacht hatte, wie denn auch ein Aufsatz von ihm über die Vorfälle desselben erst neuerlich in einem historischen Taschenbuche erschienen ist[610]). Damals war er ein junger Mann, und noch nicht durch seine eigenen und seiner nicht minder berühmten Frau geistsprühende Schriften merkwürdig geworden; aber schon damals war seine Unterhaltung sehr lebhaft und geistvoll, und schon damals sprach sich sein eminentes Talent, Charaktere zu schildern, freilich nur erst in höchst charakteristisch aus Papier ausgeschnittenen Figürchen aus. Denselben Abend waren auch De la Borde und Denon zugegen, und die Stunden verflossen angenehm im Kreise so hochgebildeter Personen.

Endlich verließen die fremden Truppen die Stadt und das Land[611]), und nur wenige blieben in Wien, welche durch irgendein noch zu berichtigendes Geschäft hier aufgehalten wurden. Nun durften wir endlich der Ankunft unsers Kaisers, des Hofes und der langabwesenden Freunde entgegensehen. Welches Wiedersehen nach so vielen Leiden, nach so viel Unglück und Verlust im Vaterlande! Und wie geschah es so ganz anders, als wohl jedermann geglaubt hatte!

Es war am 27. November 1809 an einem trüben Herbstabend, wie sie in dieser Jahreszeit zu sein pflegen, als unser geliebter Kaiser, vermutlich um auf keine

Weise Aufsehen zu erregen, in der Husarenuniform seines Regimentes, wie man ihn hier nicht gewöhnlich zu sehen pflegte, nur vom einzigen Grafen Wrbna[612]) begleitet, in einer unscheinbaren und, wie man erzählte, sogar bepackten Chaise zum Stubentor, etwa um vier Uhr nachmittags, in die Stadt hereinfuhr. Aber sein Volk erkannte auf der Stelle den geliebten Vater. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Straßen. — Alles lief zusammen, bald ward der Wagen umringt, und unter lautem Vivatrufen und dem Freudenjubel des Volkes in die Burg begleitet. Ein Franzose von den wenigen Zurückgebliebenen, der am Stephansplatze auf einem Eckstein stehend, dieses Schauspiel mit ansah, soll sich nicht haben enthalten können auszurufen, indem er einem Bürger auf die Achsel klopfte: Braves Volk!

In der Burg angelangt, wo sich schon eine zahllose Menschenmenge zusammengefunden hatte, war das Gedränge an und auf der Treppe so groß, daß sie ihren geliebten Monarchen, wenn er es nur gestattet hätte, auf den Schultern bis in seine Gemächer getragen hätten. Binnen einer Stunde wußte man im ganzen Umkreis der weiten Vorstädte die frohe Kunde, und so wie es ganz dunkel ward, entbrannte — wie in allen Herzen — so auch in allen Fenstern der Stadt und Vorstädte eine — nicht gebotene, nicht vorbereitete, eine wahrhaft aus Liebe und Treue improvisierte Illumination. — Die Leute waren ganz freudetrunken — der Kaiser war wieder da! die Feinde abgezogen — das alte Österreich konnte wieder ins Leben treten! Schwärmer und Raketen, Pöller und Freudenschüsse knallten den ganzen Abend und die Nacht durch die dunkle Luft! Es war ein großer, ein herrlicher Tag — um so größer,

um so herrlicher, weil er nicht auf Sieg und Triumph folgte, sondern im Unglück, nach Verlust und Schmerzen die alte Liebe und Treue nur desto glänzender sich erwies[613].

* * *

Das unglückliche und doch für Österreich in so vielem Sinne ehrenvolle Jahr 1809 war nun vorüber. Unsers geliebten Kaisers heldenmütiger Bruder hatte den bisher Unbesiegten in einer großen Schlacht überwunden, und unser Österreich hatte, wie Körner in der Schlacht von Aspern bald darauf sang:

Einen Tag und einen Mann[614])!

Es hatte sich starkmütig und kräftig gegen den Feind, in rührender Treue gegen sein Herrscherhaus, und mitten in Bedrängnissen mildtätig und menschenfreundlich auch gegen leidende Feinde gezeigt; es hatte endlich den unerschöpflichen Reichtum seines von Gott gesegneten Bodens durch die Menge von Lebensmitteln bewiesen, welche trotz allem, den Sommer über notwendig gewordenem Verbrauche, bei so zahlreichen Heeren, die in Österreich lagen, und bei der nicht zu vermeidenden Verschwendung, welche dabei statt hatte, jetzt, da die Feinde abgezogen waren, auf unsern Märkten erschienen, gleich als wären gar keine ungebetenen Gäste dagewesen. Aber aller dieser tröstlichen Betrachtungen ungeachtet, blutete es aus zu vielen Wunden, als daß seine Bewohner sich nicht gebeugt, entmutigt und von gerechter Furcht und Sorge für die nächste Zukunft in Rücksicht des Allgemeinen, und somit auch des einzelnen hätten erfüllt sein sollen. Was war nicht schon geschehen! Tirol — das nie zu verschmerzende Tirol — die Lombardie und Venedig, Triest, das Lit-

torale und sogar auch Innerösterreich waren vom Staatskörper abgerissen, und der übriggebliebene Teil mußte bei jedem eroberungslustigen Einfall, der den Übermächtigen und Übermütigen anwandelte, um seine direkten und indirekten Staaten zu vermehren, gewärtig sein, früher oder später in diesen Abgrund einer Universalmonarchie verschlungen und Gott weiß welchem rheinbündischen Fürsten oder welchem Napoleoniden als leichte Beute zugeworfen zu werden! Das waren unsere Aussichten, das waren wenigstens die Möglichkeiten, die — was wohl niemand mit Grund bestreiten konnte — nächstens zu Wahrscheinlichkeiten und dann auch zu Gewißheiten werden konnten. Das war das Schicksal, welches der alten, durch 500 Jahre langsam aus kleinem Anfange aufgekeimten und durch lauter rechtlichen Erwerb, nicht durch blutige Eroberungen zu solcher Größe und Macht emporgewachsenen Monarchie, wie sie unter Maria Theresia und Kaiser Josef und bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewesen, bevorstand.

Wie das alles in mein Herz eingriff, wie es mir alle menschliche Größe und Hoheit, alles menschliche Glück überhaupt als unstet, nichtig und durchaus ungenügend darstellte, kann ich nicht mit Worten ganz erklären. Es war ein tiefes, elegisches Gefühl, das sich nach und nach meiner bemeisterte, mich die Welt mit allen ihren Hoffnungen, Freuden und Bestrebungen wie ein Schattenspiel betrachten machte und an gar kein bleibendes Glück mehr glauben ließ.

Dazu kam noch eine andere Bemerkung, welche jenen Betrachtungen einen Tropfen Bitterkeit mehr beimischte. Obgleich selbst nicht von altadeliger Geburt, hatte doch diese Institution — die Idee des Adels,

für mich immer etwas sehr Poetisches und Würdiges gehabt. Gerade weil eine altadelige Geburt etwas war, was keine Industrie, kein merkantilisches Bestreben, keine noch so hochsteigende Eitelkeit den Ringenden geben konnte; weil sie — wie man gewöhnlich zu sagen pflegt — vom Zufall, eigentlich aber von der Hand der Vorsicht jenen geschenkt und diesen auf ewig verweigert wurde, erschien sie mir wie die Gunst der Musen, von der Tasso sagt:

> — das, was die Natur allein verleiht,
> Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
> Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
> Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
> Erringen kann[615]).

Auch fand ich für die Nachkommen etwas Erhebendes, Anregendes in der Betrachtung der Verdienste ihrer Ahnen. Es schien mir begeisternd zum Guten, so in einem Saale, in dem die Familiengemälde dem Enkel von den Wänden herab entgegenblickten, und er gleichsam vor den Augen seiner Väter wandelte, sich die Beispiele würdiger Menschen, deren Blut auch in des Enkels Adern wallt, zur Nacheiferung vorzustellen.

> Und wenn von unsrer Marmorsäle Wänden
> Die Ahnenbilder auf uns niederschaun,
> Wie könnten wir ihr Angedenken schänden? — — —

Daß es dennoch oft geschieht, daß so viele Nachkommen größer oder wenigstens würdiger Väter unwürdig und klein handeln, weiß ich wohl, auch daß nicht alle die Herren in Harnischen und Allongeperücken, welche hier und dort in solchen Galerien abgemalt sind, ehrenwerte Männer und nachahmungswürdige Beispiele gewesen; aber das ändert nichts an der allgemeinen Idee des Adels, und benimmt ihm nach meinem Gefühl nichts von dem Poetischen, was er von je-

her für mich hatte. Es ging mir in der römischen Geschichte ebenso, und sei es nun die Darstellungsart des Livius, oder eine angeborne Weise zu empfinden — bei mir hatten die Patrizier immer recht gegen die Plebejer. Ich konnte jener Schwester einer Konsulsfrau ihren bürgerlichen Hochmut nicht verzeihen, der im Grunde kein besserer war als der Adelstolz ihrer Schwester, und welcher die Veranlassung gab, daß künftig der eine Konsul stets aus den Plebejern gewählt werden mußte[616]). Auch sah und sehe ich noch nicht ein, daß das stets mehr aufkommende demokratische Prinzip, welches allmählich in Rom immer mächtiger wurde, dem Staate oder der Stadt par excellence (Urbi) zu großem Nutzen gewesen wäre. Es war eben der Gang der Vorsicht mit dem Menschengeschlechte, es mußte so kommen, weil der Zeitgeist sich allmählich mehr entfaltete; aber besser, schöner wenigstens ist es, glaube ich, nicht dadurch geworden.

Es war eben auch dieser Zeitgeist, der bei uns in Österreich durch die langen Kriege, durch die ungeheure Menge des Papiergeldes, durch die Verluste, welche viele höhergestellte Familien an Gütern und Einkünften erlitten, diese bewog, ja zwang, das Übrigbleibende zu veräußern, das dann in die Hände der Industrie, des Handelsstandes, des Gewerbefleißes kam. Besonders fiel mir dies in Oberösterreich, das ich vor nicht langer Zeit besucht hatte, unangenehm auf. Jenes stattliche Haus, das zur Zeit meiner ersten Reise dahin mit meinen Eltern, irgendeiner hochangesehenen Familie gehört hatte, war jetzt das Eigentum eines Gewerbsmannes geworden. Der Herr Fleischer oder Tischlermeister bewohnte nun die prächtigen Gemächer, in welchen früher Freiherrn oder Grafen gehaust hatten,

und etablierte einen gewiß nicht geringern Stolz als diese. Jenes gräfliche Schloß gehörte nun einem reichen Kaufmanne, ein anderes war zu einer Fabrik eingerichtet. Aus den Treibhäusern waren die freilich nutzlosen, aber lieblichen Orangenbäume und seltenen Pflanzen verschwunden, und ihre Räume hatten Zuckersiedereien oder Spinnmaschinen aufgenommen. In den Gärten, wo keine mannigfaltigen Blumen mehr das Auge müßig ergötzten, lagen allenfalls die bedruckten Kattunstücke zum Ausbleichen der Krappfarbe am Boden hingebreitet usw. Alles hatte seinen Zweck, seinen Nutzen, alles trug etwas ein. Aber — das Schöne war hinweg aus diesem Leben!

Zu diesen trüben Betrachtungen, welche die am Schönen und Edeln verarmte Gegenwart mir aufdrang, gesellte sich auch noch manches andere Trübe. Werte Freunde, welche sehr oft unser Haus besuchten, wie Herr v. Kirchstättern[617]), Vater vieler Kinder, die er in dieser bedrängten Zeit nur kummervoll ernährte, übrigens ein gebildeter, rechtlicher Mann, den eine lange gegenseitige Achtung mit uns verband, starb um diese Zeit, wohl mitunter aus Sorge und Gram. Bald darauf erfuhren wir aus Ungarn, wohin er mit dem Kriegsarchiv dem Hofe gefolgt war, den Tod des General Gomez[618]), eines sehr würdigen und gelehrten Mannes, der in Wien unser naher Nachbar gewesen war, dessen Haus wir oft besuchten. Noch tiefer aber kränkte uns alle der Verlust eines gar werten, vielseitig gebildeten und unserm ganzen Kreise mit Liebe und Achtung zugewendeten Mannes, eines gewissen Herrn Köderl[619]), der in dem Bücherrevisionsamte angestellt, durch seine rechtliche Gesinnung, durch seinen vielfach gebildeten Geist, durch seine heitere Unbefangenheit, und selbst



Wiener Porzellan aus Karoline Pichlers Besitz

Die Tasse rechts zeigt auf den Bücherrücken Titel von Pichlers Werken, als „Agathokles“, „Die Grafen von Hohenberg“ usw.

Frau Irma Warmuth-Jancsó, Wien

durch seine offizielle Stellung, die ihn au courant der neuesten Literatur erhielt, uns ungemein wert geworden war, und dessen frühzeitiger Tod, er hatte kaum das dreißigste Jahr überschritten, in unserm ganzen Kreise schmerzlich gefühlt wurde. Endlich noch erhielt Baron Merian, dessen ich schon öfters erwähnt, eine diplomatische Anstellung am Dresdner Hofe und kam daher nicht mehr nach Wien zurück. Ich vermißte seinen so angenehmen als lehrreichen Umgang schwer, und kurz — dies alles trug bei, meine trübe Stimmung zu vermehren.

Dieser Abstand zwischen dem Einst und Jetzt, dies Umsichgreifen und der Übermut der niedrigern Stände, die wachsende Macht ihres eigentlichen Hebels, des Geldes, fing in jener Zeit zuerst an, recht bemerklich zu werden, und hat sich seit diesen fünfundzwanzig Jahren noch unendlich vermehrt. Für meine Art zu denken und zu empfinden, hatte dies alles etwas sehr Niederschlagendes, und diese Stimmung gab sich in meinen damals entstehenden Schriften kund. In dieser Stimmung entwarf ich den Plan zu den „Grafen von Hohenberg"[620]), wozu ich die Szenerie auf vielfältigen Reisen in Ober- und Unterösterreich gesammelt hatte. Pichler hatte nämlich in dieser Epoche fast jährlich eine größere oder kleinere Geschäftsreise in die Gebirge und Wälder unseres Vaterlandes zu machen[621]), er nahm uns alle, meine Mutter, mich und unser Töchterchen mit, und wir genossen so sehr oft das heitere Landleben in den schönsten Gegenden. So sah ich St. Florian, Kremsmünster, den Albensee, Scharnstein, Spital am Pyhrn, Mariazell, Lilienfeld, Hohenberg, Guttenstein usw., und die Bilder dieser Gegenden hatten sich meiner Seele tief eingedrückt. Sie wurden nun der Schauplatz,

auf welchem sich die, von mir teils selbstgeschaffenen, teils der vaterländischen Geschichte entnommenen Gestalten sowohl in den Grafen von Hohenberg als in andern meiner Novellen bewegten, und wozu eben diese Geschichte den Hintergrund bildete. Eine unglücksvolle Epoche hatte ich mit Fleiß gewählt, die Zeit, wo die Kinder K. Albrecht des Ersten, vor allen die ungarische Königin Agnes Blutrache wegen der Ermordung ihres Vaters an vielen edlen Familien nahmen, und diese düstere Färbung, sowie sie über jener Epoche und jetzt auch in meiner Seele waltete, verbreitete sich über das ganze Gedicht. Keine Neigung blieb verschont, kein noch so zufriedenes Verhältnis ungestört. Es hatte sich mir aus den Erfahrungen jener traurigen Zeit der Glauben aufgedrungen, daß es hiernieden kein wahres Glück gebe; daß unsere edelsten Freuden nur Täuschungen seien und alles uns auf Jenseits hinweise. Dieses Glaubensbekenntnis sprach sich am vollständigsten in dem Liede aus, welches Agnes singt[622]):

Was weinst du Pilger dieser Erden,
Drückt dich des heißen Tages Last?
— — O blick' auf dich, auf deine Brüder,
Wer ist denn glücklich? frag ich dich. — —
— — Und dennoch schwebt im Sonnenscheine
Ein reizend Bild vor unserm Blick. — —

In der Gestalt der schönsten Triebe
Schwebt es der heitern Jugend vor,
Es zeigt als Freundschaft sich, als Liebe,
Es lockt uns noch durch heiße Triebe,
Und zieht uns von der Erd' empor.

Wie mutig folgen wir den Winken,
Wie reich an innrer Seligkeit!
Wir sehn im Tau die Blume blinken,
Wir pflücken sie — die Blätter sinken
Zerstört vom Hauch der Wirklichkeit.

Verblichen ist die Glut der Farben,
Entflohn des Duftes zarter Geist —

O murre nicht — nicht zum Genießen
Sind wir in diese Welt gesandt. —

Dorthin, dorthin geht das Verlangen,
Dort wird uns unser Wünschen klar,
Dort sehn wir unsre Blumen prangen,
Dort wird kein Hoffen hintergangen,
Wo alles ewig ist und wahr.

In diesem Liede sprach sich mein damaliges innerstes Gefühl aus, und es ist der rechte Schlüssel zu dem ganzen Roman.

Ähnliche Ansichten, nur in einer etwas veränderten Richtung, gaben mir die Idee zur Erzählung: Alt und neuer Sinn[623]). Es war der grelle Kontrast zwischen der treuherzigen, frommen, einfachen Vorzeit und der rastlos strebenden, ungläubigen, nie gesättigten Gegenwart. Die wirklichen Ereignisse, daß so manche unserer Güterbesitzer bei dem Aufrufe der Landwehr ihre Untertanen bewaffnet und sich an ihre Spitze gestellt hatten, boten mir willkommene Verflechtungen. So entstand jene Erzählung, in welcher Cäcilie die neue Sinnesart gegenüber der alten Blankenwerths darstellte und beide in dem Konflikt zugrunde gehen, wo denn zuletzt Gewerbefleiß und Fabrikswesen sich das Besitztum ritterlicher Vorgänger aneignen. Ohne es zu ahnen, hatte ich mit dieser Novelle das Wohlwollen und höhere Interesse einer verdienstvollen Dame, der Gräfin C**y[624]), gewonnen. Ihr Gemahl, ein schöner, jugendlicher und zufälligerweise wie Blankenwerth blonder Mann, dessen Besitzungen tief im Gebirge lagen, war ebenfalls in jenem verhängnisvollen Jahre 1809 zur Landwehr gegangen, hatte sich sehr wacker gehalten, und war bei Raab geblieben. Als ich ein paar Jahre

darauf nach Lilienfeld und Mariazell reiste, lernte ich diese Frau kennen, welche in jener Erzählung eine Art Verklärung ihres tapfern Gemahls gefunden hatte und mir darum recht gut geworden war.

Auf diese und ähnliche Weise hatten mir meine Schriften manches wohlgeneigte Herz in der Nähe und Ferne gewonnen, und was mich stets am meisten freute, es war sehr oft nicht sowohl die Schriftstellerin als das weibliche Gemüt, die Frau selbst, was man in meinen Schriften achtete und mit Wohlwollen auffaßte. Das war und ist ein schöner Gewinn, der mir durch Gottes Gnade, nebst dem unsäglichen Vergnügen, welches mir die Ausübung meines Talentes gewährte, noch darüber zuteil ward[624a]).

Während ich noch, zwischen Wehmut über die Vergangenheit und Sorge für die Zukunft befangen, an den Grafen von Hohenberg arbeitete, und eine schwermütige Freude darin fand, mich in die Leiden und Schmerzen, Entsagungen und Enttäuschungen dieser Geschöpfe meiner Einbildungskraft zu versenken, zugleich die Bilder jener himmlisch schönen Gegenden von Guttenstein, Scharnstein, Lilienfeld, dem Albensee usw. wieder lebhaft zurückzurufen und den Eindruck zu schildern, mit dem ihre halbwilden, halbdüstern Reize mich selbst berührt hatten, als ich sie das erstemal sah, erschütterte plötzlich eine ebenso folgenreiche als unerwartete Neuigkeit ganz Wien, ganz Österreich, ja wohl ganz Europa. Napoleon ließ um die Tochter unsers Kaisers werben. Maréchal Berthier[625]) war auf dem Wege nach Wien, und mit Erstaunen, mit ängstlicher Freude und furchtsamer Hoffnung sah jedermann diesem Ereignisse und seinen möglichen Folgen entgegen.

General Berthier kam an — die Werbung geschah in aller Form. Feste folgten bei Hofe auf Feste. Die damalige Kaiserin Maria Ludovica wußte durch ihren Geist, ihre Anmut und durch die sorgfältigsten Toiletten den Maréchal so zu bezaubern und zu stimmen, daß er bei seiner Abreise soll gesagt haben: Es sei Zeit, daß er von Wien wegkomme[626]). In der Augustinerkirche geschah die feierliche Trauung, wobei unser hochverehrter Erzherzog Karl statt des entfernten Bräutigams, die Hand der Braut, seiner Nichte, empfing[627]). — Er, der Sieger von Aspern, der zuerst den Nieüberwundenen zum Weichen gezwungen hatte, sollte nun das Band besiegeln helfen, was jenen Gewaltigen an das Erzhaus binden, und diesem entweder Frieden und Glück oder noch ärgere Sklaverei bereiten konnte!!

Vergeblich würde ich es versuchen, die gemischten, streitenden, ja peinlichen Empfindungen zu schildern, welche mich ergriffen, als ich bei dem freien Ballfeste[628]), das bei dieser Gelegenheit in den k. k. Redoutensälen mit großer Pracht gegeben wurde, zuerst wieder in diesen Saal trat, wo vor zehn, elf Monaten, vor dem Ausbruch des unseligen Krieges, die Landwehrlieder unsers Freundes Collin bei gedrängt vollem Hause waren gesungen und in jeder österreichischen, jeder deutschen Brust Haß und mutiger Widerstand gegen Frankreichs Übermacht und Übermut war entflammt worden. Jetzt war eben dieser Saal auf einer Seite mit Fahnen und Drapperien in Österreichs Farben, auf der andern Seite mit Trikolor verziert. Dieses Zeichen, das Erfahrung, Nachdenken und jeder Blick um uns her uns seit Jahren als das unglückbringendste für uns und die ganze Welt hatte ansehen gelehrt! Nun schwebten diese Farben über unsern Häuptern, dicht neben den ver-

ehrten vaterländischen, und wie lange? — wie lange? — wird uns, so konnte man wohl, ohne eben allzu große Furchtsamkeit, mit Recht denken, wie lange wird uns der Allgewaltige wohl noch gestatten, diese Farben zu verehren und als das Palladium des Volksglücks unter dem Szepter unserer angestammten Fürsten zu behalten? Daß solche Betrachtungen nicht sehr geeignet waren, um jene fröhliche Stimmung zu erzeugen, die sich für einen Ball schickte, ist wohl natürlich. Indessen, sowie ich bereits über die Jahre hinaus war, in denen man zu tanzen pflegt, so war auch überhaupt das Tanzen auf der Redoute nicht mehr Sitte, und man betrachtete ein solches Fest nur als eine große Reunion, wo man in zierlich geschmückten und erleuchteten Sälen während einer Tanzmusik, auf die übrigens niemand oder nur wenige achteten, herumspazierte, seine Bekannten sah, Anzüge betrachtete und musterte, Glossen machte, und sich gut oder nicht gut unterhielt, je nachdem es sich traf. Eine der besten Unterhaltungen bot bei solchen Gelegenheiten die Erscheinung des kaiserlichen Hofes mit seinem Gefolge von Kavalieren und Damen. Diesmal führte unser geliebter Kaiser den Zug an, an seinem Arme die jugendliche Braut des Helden der Zeit; ihnen folgte an Erzherzog Karls Arme die Kaiserin Maria Ludovica; hinter diesen die übrigen Prinzen des Hauses, den Patriarchen desselben, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen[629]), mitten unter ihnen. Auch diesmal war, wie ich es schon bei der ersten Vermählung unsers Kaisers mit der Prinzessin Elisabeth von Württemberg bemerkt hatte, die Braut, welche doch an diesem Tage die größte Aufmerksamkeit erregen mußte, durchaus nicht die anziehendste Gestalt. Damals verdunkelte die zwar nicht mehr jugendliche,

aber durch ihre edlen Formen und den geistvollen Ausdruck derselben, sowie durch einen sehr wohlgewählten Anzug, noch immer sehr schöne Erzherzogin Christina[630]) die blasse und viel unscheinbarere Braut. Bei dem gegenwärtigen Fest übertraf die Kaiserin, obwohl nicht regelmäßig schön und älter, kränklicher als die blühende Braut, diese doch durch Anmut der Bewegungen, vorteilhaften Anzug und eine Majestät der Haltung, welche bei dieser nicht großen Gestalt doppelt überraschend war. Daß der mindere Glanz der Braut großenteils von einer unvorteilhaften Art sich zu kleiden und ihrer Schüchternheit herrührte, erwies sich später. Man erzählte allgemein, daß, wie sie in Braunau, wo das ihr entgegengesandte französische Gefolge sie erwartet hatte und sie von den französischen Zofen in einem Nebengemach umgekleidet worden war, in dem von Paris mitgebrachten Anzug und Schmuck wieder heraustrat, sie als eine ganz andere Person erschien[630a]). Wohl mochte die innere Sicherheit, der Gedanke: nun die erste und höchste Monarchin in Europa zu sein, viel beitragen, die jugendliche Gestalt zu erheben und den blühenden Kopf aufzurichten; daß aber an der Wahl und Umsicht beim Anzug gar viel gelegen ist, wird keine Frau bestreiten. Später — nach dem Zusammensturz ihres so blendenden Glückes — sah ich diese Prinzessin in Lilienfeld wieder und mußte gestehen, daß sie in Haltung und Anstand ungemein gewonnen hatte.

Doch ich kehre zu dem Faden der Erzählung zurück. Unser Vaterland war also mit Frankreich verbündet — die Tochter unsers Kaisers saß an des mächtigsten Monarchen, an Napoleons Seite, auf dem Thron dieses Reiches, und nach den gewöhnlichen Berech-

nungen hätten wir uns nun Ruhe und ungestörten Genuß im Besitz dessen, was dem österreichischen Kaisertume nach so vielen Losreißungen geblieben, und allerdings eine bedeutende Macht zu nennen war, versprechen können. Aber war sich bei Napoleons rastlosstrebendem Eroberungsgeist, bei dem militärischen Genie, das er besaß und welches ihm das Kriegführen und Überwinden zu einer Lieblingsbeschäftigung machen mußte, und bei den ungeheuern Mitteln, die ihm zu Gebote standen, wohl Ruhe und bleibende Sicherheit zu versprechen!

Unglückverkündend und im Rückblick auf das traurige Geschick der Königin Antoinette höchst ominös war der Brand des Tanzsaales bei dem Fest, das unser Gesandter Fürst Karl von Schwarzenberg[631]) dem kaiserlichen Paare mit großer Pracht und ausgesuchtem Geschmack gab. Schon bei Gelegenheit jener Hochzeitsfeierlichkeiten unter Ludwig XVI. war ein ähnliches Unglück entstanden, und diese Wiederholung desselben Zufalls bei gleicher Veranlassung warf ahnungsvolle Besorgnisse in manche Herzen. Sehr lebendig und schön geschildert hat eben jener Herr Varnhagen, dessen weiter oben Meldung geschehen, dieses Fest mit allen seinen Schrecken und einzelnen erhebenden Momenten im Raumerschen Taschenbuch[632]). Varnhagen war damals Adjutant des Fürsten, daher ein glaubwürdiger Augenzeuge all dieser Auftritte. Nicht ohne erhebendes Gefühl liest man in dieser Schilderung neben allen den entsetzlichen Ereignissen die einzelnen Beweise von Mut, Aufopferung, Pflichtgefühl — das Schicksal der Fürstin von Schwarzenberg[633]), die ein Opfer ihrer Mutterliebe ward, und das Betragen des Kaisers Napoleon selbst, das sich ebenso besonnen und würdig, als voll



Karoline Pichler

Anonymer Stich (Quirin Mark? oder Friedrich John?)
k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

Rücksicht auf seine eben angetraute Gemahlin aussprach.

Der folgende Sommer verging wie mancher frühere für mich in stillem Genuß häuslicher Zufriedenheit, im Umgang mit werten Freunden und kleinen Reisen in die schönen Gebirgsgegenden. So waren wir noch im Anfange des Oktobers zum zweitenmal in Guttenstein, und ich sah mit Vergnügen die Plätze wieder, die ich schon ein paar Jahre früher besucht und wo ich einen großen Schrecken bei dem Muckendorfer Wasserfall erlebt hatte. Dieser Auftritt, bei welchem nur Gottes sichtbar einwirkende Gnade mich vor dem furchtbaren Jammer, Gemáhl und Kind in einem Augenblicke zu verlieren, bewahrt hatte, ist mir von jeher zu entsetzlich, zu ergreifend gewesen, als daß ich auch jetzt noch, nach mehr als dreißig Jahren imstande wäre, ihn in diesen Blättern zu schildern. Erzählen konnte ich ihn nur mit der größten Erschütterung des Gemütes, tat es daher fast nie, und nur meine innige Freundin, die mir nun auch schon lange ins bessere Leben vorangegangen ist, Fräulein Therese von Artner, hat in einer schönen Romanze, welche ihr die Liebe für mich eingegeben, diesen entsetzlichen Vorfall geschildert[634]).

Man hat — wenn es erlaubt ist, so Kleines, wie meine Erlebnisse, mit den Ereignissen in dem Leben eines der glänzendsten Monarchen in Vergleich zu stellen — man hat öfters schon die Rettungsgeschichte unsers Kaisers Max I. auf der Martinswand für ein Märchen, eine poetische Sage usw. erklären wollen, weil sie sich unter den Abenteuern des Kaisers, welche er selbst im Teuerdank erzählt, und in welchem seine bösen Gesellen, der Neidthart Fürwittig und Unfalo

ihn in allerlei Gefahren bringen, nicht vorfindet. Dies ist wahr; aber ist es wohl erlaubt, aus der Nichtberührung dieses Abenteuers auf das Nichtvorhandensein desselben notwendig zu schließen? Kann nicht ein Schauer, der den höchst gemütsreichen letzten Ritter bei der Erinnerung an jene Gefahr ergriff, die Ursache dieses Verschweigens sein? Kann nicht — ich glaube, Baron Hormayr hat Ähnliches irgendwo geäußert[635]) — eine Art heiliger Scheu ihn abgehalten haben, dies geheimnisvolle Begegnis profanen, vielleicht ungläubigen Ohren mitzuteilen; es möge nun jenes rettende Wesen ein wirklicher, von Gott gesendeter Engel — denn die Erhaltung dieses Fürsten war allerdings dignus vindice nodus — oder ein auf wunderbare Weise auftretender Bergknappe gewesen sein. Wie gesagt, ich glaube in meiner Scheu vor dem Erzählen jenes Vorfalls am Muckendorfer Wasserfall eine natürliche Erklärung von Kaiser Maxens Schweigen über den so ungleich wichtigern und verhängnisvollern Vorfall an der Martinswand zu erkennen.

Aber unsere Zeit ist so über alle Maßen skeptisch und nüchtern, hat so ausschließend nur für das Reelle, Handgreifliche, Nutzbare Sinn, daß alles, was sich nicht in diese Kategorien bringen läßt, für sie nicht allein keinen Wert hat, ja, daß es von ihr gar nicht mehr erfaßt werden kann. In dieser Tendenz zum Realen übt sich nun auch die historische Kritik mit schonungsloser Schärfe, verdächtigt Überlieferungen, an deren erhebendem, menschlich schönem Inhalt seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden die Welt mit Liebe und Glauben hing, z. B. in den ersten Büchern der römischen Geschichte, oder zieht den trojanischen Krieg — wie ich aus einer Rezension in den „Blättern

für Literar. Unterhaltung, Dezember 1836" gesehen[636]) — von seiner glanzvollen Höhe, auf der er der Welt geleuchtet, herunter, und sucht ihn zu einer unbedeutenden, halb wahren, halb erlogenen Expedition einer oder einiger kleinen griechischen Völkerschaften zu machen. Ebenso, nur weit verderblicher und darum verabscheuungswürdiger mag auch das, jetzt in vielen kritischen Blättern besprochene Leben Jesu von Strauß sein[637]). Ich habe es so wenig als Uscholds trojanischen Krieg[638]) oder Herrn von Niebuhrs römische Geschichte[639]) gelesen. Aber ich habe in meiner Jugend das Buch des berühmten oder berüchtigten Dr. Bahrdt: Die Bibel im Volkston, wohl gekannt, welches sich mit vielem Scharfsinn und großer Anstrengung Mühe gibt, alles Wunderbare, Göttliche aus der Person und den Taten Jesu Christi hinweg zu deuteln und alles ganz natürlich zu erklären. Zu welchen abenteuerlichen, teils lächerlichen, teils ganz unstatthaften Voraussetzungen und Erfindungen Bahrdt deshalb seine Zuflucht nehmen mußte, leuchtet wohl jedem unbefangenen und christlich gesinnten Menschen ein; aber das Buch machte gewaltig viel Aufsehen. Mir schien es aber schon damals, daß jene sogenannten Erklärungen und Vernatürlichungen der Wunder etwas noch viel Wunderbareres als die wirklichen Mirakel, nämlich ein ganz unwahrscheinliches Zusammentreffen der seltsamsten Umstände, eine unbegreifliche Betörung und Befangenheit der Zuseher, und endlich einen Grad von Geistesgewandtheit, Schlauheit und Bildung voraussetzen, der sich bei einfachen Fischern und Leuten aus den niedrigsten Ständen gar nicht denken läßt. Es ist — so dünkt es mich — mit diesem Wegerklären des Wunderbaren wie mit der Beobachtung der drei dramatischen Ein-

heiten auf der Bühne, wo denn auch, um ja dem Zuseher keine Versetzung seiner Gedanken an einen andern Ort, oder keinen Glauben an eine längere vergangene Zeit zuzumuten, man ihm aufbürdet, zu glauben, daß z. B. eine Verschwörung auf öffentlicher Straße entsponnen werde, der Vater sich über die innersten Angelegenheiten seiner Familie in einem Vorsaale aussprechen oder die totale Sinnesänderung eines verkehrten Menschen binnen 24 Stunden stattfinden könne[640]).

* * *

So ging denn das Jahr 1810 zu Ende, und das, in so vieler Hinsicht merkwürdige von 1811 brach an.

Schon im März ward es durch zwei folgenschwere, obgleich unter sich sehr verschiedne Ereignisse bezeichnet, die Geburt des damaligen Königs von Rom, bei uns später der Herzog von Reichstadt genannt, und die unselige Skala, die zwar mit einem Gewaltstreich vielen Verlegenheiten der Staaten abhalf, auch das Los der Beamten und aller vom Staate Salerierten bedeutend verbesserte, aber auch manche rechtliche Familie zum Teil oder gänzlich um ihr Vermögen brachte. Auch das unsrige litt bedeutenden Verlust, sowohl damals als späterhin, da selbst Kapitalien, die lange vor jeder Entwertung der Bankozettel in den Jahren 1797 oder 1798 angelegt worden waren, uns zwanzig Jahre später in Einlösscheinen zurückgezahlt wurden, wogegen dann keine Protestation geholfen hätte, weil das Patent ausgesprochen hatte: Einlösscheine sind Konventionsmünze[641]).

Doch über das alles ist damals genug geklagt, räsonniert, gebeten, versucht worden, die Ansprüche blie-

ben stehen — das Geld war verloren und nun haben einige zwanzig Jahre jene Wunden vernarbt oder die verletzten Herzen ruhen längst im kühlen Grab[641]).

Bei Hofe und überall war bedeutende Freude über die Geburt jenes Prinzen, und Baron Tettenborn, der im forcierten Kurierritt diese frohe Nachricht in 8 oder 9 Tagen von Paris nach Wien brachte, war mit seiner Neuigkeit und dem Erstaunen über seine kühne Reise durch mehrere Tage der Gegenstand aller Gespräche[642]).

Der heiße Sommer kam nun und brachte mir allerlei Angenehmes und Unangenehmes, ja Schmerzliches. Die innig von mir verehrte Frau von Schlegel hatte sich für den Sommer eine Gartenwohnung in unserer Nachbarschaft genommen; wir sahen uns oft, und unsere Kinder, Philipp Veit[643]), damals ein hübscher Junge von etwa 16—17 Jahren, und meine Tochter, ungefähr 13 oder 14 Jahre alt, trieben sich im Garten spielend und scherzend umher. Welche Veränderung bis jetzt! Veit ist ein berühmter Maler geworden und ist Vater von sechs Kindern — meine Tochter ist Witwe und Mutter von fünf Kindern, von denen ihr Gott drei ließ, welche unser Alter verschönern. —

Unsere Freundinnen, Baronin Richler und ihre Schwestern, brachten den Sommer in Döbling zu. Die jüngste, Nanette, hatte schon lange gekränkelt — als Folge einer schwächlichen Konstitution und mancher geheimen Kränkung, welche ihr die Untreue eines Mannes verursacht, der um mehrere Jahre jünger als sie, sie im Anfang mit jugendlicher Leidenschaft umfaßt, und endlich um einer jüngeren und sehr schönen, genauen Freundin Nanettens willen verlassen hatte[644]). — Es war eben auch eine Sapphogeschichte, wie sie nur zu gewöhnlich vorfallen; wo die Verirrung einer

jugendlichen Phantasie mit der Zeit der natürlichen Wirkung der Jugend und Wohlgestalt weichen muß. Noch während Nanette mit ziemlich schnellen Schritten dem Grabe zueilte, entriß ganz unvermutet eine heftige plötzliche Krankheit uns einen andern bewährten und unvergeßlichen Freund, Heinrich von Collin[645]), der seit seinem ersten Auftreten in der literarischen Welt in dieser sowohl als in seinen amtlichen Beziehungen eine glänzende Karriere gemacht hatte, Hofrat und Leopoldordensritter geworden war. Der amtliche Fleiß, die Geistesanstrengung, welche durch doppelte Richtung — als Dichter und Geschäftsmann — seine Kräfte in zu großen Anspruch nahm, hatten seine Natur erschüttert, und einer gefährlichen Krankheit, einem Nervenfieber, das ihn im Juli dieses Jahres befiel, nur zu leichtes Spiel gemacht. Es war ein heißer Sommernachmittag, als er von Schlegel — die damals unweit von uns in einem Garten wohnten[646]) — zu uns herüber kam und sich Wasser in einem gewissen gläsernen Kruge, den er wohl kannte und öfters bei uns daraus zu trinken pflegte, ausbat. Ich goß es ihm mit Himbeersaft ab, er ruhte eine Weile bei uns, erfrischte sich mit dem Tranke, klagte aber sehr über Unbehaglichkeit und Mattigkeit. Es war das letzte Mal, daß wir ihn sahen. In einigen Tagen ergriff ihn die Krankheit mit voller Macht, und am 29., wenn ich nicht irre, trat die gute Schlegel mit sehr ernster Miene Nachmittag in mein Zimmer, und bereitete mich schonend und vorsichtig auf die schmerzliche Nachricht seines Todes vor. So hatte ich, wie alle, das Vaterland den trefflichen Mann, den ausgezeichneten Dichter, den tüchtigen Staatsbeamten, den teilnehmenden, treuen, rechtlichen Freund verloren! Er wurde allgemein bedauert;

die Lücke, welche er in unserm Kreise gelassen, ist nicht mehr ausgefüllt worden, wie denn überhaupt nie ein Mensch durch einen andern, der an seine Stelle tritt, im rechten Sinne ersetzt werden kann.

Bald nach Collins Tode endete denn auch Nanette Porta, und hinterließ ihre beiden ältern Schwestern in tiefer Trauer und uns alle in Wehmut um sie. Es war ein ausgezeichnetes Mädchen, voll Geist und Lebhaftigkeit, und ihr Verlust in unserm geselligen Kreise sehr empfunden.

Indessen ging die Welt draußen um uns her ihren vielbewegten, stürmischen Gang fort; denn an ihrer Spitze stand der gewaltigste und unruhigste Geist dieses Jahrhunderts, Napoleon, der alles mit der Macht seines Genies und Ehrgeizes aufregte und durcheinander trieb. Mit Recht sah man täglich neuen Gewittern und Stürmen entgegen, die zwar noch nicht an unserm Horizonte aufgestiegen waren, auf die aber jeder, der die Zeit kannte und nur etwas Voraussicht hatte, sich mit der größten Wahrscheinlichkeit vorbereiten durfte, und vor welchen — so glaubten auch die Vernünftigsten — uns selbst weder die Vermählung mit der Tochter der Cäsaren noch die Geburt des Enkels unsers Monarchen schützen würde, wenn es dem gewaltigen Geiste gefiele, Österreich zu einem seiner direkten oder indirekten Staaten zu machen. In einem Sinne hatten diese Propheten richtig geraten; daß es gerade der entgegengesetzte war, ließ damals in Österreich, ja in Europa sich kein Mensch träumen, vielleicht selbst Talleyrand[647]) nicht, der den Marsch nach Rußland im folgenden Jahre: Le commencement de la fin genannt haben soll.

* * *

In diesem Sommer, der uns so manchen Verlust gebracht und in Rücksicht der unausstehlichen Hitze so manche Freude verdorben hatte, fehlte es doch an kleinen Unterhaltungen nicht. Ich hatte Gelegenheit, interessante Fremde kennen zu lernen — Wilhelm v. Humboldt mit seiner Frau[648]), einer höchst geistreichen Dame, die ich bei Schlegel kennen lernte, die sich aber, weiß Gott warum? gegen mich äußerst schroff benahm, und, so wie auch ihr Mann, in dem übrigens sehr kleinen Kreise desselben Abends, unter höchstens 8—10 Personen, mich auf eine auffallende Art ignorieren zu wollen das Ansehen hatte. Nie habe ich erfahren, woher diese übersehende, ja ganz unfreundliche Behandlung kam, da ich sonst (ich darf das sagen, ohne daß man es mir als Ruhmredigkeit auslege) gewohnt war, wenigstens, wenn man mich nicht kannte, mit der gegen Unbekannte gewöhnlichen Höflichkeit, und wenn ich genannt wurde, mit Auszeichnung behandelt zu werden. Diesmal war es anders, und vergebens habe ich nachgesonnen, was wohl die Ursache davon habe sein können, da ich Herrn und Frau von Humboldt jenen Abend zum erstenmal in meinem Leben gesehen hatte.

Zur selben Zeit wohnte auch eine Freundin der Frau von Schlegel, eine Madame Herz[649]) aus Berlin, auf einige Zeit bei ihr, eine sehr majestätische, und hätte man sie durch ein Verkleinerungsglas betrachten können, wirklich schöne, dabei geistvolle, freundliche, gebildete Frau, mit der ich manche vergnügte Stunde zugebracht. Durch sie erfuhren wir eine sehr komische Anekdote von dem berühmten Romandichter Lafontaine, der auch dazumal im Sommer 1811 nach Wien gekommen war, den wir aber, Schlegel und ich, nicht

kennen lernten, weil er sich bei keinem von uns aufführen ließ. Seine Lieblingsbeschäftigung war es, sich im sogenannten Wurstelprater bei den Schenken, Schaukeln, Pulcinellen usw. herumzutreiben, das Volk in seiner Fröhlichkeit dort zu betrachten, und vielleicht manche psychologische Bemerkung zu machen. In die feinen Gesellschaften ging er nicht, in keinem von allen mir bekannten Häusern hatte er Zutritt gesucht. Aber ein paar Damen, welche seine Romane mit großer Erhebung und Rührung (wie mehr oder minder wohl wir alle vor 30—40 Jahren) gelesen hatten, und nach ihrem Ton und ihrer Tendenz in dem Autor einen zarten, feinen, vielleicht zierlichen, gewiß aber sehr anziehenden Gesellschafter zu finden glaubten, ließen ihn zum Tee bitten, und freuten sich schon sehr auf den genußreichen Abend mit dem Verfasser so rührender, zärtlicher Dichtungen. Es war ein heißer Tag in Mitte des heißen Sommers — es wurde 7, halb 8, 8 Uhr — eine für jene Zeit viel zu späte Stunde, um zum Tee zu erscheinen. — Lafontaine ließ sich noch immer erwarten. Endlich um halb 9 Uhr trat ein mittelgroßer, sehr korpulenter, sehr abgeschwitzter Herr ein, es war der erwartete Dichter, der sich in einemfort den Schweiß abtrocknete, über die Hitze klagte, sich statt des Tees und der Konfituren — ein Glas Bier ausbat, und mit großer Lust statt von zarten und erhabenen Dingen, wie wohl erwartet worden war, von dem Vergnügen sprach, das ihm der obengenannte Wurstelprater geboten. Wie waren die Damen von ihrer ätherischen Höhe herabgestürzt!

Bald darauf erschien, nicht hier auf Erden, aber am nordwestlichen Himmel, ein schimmernder und merkwürdiger Fremdling, der große Komet von 1811[650]) —

und eine übermäßige Hitze ging seiner Erscheinung bevor, begleitete sie und dauerte mit verhältnismäßiger Abstufung bis gegen den November. Viele Brunnen versiegten, die Ernte war mittelmäßig, der Wein aber trefflich. Mir war die Hitze peinlich, übrigens aber der Anblick des fremdartigen und schönen Gestirns, das seinen lichthellen Schweif über einen bedeutenden Teil des Abendhimmels erstreckte, und das ich aus meinem Fenster oft mit Vergnügen betrachtete, anziehend und angenehm zugleich. Nicht alle Menschen teilten dies Vergnügen mit mir. Es gab ihrer, und sehr geistreiche, welchen der Anblick des Sternes Unglück weissagend erschien, und die sich daher vor ihm fürchteten. Zu streiten ist über solche Ansichten nicht, denn Gründe finden hier keinen Eingang. — Hätte aber jener Himmelskörper wirklich ein allgemeines Unglück bedeuten sollen, so waren wenigstens wir Deutsche es nicht; denn die Schrecken des bald darauf unternommenen Feldzugs von 1812 trafen uns nur in wenigen einzelnen, welche sich eben unter der französischen Armee befanden, und vielmehr wurde das Unglück jener Campagne der Grund und die Wurzel, aus welchen sich die Befreiung unseres Vaterlandes im Jahre 1813 entwickelte.

* * *

Im Anfang dieses Winters erhielt ich von unserm Freunde Merian in Dresden, mit dem ich fleißig korrespondierte, einen Brief, welcher mir die baldige Ankunft eines jungen und sehr bedeutenden, sehr hoffnungsvollen Dichters, Herrn Theodor Körners[651]), verhieß, und mich mit vielem Lobe auf diese neue Erscheinung aufmerksam machte. Körner sollte sich

mittelst eines andern Briefes von ihm bei mir einführen; aber er kam nicht. — Ich hörte von andern Leuten, daß er hier und sehr viel mit Schauspielern sei, wie denn auch einige kleine Stücke von ihm: Die Braut, der grüne Domino[652]) usw. aufgeführt wurden. Ich hatte ihn noch nicht gesehen, so sehr ich es wünschte, und nur in einer der Vorlesungen über die neuere Geschichte, welche Friedrich Schlegel damals im Saale beim „römischen Kaiser" hielt[653]), zeigte mir ihn Frau von Weissenthurn[654]) von weitem. Es war eine hohe, schlanke, kräftige Jünglingsgestalt, nicht eben mit schönen, aber sehr bedeutenden Zügen, lebhaften blauen Augen bei ganz dunklem Haar und in einem etwas vernachlässigten Anzug. Nicht lange darauf erzählte man sich, daß er ein zärtliches Verhältnis mit einer unserer damaligen ersten Schauspielerinnen, Mlle. Adamberger[655]) habe, welche mit einer schönen Gestalt, einem liebenswürdigen heitern Umgang und einem großen theatralischen Talent, eine so strenge Sittlichkeit, eine so höchst vorsichtige Aufführung verband, daß man sie allgemein eben so sehr bewunderte als hochachtete; ja, die jungen Herren, welche sich ihr, als einer Schauspielerin, ohne große Umsicht nähern zu dürfen glaubten, wurden auf eine Art von ihrer Tante, bei der sie mit ihren Geschwistern lebte, empfangen, daß man ihr den Titel: le dragon de vertu gab.

Dieses Mädchen nun, das in so vieler Rücksicht glänzend vor den Bewohnern Wiens dastand, liebte der junge Mann, der ebenfalls eine leuchtende Erscheinung in seiner Art, nun zum erstenmal so bedeutend im Publikum auftrat. Hedwig[656]) wurde gegeben — Toni (Fräulein Adamberger) gab diese Hauptrolle, und man konnte wohl erkennen, daß die Liebe des Dichters die-

sen Charakter mit einer Verklärung von Kraft, weiblicher Würde, Geist und Edelmut umgeben hatte, die eigentlich das Werk seiner Leidenschaft und Phantasie war; dennoch aber mit dem Charakter Antoniens — wie er damals vor der Welt erschien — viele ähnliche Grundzüge hatte.

Das Stück, etwas grell und ans Schauderhafte streifend — welcher Geschmack schon zu jener Zeit sich hier und dort in Dichterwerken wie die Schuld, der vierundzwanzigste Februar[657]) usw. zu zeigen anfing — fand sehr viel Beifall, und Antonie erntete für ihr Spiel wohl eben so viel Lob, als ihr Dichter für sein Werk.

Alles dies hatte mich denn ebenso gespannt auf die persönliche Bekanntschaft des jungen Mannes, als wirklich ungehalten auf seine Vernachlässigung meiner gemacht. So ließ ich ihm denn einmal durch Kurländer, der als Theaterdichter in mannigfachen Berührungen mit Körner stand, sagen: Wenn er mich nicht besuchen wolle — so müßte ich es mir gefallen lassen; aber ich bäte ihn nur, mir durch Kurländer den Brief meines Freundes Merian zu schicken, den ich nicht missen wollte. Das wirkte endlich — und an einem regnerischen Frühlingsnachmittag, wo ich mit meiner Tochter und noch einem jungen Mädchen[658]), das ich damals als ein Mittelding zwischen Gesellschafterin und Kammerjungfer ins Haus genommen hatte, beisammen saß, meldete man mir Herrn Körner. Die Mädchen, welche einem Gelehrten nicht gern begegneten, flohen ins andere Zimmer, und ließen mich allein den Besuch eines Mannes annehmen, von dessen Dichtergeist ich wohl eine günstige Vorstellung, dafür aber eine geringere von seiner Lebensart überhaupt oder wenigstens von seiner Achtung für mich hatte. Dennoch kam es ganz anders,

und nur selten in meinem langen Leben hatte die erste Stunde des Beisammenseins mit einem vorher ganz Unbekannten so schnell alles Fremde von beiden Seiten abgestreift, eine sehr gemütliche Annäherung bewirkt wie zwischen Körner und mir, ungeachtet des großen Unterschiedes im Alter. Er blieb lange, er erzählte mir eine Menge aus seinem Leben, seinen häuslichen Verhältnissen; er brachte komische Anekdoten vor, ich mußte herzlich lachen, Körner lachte mit, und die Mädchen im Nebenzimmer verwunderten sich über den seltsamen Besuch, bei dem es so viel zu lachen gab.

Von nun an war er heimisch bei uns geworden. Er kam oft, er blieb lange bei den kleinen Mädchen in der Alservorstadt, wie er Lotte und Theresen nannte, und sagte später einmal zu einer gemeinschaftlichen Bekannten, daß auch er bei seinem ersten Besuche gleich so viel Wohlwollen und Vertrauen zu mir empfunden habe, daß er mir alle seine Geheimnisse gesagt haben würde, wenn ich darnach gefragt hätte. Ja, es war eine verwandte Seele, die diesen jungen Mann belebte, und die auch später mich seiner Familie, die im nächsten Sommer nach Wien kam, und sie mir schnell und bleibend befreundete[659]).

Körner las nun jedesmal seine neuen Schöpfungen vor, und mit großem Erstaunen konnte ich die Leichtigkeit und Sicherheit seiner Arbeiten an dem, von Korrekturen reinen Konzepte bemerken, wo oft auf einer ganzen Folioseite kaum ein Gedanke zurückgenommen oder ein paar Verse gestrichen waren. So floß es ihm aus der reichen Seele, und so strömte es aufs Papier, obwohl ich nicht zweifle, daß, hätte er länger gelebt, er manches damals Geschriebene geändert, verbessert — vielleicht manches vertilgt haben würde.

Lebhaft erinnere ich mich der Lesung der Rosamunde[660]). Er hatte zu Mittag bei uns gegessen, und las uns nach Tische das Trauerspiel vor, das voll höchst effektreicher Szenen war, und den nicht ganz züchtigen Gegenstand mit einer Zartheit und Rücksicht für seine Geliebte, welcher die Titelrolle bestimmt war, behandelte, wie sie nur in einem reinen Jünglingsherzen wohnen konnte. Auch bei diesem Stücke waren oft auf einer Seite kaum drei oder vier Korrekturen — und sowohl meine Mutter als ich ganz erhoben und entzückt von dem Werke. Am andern Tage schrieb ich ihm mütterlich dankend für die Freude, welche mir gestern nicht bloß sein Dichtertalent, sondern der Blick in sein schönes Gemüt gegeben. Ein allerliebstes Sonett, in dem er mich, wohl etwas zu hoch, als eine Priesterin im Tempel des Ruhmes gestellt hatte, erhielt ich dafür[661]); bewahrte es — es war das einzige Blatt von seiner Hand — als kostbares Andenken, und habe es dennoch nicht mehr! Verloren im eigentlichen Sinn kann ich es nicht haben; denn es hatte seinen angewiesenen Platz bei ähnlichen Gedichten und Briefen an mich; aber wahrscheinlich wurde es mir abgeborgt unter irgend einem Vorwande, und nicht mehr zurückgegeben oder aus der Sammlung entwendet.

Zriny[662]) las er bei Frau v. Weissenthurn, mit der ich damals häufiger als jetzt umging, da unsere Töchter[663]) sich herzlich gut waren und dutzten. Meine Mutter war ebenfalls gegenwärtig, und wir alle, auch die Mädchen hörten mit dem größten Interesse zu; als er an die Szene kam, wo Juranitsch seine Helene ohne weiteres ersticht, schrie meine Mutter auf, und sie sowohl als Frau v. Weissenthurn wollten ihn bereden, die Szene zu ändern, weil dieser kaltblütige Mord gar zu gräßlich,

zu unnatürlich sei, sagte meine Mutter. Unnatürlich? erwiderte Körner mit seiner Naivität. — Es hat mir eben so in der Hand gelegen. Wir mußten alle über diese Antwort lachen; er aber ließ die Szene stehen, und bei der ersten Aufführung, bei der ich zugegen war, bestätigte sich die Richtigkeit der Empfindung meiner Mutter, denn die Zuschauer waren ebenso empört wie sie durch diesen Auftritt; ein allgemeines Zischen beurkundete das allgemeine Mißfallen, und hätte, ohne den höchst effektvollen fünften Akt, besonders bei der ungebührlichen Länge des Stückes, diesem beinahe den Untergang gebracht[664]).

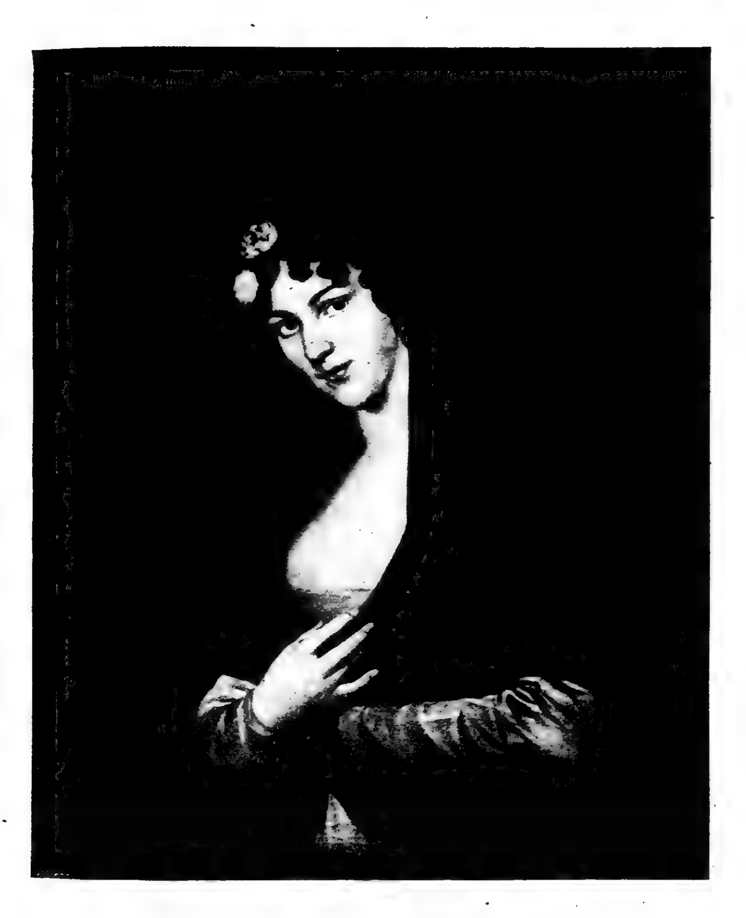
Mit seiner Liebe zu Toni nahm auch Körners Tätigkeit für das Theater zu. Fürst Lobkowitz[665]), der damalige Direktor des Theaters, der Körnern schätzte und Toni sehr wohl wollte, bestimmte ihm mit der Zeit die Stelle eines Theatersekretärs, und eröffnete ihm somit die Aussicht, sich dann vermählen und in Wien etablieren zu können. Man sprach davon, daß seine Eltern den nächsten Sommer ebenfalls nach Wien kommen sollten, um diese Stadt und die Geliebte ihres Sohnes kennen zu lernen, und so dauerte ein lebhaft bewegtes Leben in literarischen, geselligen und politischen Verhältnissen — so angenehm und so ungestört als es die damaligen Zeitereignisse gestatteten, noch eine Weile fort.

Körners Eltern[666]), Fräulein Stock[667]), die Schwester seiner Mutter, und Emma[668]), seine Schwester, kamen diesen Sommer von 1812 nach Wien. Er führte sie sogleich zu uns, und nun sahen wir diese würdige Familie sehr oft. Mancher Abend an den Tagen, wo wir ohnedies Besuch erwarteten, der oft sehr zahlreich ausfiel, ging aufs angenehmste hin, wenn die jungen Leute entweder tanzten oder Körners verehrter Vater am Klavier den

Gesang seiner beiden vortrefflich unterrichteten Kinder und meine Tochter begleitete. Das waren sehr schöne Stunden! — Wo sind die Menschen hin, welche sie mir so genußreich verfließen machten? Wie viele leben noch? Solche wehmütige Betrachtungen mischen sich nur zu oft in die Erinnerungen an jene Zeit.

Bald sollte ich auch damals einen empfindlichen Verlust dieser Art haben. Frau v. Flies, die mir mit einer Art von mütterlichem Wohlwollen zugetan war, erkrankte mit sehr bedenklichen Zufällen, welche auf eine Brustentzündung oder so etwas schließen ließen. Ich besuchte sie den dritten oder vierten Tag, und fand sie zwar sehr angegriffen und leidend (sie klagte hauptsächlich über Mangel an Atem), doch hegte sie selbst keine Vorstellung von Gefahr. Sie hatte sich vielmehr für denselben Abend eine Spielpartie bestellt, und redete mit mir über eine projektierte Fahrt nach Hietzing zu ihrer Schwägerin Baronin Eskeles, welche nächsten Sonntag hätte statthaben sollen, und wo wir mit Körner zusammen gebeten waren. Voll guter Hoffnung für ihre Besserung, verließ ich sie um ein Uhr mittags — um drei Uhr machte ein Schlagfluß ihrem Leben ein Ende, und in ihr verlor ich — was jedermann gewiß als einen bedeutenden Verlust anerkennen wird — eine teilnehmende, verständige und warme Freundin. Friede sei mit ihrer Asche!

Wenige Wochen nach ihrem Tode kam ein Brief Goethes an die Verstorbene an[669]), der eigentlich mich betraf, und den ihre Schwägerin, die nun auch verstorbene Baronin Eskeles[670]), mir mit vieler Güte zusandte. Früher schon hatte ich durch die Vermittlung eben dieser Freundin, der Frau v. Flies, einen Brief von dem Hochbewunderten erhalten, der direkt an mich lautete[671]).



Toni Adamberger als Emilie Galotti

Photographie nach einem anonymen Gemälde — Städtisches Museum, Wien

Er sammelte nämlich Handschriften, gab Frau v. Flies, mit der er fast jährlich in Karlsbad zusammentraf, den Auftrag, ihm deren in Wien zu verschaffen, und sie, die gern jedermann verpflichtete, und in ihrer isolierten Stellung als kinderlose Witwe hierin einen Lebenszweck fand, nahm denn Goethes Auftrag willig an, gab auch mir die weitere Weisung, mich um Autographen bedeutender Menschen in Wien umzusehen, und als ich einige, namentlich von Mozart und Haydn, erhalten hatte, riet sie mir, sie Herrn v. Goethe mit einem Briefe selbst zu übersenden. Dies geschah denn alles wie meine mütterliche Freundin in ihrer liebevollen Geschäftigkeit angeordnet hatte, und ich erhielt durch sie Goethes sehr höfliche, aber diplomatisch steife, umsichtige Antwort, in der er sich, wie es schien, vorgesetzt hatte, ja nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig zu sagen, und die mich darum sehr wenig freute.

Ganz anders war der zweite — jener Brief an meine bereits verstorbene Freundin. Hier hatte er sich gehen lassen, und war eben dadurch recht liebenswürdig erschienen. Der ganze Brief betraf meinen Agathokles. — Er hatte ihn gelesen, das Buch hatte ihm gefallen, aber — sehr begreiflicherweise hatte ihn Calpurnia viel mehr als Larissa angesprochen, so daß er sich versucht fühlte, den Roman so umzuarbeiten, daß jene, nicht Agathokles die Hauptperson sein sollte — und, schrieb er, die Pichler kann es mir als Verdienst anrechnen, daß mir ihr Buch so wohl gefiel, obwohl die Grundsätze, welche darin triumphierend auftreten, nicht die meinigen sind, und meiner heidnischen Sippschaft im Kaiser Hadrian übel mitgespielt wird. Kurz, der Brief freute mich sehr, denn er sprach ein unaufgefordertes, unparteiisches Lob über ein Buch aus, das denn auch nun all-

mählich bekannt zu werden, und sich in Deutschland und Frankreich, in dem es Frau v. Montolieu durch ihre Übersetzung einführte[672]), Bahn zu machen anfing[673]).

Viel Ehre und Auszeichnung hat mir dies Werk erworben, mehr noch, als jedes folgende einzelne, es war gleichsam die Ehrenpforte, durch welche die übrigen in die Welt einzogen. Aber mehr als alle diese Auszeichnung und Aufmerksamkeit hat mich jederzeit die gute Meinung, das Zutrauen, das Wohlwollen so vieler, mir ganz unbekannter, in entfernten Ländern lebender Menschen erfreut, die durch den Agathokles und meine andern Schriften, hauptsächlich aber durch jenen bewogen — sich entweder brieflich oder auf Reisen persönlich an mich gewendet, und öfters mich um Rat, Empfehlungen, Trost oder Beruhigung angesprochen haben. Wie manches edle Herz wurde mir auf diese Weise zugewendet, wie manches Gute gewirkt oder Nützliche verbreitet! Das alles erkenne ich nun freilich mit dankbarer Demut als ein Geschenk und gnädige Fügung Gottes, welche nicht allein jene Gabe der Dichtkunst in meine Seele gelegt, sondern auch mein Geschick durch edle Eltern und würdige Freunde so geleitet hat, daß dies Talent sich aufs Rechte und Gute gelenkt, und mir so jene Freuden erworben hat, aber ich muß mit Tassos Sanvitale sagen[674]):

Am Ende bist du's doch, und hast es doch —

es kam mir doch vielfältig zu Guten und ebnete und verschönte meinen Lebensweg.

In der Mitte des Sommers hatte Pichler abermals eine Reise in die Gebirge hinter Lilienfeld bis Maria-Zell usw. zu machen. Er ging allein, denn meiner Mutter Jahre erlaubten ihr nicht mehr, so wie früher ge-

schehen, wo sie mit uns in Steiermark und Oberösterreich gewesen war, uns durch mehrere Wochen zu begleiten, und ich durfte auch nicht daran denken, sie auf so lange Zeit zu verlassen; aber fünf, sechs oder acht Tage konnte ich mich doch entfernen, da ich damals jenes junge Mädchen, ein Fräulein Kirchstettern, nach dem Tode ihres Vaters ins Haus genommen hatte, welche meiner Mutter Gesellschaft leisten, ihr vorlesen, und im Hause an die Hand gehen konnte. So wurde denn verabredet, daß ich Pichler in St. Pölten abholen, und mit ihm einen, mir noch ganz neuen Weg über Waidhofen, Gaming und Lunz nach Maria-Zell machen und von dort über Lilienfeld nach Hause kehren sollte. Ein sehr werter, nun auch schon vorausgegangener Freund, der Regierungsrat Ridler, ein Mann, der als Gelehrter und Mensch mir gleich schätzbar, und ein Liebhaber von Berggegenden war, entschloß sich, uns zu begleiten, und die kleine Tour mit uns zu machen, da er die Lunzerseen noch nicht gesehen hatte. Schon ehe wir abreisten, schrieb mir mein Mann aus Lilienfeld sehr viel von einem Geistlichen daselbst, dem damaligen Prior P. Ladislaus[675]), den wir mehrere Jahre früher als Bibliothekar dort getroffen, und schon damals eine Geistesbildung, wie sie in den Klöstern nicht sehr gewöhnlich ist, in ihm erkannt hatten. Dieser Mann, der jetzt, wie gesagt, Prior, und bei der bevorstehenden Prälatenwahl nahe daran war, diese Würde zu erlangen, hatte sich meinem Manne als ein sehr wertvoller Dichter gezeigt, und Pichler mir einige seiner Gedichte in Briefen mitgeteilt. Ihn näher kennen zu lernen, war mir daher eine angenehme Aussicht, und so trafen wir denn, Ridler, meine Tochter und ich mit Pichler, der von ein paar Kreisbeamten begleitet war, an einem

schönen Sommerabend in St. Pölten zusammen, und freuten uns herzlich des Wiedersehens nach einer Trennung von mehreren Wochen.

Sogleich den andern Tag traten wir unsern fernern Weg an, aber das Wetter begünstigte uns nicht. Regenströme stürzten nieder, und nur immer durch wenige heitere Stunden konnten wir uns des Anblicks der wunderschönen Gebirgsketten erfreuen. So kamen wir nach Gaming, eine jetzt zerstörte Kartause in einem eng umschlossenen stillen, melancholischen Tale, eine Stiftung Albrecht des Lahmen oder Weisen von Österreich, aus dem vierzehnten Jahrhundert; gegründet, wie man sagt, infolge eines Gelübdes, welches Albrecht für die Befreiung seines unglücklichen Bruders Friedrich aus der Haft zu Trausnitz gemacht hatte[676]). Das Porträt Albrechts war hier zu sehen — eine edle Gestalt mit sehr angenehmen Zügen, da aber das Gemälde offenbar einer spätern Zeit angehört, so läßt sich über die Treue nichts sagen, als daß Albrecht der Weise, der als Fürst und Mensch die Achtung seiner Zeitgenossen besaß, wohl so ausgesehen haben konnte, und die Habsburgische Familienähnlichkeit auch zu bemerken war. In dieser Hinsicht war es mir auffallend, als 1809, während der Anwesenheit der Franzosen, Professor Fischer[677]) (der damals noch lebende berühmte Bildhauer) auf Befehl des Kronprinzen von Bayern (jetzt König Ludwig) die Büste eben jenes unglücklichen Friedrich des Schönen nach noch vorhandenen Denkmälern arbeiten mußte, daß diese Züge besonders um den Mund herum, einige Ähnlichkeit mit denen unsers hochverehrten Erzherzogs Karl trugen.

Unter Regenströmen fuhren wir von Gaming nach Lunz. Auf dem Wege, noch voll von den Bildern und

Empfindungen, welche Gaming und die Geschichte der beiden edlen Brüder in mir erregt hatte, dichtete ich die Romanze: Gaming, welche jene Geschichte besingt und so beginnt:

Der Regen strömt, die Wälder brausen,
Die Nebel hängen tief ins Tal —[678])

Ein einsamer Wanderer kommt in diesem Unwetter in das stille Gaming — er ist unglücklich — er findet hier Frieden, und vernimmt von einem der Klosterbrüder, der das Gelübde des Schweigens zuweilen brechen darf, die Geschichte Albrechts und Friedrichs.

Über Lunz, den Zellerrain und noch manche andere sehr hohe Berge setzten wir, teils im Wagen, teils zu Fuße, wie es die Witterung erlaubte, unsern Weg fort, und gelangten endlich nach Neuhaus, das ganz auf der Spitze eines Berges liegt, zu Fuße dritthalb Stunden abwärts steigend nach Maria-Zell, das mir auch dies wie alle übrigen Male, so oft ich es betreten, wie ein Hafen der Ruhe und stillen Freude in Gott erschien.

Am zweiten Tage kamen wir nach Lilienfeld, das ich nun schon mehrere Jahre nicht gesehen hatte, und wo eine gewaltige Überschwemmung das schöne Tal indessen verheert, die blühenden Wiesen mit Schutt bedeckt, und eine ebenso zerstörende Feuersbrunst das Gebäude großenteils in Asche gelegt hatte[679]); das Dormitorium, dieses schöne Überbleibsel des Mittelalters, war vernichtet, und somit die meisten Urbilder aus dieser Gegend, welche mir bei der Dichtung der Hohenberge vorgeschwebt, verändert oder ganz zerstört worden.

Der Herr Prior, eben jener Dichter, und ein paar andere Geistliche, deren ich mich aus früheren Besuchen erinnerte, empfingen uns gastfreundlich. Die

Unglücksfälle, welche das Stift indessen getroffen, und die nahe bevorstehende Prälatenwahl waren die Gegenstände unserer lebhaften Gespräche, und mir schien immer, wenn ich P. Ladislaus betrachtete, als sähe ich schon die goldene Kette mit einem Kreuze an seiner Gestalt, welche durch einen feinen Anstand und ein sehr gebildetes Benehmen sich gar wohl dazu qualifizierte.

Was wir damals dachten, geschah auch bald[680]) — und noch denselben Herbst besuchte uns der neue Herr Prälat, der seitdem noch ganz andere Stufen geistlicher Würden erstiegen hat, in Wien, und von dieser Zeit an besuchten auch wir ihn öfters in seinem Stifte, dessen romantische Lage sehr einladend ist, und wo wir von ihm immer mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen wurden.

Pichler hatte stets warmen Anteil an allen meinen literarischen Arbeiten genommen, sie immer zuerst gelesen, wie ich sie am Morgen niedergeschrieben und oft selbst noch nicht überschaut hatte. Nun hatte er schon seit längerer Zeit den Wunsch geäußert, daß ich mich einmal im Dramatischen versuchen und etwas für das Theater schreiben sollte. Ich tat es nicht gern. Meine ganze Geistesrichtung war nicht für das Lebhafte, Anschauliche, welches eine wichtige Handlung mit allen ihren Motiven und Folgen in schneller Entwicklung vor Augen stellt. Ich liebte es vielmehr, langsam und wohlberechnet die Fortschritte der Empfindungen, die unmerklichen Übergänge in den menschlichen Gemütern mit beobachtendem Auge zu verfolgen und darzustellen, wozu sich denn der Roman, vorzüglich der in Briefen, ganz besonders eignet. Doch wollte ich Pichlers Wunsch nicht abweisen, und so fing ich denn an,

mich nach einem Stoff zu einer Tragödie (denn daß ich kein Lustspiel schreiben konnte, war ich überzeugt) in der Geschichte umzusehen. Unsers verewigten Freundes Collin Beispiel leuchtete mir hell vor, die ganze Richtung meiner Bildung, die eigentlich das war, was man jetzt im Gegensatze mit dem Romantischen klassisch nennt, stimmte dazu. — Tacitus war stets ein mir sehr zusagender Autor gewesen, und Germanicus' Charakter und Schicksal vor vielen Helden des Altertums würdig, edel und hochtragisch erschienen[681]. Überdies lag in diesem Geschick und Charakter noch eine nahe und geheime Beziehung, welche mich diesen Helden vor vielen andern zu wählen bestimmte. Ich fand nämlich in der militärischen Größe desselben, in seiner menschlichen Würde, und in manchen amtlichen und vom bösen Willen anderer herrührenden Verfolgungen viel Ähnlichkeit mit unserm, von mir stets so innig geachteten Erzherzog Karl. Dies machte mir den Neffen des Tiberius noch teurer — und mein Stoff war gewählt.

Nun sah ich mich noch in der römischen Geschichte etwas genauer nach der Epoche um, in welche ich meine Handlung verlegen wollte, und so trat denn allmählich aus dem Dunkel meiner Seele der fertige Plan zu dem Stücke hervor, und die Liebesgeschichte, welche ich hineinverweben zu müssen glaubte, schien mir damals anziehend, passend, und ein glücklicher Gedanke. Viele Ausdrücke im Tacitus weisen darauf hin, daß Agrippinens Charakter ernst, würdig, aber nicht angenehm gewesen sein mußte. Leidenschaftliche Heftigkeit und unweibliche Schärfe mögen sie oft über die zarten Schranken gerissen haben, die Sitte und Pflicht der Frau vorschreiben. Ihr Gemahl selbst warnt sie noch

auf dem Todbette davor, und empfiehlt ihr, ihr Rachegefühl zu bemeistern. Dieser achtungs-, aber nicht liebenswürdigen Frau mußte nun — so entwarf ich, wie ich jetzt wohl einsehe mit zu modernem Sinn, den Plan — Germanicus nur aus Familienrücksichten die Hand gereicht, doch auf jeden Fall eine zufriedene und von der Welt geachtete Ehe mit ihr geführt haben. Seine schönern Jugendempfindungen waren seiner ersten Liebe, eben jener Plancina zugewendet, die er in Asien nach langer, ganz hoffnungsloser Trennung als die unglückliche Gattin seines bittersten Feindes, des Prokonsul Calpurnius Piso wiederfindet. Plancina hat ebenfalls den Jugendgeliebten nicht vergessen, und da ihr die Rachepläne ihres Gemahls bekannt werden, wagt sie es, als Sklave verkleidet, den Feldherrn zu warnen. Er erkennt sie — ihre Herzen öffnen sich gegeneinander; aber die Pflicht gebeut, sie sind getrennt und bleiben es, bis der Tod durch Gift, den Calpurnius dem Germanicus bereitet, und ihm Plancina aus Eifersucht oder Rache voraussendet, sie vereinigt. Das zu Moderne, und daher der Würde der Tragödie nicht Entsprechende leuchtete mir später wohl ein, aber es stand nicht mehr zu ändern; denn das hätte ein gänzliches Umarbeiten des Planes erfordert, und da ich wohl berechnen konnte, daß das Stück auch dann kein großes Glück machen würde, so ließ ich es, wie es war.

Das Stück wurde ohne meinen Namen aufgeführt. Es mißfiel eben nicht, aber es erlebte — was vorauszusehen war — nur wenige Vorstellungen[682]). Ich verstand das Theater, und das, was man theatralischen Effekt nennt, zu wenig, und ich glaube, daß überhaupt die heroische Tragödie etwas ist, dessen glückliche Bearbeitung über den Horizont weiblicher Kräfte geht.

Indessen mein hauptsächlichster Zweck, Pichlers Wunsch zu erfüllen, und ihm Freude zu machen, war erreicht. Er war zufrieden auch mit dem wenigen Sukzeß, den dieser erste Versuch seines Weibes erlangt, und feuerte mich an, ferner auf dieser Bahn fortzuschreiten.

Es war dies im Winter von 12 auf 13 geschehen. In dieser Zeit, die überhaupt sehr angenehm war, kam ich auch oft in das Haus des Fürsten von Lobkowitz, der sich, so wie seine vortreffliche Gattin[683]) (sie beide sind auch längst dahingegangen) lebhaft für meine Arbeiten interessierte, und bei dessen Abendgesellschaften, theatralischen Vorstellungen oder Konzerten ich mich sehr oft mitten unter dem höchsten Adel, ja in Gegenwart eines oder des andern unserer kaiserlichen Prinzen fand. Nie aber, ich müßte unwahr sein, wenn ich es anders behaupten wollte, wurde ich durch irgend eine Unart oder Zurückweisung von Seite der Damen an den Unterschied unsers Standes in der Gesellschaft erinnert. Sei es nun, daß meine Stellung als Schriftstellerin, die mich gleichsam mit Künstlern in eine Reihe zu ordnen schien, oder ein bescheidenes, zurückhaltendes Betragen von meiner Seite, welches stets danach eingerichtet war, diesen Damen zu zeigen, daß ich mich ebensowenig als ihresgleichen betrachtete, als ich fern davon war, mir ihre Artigkeiten als Gnaden anzurechnen — mir diese recht angenehme Stellung zu der haute volée verschaffte, genug, ich hatte sie, und die Erinnerung an die genußreichen Abende, die ich in diesem Hause zubrachte, und wo ich auch den seligen Erzherzog Rudolf[684]) mit seltener Fertigkeit Beethovensche Tonstücke auf dem Fortepiano vortragen hörte, wird mir stets wert bleiben.

Es war eine lebhaft bewegte Zeit damals — eine Zeit, in der die Geister großer Begebenheiten ihnen schon ahnungsvoll in Deutschland vorangingen, und dadurch eine Stimmung erzeugten, welche auch auf die Literatur großen Einfluß hatte. Im Jahre 1811 war unser Hof in Dresden mit Napoleon zusammengekommen und der Feldzug gegen Rußland verabredet worden, wozu unser Kaiser ein Hilfskorps unter dem Kommando des Fürsten von Schwarzenberg[685]) zu geben versprochen hatte. Im Jahre 1812 fand dieser Feldzug statt, und seine Geschichte, der Brand von Moskau, der Untergang des französischen Heeres, und das Non plus ultra, welches die göttliche Vorsicht auf Rußlands Eisfeldern dem kühnen Eroberer setzte, sind noch lebhaft in jedermanns Gedächtnisse. Wohl erinnere ich mich der sehr verschiedenen Sensation noch, welche die Nachricht jenes Brandes in Wien erregte. Mir brachte sie eines Morgens meine, in diesem wie in vielen andern Dingen gleichgesinnte Freundin, Frau von Schlegel, und ich fühlte mich so wie sie begeistert, erhoben von diesem zwar grausamen, aber heldenmütigen und notwendigen Entschlusse Rostoptschins[686]). — Wir gaben uns die Hände, wir dachten an Sagunt, Numantia, Saragossa — und freuten uns, in unsern Tagen noch solche wahre, antike Größe zu erleben. Andere, z. B. meine Mutter, unser Freund Hofrat Büel[687]), ein sonst durchaus deutschgesinnter Mann, schauderten darob, und nannten diesen Brand eine gräßliche, barbarische Tat. Ebenso verschieden fielen auch die Urteile der Menge aus; aber wir, die gleich vom Anfange dafür gestimmt hatten, erlebten die Genugtuung, daß der Erfolg die Zweckmäßigkeit dieses Mittels vollkommen gerechtfertigt hat.

In der Literatur, auf welche der Zeitgeist jedesmal einen unausweichlichen Einfluß übt, hatten der Fremdendruck, die Unsicherheit aller Lebensstellungen, die stets erneuerten Stürme, denen auch der ruhigste, unbefangenste Bürger nicht zu entgehen imstande war, eine Ansicht des Lebens hervorgerufen, welche dem Fatalismus sehr ähnelte, und mir nach meinem Dafürhalten, obwohl der erste Impuls dazu von dem christlichen, ja katholischen Z. Werner in seinem vierundzwanzigsten Februar ausgegangen war, sehr unchristlich schien. Dies waren die sogenannten Schicksalsdichtungen: Die Schuld, jener vierundzwanzigste, und der neunundzwanzigste Februar u. a.[688]), und diese Richtung verbreitete, wie jede Mode, sich schnell und weit. Es erschienen Novellen, Theaterstücke, Gedichte, alle in diese trüben Schleier gehüllt, wo der — oft willenlos, oft im Sturm der Leidenschaft ausgesprochene Fluch des Schwergereizten — oft eine Familiensage, ein unschuldiges Werkzeug, an welches sich Unglück knüpfte, hinreichte, um das Lebensglück guter harmloser Menschen zu zerstören, und wo also die Vorsehung, dieser Ansicht nach, zur Vollstreckerin des Willens und Ausspruchs der Rache, des Hasses, oft der Dummheit gemacht wurde. Wie gänzlich dies der christlichen Moral zuwiderläuft, leuchtet wohl jedem ein, der es unparteiisch betrachtet; damals aber fanden, durch die Modetendenz hingerissen, auch die Besten und Frömmsten keinen Anstoß daran. Was mich betrifft, so verfehlte wohl die Aufführung der Schuld ihres gewaltigen dramatischen oder eigentlich theatralischen Eindrucks auf mich nicht. Ich war sehr ergriffen, besonders von der Szene, wo Hugo und Elvire sich über Carlos Tod, ihre früher schon genährte Leidenschaft mit geheimen

Schauern besprechen, das Theater sich allmählich verdunkelt, und nun plötzlich, von dem Lichte, das der Knabe vorträgt, hell beleuchtet, ihnen das Bild des Verratenen, Ermordeten in der Gestalt und den Zügen seines Vaters entgegentritt[689]). Im Traume der folgenden Nacht quälten mich Erinnerungen an die Schreckensszenen, die ich angesehen, dennoch erkannte ich das höchst Unmoralische, ja Antichristliche dieses Stückes, und mußte dem Urteil eines sehr verständigen alten Herrn, des Grafen von Chotek[690]) beipflichten, der mir beim Herausgehen sagte, es sei ein gottloses Stück.

Körners reine, gesunde Seele wurde von dem Hauche der Modetheorie nur leicht gestreift. In seinen Stücken ist wenig Spur davon, wenn nicht vielleicht ein kleines, nicht eben sehr glückliches Trauerspiel in einem Akte: Die Sühne[691]), zu dieser Gattung zu rechnen ist. Ihn bewahrte Schillers — des Freundes seiner Eltern — Genius, und es ist klar zu erkennen, wie großen Einfluß dieser überhaupt auf des jungen Mannes Geist hatte.

* * *

Unter solchen Beschäftigungen, Ansichten, Lektüren und mitunter sehr trüben Aussichten in die nächste Zukunft für das Allgemeine ging das Jahr 1812 zu Ende, und mit dem folgenden traten wir und ganz Europa in eine Periode des Umschwungs, der Veränderung, der Umstaltung darf man wohl sagen, von der noch ein Jahr vorher wohl niemand etwas geahnt, und selbst als die ersten Zeichen der kommenden Dinge sich sehen ließen, noch niemand das Ende vorhersehen oder sich versprechen konnte, das wirklich erfolgte.

Die französische Armee war durch den Winter auf russischen Eisfeldern, durch die Affären an der Bere-

sina, durch den Brand von Moskau so gut wie vernichtet, und so wie die letzten Reste dieser Unglücklichen durch die preußischen und deutschen Lande ihrer Heimat zuzogen, schien es, als richtete, dicht hinter ihnen, der deutsche Geist, der deutsche Mut, die Hoffnung besserer Tage sich empor. Man sprach von den Rüstungen der Preußen. Hier und da ließen sich Stimmen hören, die einen frischen kriegerischen Klang hatten, und bei dem Worte empor denkt man gleichsam unwillkürlich an Rückerts geharnischte Sonette, worunter eines die Etymologie des Wortes Empörung eben von Empor, vom Aufrichten unterm Druck, vom Erheben des Geistes aus der Schmach ebenso wahr als sinnig herleitet[692]). Auch Körner ließ seine Saiten erklingen, und eines Abends wurde, trotz der Anwesenheit des, übrigens sehr liebenswürdigen und uns allen werten Freiherrn von der Malsburg[693]) — damals bei der westfälischen Gesandtschaft angestellt — Körners Jägerlied nach Schubarts Melodie: Auf, auf, ihr Brüder und seid stark! beinah im Chorus bei uns gesungen[694]). Solchen Anklang, solchen tiefempfindenden Widerhall fanden die Worte des Liedes.

Bald darauf war es entschieden, daß Preußen die Waffen gegen Frankreich ergreifen, sich, wie es Napoleon nannte, empören würde, und Mut und Todesverachtung, Vaterlandsgefühl und bange Sorge, Hoffnung und Furcht regte sich in allen Teilen Deutschlands, und so auch bei uns. Was unser Hof beschließen würde, war unbekannt. War doch die Kaisertochter mit dem allgemein Gefürchteten, Gehaßten, aber Allmächtigen vermählt, und ein Kind — ein Sohn hatte dies Band fester gezogen und heiliger geknüpft. Dies Band, das Napoleon, der Wahrheit zur Steuer muß es gesagt wer-

den, selbst sehr zart und treu hielt, seiner Gemahlin mit Liebe und Achtung begegnete, und als bei ihrer schweren Entbindung die Ärzte einige Augenblicke zweifelhaft waren, ob sie Mutter oder Kind retten sollten — schnell entschied, daß man die Mutter erhalten solle, obwohl ihm unendlich viel an der Geburt eines Kindes, das eigentlich seine neue Dynastie gründen und besiegeln sollte, gelegen sein mußte[695]).

Immer lebhafter ward die Bewegung um uns her. In jungen Leuten regte sich kriegerischer Sinn, und Körner war einer der ersten, welcher sich erklärte, preußische Dienste nehmen zu wollen. Dieser rasche Entschluß befremdete in vieler Hinsicht das Publikum, dem der junge Mann durch sein schönes Talent und besonders durch dessen Anwendung auf die Bühne schon gleichsam angehörte. Noch war, trotz des drückenden Gefühles der Unterjochung und des glühenden Franzosenhasses, der fast in jedem Herzen lebte, und trotz des lebhaften Wunsches vieler Bessern, das schmähliche Joch auch mit großen Aufopferungen abzuschütteln, die Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg dieses Versuches nur gering. Es war mehr ein begeisterndes Ehr- und Nationalgefühl, als eine klare Vorstellung von dem möglichen Gang der Dinge, was die meisten aufregte. Überdies waren Körners Eltern in Dresden angesiedelt, und der Vater stand im Dienste des Königs von Sachsen, der sich fest an die französische Partei angeschlossen hatte. Des Sohnes Schritt konnte und mußte also den Vater kompromittieren. Dazu kam noch das allbekannte Verhältnis Körners zu Fräulein Adamberger, welches seinen Entschluß, die Waffen in einer Zeit zu ergreifen, wo ihm das Glück der Liebe und Häuslichkeit an der Seite eines ausgezeichneten Mädchens

winkte, sehr überraschend machte, da Körner hier sehr geachtet war, und bei den trüben Aussichten, der in jeder Hinsicht so achtungswerte Jüngling doch allen viel zu gut für Kanonenfutter dünkte. Dies war nämlich der Gesichtspunkt, aus dem damals die meisten seinen Entschluß und den wahrscheinlichen Erfolg des Unternehmens der Preußen betrachteten.

Allmählich änderte sich diese Stimmung. Die Furcht, die Verzagtheit, erzeugt durch ein Unglück vieler Jahre und durch die niederschlagenden Erfahrungen, wie übel uns Österreichern in den Jahren 1805 und 1809, so wie Preußen 1806 der Versuch bekommen war, sich der Riesenmacht Napoleons entgegenzusetzen — fing nach und nach an, sich aus den allzu gedrückten Gemütern zu verlieren. Sicher war nach den Ereignissen des Winters 1812 die französische Armee nicht mehr das, was sie vor dieser Epoche gewesen. Und hatten wir Österreicher nicht die erhebende Erfahrung gemacht, daß jene Armee in ihrer ganzen frühern Stärke und Macht im Angesicht unserer Vaterstadt 1809 durch den Erzherzog Karl war geschlagen und in eine Lage versetzt worden, welche, wenn die Umstände — oder andere uns verborgene Triebfedern nicht entgegengewirkt, und die Verfolgung dieses glänzenden Sieges gehindert hätten, den furchtbaren Feind vielleicht von seiner, bis dahin glänzenden Siegesbahn schon damals zurückgedrängt haben würde? Diese Erfahrung hatten wir für unsere beginnenden Hoffnungen, und so manches historische Beispiel, wo ernster Entschluß und verzweifelter Mut Unglaubliches bewirkt, und kleine Haufen zu Siegern über große Heere gemacht hatten, konnte jeder sich selbst ins Gedächtnis rufen. Sie wurden uns aber auch in Gedichten und andern Schriften in Er-

innerung gebracht, und trugen das Ihrige bei, um die Hoffnung auf glücklichen Ausgang zu erheben, oder im schlimmern Fall den mutigen Entschluß zum letzten entscheidenden Kampf zu stählen[696]).

Von verschiedenen Seiten kamen nun insgeheim oder mehr öffentlich Nachrichten von Bewegungen, die sich an mehreren Punkten zu gestalten anfingen, ähnlich den ersten Tropfen des schmelzenden Eises nach der starren, stummen Winternacht, wenn der erste noch schwache Strahl der Sonne es berührt, und das leise Geräusch, das die fallenden machen, auch der erste Lebenslaut der bis dahin toten, erstarrten Natur scheint. Man flüsterte sich von Tirol, von einigen deutschen Fürsten zu, und die Hoffnung regte die jungen Flügel stärker.

In den geselligen Kreisen waren diese Hoffnungen sehr oft der Gegenstand der Gespräche und die Dichtungen unserer vorzüglichen Geister — Schillers, Collins, Raupachs[697]) — dessen Name dazumal genannt zu werden begann — deren ganzer Geist ernst, würdig und dahin gerichtet war, den Kampf der Freiheit mit der Naturnotwendigkeit zu begünstigen, machten sehr oft, von einem oder mehreren, nach den Rollen verteilt, vorgelesen, ein Hauptvergnügen unserer Abendunterhaltungen aus. Längst schon hatten wir in unserm Hause Goethes, Schillers und anderer Stücke auf diese Weise mit großem Genusse vorgetragen. Jetzt — im März 1813 — war es beschlossen worden, bei der Baronin von Matt[698]), einer sehr gebildeten, sogar gelehrten Dame, welche sich mit Astronomie beschäftigte und eine Sternwarte in ihrem Hause hatte errichten lassen, die Braut von Messina vorzulesen. Bei dieser Frau hatte sich wöchentlich einmal derselbe Kreis von ge-



Josef Freiherr von Hormayr

Stich von Thomas Benedetti — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

meinschaftlichen Freunden, worunter sich sehr gebildete Frauen und mehrere ausgezeichnete Gelehrte, wie Hammer, Schlegel, Adam Müller[699]) usw. befanden, versammelt, der früher im Hause meiner verstorbenen Freundin Flies zusammen kam. Baron Hormayr und ein Herr Rupprecht[700]), der selbst ein artiger Dichter war, hatten die Rollen der beiden Söhne übernommen; eine sehr hübsche Frau, der man ein sehr lebhaftes Interesse für den einen dieser Herren zuschrieb, sollte die Beatrice, und ich die Rolle der Mutter lesen. Ich war in jener Zeitepoche sehr oft unwohl und litt häufig an aufgereizten Nerven, an Migräne, Krämpfen usw., eine sehr begreifliche Folge der Zeitenstürme, die seit ungefähr zehn, zwölf Jahren über uns alle ergangen waren, und vielleicht auch meiner Beschäftigung mit Poesie. Eben an dem Montag, wo jene Vorlesung statthaben sollte, es war der 7. März, und wenn ich nicht irre, der Geburtstag von Hormayrs älterer Tochter, der sehr verdienstvollen jetzigen Baronin v. Kreß[701]), überfiel mich eine so heftige Migräne, daß ich unmöglich außer dem Bette bleiben, Toilette machen und vorlesen hätte können. Sehr unzufrieden, die verabredete Unterhaltung stören zu müssen, blieb mir dennoch nichts übrig als zur Baronin Matt zu senden und mich entschuldigen zu lassen. Weder ich noch sonst jemand von uns allen hatte auch nur von fern eine Ahnung von der Katastrophe, welche, auch wenn ich gesund geblieben und bei Matt gewesen wäre, unsere projektierte Lesung auf eine schreckhafte Art zu nichte gemacht haben würde.

Es war noch früh am andern Morgen, als man mir, die an nichts so Schreckendes, und überhaupt für den gegenwärtigen Augenblick an nichts Arges dachte, einen — Sekretär, oder was der Mann eigentlich war,

des Grafen von Széchény[702]) meldete, dieses ausgezeichneten Mannes, in dessen Hause ich eben mit Hormayr, der (wenn ich nicht irre) den Grafen bei mir eingeführt hatte, oft zusammen getroffen und genußreiche Stunden im Kreise höchst würdiger und gebildeter Menschen, wie es die ganze Széchénysche Familie war, genossen hatte.

Dieser Beamte des Grafen trat ein, und erkundigte sich mit verlegener, bestürzter Miene, ob ich den vorigen Abend bei der Baronin von Matt gewesen, und welche Auskunft ich dem Grafen über die beunruhigende Nachricht geben könne, daß gestern Abend Baron Hormayr in seiner Wohnung arretiert und von Wien weggeführt worden sei?

Ich war aufs höchste erstaunt und sogleich bestürzt. Hormayr gehörte zu den nähern Freunden unsers Hauses; ihm verdankte ich manche genußreiche Unterhaltung, manche belehrende Nachweisung in der Geschichte meines Vaterlandes, in welche ich durch ihn eigentlich eingeführt worden war, so wie in die Geschichte überhaupt, und manche bedeutende Gefälligkeit, die er mir und den meinigen, denen er allen wert war, erwiesen hatte[703]). Noch gestern Abend sollte ich mit dem verehrten Freund eine gemeinschaftliche Lesung unternehmen; wie wenig dachte ich, wie wenig mag wohl er selbst an die Möglichkeit gedacht haben, daß unser Projekt auf diese Art gestört werden sollte! Bevor er sich zur Lesung einfinden wollte, beging er mit einigen Freunden zu Hause den Geburtstag seines Kindes, und hier ereilte ihn sein Schicksal! Ich war unaussprechlich von diesem Ereignis ergriffen, dessen mögliche Folgen mir schauderhaft in jenem ersten Augenblicke des Schreckens vorschwebten.

Da ich gänzlich unwissend über alles war, konnte ich auch dem Grafen Széchény nichts antworten lassen, was das verworrene Dunkel dieser Gefangennehmung erklärt hätte; bald darauf vernahm ich, daß ein dumpfes Gerücht von dem, was in jenem Augenblicke mit Baron von Hormayr geschehen war, sich schon gestern bei der Baronin von Matt verbreitet hatte, daß alle bestürzt waren, vorzüglich aber der damals als Diplomat und Gelehrter, als eifriger Freund des deutschen Vaterlandes bekannte und gerühmte Freiherr von Gagern[704]). Dieser ausgezeichnete Mann war ein Freund Hormayrs und mit ihm von einerlei Gesinnung, einerlei Streben, den niedergedrückten Geist seiner Landsleute aufzurütteln und sie zu mutigen Entschlüssen zu begeistern. Zu diesem Behufe hatte er damals die Nationalgeschichte der Deutschen zu schreiben begonnen, wovon der erste Band, mit typographischer Eleganz ausgestattet, in Quarto zu Wien noch im Jahre 1813 herauskam. Sie war in ernstem, edlem Geist, aber in einem Stile geschrieben, der fast zu sehr an Tacitus und Johannes Müller[705]) erinnerte. Baron Gagern besuchte auch unser Haus, wie denn damals die in der Literatur ausgezeichneten Männer häufig und gern die Gesellschaften besuchten, wo gebildete Personen verschiedener Stände, Geschlechter und Lebensbedingungen sich zu heiterm Gespräch oder Lektüre oder andern geselligen Vergnügungen zusammenfanden. So war es von meiner Kindheit an in meiner Eltern und später in meinem Hause gewesen, so waren die Abende bei Frau von Flies und Baronin Matt, bei Baronin Pereira, bei den trefflichen Piquot[706]) und bei andern; für mich eine Quelle stiller, aber tiefempfundener geistiger Genüsse. Das ist nun jetzt anders geworden;

aber ich glaube nicht, daß das gesellige Leben dadurch gewonnen hat.

An jenem verhängnisvollen Abend wollten nun die bei Baronin Matt Gegenwärtigen eine unverkennbare Betroffenheit an Baron Gagern bemerkt haben, und durchaus nicht unwahrscheinlich ist es wohl, daß er entweder im Ganzen für die Erfüllung seiner patriotischen Wünsche viel von Hormayrs Tätigkeit erwartet hatte, die nun, wie durch einen Blitzstrahl, plötzlich gelähmt war, oder daß er vielleicht nicht ganz fremd in den Plänen und Unternehmungen war, welche seinem Freunde diese erschütternde Katastrophe zuzogen.

Vergebens bemühte man sich, zu erraten, von welcher Art diese Unternehmung gewesen oder welche Verräterhand sie mitten im Entstehen schon vereitelt. Vage Gerüchte und Mutmaßungen wiesen auf Unterhandlungen mit den Tirolern hin, die im Jahre 1809, nachdem ihre Tapferkeit allein sie von der Knechtschaft der Franzosen befreit hatte, dennoch im Friedensschluß abermals abgetreten werden mußten. Man erzählte sich, daß mehrere dieser seiner unglücklichen Landsleute Umgang und Verkehr mit Hormayr gepflogen, daß neuerdings Entwürfe zur Abschüttelung des fremden Joches gemacht worden, und daß Hormayr hier im stillen tätig gewesen sein sollte. Andere erzählten Unglaublicheres, das an Rittermärchen grenzte, und das mir und vielen allzu romantisch, gewagt und — daß ich es frei sage — zu unrecht und töricht schien, um vernünftige und sogar sehr hochgestellte Männer, die die Lage der Dinge und die Menschen kennen mußten, solcher chimärischen Pläne fähig zu halten[707]).

Wie dem immer gewesen sein mag, Hormayr ward

gefangen von hier weggeführt, niemand wußte warum? und wohin? bis es nach einiger Zeit bekannt wurde, daß man ihn nach Munkács gebracht, und seine Freunde waren voll Trauer um ihn besorgt, ohne etwas für ihn tun zu können.

Indessen hatte der Gang der allgemeinen Ereignisse manche ausgezeichnete Menschen nach Wien geführt, mit welchen ich in nähere oder fernere Berührungen kam. Mein Zusammentreffen mit Alexander von Humboldt[708]) bei Schlegel, wo ich schon dessen Bruder und Schwägerin längere Zeit vorher getroffen, hätte mir wohl den bedeutendsten Genuß gewährt, wenn es etwas mehr als ein bloßes von Gesicht Kennenlernen gewesen wäre. Aber er teilte — und noch weiß ich durchaus nicht warum? — die Nichtachtung, ich möchte sagen Geringschätzung gegen mich, welche mir seine Verwandten bewiesen hatten, so daß, da der Kreis, in dem wir uns bei Schlegel befanden, sehr wenig zahlreich war, ich bald ohne alle Ansprache, wie verloren, da gesessen hätte, indes Herr und Frau vom Hause mit ihren ausgezeichneten Gästen beschäftigt waren, wenn nicht ein sehr schönes und interessantes Mädchen, Fräulein Nina, die Nichte des Hofrats von Hartl, nachmalige Frau von Overbeck[709]), sich meiner angenommen, und ein Gespräch mit mir angeknüpft hätte. Eine zweite, gegen mich viel freundlicher gesinnte Erscheinung war der damalige österreichische Hauptmann, jetzt, wie ich glaube, General Baron von Pfuel[710]) in preußischen Diensten. Ihn hatte, so wie Varnhagen und andere, der Zeitensturm nach dem Unglück seines Vaterlandes in den Jahren 1806—1807 nach Österreich geführt, das ja auf dem Festlande, Spanien vielleicht ausgenommen, allein noch in Waffen gegen den allge-

meinen Unterdrücker stand. Baron Pfuel war der erste Errichter oder Einrichter der, nachher durch ihre Nützlichkeit so bewährten Schwimmschulen hier und in Prag. Bei nicht angenehmen, fast häßlichen Gesichtszügen machte ihn eine schöne Figur und ungemeiner Anstand, eine Klarheit des Geistes, die ganz aufs Praktische zu gehen schien, und dennoch das Übersinnliche, das Unbegreifliche mit großer Gewalt erfaßte, sowie ausgebreitete Kenntnisse und der feinste Ton im Umgang zu einer höchst bedeutenden Persönlichkeit. Bei Frau von Flies und auch in unserm Hause sah und sprach ich ihn oft, und eine homogene Art über die allgemeinen Ereignisse zu denken und zu empfinden, machte ihn uns allen wert.

Ein anderer ausgezeichneter Mann war Adam von Müller, später österreichischer Konsul in Leipzig und zuletzt Hofrat in der Staatskanzlei. Er war mit seiner sehr angenehmen Frau[711]) und zwei damals kleinen Mädchen nach Wien gekommen, um, wie es schien und sich auch bewährte, hier Dienste zu suchen. Er schrieb politische Aufsätze für ein Journal, welches Schlegel damals herausgab, und hielt in den Seitenzimmern der Redoute Vorlesungen über „die schönen Redekünste"[712]).

Bei diesen Vorlesungen zeigte er sich wahrlich als einen Redekünstler. Sein Vortrag war gewählt, stets zierlich, zuweilen kräftig, ja ergreifend. So z. B. als er jene berühmte Parlamentssitzung schilderte, in der Fox und Burke, die sonst Freunde gewesen waren, um ihrer verschiedenen, ja entgegengesetzten politischen Ansichten willen, sich öffentlich und auf immerdar trennten. Mit Vergnügen und Erschütterung hörte man diese Schilderung, indes will ich nicht behaupten, daß jene nicht

recht hatten, welche Müllern einige Koketterie im Vortrage vorwarfen. Sichtlich war er viel mehr als Friedrich von Schlegel bei seinen Vorlesungen bemüht, sie angenehm zu machen. Er las mit gemäßigter, nicht ganz von Manier freier Stimme, zusammenhängend, in geregeltem Flusse aus seinem Manuskripte, das vollkommen vor der Lesung geordnet zu sein schien. Schlegel hingegen, obwohl sein Vortrag lebendig und natürlicher als der Müllers war, mußte oft in seinen Blättern den Zusammenhang nachsuchen, die Einschiebsel nachholen, manchen Satz wiederholen. Das war nun freilich etwas störend, und dies wußte Müller zu vermeiden.

Doch war manches, worin ich mit Müller durchaus nicht übereinstimmen konnte. Auch er nannte Schiller — nach der Weise der neuen Schule — einen rhetorischen Dichter oder vielmehr eigentlich gar keinen Dichter, sondern bloß einen Rhetor. Er erzählte uns in einer Gesellschaft die Geschichte des gräßlichen Kleistschen Wechselmordes[713]) auf eine Art, welche mir genugsam zu zeigen schien, daß ihm das Verbrecherische, Verkehrte, ja Widersinnige einer solchen Handlung vor dem sogenannten Grandiosen der Gesinnung, welche sich über alle bisher gewohnten und anerkannten Schranken hinauszusetzen wagt, verschwand. —

Überhaupt schien sich, seitdem diese neue oder romantische Schule ihre Lehren verbreitet, so manche früher verehrte Autorität in der literarischen Welt vom Altare gestoßen, so manches früher allgemein anerkannte Verdienst zu bezweifeln und zu benagen angefangen hatte, dieser Geist der Neuerung, dies Herabziehen alles früher Verehrten, dieser Kampf gegen so viele konventionelle Schranken — auch auf die gesellige Welt und die sittlichen Begriffe zu erstrecken. Man schalt

Kotzebue und Lafontaine als unsittlich, weil sie das Laster oder die Sinnlichkeit in täuschender Hülle und unter versöhnenden Formen in ihren Werken einführten, und man hatte hierin recht; obgleich man mit diesem allerdings gerechten Tadel das übrige Verdienst dieser beiden Literatoren nicht ganz niederschlagen konnte, wie man wohl gewollt; denn Kotzebues Stücke erhalten sich nach 40—50 Jahren noch auf unsern Bühnen, ebenso viele von Iffland, über dessen spießbürgerliche Charaktere, über dessen beschränkte, allzu hausbackene Ansichten man sich ebenfalls zu lachen und zu spotten erlaubte. Was wollte denn die neue Schule nun eigentlich, da ihr der eine zu locker, der andere zu beschränkt war? Das glaube ich, wußte niemand, selbst die Koryphäen derselben nicht. Sie rissen nur ein, ohne aufzubauen, sie brachten nur eine Verwirrung der Begriffe hervor, und nannten Worte oder Darstellungen oder auch wohl Handlungen sittlich, schön, erhaben, welche gegen alle bisher bekannten Vorschriften der Sittlichkeit und Würde stritten. Eheliche Treue, Gehorsam gegen Eltern, Fügen in häusliche Verhältnisse, Achtung für eingeführte Sitte usw. wurden als beengende Schranken, die einen starken und unabhängigen Geist nicht abhalten dürfen, dargestellt, und das Hinwegsetzen darüber war eben jenes Grandiöse, wie das damals in Mode gekommene Wort hieß, womit man jeden Verstoß gegen hergebrachte Formen, jedes Auflehnen gegen Pflicht, ja, jede Übertretung derselben beschönigen zu können glaubte. So verwirrten sich die Begriffe von Recht und Unrecht, von Erlaubt und Verboten, ja von Wahrheit und Lüge, und es lassen sich vielleicht in den Grundsätzen und Beispielen, welche diese Schule in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts

aufzustellen begann, die Keime und ersten Wurzeln der widrigen und verderblichen Geistesrichtungen nachweisen, die in der literarischen und geselligen Welt zu Extravaganzen, Zerrüttung der Familien, Untergang schöner Talente, ja oft zum Selbstmorde führten.

Damals fielen diese Ungewöhnlichkeiten wohl auch auf, aber wichtigere, aufs Allgemeine — von dem doch das Einzelne stets abhängt — gerichtete Sorgen ließen jene kleinen Ereignisse aus unsern Blicken verschwinden. Preußen erhob sich mächtig und laut, und es blieb kein Zweifel mehr, daß es das Joch zerbrechen wolle, unter dem Frankreich es gefangen hielt. Auf Rußlands tätige Mitwirkung war seit den Ereignissen von 1812 und dem Brand von Moskau zu zählen; was die deutschen Rheinbundfürsten tun würden oder eigentlich, was sie tun durften, war ungewiß. In vielen edlen Herzen, wie z. B. in dem des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Bayern, regte sich die deutsche Gesinnung, der Wunsch, das fremde Joch abzuschütteln, mit Macht; aber keiner wollte oder durfte einzeln hervortreten. So richteten sich vieler Augen sehnsüchtig und gespannt auf Österreich, welches durch enge Verwandtschaftsbande an Napoleon gebunden, und von den deutschen Fürsten mehr als einmal im Stich gelassen, allein zu bluten und zu weichen gezwungen worden war. Aber nichts verlautete von seinen Gesinnungen, und trüb und ängstlich standen wir, mitten in der frisch aufblühenden Natur des Frühlings von 1813, unruhig in die so nahe und so dichtverhangene Zukunft blickend[713a]).

Preußen hatte den Krieg offen erklärt. Die Feindseligkeiten begannen; die Schlachten von Lützen und Bautzen[714]) waren vorüber. Mit welcher Spannung hatte

man diese Nachricht erwartet, und wie wenig war sie geeignet, unsere Hoffnungen aufzurichten. O, ich erinnere mich noch wohl eines wunderschönen Abends, wo wir im Garten mit einer sehr werten Freundin Henriette Ephraim[715]) und der liebenswürdigen Marianne Saaling[716]) unter Blüten und Blumen beisammen saßen, die trüben Ereignisse der Gegenwart, die noch düsterere Zukunft mit schwerem Herzen erwägend, und wie gerade das unaufgehaltene Entwickeln der Natur in ihren festgezeichneten Kreisen, während in der moralischen Welt solche Stürme tobten, mir so schmerzlich erschien: diese frommen Blüten, diese stillen Lenzesfreuden, welche uns Segen und Fülle verhießen, gegenüber gezogenen Schwertern, angeschlagenen Feuergewehren und erbittertem Haß!

Um diese Zeit führte sich der berühmte Bruder einer später noch viel berühmtern Schwester, Herr Clemens von Brentano[717]), mittelst eines Briefes von Tieck, wenn ich mich recht entsinne, bei mir ein. Tieck[718]) war im Jahre 1808 oder 1809 mit seiner Schwester öfter bei uns gewesen, und ich darf wohl nicht erst sagen, daß diese Bekanntschaft für mich sehr großen Wert hatte und noch hat, und daß ich stolz darauf bin, daß Tieck meiner noch öfter freundlich gedacht, und mir die Bekanntschaft bedeutender Personen, wie z. B. noch viel später des edlen, unvergeßlichen Carl Maria von Weber verschaffte. Damals, wie ich ihn sah, war Tieck ein hübscher, schlank, obwohl nicht hochgewachsener Mann von etwa 30 oder 32 Jahren, an dessen gefälliges Äußere mich ebenfalls im Äußerlichen der Dichter Nikolaus Lenau, den ich erst vor kurzem kennen gelernt, lebhaft erinnert hat. Seine Schwester war als Frau viel weniger hübsch, aber sie war eine Dichterin, eine geniale Frau,

die ihrem Gemahl Bernhardi[719]), wie man sagte, davon gegangen war, und mit einem Herrn von Knorring[720]), den sie später auch heiratete, herumreiste. Das war so damals die Art, wie geistreiche Frauen die Lehren der romantischen Schule aufs Leben anwandten.

* * *

Doch ich kehre zum Faden der Geschichte im Jahre 1813 und Herrn von Brentano zurück. Auch er gehörte dieser neuen Geistesrichtung an, und obwohl seine sehr markierte Originalität, sein poetisches Talent und seine geistreiche Unterhaltung mir manche angenehme Stunden machte, so fand ich doch auch vieles so heterogen in unserer beiderseitigen Denkart, daß ich ihn oft mit Erstaunen sprechen hörte, und ebenso oft ganz und gar nicht begriff, was er meinte und sagte. Dies Nichtbegreifen der Reden und Schriften anderer, oft sehr gelehrter oder sinnreicher Männer, begegnete mir damals schon zuweilen, seitdem aber immer öfter. Ich habe mich schriftlich darüber ausgesprochen[721]), und erlaube mir nun die Frage zu wiederholen, ob denn nur an mir — die auch früher ernste Bücher gelesen und verstanden hatte — oder nicht vielmehr an der Vortragsweise dieser Schriftsteller die Schuld davon liege? —

Brentano las uns in drei Abenden sein großes dramatisches Gedicht: Die Gründung von Prag[722]), das bei vielen einzelnen Schönheiten sehr barokke, sehr grelle Auftritte und Redensarten und manches mir eben auch Unverständliche hatte; wie ich denn über eine mystische Person, ein Mädchen, Trinitas, wenn ich mich recht erinnere, genannt, nicht recht ins Klare und zu dem eigentlichen Verständnis des Dichters gelangen konnte.

Indessen verbreitete sich die lange und ängstlich er-

sehnte Nachricht: Österreich sei den andern gegen Frankreich oder vielmehr gegen Napoleon verbündeten Mächten beigetreten. Unser edler Kaiser hatte sein Vatergefühl das zweitemal bezwungen, wie es bei der Vermählung seiner Tochter zum erstenmal geschah, und ihrem Gemahl und dem Lande, dem sie nun angehörte, den Krieg erklärt. — Am 17. August wurde der Waffenstillstand aufgekündigt und die Furie des Krieges entfesselt.

Schon früher hatten Dichter und andere Schriftsteller, gedrängt von der traurigen Lage des gemeinsamen Vaterlands, sich erhoben und glühende Wünsche ausgesprochen, daß die Deutschen sich ermannen, den alten Zwiespalt vergessen, sich vereinigen und mit gesamten Kräften das fremde Joch abschütteln möchten. So hatte der kräftige Rückert seine „geharnischten Sonette" gedichtet[723]). So rief der edle Schenkendorf den Deutschen zu, sich unter ihrem ehemaligen Haupte zu sammeln, in dem schönen Gedichte:

Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!
Komm zu rächen, komm zu retten,
Löse deines Volkes Ketten,
Nimm den Kranz, dir zugedacht! usw.[724])

Beinahe noch schöner und in ganz prophetischem Geiste gesungen war sein anderes Gedicht: Die Preußen an der kaiserlichen Grenze.

Wir grüßen dich mit Waffentänzen,
Wir neigen uns an deinen Grenzen,
Du klangreich Böhmerland!
O Herr! im Schmuck der grünen Reiser,
Wir rufen: Heil und Sieg dem Kaiser!
Der deinen Sinn erkannt.
— — — —
Der Geister Zorn versank in Aschen,
Des Rächers Hand hat abgewaschen,
Was widers Recht geschehn.

Nicht mehr nun trennt uns Süd und Norden,
Ein Lied, ein Herz, ein Gott, ein Orden!
Ein Deutschland stark und schön.

Und dann in der fünften so wie in der letzten Strophe die genau erfüllte prophetische Vorempfindung:

Wo halten wir die Siegesfeier?
Wo wir die Lese halten heuer,
Dort, bei des Rheines Kraft. —[725])

Im Herbst kamen die verbündeten Heere an den Rhein, und später nach Frankreich und der Schweiz, ans Ufer der Rhone.

Wir sprengen Kette kühn auf Kette,
Und hängen an des Rhodans Bette
Den deutschen Eichenkranz.

Pünktlich erfüllte sich diese Voraussicht und bestätigte in mir den Gedanken oder das Gefühl, das manche Sprachen auch durch das Wort bezeichnen, daß im echten Dichter etwas Prophetisches lebe; so nennt ihn der Römer: Vates.

* *
*

Ich hatte einen schätzbaren Freund, den schon erwähnten Baron von Merian, der in früherer Zeit auch Hormayrs Freund gewesen, und von diesem bei uns eingeführt worden war. Seit 1810 hatte er Wien verlassen, und war in Dresden bei der kaiserlichen Gesandtschaft angestellt. Wir wechselten fleißig Briefe, und Merian, der ebenfalls Deutschland und seine Freiheit mit warmem Herzen umfaßt hatte, und dem es sehr leid tat, daß Österreich im Jahre 1812 ein Hilfskorps zu der französischen Armee gestellt hatte, verließ die kaiserlichen Dienste und nahm eine russische Anstellung an, weil er, wie er mir schrieb, von Scythen und Gelonen das hoffte, was ihm die Deutschen nicht tun zu wollen

schienen. Jetzt war auch er zufrieden gestellt, und da der Kurierwechsel in jener Periode sehr lebhaft zwischen Wien und Dresden war, hatte ich sehr oft, ja in manchen Perioden täglich einen Brief von Merian; aber auch manchmal was für wunderliche! Eines Morgens z. B. weckte man uns zeitig, und überreichte uns ein ziemlich konsiderables Paket, das ein russischer Kurier gebracht hatte. Pichler, den natürlicherweise jede Nachricht aus Dresden in jenem Zeitpunkte interessierte, erbrach schnell den Brief. — Was enthielt er? Einen kurzen, ziemlich gleichgültigen Brief und einen sorgfältig zusammengelegten Bogen Löschpapier, auf dem von Merians Hand das Wort „Ballast" geschrieben stand. Merian hatte, wie er später schrieb, nicht Zeit gehabt, mir ausführlich zu schreiben; wollte doch ein Lebenszeichen, und dem Kurier nicht ein bloßes Billet mitgeben; so verfiel er auf jenen wunderlichen Gedanken des Ballasts, der aber im ganzen nicht wunderlicher war, als mancher andere, den er in seinen Briefen, und wohl auch in seinem Leben ausgeführt. Wie oft bekam ich, eben auf dem Kurierwege, dicke Pakete, die denn kaum in einigen Zeilen Nachricht von dem fernen Freunde, hingegen große Auszüge oder Notaten aus Büchern enthielten, wie sie Merian eben damals las. Bei allen diesen Sonderbarkeiten waren mir seine Briefe oder Blätter stets eine erwünschte Erscheinung, und mit warmem Andenken ruf ich dem Langedahingegangenen einen herzlichen Scheidegruß in jene Welt nach, in welcher wir uns bald begegnen werden.

Es war im August 1813, schon gegen das Ende des Monats, und ich hatte mit einer Pünktlichkeit, die ich mancher Offiziersfrau an meiner Stelle gewünscht hätte, beinahe täglich einen Brief von Merian aus Dresden er-

halten. Nicht als ob diese Nachrichten von dem fernen Freund mir nicht erwünscht gewesen wären, aber weil ich sie doch mit sehr großer Ruhe erwartete, und wenn sie einmal ausblieben, ohne lebhafte Unruhe vermissen konnte. Auch war bis gegen Ende des Monats noch nichts Entscheidendes vorgegangen, und nur von kleinern Gefechten Nachricht gekommen, bei deren einem schon etwas früher Körner verwundet worden war, und sein so frommergebenes, so heldenkräftiges Sonett:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben —

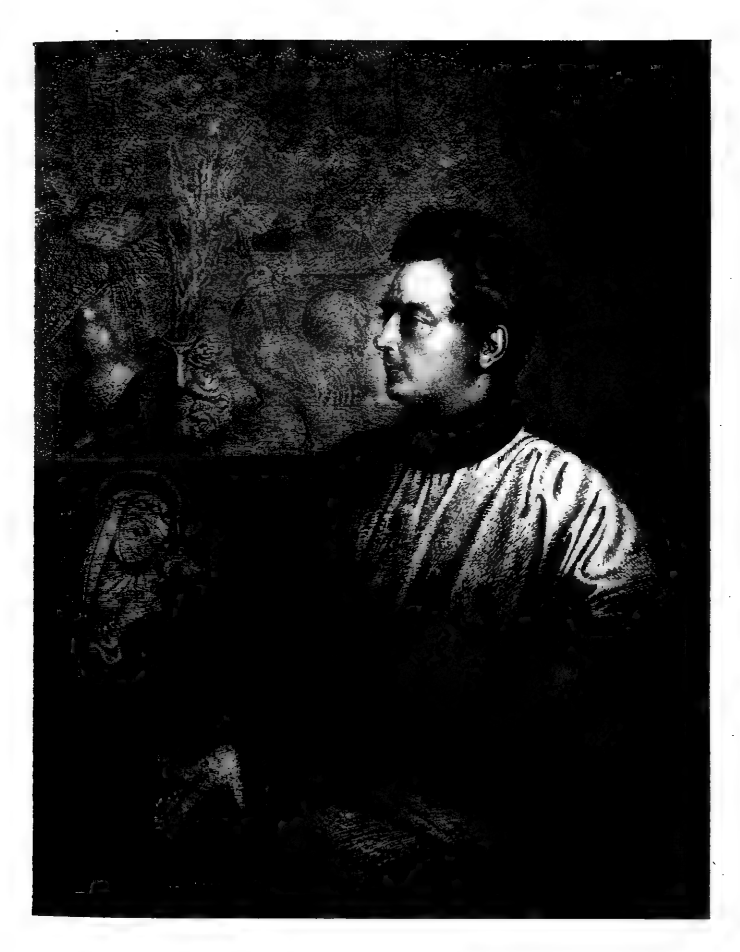
gedichtet hatte; worauf er sich zu seiner Heilung nach Karlsbad begab, wo damals sich seine Eltern aufhielten[726]); dann aber wieder zu seinem Korps stieß, um mit dem Schwerte zu streiten, wie er es früher mit der Leier gegen den allgemeinen Feind getan. Eines Tages gingen wir eben zu Tische, und ich fand, wie es damals fast jeden Tag der Fall war, einen Brief von Merian auf meinem Teller. Es war ein kurzer Zettel — wie gewöhnlich. Ohne weitere Aufschrift oder Einleitung enthielt er ein Gedicht auf Körners Tod, von Apel[727]) — und unten bei Körners Namen die Note: Geblieben in einem Gefecht bei Gadebusch im Mecklenburgschen den 26. August 1813.

Das war die Weise, wie der sonderbare und nur zu originelle Mann einer Frau, die er gewiß achtete und der er wohl wollte, den Tod eines Jünglings verkündete, den er selbst vor anderthalb Jahren mit warmer Empfehlung an sie gewiesen, und die sich seitdem in ihren Briefen so oft und mit so herzlicher Teilnahme über den talentvollen, edlen Theodor ausgesprochen hatte. Ich war aufs Äußerste betroffen, doch hatte ich die Gewalt über mich, meiner Mutter und meinem Manne, denen der Verstorbene ebenfalls sehr wert gewesen, und

die mich nach dem Inhalt von Merians Briefe befragten, weil diese Nachrichten unter uns Gemeingut waren, die trostlose Botschaft zu verschweigen, um ihnen nicht das Mittagsmahl zu verderben, wie es mir verdorben war. Übrigens glaube ich, daß ich ziemlich die erste in Wien war, die diesen großen Verlust erfuhr — aber auch auf welch unpassende Weise!

Bald verbreitete sich die Kunde durch die ganze Stadt, und das bedeutende Opfer, das in Theodors Person, auf welchen ganz Deutschland mit Achtung blickte, der guten Sache ohne Nutz und Förderung bis dahin gefallen war, diente nicht dazu, unsere Hoffnungen zu beleben oder unsern Mut zu erhöhen[727a]).

Brentano führte in diesen Tagen oder etwas früher, bald nach der Kriegserklärung, ein paar fremde Damen aus Breslau, wenn ich nicht irre, bei mir ein. Es war von dem beginnenden Kriege, von unsern Aussichten, Anstrengungen usw. die Rede. Mit jener liebenswürdigen Naivität, mit welcher West- und Norddeutsche (diese ganz vorzüglich) sich berechtigt glaubten, Österreich nicht allein tief unter sich zu sehen, sondern es uns bei jeder Gelegenheit ins Gesicht zu sagen, rief Brentano in seiner Lebhaftigkeit aus: Mein Gott! wie können sich die Wiener Hoffnung machen, Napoleon zu schlagen, da sie so viel Wohlgefallen an . . . (ich weiß nicht mehr, welchen mittelmäßigen Schauspieler er hier nannte) finden! Dann begannen die Damen mit derselben Ungeniertheit mir ihre Ansichten zu demonstrieren; denn natürlich war aller in Deutschland vorhandene Verstand das Erbteil der Preußen und Norddeutschen, und für uns arme Österreicher und Katholiken nichts übrig geblieben. Derlei Verbindlichkeiten erlaubten sich die Fremden sehr oft, uns ins Gesicht zu



Clemens Brentano

Anonymer Stich — k. k. Fidei-Commiß-Bibliothek, Wien

sagen; aber wir berechtigten sie auch dazu durch den gar zu großen Mangel an allem Nationalgefühl, den wir leider mit allen Deutschen teilen, aber sie in diesem Stücke noch übertreffen. Wäre ich so unzart gewesen wie diese Personen, so hätte ich mit Fug und Recht diese Preußinnen an den totalen Sturz ihrer Monarchie im Jahre 1806 erinnern können, und wie doch Österreich noch viel respektabler im Jahre 1809 aus dem Kampfe geschieden war. Aber das hätte mir unwürdig geschienen, und so ließ ich sie reden. Vielleicht aber hätte ich es rügen sollen, und vielleicht wäre mancher solche Übermut der Fremden gegen uns unterblieben, wenn wir ihnen die Zähne gezeigt hätten, so wie Bürger singt[728]):

Viel Klagen hör ich stets erheben
Vom Hochmut, den der Große übt.
Der Großen Hochmut wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

* * *

Indessen hatten doch Preußen und Rußland dem Beitritt Österreichs zu ihrem Bunde mit Verlangen entgegengesehen, und nur davon sich Heil und das Gelingen ihrer Pläne versprochen. Mein Herz jauchzte auf über diesen Beitritt, und wie immer auch die Schicksale sich gestalten sollten, es schien mir ehrenvoller, mit dem ganzen deutschen Vaterland zu Grund zu gehen, als allein ruhig stehen zu bleiben, wenn die übrigen kämpften, bluteten — eine Rolle, die Preußen früher beim Basler Traktat, wenn ich nicht irre, und im Jahre 1805 nicht verschmäht hatte, zu spielen. Es war ihnen 1806 schrecklich heimgekommen und darum nichts mehr davon! Schenkendorf sprach es ja aus: Nicht mehr nun trennt uns Süd und Norden[729]). — Damals galten wir

auch für Deutsche, eine Benennung, die man uns früher, und auch jetzt wieder in so mancher Beziehung vom Norden und Westen aus nicht immer zugestehen will.

Österreich erhob also den Schild — und wahrlich, es schien mir in diesem Kampfe, in dem zwar jede der drei Mächte mit allen ihren Waffen im Felde erschien, als ob Preußen das Schwert, Rußland die ferntreffende Lanze und Österreich der Schild war, der sich vor die übrigen noch unversehrten Gaue Deutschlands stellte, um die Schrecken des Krieges von ihnen abzuhalten.

Alle diese Hoffnungen, Befürchtungen, Erwartungen und Zweifel hatten mein Innerstes lebhaft erregt, und allerlei Entwürfe, das, was mich bewegte, in poetischer Gestaltung auszusprechen, stiegen und sanken wechselweise in mir auf und nieder. Meines Mannes Wunsch entschied endlich für ein dramatisches Gedicht, und ich erinnere mich nicht mehr bestimmt, welche Veranlassung mich auf einen Punkt der deutschen Geschichte führte, wo ein (zwar deutscher Kaiser, aber von undeutscher Geburt) nämlich Friedrich II., der wohl oft das Glück Deutschlands seinen italienischen Bestrebungen unterordnete, eben (nach der Meinung einiger Geschichtsschreiber) mit seinem Sohne Heinrich in Kampf geriet, weil dieser sich seines Vaters Plänen, Italien zu unterjochen, und sich dazu der Kräfte Deutschlands zu bedienen, entgegensetzte. Es gibt viele Geschichtsschreiber, die diese Begebenheit anders berichten, und bei denen Heinrichs, des römischen Königs Unrecht gegen seinen Vater deutlicher hervortritt. Nur muß man nicht vergessen, daß, da seit der Reformation bis ganz nahe an unsere Zeit die Geschichtsschreibung meist in den Händen der Protestanten war, schon der unglückliche und mit so viel Kraft geführte Kampf gegen die

Macht des Papstes, Friedrich II. in den Augen dieser Historiker einen Glanz verlieh, der vor dem unparteiischen Richterstuhl der Wahrheit vielleicht nicht ganz anerkannt werden dürfte, indem dieses Monarchen Charakter italienische Schlauheit, Härte, Irreligiosität und Nichtachtung der öffentlichen Meinung (wie seine sarazenische Leibwache in jener Zeit des kindlichsten Glaubens bewies), eine Mischung von Elementen zeigt, die ihn, nach meiner Meinung, tief unter seinen edleren und echten deutschen Ahn Barbarossa stellen.

War diese meine Ansicht ein Irrtum, so war es doch ein unfreiwilliger, entstanden — wie jede Ansicht pflegt — aus den angebornen Neigungen, aus den Eindrücken meiner Erziehung und der Einwirkung der Zeitumstände. Genug, ich entwarf den Plan zu meinem „Heinrich von Hohenstauffen“[730]), in dessen Verschlingungen ich passenden Raum für vieles, was damals mich und Tausende mit mir bewegte, zu finden dachte. Es war Deutschland, welches von einem kräftigen, aber nicht wohlgesinnten Fürsten und Kriegshelden seinen anderweitigen Plänen für Größe und Ehre aufgeopfert werden soll; es waren deutsche Fürsten, die, uneins unter sich, nur ihren eigenen Vorteil, nicht den des gesamten Vaterlandes im Auge hatten; es war endlich Österreich, welches in der Person seines letzten (Babenbergischen) Herzogs Friedrich und dessen Schwester Margaretha, Gemahlin des unglücklichen Kaisersohnes Heinrich, vermittelnd und schützend in der gewaltigen Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn auftritt.

Jetzt sehe ich die großen Fehler, die auch dieses Stück an sich hat, vollkommen ein, und bin durch eigene Erfahrung von dem oft gehörten Satze überzeugt worden,

daß Frauenzimmer sich nicht auf den Kothurn wagen sollen. Schon damals hatte ich eine warnende Ahnung davon gehabt, und ich kann nichts zu meiner Rechtfertigung sagen, als daß es meines Mannes deutlich ausgesprochener Wunsch und seine herzliche Freude an diesen meinen Arbeiten war, was mich bestimmte, mich zuweilen auf dieser gefährlichen Bahn zu versuchen.

Unter schweren Sorgen für das Gelingen des großen Kampfes um die allgemeine Freiheit des deutschen Vaterlandes, und wie oft unter Tränen arbeitete ich an diesem Heinrich von Hohenstaufen, und das lebendige Gefühl dieser Sorge sprach sich in den vielen Anspielungen auf die damaligen Zeitumstände aus, wozu der Stoff Veranlassung bot und welche dies Stück, als es späterhin aufgeführt wurde, für ein Gelegenheitsstück, das eigens zu der Feier des 18. Oktobers gedichtet worden sei, halten machten. Dem war aber nicht so. Ich arbeitete fast den ganzen Sommer daran, und Gott sah meine und Millionen anderer Sorgen und Tränen an. Er erhörte die brünstigen Bitten, und so konnte ich, als das Stück aufgeführt wurde, wohl mit innigem Dankgefühl sagen: Die mit Tränen säen, werden mit Frohlocken ernten[731]).

Begeisterung für die Sache des Vaterlandes hatte alle Stände, alle Alter in allen Teilen Deutschlands ergriffen. Freiwillig eilten Jünglinge aus jenen Reihen der Staatsbürger, die nie zum Kriegsdienste verpflichtet gewesen wären, zu den Waffen. Beamte verließen ihre Bureaus, um Teil an dem Kampfe zu nehmen, und vor vielen dünkte mich der Entschluß junger Ärzte lobenswert, sich dem Dienste der Kranken und Verwundeten in den Feldspitälern zu weihen. Unser Haus besuchten da-

mals zwei solche junge Männer, wovon der eine Dr. Ed. Pohl, aus Sachsen gebürtig, seine Studien hier vollendete, und erst kürzlich als geschätzter Arzt und verehrter Familienvater hier gestorben ist[732]. Der andere war ein junger Lief- oder Esthländer, Gust. Ad. Fichtner[733] genannt, der sich durch seltene Bildung und durch feines Betragen vorteilhaft auszeichnete, dessen Herkunft und übrige Lebensverhältnisse aber in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt waren. Wir nannten ihn auch unter uns im Scherze: das Kind der Ostsee. Diese beiden Jünglinge nun entschlossen sich, zur Armee nach Böhmen abzugehen, und Dienst in den Feldspitälern zu nehmen. Fichtner hatte, ebenso wie Körner es in seinen Gedichten getan, in den Gesprächen mit uns seine Todesahnung ausgesprochen. Er hatte mich beim Abschiede gebeten, wenn er — wie er nicht zweifelte — sterben würde, seine kleine Büchersammlung als Andenken anzunehmen. Ich teilte, wie natürlich, diese seine düstere Ahnung nicht, und so nahm ich, als er, der lebensvolle, blühende Mann, nebst Dr. Pohl gerade an den denkwürdigen Tagen des 25. und 26. August (an welchen nämlich unter unaufhörlichen Regengüssen, die auch in Wien herrschten, die Linien bei Dresden gestürmt wurden, der unglückliche Moreau seinen unpatriotischen Entschluß mit dem Leben büßte, die Schlacht an der Katzbach geschlagen worden, und der teure Körner bei Gadebusch gefallen war[734]) sich von uns beurlaubte — mit herzlichen Segenswünschen für beider Wohl und mit der festen Hoffnung, sie beide wieder in Wien zu sehen, von ihnen Abschied.

Kurz darnach kamen alle jene Nachrichten an, und ich beeilte mich, Pohl und Fichtner von dem traurigen Verlust des ausgezeichneten Dichters und werten Freundes

von beiden auf eine schonende Art zu unterrichten, ehe sie denselben durch Zeitungen erfuhren. Ach! noch reut mich, daß ich es getan; denn diese Nachricht war es, die vielleicht den letzten Ausschlag bei dem frühen Tode des guten Fichtners gab, so wie eben ein letzter Tropfen das zu volle Glas überfließen macht. Mein Brief war an Dr. Pohl gerichtet, mit dem ich in nähern freundschaftlichen Verhältnissen als mit Fichtner stand. Indessen teilten sich die jungen Leute gern die Nachrichten mit, die ihnen aus Wien und dem gewohnten Kreise, in dem sie heimisch gewesen waren, zukamen. Damals standen beide bei einem kaiserlichen Spital in Böhmen, und wenn wir den Mut der Kämpfer ehren, welche im Schlachtgewühl ihr Leben aufs Spiel setzen, wo der Lärm des Kampfes, der Donner des Geschützes, die Menge der Mitstreiter und Zeugen, die Töne der Kriegsmusik, endlich die Begeisterung der Sympathie das Gemüt erweitert, und dem Tode seine meisten Schrecken nimmt: so muß auf der andern Seite die Aufopferung eines Arztes, der im Spital vielleicht einem ebenso gewissen Tode, nur einsam, unbeachtet, unter entmutigenden Umständen, und bloß von dem Gedanken seines nützlichen Wirkens für andere gestärkt, entgegengeht, nicht minder gepriesen werden. Es hat ein junger Arzt und Dichter, Dr. Friedländer[735]), den ich später kennen gelernt, über diese Aufopferung der Ärzte in den Feldspitälern, welchem Dienst auch er sich in dieser denkwürdigen Epoche weihte, ein schönes Gedicht verfaßt: Die Asklepiaden des Heeres, welches mit sehr poetischer Empfindung die Stellung dieser stillen, unbeachteten Helden schildert, und ich bedaure nur, dies Gedicht nicht bei der Hand zu haben, um einige seiner schönen Stellen hier mitteilen zu können.

Fichtner war schon unwohl gewesen, er war aber noch außer dem Bette, als mein Brief mit der Nachricht von Körners Tode ankam. Pohl, an den er gerichtet war, las ihn ihm vor; diese Nachricht ergriff den ohnedies Kranken heftig; ein starkes Fieber trat ein, er mußte sich niederlegen, und — er stand nicht wieder auf. Seine Ahnung hatte ihn ebensowenig als Körnern getäuscht, und es ist mir stets seltsam und wehmütig aufgefallen, daß des einen Tod auf gewisse Weise den des andern nach sich gezogen hat.

Indessen waren der August und die ersten Tage des Septembers vergangen. Ängstlich wurde auf jede Nachricht von der Armee gewartet, die nicht, wie man glaubte, dem Befehl des Erzherzogs Karl, sondern dem des Fürsten Schwarzenberg untergeordnet war, und der nun, samt den vereinigten Scharen der Preußen, Russen und sogar der Schweden, der Armee Napoleons gegenüberstand, so daß man täglich einer entscheidenden Schlacht mit der höchsten Spannung entgegensah.

Mit welcher freudigen Überraschung erfüllte uns in Wien nun eines Tages die Siegesnachricht von der Schlacht bei Kulm, welche Fürst Paar brachte, und mit welchem Jubel umringte das Volk seinen Wagen, auf dem er die erbeuteten Fahnen führte[736]). Nach so viel Angst, nach so viel vereitelten Hoffnungen, nach so viel düstern Vorzeichen nun endlich ein Sieg, und welcher! der ganz Böhmen vor dem Einbruch der Armee des Vandamme[737]) rettete, und wo Ostermann[738]) mit den vereinigten russischen und österreichischen Truppen, wie ein Cherub mit dem Flammenschwerte, sich vor das bedrängte Vaterland gestellt hatte!

Jetzt, nach mehr als 25 Jahren erinnere ich mich der Zeitfolge der Begebenheiten nicht ganz genau — nur

das weiß ich, daß die frohen Nachrichten von der Schlacht an der Katzbach, von der bei Kulm, bei Dennewitz[739]) usw. sich bald folgten und die gesunkenen Gemüter mächtig aufrichteten, indem jeder Teil der verbündeten Nationen sich mit eben der herzlichen Empfindung der Siege ihrer Alliierten, sowie der eigenen freute, und wirklich Schenkendorfs Worte:

Ein Lied, ein Herz, ein Gott, ein Orden,
Ein Deutschland hoch und frei![740])

und Körners:

Denn Brüder sind wir allzumal![741])

wenigstens bei uns in Wien, in den warmen, arglosen Herzen meiner Landsleute in schöne Erfüllung gingen.

So kam denn unter abwechselnden, aber meist freudigen, erhebenden Nachrichten von den verbündeten Armeen, die alle nur eine gute und gerechte Sache verteidigten, der Oktober heran. Napoleon stand noch immer bei Leipzig und sah, wie es schien, ruhig den Kreis, den die verbündeten Heere um ihn herzogen, immer enger werden, und ganz Deutschland blickte mit unruhiger Erwartung dem Ausgang oder wenigstens einer entscheidenden Krisis des großen Kampfes entgegen. —

Endlich brach der Morgen des 18. Oktobers an, dieser für alle Zeiten merkwürdige Tag, an dem Deutschland seine lange und schmählich getragenen Ketten zerbrach, die so viele von uns wund gedrückt, so viele erdrückt hatten: Gott hatte uns den Sieg gegeben!

Wenige Tage darauf erscholl die frohe Nachricht in Wien. Graf Neipperg brachte sie, und sein Einzug mit dieser alle beglückenden Botschaft war ein Freudenfest für Wien[742]). Einen Zug der Größe und erhabenen Vergessens seiner selbst über dem Wohl des Vaterlandes

von unserem angebeteten Erzherzog Karl, den man sich damals erzählte, will ich hier wiederholen. Als der Kurier des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg vor dem Palast des Erzherzogs vorbeiritt, eilte der Fürst in seiner edlen Freude über die Rettung des Vaterlandes, alle persönliche Rücksicht vergessend, die Treppe herab, um den Siegesboten zu begrüßen, und sich näheres von ihm berichten zu lassen[743]).

ANMERKUNGEN

[1]) Strophe V 3, 4 des Gedichtes „Der Greis" (s. Kürschners Deutsche National-Litteratur. XLIII, S. 43). — Eine ähnliche Stelle in einem Brief der Pichler an Karl Streckfuß vom 20. August 1806 (K. Glossy in: Wiener Communal-Kalender und Städtisches Jahrbuch. XXXII. [Wien 1894], S. 400).

[2]) Dieser Absatz fehlt dem Druck; in der Handschrift ist er durchstrichen.

[3]) Franz Josef Greiner war Rechnungsrat der Ministerial-Banco-Deputation, also nicht Beamter des Stadtmagistrats, und diente dem Staate durch 36 Jahre. Er erwarb sich besondere Verdienste um die Einrichtung des Salzgefällwesens in Oberösterreich und besaß ein Haus „im tiefen Graben" (vgl. Alfred Arneth, Sitzungsberichte der philos.-histor. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, XXX. [1859], S. 311 f.). Am 28. Jänner 1743 starb er dort im Alter von 54 Jahren an der Hektik (Totenprotokolle der Stadt Wien im Stadtarchiv. Bd. 77, Fol. 531 b).

[4]) Von diesen Gemälden wurden durch den Kupferstecher und Kunsthändler Christian von Mechel (1737—1818) im Auftrage Kaiser Josefs II. acht Stücke weit unter ihrem Werte angekauft, worüber Maria Theresia sehr verstimmt war (man vgl. über den Bilderankauf Arneth, a. a. O. XXX, S. 325 ff., 374 f., Nr. 67—69 und Geschichte Maria Theresias, IX, S. 282 f.). Über die Bilder selbst stellt Theodor von Frimmel (Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen, I [Leipzig 1899], S. 232 und 572 f.) einige Vermutungen auf.

[5]) Sie hieß Katharina Greiner, war eine geborene Schwärzl und wohnte bis zu ihrem, am 9. November 1777 um $^1/_2$8 Uhr abends durch kalten Brand im 80. Lebensjahre erfolgten Tod im Greinerschen Hause im tiefen Graben (Nr. 319. — Totenprotokolle der Stadt Wien im Stadtarchiv, Bd. 105, Buchstabe C, G, K., Fol. 108a). Bis zum Jahre 1775 wohnte ihr Sohn Franz mit Frau und Kindern im Nebenhause (s. oben S. 40); später kamen letztere wiederholt zur Großmutter (vgl. oben S. 45).

[6]) Graf Rudolf Chotek (1707—1771) war, nachdem er verschiedene wichtige Ämter bekleidet hatte, seit 1765 oberster Kanzler der vereinigten böhmisch-österreichischen Hofkanzlei und genoß als solcher das besondere Vertrauen Maria Theresias (vgl. über ihn Adam Wolf, Graf Rudolf Chotek, k. k. österreichischer Staats- und Conferenz-Minister. Wien 1852. S. 4 f.; Jak. A. F.

Hyrtl, Die fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Familien des österreichischen Kaiserstaates. II [Wien 1852], S. 48; Adam Wolf, Aus dem Hofleben Maria Theresias, [2] [Wien 1859], S. 64ff.). Er war Greiner sehr gewogen und empfahl ihn noch am Totenbett der Kaiserin zur besonderen Gnadenbezeigung, was die Verleihung des Ritterstandes zur Folge hatte (Arneth, a. a. O. XXX, S. 313).

[7]) Franz Sales von Greiner wurde am 2. Februar 1730 (nicht 1732) als Sohn des Franz Josef und der Katharina Greiner geboren. Er studierte zunächst bei den Jesuiten; hierauf hörte er an der Universität Rechtswissenschaft. 1752 trat er als Volontär ins Direktorium in publicis et cameralibus ein, wurde 1761 Konzipist beim k. Hofkriegsrat in commissariaticis, rückte 1766 zum Hofkriegssekretär vor und kam 1768 oder 1769 zur böhmischen und österreichischen Hofkanzlei in gleicher Eigenschaft. Zuerst im Referat für Tirol und Vorderösterreich verwendet, wurde er bald Protokollführer bei den Sitzungen, die in kirchlichen Angelegenheiten gehalten wurden. Hier wurde der oberste Kanzler, Graf Rudolf Chotek, auf ihn aufmerksam, der ihm mit Zustimmung der Kaiserin die Durchführung der geheimen Präsidialgeschäfte zuwies. Noch vor seinem Tode empfahl ihn Chotek der Kaiserin aufs wärmste. Greiner wurde am 1. August 1771 in den Ritterstand erhoben. Am 31. März 1773 erfolgte seine Ernennung zum wirklichen Hofrat und geheimen Referenten der Hofkanzlei unter Überspringung aller Vordermänner (vgl. Anm. 52). Dies verdankte er seinen großen Fähigkeiten, sowie dem Umstande, daß er seit 1766 (April, vgl. Anm. 45) mit einer Lieblingskammerdienerin der Kaiserin, mit Charlotte Hieronymus, verehelicht war und so der Kaiserin persönlich nahe trat, die seine vortrefflichen Eigenschaften kennen und schätzen lernte. Er stand mit der Kaiserin, die ihm ihr volles Vertrauen schenkte und seinen Rat wiederholt einholte (vgl. Anm. 57), in vertrauter Korrespondenz (vgl. Anm. 58). Er hatte das Referat für Niederösterreich und erwarb sich um die Lebensmittelversorgung Wiens große Verdienste, ergriff energische Teuerungsmaßregeln, regte die Einführung der Tranksteuer in Niederösterreich an, die er auch durchsetzte, und trat energisch für die Aufhebung der Frone in Böhmen ein. Als Mitglied der k. k. Studienhofkommission hatte er Einfluß auf das niedere und höhere Studienwesen in Österreich. Seit 1783 war er auch Rat bei der k. k. Akademie der bildenden Künste (Hof- und Staatsschematismus. 1784, S. 1). Er hatte manche Anfeindungen zu erdulden, doch erwiesen sich alle Verdächtigungen als unbegründet (vgl. Anm. 93). Nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia war seine Vertrauensstellung zu Ende. Er verblieb jedoch in Amt und Würden, denn er wußte sich rasch in die neuen Verhältnisse hineinzufinden. Erst

Kaiser Franz II. erinnerte sich seiner vieljährigen, treuen und hingebungsvollen Dienste wieder, verlieh ihm unterm 15. März 1797 das Ritterkreuz des St. Stephansordens und ernannte ihn zum Referenten bei der k. k. Bücherzensur (Hof- und Staatsschematismus, 1798, S. 10). Ein Jahr darauf starb Greiner (am 2. Juni 1798). Schriftstellerisch betätigte er sich 1771 durch die Übertragung einer französischen Gelegenheitsschrift des Le Vayer de Boutigni (De l'autorité du roi, touchant l'âge nécessaire à la profession solemnelle des Religieux); auch Gedichte kennen wir von ihm (vgl. Anm. 78). Aus dem Jahre 1794 (24. September) ist ein gedrucktes Mandat Kaiser Franz II., ein Verbot des Handels nach Frankreich, erhalten (Wien, Universitätsbibliothek, II 330 429), das Greiner verfaßte und mit zeichnete. — Karoline Pichler ist über den Lebensgang ihres Vaters öfter nicht richtig unterrichtet. Erst Arneth (Sitzungsberichte, XXX, S. 312ff. und Maria Theresia, IX, S. 104f. [Jesuitenkommission], 240ff. [Reform der Gymnasien], 249ff. [Bringt Felbigers Sache zum Sieg], 376f. [Robott], 391f. [Fürsorge für Wien] und X, S. 9ff. [Tranksteuer]) und Wurzbach (Biogr. Lexikon, V, S. 326f.) haben das meiste klargestellt. Über seine Tätigkeit als Mitglied der Studienhofkommission, welche J. G. Megerle von Mühlfeld (Memorabilien des österreichischen Kaiserstaates, I. [Wien 1825], S. 287) rühmend hervorhebt, bietet Karl Freiherr von Hock (Der österreichische Staatsrath 1760—1848, Wien 1879, S. 455) einiges. Über Greiner als Freimaurer vgl. man Anm. 195, über seinen Tod oben S. 208ff. — Greiner war (s. sein Bild) ein dicker Herr mit einem nicht besonders einnehmenden Äußern, unter dessen ungeheurem Bauch mehr Phlegma steckte als Damen angenehm ist, wie ein Zeitgenosse meint (vgl. G. Gugitz, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. XVII. S. 54); gleichzeitig verband Greiner damit eine derbe Ausdrucksweise, — manche seiner proverbes lebten noch in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Volke (Hormayrs Taschenbuch. XXXIV. [1845], S. 114) — sodaß es mit seiner höher hinausstrebenden Gattin manche Meinungsdifferenz gab, woran auch der Hausgenosse L. L. Haschka nicht ganz schuldlos war (vgl. Anm. 73).

[8]) Friedrich Hieronymus war 1729 Wachtmeister-Leutnant, 1735 Fähnrich, 1743 Leutnant beim k. k. Regiment Wolfenbüttel, jetzt k. und k. Infanterieregiment Nr. 29 (Gideon Freiherr von Loudon), und starb am 3. Mai 1744 in Wien im Trautmannsdorffschen Haus in der Herrengasse, 50 Jahre alt, an Lungenbrand (Rudolf von Hödl, Geschichte des k. und k. Infanterieregiments Nr. 29. Temesvár 1906. S. 608; Totenprotokolle der Stadt Wien im Wiener Stadtarchiv. Bd. 78, Fol. 431b).

[9]) Das Regiment Wolfenbüttel lag in den Jahren 1740—1744, soweit es nicht 1742—44 am bayrisch-österreichischen Erbfolgekrieg teilnahm, in den ungarischen Städten Kaschau, Leutschau, Eperies und Munkács, sowie in verschiedenen Orten des Sároser Komitats in Garnison. Im April 1744 kamen die in Ungarn zurückgebliebenen 2 Bataillone samt der Grenadierkompagnie nach Wien (Hödl, S. 74 und 78). In einem dieser ungarischen Orte erblickte daher Charlotte Hieronymus, später Frau von Greiner, 1740 das Licht der Welt. Die Mutter soll in Ödenburg gestorben sein (vgl. Hormayr, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, XXXIV [Berlin 1845], S. 111).

[10]) In der Handschrift durchstrichen. Hieronymus war nur Leutnant gewesen (vgl. Anm. 8).

[11]) Diese kommt in den Hofschematismen jener Zeit nicht vor; sie dürfte aber mit Elisabeth du Plessy (auch Blessy) identisch sein, die Kammerdienerin bei Kaiserin Maria Theresia war, 1776 starb und ein eigenhändiges Testament vom 9. April 1761 mit einem Kodizill vom 17. April 1771 (publiziert am 10. Februar 1776; Obersthofmarschallische Testamente 1776 Nr. 4 und Obersthofmarschallische Abhandlungen 1776, Nr. 3 im Archiv des Wiener Landesgerichtes) hinterließ. Vgl. auch Hormayr, Taschenbuch, XXXIV, S. 111f.

[12]) Diese Angabe ist ungenau, denn von den kaiserlichen Prinzessinnen kommen nur Erzherzogin Maria Christine (1742—1798), die nachmalige Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, und Maria Amalie, Herzogin von Parma (1746—1804), als Spielgenossinnen in Betracht. Alle übrigen Erzherzoginnen, besonders Maria Carolina (1752—1814), später Königin von Sizilien, und Maria Antoinette (1755—1793), die spätere Gattin Ludwigs XVI. von Frankreich, waren zu jener Zeit (vor 1753) zu jung oder noch ungeboren.

[13]) Karoline, verwitwete Reichsgräfin von Fuchs, geb. Gräfin von Mollart (1675—1754), war Aja und Erzieherin, später Obersthofmeisterin der Kaiserin Maria Theresia und dieser so lieb und wert, daß sie nach ihrem Ableben (27. April 1754) über Befehl der Kaiserin in der Kapuzinergruft, der Begräbnisstätte des österreichischen Erzhauses, beigesetzt wurde (vgl. Cölestin Wolfsgruber, Die Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien, Wien 1887, S. 210ff., Nr. 47; Wurzbach, Biogr. Lexikon, IV, S. 391f.).

[14]) Dies war also im Jahre 1753. Die „Staats- und Standeskalender“ von 1754ff. führen Charlotte Hieronymus nicht unter den Kammerdienerinnen der Kaiserin an, erst von 1763 (S. 422) ab ist sie als solche verzeichnet und trat daher diese Stelle 1762 an. Vorleserin mag sie bereits früher gewesen sein. Dieser Dienst

mußte kniend versehen werden (Hormayr, Taschenbuch, XXXIV, S. 112). Über das Amt einer Vorleserin vgl. man Wolf, Hofleben, S. 83.

[14a]) Über Maria Theresias Toilette bietet Wolf, Hofleben, S. 183f. einige nähere Angaben.

[15]) Richtiger: Man liebet vor sich selbst und nicht vor seine Väter (Albrecht von Haller, Die Alpen, 1732: Kürschners Deutsche National-Litteratur, XLI, 2, S. 20, Vers 120).

[16]) Prinz Franz von Lothringen, der spätere deutsche Kaiser Franz I., war am 8. Dezember 1708 geboren, und kam Ende Dezember 1723 nach Wien, wo er alle durch sein freundliches, liebes Benehmen bezauberte (vgl. Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre, I [Wien 1863], S. 9ff.); er gewann die Liebe der Erzherzogin Maria Theresia, mit der er sich am 12. Februar 1736 vermählte. Seit 9. Juli 1737 war er Großherzog von Toskana, trat aber die Regierung erst im Januar 1739 an.

[17]) Karl Alexander, Prinz von Lothringen und Bar (1712—1780), österreichischer Feldherr, war seit 1744 mit Maria Anna, der Schwester Maria Theresias, vermählt. Vier Jahre nach dem Tode seiner Frau wurde er 1748 Gouverneur der Niederlande.

[18]) Erzherzogin Maria Anna (1718—1744), seit Januar 1744 mit dem Herzog Karl von Lothringen verehelicht, wurde 1744 Generalgouvernantin der Niederlande und starb im Dezember 1744 zu Brüssel an den Folgen des Kindsbettes.

[19]) Apostolo Zeno (1668—1750) aus Venedig war von 1715 bis 1729 Hofpoet in Wien und erfreute sich der besonderen Gunst des Kaisers Karl VI. Karoline Pichler irrt, wenn sie ihn zum Hofpoeten Kaiser Leopolds I. († 1705) macht.

[20]) Pietro Bonaventura Metastasio (1698—1782), ein gebürtiger Römer, wurde 1729 als Hofpoet in Wien der Nachfolger Zenos. Er stand sowohl bei Kaiser Karl VI. als auch bei Maria Theresia in großer Gunst. Er starb in Wien und liegt in der Michaelerkirche begraben. — Karoline Pichler bearbeitete später eines seiner Gedichte (Der Abschied: Sämmtliche Werke, [2]XVI. S. 41ff.).

[21]) Über die Licenza vgl. man Otto Jahn, W. A. Mozart, I (Leipzig 1856), S. 228.

[22]) Diese Kammerdienerin hieß Karoline Mercier; sie versah ihren Dienst von 1762—1776 (Staats- und Standeskalender, Wien 1763, S. 422; Hof- und Staatsschematismus, 1776, S. 364).

[23]) Nach Metastasios Bericht (Opere scelte, V [Milano 1820], p. 345) spielte sich dieser Vorfall 1755 vor der Geburt der Erzherzogin Maria Antoinette ab. Der Wettende war Graf Hans Karl Dietrichstein (1728—1808), der spätere Oberststallmeister Josefs II. (vgl. über ihn Wolf, Hofleben, S. 154, 296 und Fürstin Eleonore

Liechtenstein. Wien 1875. S. 276f.; Matth. Feyfar, Die erlauchten Herren auf Nikolsburg. Wien 1879. S. 304ff.).

[24]) Metastasios Fassung (a. a. O. V, 345) weicht etwas ab: Zeile 1 Jo perdei, l'augusta figlia; 2 mi ha; 3 a voi...

[25]) Am 11. September 1741 trat Maria Theresia in Preßburg, aber ohne den Kronprinzen Josef, der in Wien verblieben war, vor die Ungarn, klagte ihnen ihr Leid und veranlaßte dadurch das allgemeine Aufgebot (Alfred von Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre, I [Wien 1863], S. 298ff. und 405 Anm. 18).

[26]) Die Belagerung von Olmütz begann am 5. Mai 1758, zu einer Zeit, wo Maria Theresia mit ihrem Hofstaat nach Laxenburg zu übersiedeln pflegte. Der Kriegsgefahr wegen riet man der Kaiserin, sie möge nach Graz reisen, doch sie blieb fest und wollte Wien erst verlassen, bis die Preußen vor den Toren Wiens stünden (vgl. Arneth, Geschichte Maria Theresias, V [Wien 1875], S. 361; Wolf, Hofleben, S. 181). Der von Karoline Pichler mitgeteilte Ausspruch, den, ihr folgend, auch Wolf (S. 120) bringt, kann Maria Theresia nur in der ersten Erregung entschlüpft sein. Tatsächlich ging man 1758 nicht nach Laxenburg (Wolf, S. 181).

[27]) Der Überbringer der Siegesnachricht von der gewonnenen Schlacht bei Hochkirch (14. Oktober 1758) war des Feldherrn Daun Flügeladjutant, Major von Rothschütz. Das „Wienerische Diarium" (1758, Nr. 83, danach Arneth, Maria Theresia, V, S. 423) weiß von dieser intimen Szene nichts, während Wolf (S. 121), dem aber wahrscheinlich die Pichler als Quelle diente, darüber berichtet.

[28]) Unrichtig; Greiner war 1761 Konzipist beim kaiserlichen Hofkriegsrat, 1766 Hofkriegssekretär und erst 1769 zur böhmisch-österreichischen Kanzlei als Hofsekretär versetzt worden (vgl. oben Anm. 7).

[29]) Nach Rousseau (s. nächste Anmerkung) war er ein ungarischer Edelmann, namens Baron Sauttern, beziehungsweise, wie sich später herausstellte, namens Sautternheim. Vielleicht ist aber auch dieser Name nicht der richtige, denn in einem Brief (datiert: Motiers, le 20 mai 1764) an Mr. de S... (Sauttern) spricht Rousseau davon, daß er sich am Wiener Hofe nach ihm erkundigte, sein Name dort aber nicht bekannt sei (Seconde partie des Confessions, III [Génève 1789], p. 108 ff.).

[30]) Jean Jacques Rousseau (Seconde partie des Confessions, II [Génève 1789], p. 313ff. = Bekenntnisse. Deutsch von Levin Schücking, II [Hildburghausen 1870], S. 417ff.) berichtet, daß einige Monate nach seiner Ankunft in Motiers-Travers (10. Juli 1762) sich ein junger Ungar, namens Baron von Sauttern, neben ihm niederließ, der von Zürich aus an ihn empfohlen war. Seine Liebenswürdigkeit öffnete ihm Rousseaus Herz und beide wurden

unzertrennliche Freunde. Rousseau rühmt an ihm die Sanftmut des Charakters, gebildetes und elegantes Wesen, große körperliche Reinlichkeit und eine außerordentliche Zurückhaltung in allen Reden. Bald wurde Rousseau aber von Genf aus verständigt, daß Sauttern ein, im Dienste der französischen Regierung stehender Spion sei. Rousseau versuchte ihn, indem er mit ihm nach Pontarlier ging, ihm dort den Brief vorlas und ihn gleichzeitig versicherte, daß er an dieses Gerücht nicht glaube. Freilich, kurz vorher, scheint er doch nicht ganz sicher gewesen zu sein, sonst hätte er unterm 23. April 1763 vom Marschall von Luxembourg nicht Auskünfte über Sauttern verlangt (vgl. Auguste Rey, Jean Jacques Rousseau dans la vallée de Montmorency. Paris 1909, p. 222). Beinahe zwei Jahre verblieb Sauttern in Motiers, dann ging er vorm Mai 1764 plötzlich nach Straßburg, wo er mit einer verheirateten Frau ein früheres Verhältnis wieder anknüpfte. In Motiers ließ er eine häßliche Wirtsmagd schwanger zurück. In Straßburg lebte er im Hause seiner Geliebten zusammen mit deren Mann. Noch im Jahre 1764 ging er nach Paris und schrieb, da es ihm sehr elend ging, wiederholt an Rousseau, der ihm mit Geld aushalf und ihn im Dezember 1765 dort bei der Durchreise besuchte. 1767 kehrte Sauttern wieder nach Straßburg zurück, schrieb von dort aus an Rousseau und starb bald danach.

[31]) Maria Ludovica (1745—1792), Tochter Karls III. von Spanien, wurde am 5. August 1765 in Innsbruck dem Erzherzog Leopold, nachmaligem Kaiser, angetraut.

[32]) Über die Ambraser Sammlung vgl. man Joh. Primisser, Kurze Nachricht von dem k. k. Raritätenkabinet zu Ambras in Tyrol. Innsbruck 1777 und Alois Primisser, Die kaiserlich-königliche Ambraser-Sammlung. Wien 1819.

[33]) Valentin Jamerai Duval, geboren 1695 zu Artonnay in der Champagne, ein besonderer Liebling Kaiser Franz I., kam mit diesen nach Florenz, dann 1743 nach Wien, wo er in der Hofburg eine Wohnung bezog. 1748 wurde er Direktor des Münzkabinetts und starb als solcher 1775 in Wien (Wurzbach, III, S. 401 ff.) — Studierend wurde er von den Prinzen Leopold Clemens und Franz im Walde bei St. Anna in Lothringen am 13. Mai 1717 aufgefunden. Herzog Leopold ließ ihn dann bei den Jesuiten zu Pont-à-Mousson studieren (vgl. Albrecht Christoph Kayser, Leben des Herrn Valentin Jamerai Duval. Regensburg 1784. S. 17 ff.).

[34]) Duval nannte alle weiblichen Wesen, zu denen er eine gewisse Zuneigung hatte, „Bibi", besonders aber das Fräulein Anastasia Socoloff (vgl. Kayser, S. 44 und 58, Anm.; vgl. auch Duval, Oeuvres, I [St. Petersbourg 1784], S. 123 ff. und II, S. 1 ff. und 238 ff.: Briefe an die Socoloff und an die Hofdame Guttenberg).

[35]) Gemeint ist die Münzensammlung im Schloß Ambras, die, ebenso wie die übrigen Sammlungen unter der Aufsicht der jeweiligen Schloßhauptmänner stand, die vor Joh. Primisser (1773) gleichgültig und unfähig waren, eine Sammlung in Ordnung zu halten (vgl. Alois Primisser, a. a. O., S. 23). Der damalige Schloßhauptmann, gleichzeitig Hofburgpfleger war Karl Maximilian von Khiepach (frdl. Mitteilung des Herrn Kustosadjunkten K. Schwarz in Innsbruck).

[36]) Vgl. darüber Arneth, Geschichte Maria Theresias, VII (1876), S. 147f. und Wolf, Hofleben, S. 263f.

[37]) Maria Theresias Trauer um ihren verstorbenen Gemahl bringt ein Brief an die Gräfin von Enzenberg vom 12. Februar 1766 (Arneth, Maria Theresia, VII [Wien 1876], S. 163) besonders schön zum Ausdruck. Manche von der Pichler angegebenen Details werden dadurch bestätigt. Vgl. noch Arneth, VII, S. 148f. und 158; Wolf, Hofleben, S. 264f. und 272f. (hier ist die Pichler Quelle).

[38]) Das Datum stimmt nicht völlig; denn meist kam Maria Theresia am 19. August in die Kapuzinergruft (vgl. das Verzeichnis ihrer Gruftbesuche bei Cölestin Wolfsgruber, a. a. O. S. 61ff.).

[39]) Eine Abbildung bei Wolfsgruber, a. a. O. S. 243. Das Grabmal war aber bereits 1754, also noch zu Lebzeiten Kaiser Franz I., von B. Moll verfertigt und aufgestellt worden (Wolfsgruber, S. 254). Eine genaue Beschreibung samt Wiedergabe der Inschriften bei Wolfsgruber, S. 254ff.

[40]) Wir wissen, daß Maria Theresia 1725 als Kind bereits in einer Oper und 1739 zusammen mit der berühmten Senesino in Florenz ein Duett sang (s. Bäuerles Wiener Theaterzeitung, LIII [Wien 1859], S. 550; Otto Jahn, W. A. Mozart, I [Leipzig 1856], S. 37). 1735 entzückte ihr Gesang Metastasio (vgl. Th. G. von Karajan, Aus Metastasios Hofleben. Wien 1861. S. 13).

[41]) Anna Jameson, Memoirs of celebrated female sovereigns, 2 vol. London 1831. — 2. verm. Aufl., London 1834. — Pichler lernte die Verfasserin persönlich kennen, vgl. II, S. 299ff.

[42]) Gemeint ist die schöne Gräfin Maria Wilhelmine Auersperg (1738—1775), früher Hofdame der Kaiserin Maria Theresia und seit 1755 mit dem Grafen Johann Adam Auersperg verehelicht. Sie war eine leidenschaftliche Spielerin, im Spiele aber nie glücklich. Maria Theresia war auf sie sehr eifersüchtig und schloß sie von mancher Hoffestlichkeit aus (vgl. Wolf, Hofleben, S. 151f.). Auch andere Frauen, so die Gräfin Colloredo und die Gräfin Palffy sah Franz I. gerne (Wolf, Hofleben, S. 140).

[43]) Wenn sich Franz I. auch nicht oft den Staatsgeschäften widmete, wovon ihn übrigens Maria Theresia ziemlich ferne hielt, so betrieb er doch verschiedene Liebhabereien, so die Jagd, die

Gartenkunst und das Spiel, und ergab sich auf dem Gebiete der Münzen und Medaillen einem wissenschaftlichen Dilettantismus. Er war ein ausgezeichneter Ökonom und Sparmeister, hatte daher die oberste Leitung des Finanz- und Schuldenwesens des Staates mit Erfolg inne. Vgl. Arneth, Maria Theresia, VII, S. 149ff. und Wolf, Hofleben, S. 141ff.

[44]) Das Eingeklammerte fehlt im Drucke; in der Handschrift durchstrichen.

[45]) Die Hochzeit fand am 20. April 1766 statt. — In der Trauungsmatrik der k. k. Hof- und Burgpfarre in Wien findet sich darüber folgender Eintrag (t. II. fol. 61. — Frdl. Mitteilung des hochw. Herrn Hofburgpfarrvikars Dr. Lehner): „Anno 1766 die 20. Aprilis. Perillustris D. Franciscus de Greiner, Coelebs, Belli Aulico-Consilii Secretarius, Viennensis, deposito prius propter impedimentum ortum in denuntiationibus, Libertatis juramento et domicella Charlotta de Hieronymo Cubicularia Augustae Imperatricis et Reginae Viduae iuxta ritum Sacri Concilii Tridentini matrimonialiter in praesentia Aug. Imperatoris Josephi II. Imperatris Viduae et Regnantis etc. copulati sunt in Capella Camerae Aulica circa 8. vespert. a me Francisco Conrado Briselance de Renndorff Parocho Aulico. Testes praesentes erant: Ill. D. Joannes Georgius Liber Baro de Grechtler, generalis Vigiliarum magister, et Supremus Belli Commissarius, perill. D. Philippus de Managetta Circuli in infer. Austria Capitaneus, Magnific. D. Joannes Andreas de Kestler Medicus Aulicus, et praenob. D. Joannes Adamus de Mayer consil. Aulicus, et secretarius Camerae aerarii Thesaurarius." — Die Hochzeiten bei Hofe trugen alle ziemlich den gleichen Charakter, vgl. Wolf, Hofleben, S. 79.

[46]) Maria Josefa Gräfin Paar, geb. Gräfin von Oettingen (1686 bis 1771), seit 1754 Obersthofmeisterin der Kaiserin, als Nachfolgerin der Gräfin Fuchs (vgl. Wurzbach, XXI, S. 148, Nr. 11).

[47]) Es ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß die Geburt der Karoline von Greiner in der Taufmatrik der Pfarre Schotten (Wien I) nicht vermerkt ist, während die ihres Zwillingsbruders Franz Sales unterm 7. September 1769 (Taufprotokoll, Bd. 37, Fol. 115a) eingetragen ist. Da sie die Nottaufe erhielt, scheint man in der Eile die Eintragung vergessen zu haben.

[48]) Über den großen Kometen des Jahres 1769 vgl. man J. J. Littrow, Über Kometen. Neue Auflage. Wien 1835. S. 59f.

[49]) Hieß Franz Salesius und starb am 5. April 1770, $^{1}/_{2}$12 Uhr nachts, im Alter von 6 Monaten am Kopffraß (Totenprotokolle der Stadt Wien im Stadtarchiv. Bd. 98, Buchstabe C, G, K, Fol. 17b).

[50]) Hieß Josef Franz Vinzenz und wurde am 19. Oktober 1767, nachmittags 4 Uhr geboren. Sein Vater war damals Hofsekretär

in Commissariaticis. Taufpate war Anton Faucherand, k. k. Kammerdiener, als Vertreter Ihrer Majestäten des Kaisers Josef und der Kaiserin Maria Theresia (Taufprotokoll der Pfarre Schotten in Wien, Bd. 37, Fol. 13b).

[51]) Franz Xaver Josef Nikolaus wurde abends 9 Uhr am 10. September 1772 geboren und in der Schottenkirche getauft. Taufpate war Franz Josef Diwald, Universitätskanzlist (Taufprotokolle der Pfarre Schotten in Wien, Bd. 38, Fol. 29a).

[52]) Dies geschah am 31. März 1773. Greiner übersprang alle seine Vordermänner. Sein Gehalt als wirklicher Hofrat und geheimer Referent bei der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei betrug 4000 Gulden (Arneth, Sitzungsberichte, XXX, S. 314).

[53]) Frau Katharina Greiner gehörte „im tiefen Graben" das Haus Nr. 318 (später Nr. 241); dem Hofrat Greiner das Haus Nr. 319 (später Nr. 240. — vgl. Verzeichniß der in der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien befindlichen Gassen, Hausinnhabern, deren Schildern und numerirten Häusern. Wien 1774. S. 13). Nach dem Tode seiner Mutter hatte Hofrat Greiner beide Häuser im Besitze (Verzeichniß usw. Wien 1778. S. 19). Nach seinem Tode gehörte das Haus Nr. 240 der Karoline Pichler, während Nr. 241 verkauft wurde (Jos. Joh. Grosbauer, Vollständiges Verzeichniß aller in der k. k. Haupt- und Residenz-Stadt Wien befindlichen numerirten Häuser. Wien 1804. S. 9). Was Karl Aug. Schimmer (Ausführliche Häuser-Chronik der innern Stadt Wien. Wien 1849 S. 48, Nr. 233 und 234) bietet, ist dürftig und teilweise unrichtig; nur soviel ist daraus zu entnehmen, daß Nr. 240 (Schimmer Nr. 233) 1820 nicht mehr im Besitze der Pichler war.

[54]) Dies geschah am 10. September 1773 (vgl. Arneth, Maria Theresia, IX, S. 99f.).

[55]) Josef Anton Gall (1748—1807) wurde 1771 zum Priester geweiht und kam 1773 nach Wien, um Felbigers Normalschule aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er wurde an dieser Katechet; 1779 Pfarrer in Burgschleinitz, aber bereits 1780 Oberaufseher der deutschen Schulen Niederösterreichs in Wien. Sämtliche Schulreformen aus den Jahren 1780—1789 gehen auf seine Anregung zurück. 1787 wurde er Domherr bei St. Stephan und 1788 Bischof von Linz (vgl. Wurzbach, V, S. 65f.). Über seine Wirksamkeit als Bischof und über seine Verdienste um die Errichtung des Priesterseminars in Linz vgl. man J. Megerle von Mühlfeld, Memorabilien des österreichischen Kaiserstaates II, (Wien 1827), S. 202 und Rudolf Hittmair, Der Josefinische Klostersturm im Land ob der Enns. Freiburg i. B. 1907. S. 403ff., 493. — Über einen Besuch bei ihm in Linz und Mondsee 1792 s. oben S. 163ff.; über einen solchen in Gleink 1806 oben S. 287f.

[56]) Josef Anton Steffan (1726—1797) kam frühzeitig aus Böhmen nach Wien, war ein Schüler Wagenseils und wurde Hofklaviermeister, als welcher er die Erzherzoginnen Maria Antoinette, Maria Karoline und Elisabeth unterrichtete. Hofrat Greiner war sein Jugendfreund und Gönner, der ihn anspornte, deutsche Lieder herauszugeben und ihm die Texte dazu aussuchte. 1778—1780 erschienen diese als „Sammlung deutscher Lieder fürs Klavier" in 3 Teilen. Vgl. Wurzbach, XXXVII, S. 286ff.; R. Eitner, Biographisch-Bibliographisches Quellen-Lexicon der Musiker und Musikgelehrten, IX (Leipzig 1903), S. 261f.

[57]) Vgl. Arneth, Sitzungsberichte, XXX, S. 317f. Besonders bei der Aufhebung der Frone in Böhmen, die gar nicht in sein Referat fiel, da Greiner das für Niederösterreich in der Hofkanzlei hatte, zog sie ihn wiederholt zu Rate und entschied nach seinen Gutachten (Arneth, XXX, S. 322ff.). Jeden Mittwoch erschien er bei der Kaiserin in Privataudienz (Arneth, XXX, S. 327). Wiederholt gab sie ihm ihre Zufriedenheit zu verstehen (Arneth, XXX, S. 316) und erkundigte sich nach seiner Gesundheit (Arneth, XXX, S. 315f.). Sogar in ihrem Testamente bedachte sie ihn mit 1000 Dukaten und einer goldenen Dose (Arneth, Maria Theresia, X, S. 735).

[58]) Herausgegeben in Auswahl (72 Stücke) von A. Arneth, Sitzungsberichte, XXX, S. 333ff. Im ganzen sind es 120 Schreiben Greiners, davon 109 Bemerkungen Maria Theresias tragen; dazu kommen 5 eigenhändige Billetts der Monarchin. Die gesamte Korrespondenz, aus den Jahren 1772—1780 stammend, wurde von Karoline Pichler der Kaiserin Karoline Auguste († 1873) testamentarisch überwiesen (vgl. Arneth, XXX, S. 311).

[59]) 4000 Gulden, vgl. oben Anm. 52.

[60]) Seit 3. November 1616 mußten in Wien den höheren Hofbeamten von seiten der Bürgerschaft Freiquartiere beigestellt werden. Diese hob Kaiser Josef gegen eine jährliche Abfindungssumme von seiten der Hausbesitzer am 16. Februar 1781 auf (vgl. Franz Gräffer, Kleine Wiener Memoiren, III [Wien 1845], S. 13f.; oben S. 63f.).

[61]) Salvatorgässel, Nr. 429; zu jener Zeit im Besitze des Freiherrn Augustin von Aichen (vgl. Verzeichniß usw. Wien 1774. S. 16). Von 1775 (s. Hof- und Staatsschematismus. 1776. S. 97) bis 1777 (s. oben S. 46) wohnten Greiners darinnen.

[62]) Zenëide wurde am 27. Mai 1759 auch in Laxenburg gespielt (Wolf, Hofleben, S. 189). — L'isle déserte, comedie en un acte et en vers, par M. C . . . . (Collet). Paris 1758 (A. Barbier, Dictionnaire des ouvrages anonymes. II³. [Paris 1874], Sp. 888).

[63]) Weiß und Rosenfarb. Ein Singspiel in einem Aufzuge von J. F. Ratschky (Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1777.

Wien [1776]. S. 39ff.). Das französische Widmungsgedicht „A Monsieur Noverre" enthält eine, Pichlers Erinnerung bestätigende Stelle:

Je n'ai point, d'égaler Ton Ballet admirable,
Le désir trop altier:
Non, mon œuvre imparfait ne demande autre chose,
Qu'une feuille de Ton laurier,
Si j'ai de Blanc et Rose
Attrapé quelques traits.

Jean George Noverre (1727—1810) war Hoftänzer und Tanzmeister (vgl. Otto Jahn, W. A. Mozart, II [Leipzig 1856], S. 225; Oskar Teuber in: Die Theater Wiens, II, 1 [Wien 1895], S. 114ff., mit Bildnis).

[64]) Franz Anton Mesmer (1734—1815) studierte in Wien Medizin, wo er 1766 zum Doktor der Medizin promoviert wurde und hernach seine Praxis im eigenen Hause ausübte. 1772 benützte er den Magnet zu Heilzwecken, 1773 bereits heilte er durch Auflegen der Hände („tierischen Magnetismus") und erzielte in Ungarn große Erfolge. 1775 faßte er seine Entdeckungen in 27 Lehrsätzen zusammen. Unterdessen behandelte er das Fräulein v. Paradis, nicht ohne Erfolg; die üblen Erfahrungen aber, die ihm schließlich wurden, zwangen ihn, 1777 Wien zu verlassen. Er ging nach München und 1778 durch die Schweiz nach Paris, flüchtete aber im Trubel der Revolution. Später lebte er in Frauenfeld und Konstanz seiner ärztlichen Tätigkeit. Über diesen Mann, sowie über seine Lehre bietet Justinus Kerner (Franz Anton Mesmer aus Schwaben, Entdecker des thierischen Magnetismus. Frankfurt a. M. 1856) interessante Aufschlüsse, ihm folgt Karl Kiesewetter (Franz Anton Mesmers Leben und Lehre. Leipzig 1893. S. 99ff.); dagegen Eugen Sierke, Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1874, S. 70ff. — Wenn die Pichler sagt, Mesmer sei zur Zeit, als er die Paradis behandelte, ein junger Mann gewesen, so stimmt dies nicht ganz, denn damals war er bereits 40 Jahre alt.

[65]) Maria Theresia von Paradis (1759—1824) war im dritten Lebensjahre plötzlich erblindet. In der Folge entwickelte sich in ihr ein reiches Innenleben, besonders kam der musikalische Sinn zur Geltung. Sie wurde im Gesang und Klavierspiel unterrichtet und sang bereits mit 11 Jahren Pergoleses Stabat mater in der Augustinerkirche. 1777 fällt ihre Bekanntschaft mit Mesmer, die mit einem schrillen Mißton endete (s. Anm. 71). 1784 unternahm sie, von ihrer Mutter begleitet, ihre erste Kunstreise (Deutschland, Schweiz), erregte überall Bewunderung und erzielte Erfolge. 1785 vollführte sie ihre zweite Kunstreise (Paris, London und Brüssel), überall wahre Triumphe feiernd. 1787 kehrte sie nach Wien zurück

und lebte fortan hier dem Musikunterricht und der Komposition. Ihre Werke, seinerzeit bewundert, sind heute verschollen. Vgl. Wurzbach, XXI, S. 286ff.; Eitner, VII, S. 316f. und L. A. Frankl, Maria Theresia von Paradis. Linz 1876. S. 8ff. mit Bildnis. — M. Paradis hatte ein Stammbuch, dessen Einträge, aus der Zeit von 1774—1803 stammend, von bedeutenden Zeitgenossen herrühren (vgl. Hermannstädter Zeitung 1863, Nr. 119 und Frankl, S. 21ff.); darunter auch eine Einzeichnung der Karoline Pichler (Frankl, S. 34 = Pichler, Sämmtliche Werke. [2] XVI. S. 48f.; unten Anm. 345), die später mit der Paradis eng befreundet war, mit ihr musizierte und bei ihrem Hochzeitsfest durch die Paradis angenehm überrascht wurde (vgl. oben S. 190ff., 296).

[66]) S. oben S. 190ff.

[67]) Johann Jakob von Well (1725—1787), ursprünglich Apotheker, dann Arzt und Naturhistoriker, war seit 1760 Professor der Naturwissenschaften an der Universität Wien (Wurzbach, LIV, S. 225).

[68]) Nikolaus Josef Freiherr von Jacquin (1727—1817), einer der größten Botaniker, kam 1752 zur Vollendung seiner Studien nach Wien und wurde hier 1768 Universitätsprofessor (vgl. Wurzbach, X, S. 26ff.). Er wohnte am Rennweg im botanischen Garten, dort fanden berühmte Mittwoch-Abende statt (oben S. 158).

[69]) Es waren dies die neunzehnjährige Zwelferine und die achtzehnjährige Ossine (Frankl, S. 13f.; Sierke, S. 126f., 132f.).

[70]) Nach einem eigenhändigen Berichte des Vaters der Paradis, des Regierungsrates Josef Anton von Paradis, erhielt sie durch Mesmers Behandlung wenigstens auf einige Zeit das Augenlicht wieder, wie verschiedene Proben bewiesen (Kerner, S. 62ff., Kiesewetter, S. 107ff.); Sierke (S. 138ff.) hält diesen Bericht für eine Fälschung Mesmers.

[71]) Obwohl Prof. v. Störck und der Augenarzt Prof. Barth sich von ihrem Sehvermögen überzeugt hatten, erklärte letzterer doch, sie sehe nicht. Prof. Ingenhousz und P. Hell traten gegen Mesmer energisch auf, der Vater der Paradis wurde aufgehetzt, seine Tochter von Mesmer zurückzuverlangen. Vater und Mutter führten in Mesmers Haus eine schreckliche Szene auf, die Tochter erblindete neuerdings aus Aufregung, Mesmer behandelte sie wieder, da erschien am 2. Mai 1777 vom Prof. v. Störck die Verfügung, dem „Betruge ein Ende zu machen". Mesmer verließ Wien, Fräulein von Paradis blieb blind. — Vgl. darüber Kerner, S. 69ff.; Frankl, S. 14f.; Julius Wiesner, Jan Ingen-Housz. Wien 1905. S. 44; Sierke, S. 128f., 138 (Mesmer soll die Paradis verführt haben).

[72]) Mesmer kam 1778 nach Paris und blieb dort bis 1789. Er erregte Aufsehen, gewann viele Freunde und Anhänger, über

20 „Harmonische Gesellschaften“ wurden begründet, ein heftiger Kampf entbrannte zwischen seinen Anhängern und Gegnern. Vgl. die eingehenden Schilderungen bei Kerner, S. 72ff. und Kiesewetter, S. 114ff., 124ff.; Sierke, S. 147ff.

[73]) Lorenz Leopold Haschka (1749—1827), zuerst Novize bei den Jesuiten, dann Erzieher und Lehrer, später Professor der Ästhetik am Theresianum und Kustos der Wiener Universitätsbibliothek (1797). Seine Dichtungen (Oden) erschienen einzeln und wurden nie gesammelt. Ursprünglich glühender Josephiner, entwickelte er sich später aus materiellen Gründen zu einem Reaktionär. Man vgl. Wurzbach, VIII, S. 20ff., Goedeke, V, S. 406f., VI, S. 532f. und die eingehende Untersuchung von Gustav Gugitz (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, XVII [Wien 1907], S. 32ff.), gegen deren Schlußergebnisse sich Eugen Guglia (Das Theresianum in Wien. Wien 1912. S. 209f. Anm. 6) wendet. Haschka war Gelegenheitsdichter, dessen Muse meist historische Ereignisse besang. Häufig genug fehlt ihm, den Barden, der Schwung, auch ist er vom Schwulst nicht freizusprechen; vgl. die Charakteristik, welche Otto Rommel (Der Wiener Musenalmanach. Wien 1906. S. 185ff.) von seinen dichterischen Leistungen gibt. Als Verfasser der österreichischen Volkshymne in ihrer ursprünglichen Gestalt ist er heute noch bekannt. — Im Jahre 1776 kam er in das Haus der Greiner, wo er bald eine große Rolle spielte (man vgl. die Affäre mit der Klopstockischen Ode „An den Kaiser!“ bei Gugitz, XVII, S. 63ff.) und sogar Hausgenosse wurde (oben S. 46, 56, 72). Freilich dürfte hier ein Liebesverhältnis, das sich zwischen ihm und der Frau vom Hause entspann (vgl. Gugitz, a. a. O. XVII, S. 53ff., 74), hereingespielt haben. Verdrießlichkeiten, die daraus entsprangen, führten dazu, daß Haschka das Haus wieder verließ (s. oben S. 75), doch blieb er zeitlebens der Familie und der Frau (vgl. seinen Brief vom 2. August 1792: Gugitz, XVII, S. 54f.) zugetan. Am ersten Jahrestag der Bekanntschaft mit Frau Greiner (3. November 1777) sang er ihr eine schwungvolle Ode (ich drucke sie, als äußerst selten, unten ab), in der er auch die kleine Lotte apostrophiert. Diese verdankte ihm viel. Latein lehrte er sie (oben S. 75), machte sie mit der deutschen Literatur bekannt (oben S. 44, 60, 72f.) und führte sie in die Grammatik und Ästhetik ein (S. 51, 78); später las sie gemeinsam mit ihm und Alxinger lateinische Klassiker (S. 134). Als sie heiratete, widmeten ihr Alxinger und Haschka zwei Gedichte zum Hochzeitstage (Goedeke, VI, 532, 11), die leider verschollen sind. Früher schon (August 1795) hatte Haschka ihr eine Ode „Das Landleben“ (Magazin der Kunst und Literatur, III, 3 [Wien 1795], S. 260ff.) zugeeignet, worin er sie mit

„Du! die Pans begrünte Reviere liebet
Und auf Maros Flöte so reizend schildert“

anredet (S. 262). Ihrem Hause blieb er zu Lebzeiten der Mutter als auch später ein treuer Freund (oben S. 260), er begutachtete ihre Gleichnisse (s. oben S. 227), wies sie auf die Bibel als Stoffquelle für Idyllen (oben S. 262f.), dichtete einen Prolog zum Namenstag der drei Karolinen (S. 298), lobte Pichlers Romane Reinhold gegenüber (I. Anm. 509, II. Anm. 189) und führte manchen Gast ins Greinersche Haus ein (oben S. 48f., 82f., 239; Gugitz, XVII, S. 121). Von seiner Anhänglichkeit zeugen zwei Briefe, die Karoline Pichler (Frankls Sonntagsblätter, II [Wien 1843], S. 617ff.) mitteilte. 1843 widmete sie ihm (ebd. II, S. 266) eine kleine Skizze, worin sie ihn von dem Vorwurf, daß er das, von Alxinger geschenkt erhaltene Geld im Sklavenhandel verlor, reinigte. Über eine komische Szene mit ihm vgl. II, S. 89f.

[74]) Vgl. oben Anm. 5.

[75]) Diese, oben S. 53, 56 nochmals wiederkehrend, übte auf Karoline poetischen Einfluß aus, war sie doch selbst Dichterin. Sie hieß Elisabeth Schweitzer und wurde im Testament ihres Vetters Franz Sales von Greiner vom 11. Oktober 1767 in § 6 mit 100 Dukaten bedacht, war aber bei seinem Ableben (1798) bereits tot (vgl. seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 67 ex 1798). — Vgl. noch II. S. 37f.

[76]) Dieser Absatz fehlt im Druck; in der Handschrift ist er durchstrichen.

[77]) Die Wohnung befand sich im Hause Nr. 1163 (später Nr. 1201; Verzeichniß usw. Wien 1778. S. 70). Greiners wohnten hier von 1777—1781 (s. oben S. 64 und Hof- und Staatsschematismus. 1778. S. 9).

[78]) Dieses Lied, dessen Verfasser man bisher vergeblich suchte, taucht zuerst 1841 im Druck auf und lebt heute noch im Volke (Hoffmann-Prahl, Unsere volkstümlichen Lieder.[4] [Leipzig 1900], S. 14, Nr. 52; John Meier, Kunstlieder im Volksmunde, Halle a. S. 1906. S. 58, Nr. 351). Ein vollständiger Text bei Wilibald Walter, Sammlung deutscher Volkslieder. Leipzig 1841. S. 60, Nr. 40.

[79]) Mary Wollstonecraft, Défense des droits des femmes. Ouvrage traduit de l'anglais. Paris et Lyon 1792. Die englische Ausgabe (A vindication of the rights of woman) erschien 1792 in London in einem Bande.

[80]) Johann Baptist von Alxinger (1755—1797) war ein reicher Mann, der die Rechte studiert hatte und k. k. Hofagent wurde; später (1794) übernahm er die Stelle eines Sekretärs des k. k. Hoftheaters. Er ist in seinen Epen ein Nachahmer Wielands, in seinen

Gedichten stark von der Antike beeinflußt. Vgl. Goedeke, IV, 1, S. 232 und Wurzbach, I, S. 23f. betreffs seiner Lebensumstände. Seine dichterische Eigenart zeichnete Otto Rommel, Der Wiener Musenalmanach. Wien 1906. S. 162ff. — Alxinger half Karoline in manchen Gegenständen nach (S. 83), er warnte sie vor den Männern (Anm. 176), las mit ihr lateinische Klassiker (S. 134) und spielte am Haustheater mit (oben S. 112 mit Anm. 224). Er kündete Wieland unterm 11. Februar 1789 an (G. Wilhelm, Briefe des Dichters Joh. Bapt. v. Alxinger, S. 58), daß er nächstens etwas von dem Fräulein von Greiner schicken werde, „womit sie recht zufrieden seyn werden". Sie widmete ihm 1843 eine kurze Notiz (Frankls Sonntagsblätter, II [Wien 1843], S. 266).

[81]) Gottlieb von Leon (1757—1832), ein Wiener, war von 1780 ab Hauslehrer bei Greiners (s. S. 49, 75), kam 1782 als Skriptor an die Wiener Hofbibliothek, wo er es 1816 zum Kustos brachte. Er las mit Karoline deutsche Literatur (s. oben S. 49f.), war mit ihrem Vater zusammen in der Loge zur „wahren Eintracht" (Anm. 195), beteiligte sich lebhaft am Wiener Musenalmanach und gab 1788 eine Sammlung „Gedichte" heraus. Über seine Lebensumstände und Werke vgl. man Wurzbach, XV, S. 1 und Goedeke, VI, S. 533ff.; seine dichterische Entwicklung beleuchtet Otto Rommel, a. a. O. S. 21f. und 191ff. — Eine Erinnerung an die Zeit, wo er mit Karoline v. Greiner schwärmte und träumte, bewahrt sein Gedicht „An Fräulein Carolina von Greiner" (Gedichte. Wien 1788. S. 206ff.), das in dem Wunsch ausklingt, daß beide, obwohl sie jetzt auf der Weltbühne stehen, Weisheit und Phantasie weiterhin begleiten mögen.

[82]) Josef Franz von Ratschky (1757—1810) brachte es vom Hofkonzipisten bis zum Hof- (1806) und Staatsrat (1807). Er war im Amte des Hofrates Greiner (k. k. Direktorium). Er hat hervorragenden Anteil am Wiener Musenalmanach. Als Dichter ist er frisch, ein echtes Wiener Kind, das im Banne der Aufklärung großgewachsen ist. Vgl. Wurzbach, XXV, S. 22ff. und Goedeke, IV, 1, S. 111, VI, S. 536f. Den Dichter kennzeichnet Rommel, a. a. O. S. 203ff. — Ein Singspiel von ihm wurde am Greinerschen Haustheater aufgeführt (vgl. oben Anm. 63). — Hofrat Greiner subskribierte seine „Gedichte" (1785. S. 215).

[83]) Johann Nepomuk Denis (1729—1800), Exjesuit, Lehrer am Theresianum (1759), Kustos (1785) und wirklicher Hofrat (1791) an der Hofbibliothek in Wien, als Gelehrter und Mensch ausgezeichnet, als Dichter der Bardenrichtung angehörig. Er erwarb sich große Verdienste um Ossians Einbürgerung in Deutschland. Vgl. Wurzbach, III, S. 238ff.; Goedeke, IV, 1, S. 109 und P. von Hofmann-Wellenhof, Michael Denis. Innsbruck 1881. —

Er war der Karoline Pichler bei der Herausgabe der „Gleichnisse" behilflich (oben S. 227). — Was Hofmann (a. a. O. S. 359) über die Beziehungen des Denis zu den Greiners sagt, entnimmt er K. Pichler.

[84]) Karl Mastalier (1731—1795) trat 1749 in den Jesuitenorden ein. Nach dessen Aufhebung erhielt er ein Titularkanonikat in Laibach, lebte aber in Wien seiner Muse. Er verfaßte Oden und bildete Horaz nach (Wurzbach, XVII, S. 90ff.; Goedeke, IV, 1, S. 110).

[85]) Johann Alois Blumauer (1755—1798), ein Oberösterreicher, Exjesuit, Mitglied der Freimaurer, Bücherzensor (1781) und schließlich Buchhändler (1793). Ursprünglich strenger Josephiner mit satirischer Begabung (Virgils Äneis travestiert. Frankfurt 1783), verstummt in der Zeit der Reaktion seine Muse. Er starb in ärmlichen Verhältnissen, sein Name aber blieb, trotz des Zynismus, der seine späteren Gedichte auszeichnet, der Nachwelt erhalten. Vgl. Goedeke, IV, S. 236ff., Nr. 28, Wurzbach, I, 436ff. Eine eingehende Darstellung seines Lebensganges und seiner dichterischen Entwicklung bietet P. Hofmann v. Wellenhof (Alois Blumauer. Wien 1885), wozu Gustav Gugitz (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. XVIII, [Wien 1908], S. 27ff.) wertvolle Ergänzungen gab. Betreffs des Verkehrs bei Greiners kommt dieser über die Angaben der Pichler nicht hinaus (Jb. XVIII, S. 96). Von Blumauer ist noch ein Billett erhalten, worin er Leon bittet, ihn bei Greiner wegen Nichtkommen zu entschuldigen (Hofmann, S. 128). Sowohl der Hofrat Greiner als seine Frau subskribierten Blumauers „Äneis" (I [Wien 1784], S. IX; II [Wien 1785], S. XII), welche auch Karoline las (oben S. 134f.).

[86]) Johann Josef Eckhel (1737—1798), ein berühmter Numismatiker, seit 1751 im Orden der Jesuiten. Nach dessen Aufhebung Weltpriester und Direktor der antiken Münzen und Universitätsprofessor. 1792 bis 1798 erschien sein numismatisches Lebenswerk, das die Systematik der antiken Münzen auf eine neue Grundlage stellte (Wurzbach, III, S. 423ff.).

[87]) Sonnenfels war als Hofrat beim Direktorium ein Amtskollege Greiners. Vgl. über ihn unten Anm. 126.

[88]) Josef Freiherr v. Sperges (1725—1791), war ein ausgezeichneter Staatsmann. Selbst dichterisch tätig, unterstützte er besonders Künstler und galt als trefflicher Kunstmäcen. Auch auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung versuchte er sich (Wurzbach XXXVI, S. 138ff.).

[89]) Abbate Jos. Maffei war Direktor der chemischen Schule an der k. k. Stückgießerei in Wien. Er soll ein mathematisches Genie gewesen sein und gemeinsam mit dem Feldmarschall Josef

Grafen von Colloredo zum Aufschwung der österreichischen Artillerie beigetragen haben (Hormayrs Taschenbuch. XXXIV., S. 116; Karoline Pichler, Sämmtliche Werke. [2] XVIII., S. 193), doch weiß Anton Dolleczek (Geschichte der österreichischen Artillerie. Wien 1887, S. 289ff.) davon nichts zu berichten. Ein Zeitgenosse sagt (Sendschreiben des Abbate Andres über das Litteraturwesen in Wien. Mit vielen wichtigen Zusätzen des Herrn Doctor Aloys Brera. Wien 1795, S. 92), daß Maffei einen sehr beredten, klaren und angenehmen Vortrag hatte und in die schwersten Experimente und feinsten Theorien einzudringen vermochte. Maffei war 1782 Privatsekretär des Grafen Josef Colloredo und Mitglied der Loge zur gekrönten Hoffnung in Wien (L. Abafi, Geschichte der Freimaurerei in Österreich-Ungarn. IV. [Budapest 1893], S. 202). — Vgl. unten Nachtrag.

[90]) Von Friedrich Heinrich Jacobi. Der erste Teil erschien zuerst 1777 in Wielands Teutschem Merkur und dann gesondert (Erster Band. Flensburg und Leipzig 1779). Ein zweiter Teil findet sich 1779 im Deutschen Museum; eine vollständige Ausgabe in 2 Bänden kam erst 1794 in Königsberg heraus (vgl. Goedeke, Grdr. IV, 1², S. 273: 4). — Die sonstige Aufnahme des „Woldemar" war in Wien kühl (vgl. H. M. Richter, Aus der Messias- und Werther-Zeit, Wien 1882. S. 146); sollte Frau v. G., die sich gegen eine absprechende Kritik „im Namen einer ganzen Gemeinde schöner Seelen wendet" (Richter, S. 147), nicht vielleicht Frau v. Greiner sein?

[90a]) Nicolais Allgemeine deutsche Bibliothek, LI (Berlin 1782), S. 586f. brachte in einer Anmerkung über Greiners Töchterchen, die sich in Assembleen mit ihren rhythmischen und metrischen Kenntnissen produziert und von Seite der Subalternen große Schmeicheleien hört, worauf sie im Dialekt antwortet, man frozzle sie nur, einen Angriff, der in Wien viel Staub aufwirbelte, so daß sich Nicolai deswegen bald (LII [1783], S. 610ff.) entschuldigte. Vgl. über die ganze Angelegenheit R. M. Werner, Aus dem Josephinischen Wien. Berlin 1888. S. 108 und 152ff. Anm. 143f.

[91]) Kern der Deutschen Sprachkunst, aus der ausführlichen Sprachkunst des Herrn Professor Gottscheds, zum Gebrauch der Jugend, von ihm selbst ins Kurze gezogen. (4. Ausgabe.) Wien, bey Georg Ludwig Schulz, 1765.

[91a]) J. Chr. Adelung, Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen. Berlin 1781. Im selben Jahre erschien auch in Berlin ein: Auszug aus der deutschen Sprachlehre für Schulen.

[92]) „Mein Vater ... hören ließ": fehlt im Druck; in der Handschrift durchstrichen.

[93]) 1778 beschuldigte man ihn, mit dem Juden Königsberger, der als preußischer Spion galt, Beziehungen zu haben und 1780

warf man ihm vor, daß er sich von den Bräuern und Wirten bestechen lasse. Beide Vorwürfe führten zu Untersuchungen, die aber Greiners völlige Unschuld ergaben. Vgl. darüber die eingehenden Angaben bei Arneth, Sitzungsberichte, XXX, S. 327ff.

[94]) Vgl. Arneth, Sitzungsberichte, XXX, S. 314f. In ihrer Korrespondenz mit Greiner spricht die Kaiserin oft von seinen „charmanten Kindern".

[95]) Erzherzog Maximilian Franz (1756—1801) war später Hoch- und Deutschmeister, Kurfürst und Erzbischof von Köln.

[96]) Erzherzog Ferdinand Karl von Este (1754—1806), später Generalkapitän der Lombardei.

[97]) Erzherzogin Marianne (1738—1789), von Natur aus verwachsen, war seit 1766 Äbtissin des adeligen Damenstiftes in Prag, residierte aber in Wien; später (1781) Äbtissin der Elisabethinerinnen in Klagenfurt.

[98]) Erzherzogin Maria Christine (1742—1798), die nachmalige Gattin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen.

[99]) Erzherzogin Elisabeth (1743—1808), die schönste aller Töchter Maria Theresias, sollte den König Stanislaus Poniatowski von Polen, dann Ludwig XV. heiraten. Die Projekte zerschlugen sich jedoch und sie starb als Äbtissin des Klosters Hall in Tirol.

[100]) Maria Theresia war infolge Ansteckung von Seite ihrer Schwiegertochter, der Kaiserin Josefa, Ende Mai und Anfang Juni 1767 heftig an den Blattern erkrankt (Arneth, Maria Theresia, VII, S. 325ff.; Wolf, Hofleben, S. 292ff.).

[101]) Die Pichler meint jedenfalls den am Ende des ersten Kapitels der Wahlverwandtschaften vorkommenden Ausspruch (Kürschners Deutsche National-Litteratur. XCIV, S. 180f., Zeile 37, 1—4), der zwar nicht gleich lautet, aber so ziemlich das Gleiche besagt.

[102]) In der Handschrift steht der Name ausgeschrieben. Die Freundin hieß Rosine von Häring, geb. Edle von Lackner. Sie war die Frau des niederösterreichischen Regierungsrates Franz Anton von Häring (vgl. Anm. 112) und starb am 21. Juli 1806 zu Weinhaus (jetzt Wien XVIII. — Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 189, ex 1806). Sie ist wohl mit der Rosemunde von Häring identisch, die 1788 Leons „Gedichte" (Wien 1788, S. IX) subskribierte. Sie besaß das Haus Nr. 298 am Kohlmarkt (Verlassenschaftsakten). Ihr am 15. September 1787 abgefaßtes Testament spricht nur von 3 Kindern: Franziska, Franz und Johann Baptist (Verlassenschaftsakten), denn Katharina (Anm. 161) war ihre Stieftochter.

[103]) Rosine Johanna Maria Anna von Greiner war am 31. Dezember 1777 geboren worden; ihr Taufpate war Dr. jur. Johann Baptist Edler von Zoller, hochfürstlich erzbischöflicher Kanzler

und Konsistorialrat (Taufmatrik der Pfarre St. Stephan, Wien I., t. XCIV, Fol. 106a).

104) Seit 1762 ließ Kaiserin Maria Theresia adelige und später auch nichtadelige Kinder durch Josef Miller, Wundarzt in Atzgersdorf und Freiherrn von Störck, ihrem Leibarzt, im Schlosse Hetzendorf impfen (Topographie von Niederösterreich, IV [Wien 1896], S. 241a).

105) Franz Xaver war bereits 6 Jahre alt.

106) Rosine Greiner starb am 17. Dezember 1778 um 8 Uhr früh im Alter von 11 Monaten (Totenprotokolle der Stadt Wien im Stadtarchiv. Bd. 106, I, Buchstabe C, G, K, Fol. 105a).

107) Greiners Mitteilung und Maria Theresias Antwort auch bei Arneth, Sitzungsberichte, XXX, S. 315. Greiner schreibt u. a.: „Weil mein Weib vor Wehmut dem Kinde nicht beistehen konnte, habe ich das arme Würmchen müssen sterben sehen, so weh mir auch dabei geschah. O Gott, wie war es so finster in meiner Seele!"

108) Vgl. die Belege bei Arneth, Sitzungsberichte, XXX, S. 316f.

109) Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1782. Wien (1781), S. 163ff.: Auf die Genesung meiner Freundin. Unterzeichnet: Caroline v. Greiner, ein zwölfjähriges Fräulein. — Ein Gedicht in 7 vierzeiligen Strophen, beginnend: Dem Veilchen an dem Bache gleich, Geliebte, blühtest du. — Die Pichler schrieb auch später manches für den Wienerischen Musenalmanach, s. die Zusammenstellung bei Otto Rommel, Der Wiener Musenalmanach, Leipzig 1906. S. 149f. und unten Anm. 377. Ob nicht auch die Chiffre Lotte von ** (1786, S. 121) als Charlotte von Greiner zu deuten ist, umsomehr als das Gedicht eine Übertragung von „Tibulls fünfter Elegie des vierten Buchs" (Der Tag, der dich mir gab, Cerinthus! soll mir heilig) ist, mit dem sich die Greiner beschäftigte (vgl. oben S. 134).

110) Über die letzten Lebenstage der Kaiserin vgl. man die offiziellen Berichte bei Wolfsgruber (a. a. O. S. 244ff.) und Arneth (Maria Theresia, X, S. 722ff.), deren Darstellung mit der Pichlerschen übereinstimmt. Die Limonadengeschichte findet sich dort nicht, wohl aber, daß sie dem Leibarzt von Störck befahl, ihr die letzte Stunde anzukünden (Wolfsgruber, S. 249).

111) Anton Freiherr von Störck (1731—1803), k. k. erster Hofleibarzt und Oberdirektor des Allgemeinen Krankenhauses in Wien (Wurzbach, XXXIX, S. 117ff.).

112) Franz Anton von Häring, des hl. römischen Reichs und der Erblande Ritter, Landmann im Herzogtum Steiermark und k. k. niederösterreichischer Regierungsrat, war der Sohn des niederösterreichischen Regierungsrates Viktor Josef von Häring († 1764),

der 1759 geadelt worden war (vgl. über diesen Beiträge zur Geschichte der n. ö. Statthalterei. Wien 1897. S. 460). Er war zuerst mit Anna v. Lackner, dann mit Rosine von Lackner (oben Anm. 102) vermählt, aus welchen Ehen 4 Kinder stammten (vgl. Anm. 160). Er starb nach längerer Krankheit am 22. August 1792 auf seinem Landhaus in Weinhaus (jetzt Wien XVIII), ein Haus am Kohlmarkt (Nr. 168) und zwei Häuser in Weinhaus (Nr. 19 und 21) hinterlassend. Vgl. die Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V. Nr. 110 ex 1792.

[113]) S. oben Anm. 60.

[113]a) Sie wohnten auf dem Neuen Markt in der Mehlgrube 1074, neu 1108 (Hof- und Staatsschematismus, 1784, S. 13) und zwar seit 1781.

[114]) Eine bibliographische Zusammenstellung dieser reichen Literatur fehlt noch immer. Manches bieten Sebastian Brunner (Die Mysterien der Aufklärung in Österreich 1770—1800. Mainz 1869) und Franz Gräffer (Josephinische Curiosa. 5 Hefte. Wien 1848—1850). Die Äußerungen Blumauers und Pezzls über diese Schriftenflut bringt Gräffer (a. a. O. V [Wien 1850], S. 48ff.); die Ausführungen beider bilden eine interessante Charakteristik all dieser Eintagserzeugnisse.

[115]) Über die Begräbnisse in Wien. Wien 1781. (8⁰, 29 S.). Verfasser der Schrift ist Friedrich Schilling (Goedeke, Grdr. VI, 557: 40). — Über ihren Inhalt vgl. Herm. Gnau, Die Zensur unter Joseph II., Straßburg 1911, S. 73ff. Die Schrift rief eine Menge Entgegnungen hervor, vgl. Brunner, S. 177ff.

[116]) Diese Frage bewegte die Gemüter heftig. Eine Menge Schriften für und gegen die Predigtkritiken erschienen. Zwei Geistliche, Josef Pochlin und Patricius Fast, traten in scharfer Weise für die Freiheit des Predigers ein. Vgl. zum Ganzen Brunner, S. 191ff.; Rommel, a. a. O. S. 35f.; J. Pezzl, Skizze von Wien, IV (Wien 1787), S. 583ff.; R. M. Werner, Aus dem Josephinischen Wien. Berlin 1888. S. 126. Kaiser Josef gestattete die Kritiken (Frz. X. Huber, Geschichte Josefs II. II [Wien 1790], S. 55).

[117]) Herr Schlendrian oder der Richter nach den neuen Kriminalgesezen. Ein komischer Roman. Zwote Aufl. Berlin 1787. — 3. Aufl. (... neuen Gesezen). Berlin 1787 (vollständig umgearbeitet). — Verfasser ist Franz Xaver Huber (Goedeke, IV. 1, S. 228: 98, 1); dazu: Joh. Wendrinsky, Kaiser Joseph II., Wien 1880, S. 261.

[118]) Joannis Physiophili Specimen Monachologiae methodo Linnaeana tabulis tribus aeneis illustratum, cum adnexis thesibus e pansophia P. P. P. Fast .... quas praeside A. R. P. Capistrano a mulo Antonii lectore theologiae ordinario XXVI. May hora IV. post prandium in vestibulo refectorii conventus defendent P.

Tiburtius a vulnere Theresiae et P. Theodatus a stigmatibus Francisci fratres conventualium minorem. Augustae Vindelicorum, sumtibus P. Aloysii Merz, concionatoris ecclesiae cathedralis, 1783. 4⁰. A1—F4 und 2 Bildertafeln. — Die Schrift, anonym erschienen, erregte in Österreich und Deutschland großes Aufsehen (Joh. Pezzl, Lebensbeschreibungen des Fürsten Raimund Montekukuli, des Fürsten Wenzel Lichtenstein, des Hofraths Ignatz von Born. Wien 1792. S. 254ff. und Frz. Gräffer, Josephinische Curiosa, IV [Wien 1850], S. 201ff.; Über Wiens Autoren, Von zwey Reisenden X. X. Wien 1785. S. 14f.; Abafi, IV, S. 306f.).

[119]) Ignaz Edler von Born (1742—1791), Geolog und Mineralog, seit 1779 Wirklicher Hofrat der Hofkammer im Münz- und Bergwesen, verbesserte die Amalgamationsmethode und war ein feiner Satiriker (Wurzbach, II, S. 71ff.). Er war Großmeister der Loge zur wahren Eintracht (Abafi, IV, S. 281ff.), der auch Alxinger, Blumauer, Greiner und Leon angehörten. Eine gute Charakteristik von Born gibt 1769 Sonnenfels (H. Rollett, Briefe von Sonnenfels. Wien 1874. S. 20f.). Über seine Samstagsabende, an denen die Greiners teilnahmen, vgl. oben S. 149f.

[120]) Der Autor ist nicht Mirabeau, sondern Paul Heinrich Dietrich Freiherr von Holbach (Le système de la nature. London 1770. 2 Bde.). Eine deutsche Übersetzung von Schreiter erschien in 2 Bänden zu Frankfurt a. Main 1783.

[121]) Const. François Chasseboeuf de Volney, Les ruines ou médidation sur les révolutions des empires. Paris 1791.

[122]) Horus oder Astrognostisches Endurtheil über die Offenbarung Johannis und über die Weissagungen auf den Messias wie auch über Jesum und seine Jünger. Mit einem Anhange von Europens neuern Aufklärung und von der Bestimmung des Menschen durch Gott. Ein Lesebuch zur Erholung für die Gelehrten und ein Denkzeddel für Freimaurer. Ebenezer, Im Verlage des Vernunfthaußes 1783. — Der Verfasser dieses Buches ist: Christian Ernst Wünsch (Holzmann-Bohatta, Deutsches Anonymen-Lexikon, II [Weimar 1903], S. 302).

[123]) Briefe über die Bibel, im Volkston. Eine Wochenschrift von einem Prediger auf dem Lande. 3 Bände. Halle 1782, bei Johann Friedrich Dost. — 76 Briefe, verteilt auf vier Quartale des ersten Jahrgangs (Bd. 1 und 2) und 2 Quartale des 2. Jahrgangs (Bd. 3), handeln über die Bibel; eine Hauptrolle spielt Haram. Der geistige Urheber der Schrift ist Karl Friedrich Bahrdt (1741 bis 1792) mit der eisernen Stirne. Eine größere Anzahl Gegenschriften folgten (vgl. Goedeke, Grdr. IV, 1, S. 328: 59).

[124]) Wenn die Sache auch nicht so schlimm war, wie die Pichler schildert, so ging doch viel Wertvolles bei den Klosteraufhebungen

verloren. Die Jüdin Schendel Dobruska und ihr Sohn Thomas von Schönfeld, als Dichter nicht unbekannt, hatten seit Februar 1788 das alleinige Recht auf alle Effekten und Pretiosen, die den Klöstern und Kirchen abgenommen wurden. Über die Verschleuderungen usw. vgl. man die ausführlichen Angaben bei Rudolf Hittmair (Der Josefinische Klostersturm im Land ob der Enns. Freiburg i. B. 1907. S. 98ff., 352ff., 354ff.), Adam Wolf (Die Aufhebung der Klöster in Innerösterreich, 1782—1790. Wien 1871. S. 41f., 158ff.) und Aug. Lindner, Die Aufhebung der Klöster in Deutschtirol 1782—1787. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. 3. Folge. XXVIII. (1884), S. 157ff. und XXIX. (1885), S. 145ff. (an verschiedenen Stellen).

[125]) August von Kotzebue, Die jüngsten Kinder meiner Laune, II (Ausgewählte prosaische Schriften, XXII.). Wien 1843. S. 205ff. Das Alter. — Die Erstausgabe erschien 1794 in Leipzig.

[126]) Josef von Sonnenfels (1733—1817), zuerst Soldat, dann Jurist. Erwarb sich große Verdienste um die österreichische Literatur und wetterte besonders gegen den Hanswurst auf der Bühne. Auch als Jurist ist er ausgezeichnet und wendete sich gegen die Folter. Er verkehrte, da er ein Amtskollege Greiners war (Hofrat beim k. k. Direktorium), viel in dessen Haus (s. oben S. 49), fühlte sich diesem auch zu Dank verpflichtet (Sonnenfels, Gesammelte Schriften, I [Wien 1783], Vorrede Blatt b 8a). Besonders Frau von Greiner hatte sich für ihn, als sie noch Kammerfrau der Kaiserin war, wiederholt warm eingesetzt (vgl. Hormayr, Taschenbuch, XXXIV, S. 114). Er war der Gönner und Beistand des Andreas Pichler (s. oben S. 189 und Anm. 308), der ihm ein Gedicht widmete, und begutachtete die „Gleichnisse" der Karoline, bevor sie in den Druck gingen (s. oben S. 227). Vgl. über ihn Goedeke IV, 1, S. 183f.; Wurzbach, XXXV, 317ff.; Franz Kopetzky, Josef und Franz von Sonnenfels. Wien 1882. — Eine kurze Charakteristik von ihm gibt Karoline Pichler in Frankls Sonntagsblätter, II (Wien 1843), S. 265.

[127]) Johann Friedrich Jünger (1759—1797), ein gebürtiger Leipziger, kam 1787 nach Wien und wurde hier 1789 Hoftheaterdichter (Goedeke, IV, 1, S. 224: 83). Von seinen vielen Stücken spielte man eines „Maske für Maske" am Greinerschen Haustheater (s. Anm. 225).

[128]) Eine solche Stelle findet sich bei Haller nicht; vielleicht hatte die Pichler folgende im Auge: Er denket wie ein Hirt und schreibet, wie er denket (Die Alpen. 1732. v. 270 = Kürschners Deutsche National-Litteratur, XLI, S. 25).

[129]) Über Kaiser Josefs Fürsorge für das Wiener Hoftheater, besonders auf dem Gebiete der Oper vgl. man Eduard Wlassack,

Chronik des k. k. Hof-Burgtheaters. Wien 1876. S. 29ff.; Oskar Teuber in: Die Theater Wiens, II, 2, 1 [Wien 1903], S. 15ff., besonders S. 59ff. Die Dichter des Wiener Musenalmanaches rühmen Kaiser Josef darob, vgl. Rommel, S. 76.

[130]) Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816), einer der größten deutschen Schauspieler, spielte am 13. April 1780 als Gast am Burgtheater den „Lear" mit Riesenerfolg. Er gastierte bis 11. Mai 1780. Im April 1781 wurde er mit seiner Frau Friederike engagiert; am 16. April 1781 traten beide in der „Agnes Bernauer" von Törring zum erstenmal als Mitglieder des Hauses vors Publikum. Infolge verschiedener Intrigen nahm jedoch Schröder im Jänner 1785 seine Entlassung (Wlassack, S. 55ff.; L. Eisenberg, Großes biographisches Lexikon der deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903. S. 919ff.; Teuber-Weilen, a. a. O. II, 2, 2 [1906], S. 280 Register). Während seines Wiener Aufenthaltes verkehrte Schröder bei Greiners (s. Anm. 170). — Vgl. noch Anm. 190.

[131]) Johann Franz Hieronymus Brockmann (1745—1812), ein Grazer, debutierte am Hoftheater am 30. April 1778 als „Essex" in der „Gunst der Fürsten". Er spielte reifere Heldenrollen und war schriftstellerisch tätig (Wurzbach, II, S. 152ff.; Wlassack, S. 48; Goedeke V, S. 336: 120; Eisenberg, S. 129f.; Teuber-Weilen in: Die Theater Wiens, II, 2, 1 [1903], S. 24ff.). — Über sein Auftreten in Kotzebueschen Dramen vgl. oben S. 92.

[132]) Josef Lange (1751—1831), seit 1770 für junge, feurige Liebhaber engagiert, spielte später bis zu seiner Pensionierung (1810) Heldenrollen (Wurzbach, XIV, S. 97 ff.; Wlassack, S. 33 und 105; Eisenberg, S. 571f.; Teuber-Weilen, a. a. O. II, 2, 2 [1906], S. 275 Register). — Über seine Mitwirkung in Kotzebueschen Stücken vgl. oben S. 92.

[133]) Katharina Jacquet (1760—1786) war seit 1774 im Fache junger tragischer Heldinnen beschäftigt, starb aber frühzeitig (Wurzbach, X, S. 22; Wlassack, S. 35; Eisenberg, S. 15; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 274). — Über ihr Spiel in Kotzebueschen Dramen oben S. 92.

[134]) Anna Jacquet (1753—1804) kam 1768 ans Burgtheater, wo sie naive, launige Mädchenrollen spielte. 1780 heiratete sie den Sänger Adamberger; 1804 ging sie in Pension (Wurzbach, X. S. 22; Wlassack, S. 35; Eisenberg, S. 14f.; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 274). — Über ihr Spiel vgl. noch oben S. 92; über ihre Beziehungen zum Greinerschen Haus II, S. 84f.

[135]) Johanna Sacco (1754—1802) trat als Eugenie im gleichnamigen Stück des Beaumarchais am 10. Juni 1776 zum erstenmal im Nationaltheater auf. 1793 ging sie in Pension, nachdem sie durch 17 Jahre sentimentale Liebhaberinnen spielte (Wurzbach,

XXVIII, S. 18; Wlassack, S. 35f., 72; Eisenberg, S. 860; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 280). — Vgl. noch oben S. 92 (Mitwirkung in Kotzebueschen Dramen).

[136]) August Wilhelm Iffland (1759—1814), Dichter und Schauspieler, absolvierte im Juni 1801 und im August 1808 Gastspiele am Wiener Hoftheater (Wlassack, S. 92, 119; Eisenberg, S. 460ff.; Goedeke V, S. 263ff.; Teuber-Weilen II, 2, 2, S. 274.) Sein letztes Auftreten am 29. Juni 1801 im „Leichten Sinn" verherrlichte Karoline Pichler durch ein Abschiedsgedicht (An Iffland: Sämmtliche Werke, [2] XVI [Wien 1822], S. 53), das im Theater als Einzeldruck verteilt wurde (Goedeke VI, S. 577 : 87,1). Ratschky gedenkt dieses Gastspiels ebenfalls (Iffland, Wien im Brachmond 1801: Neuere Gedichte. Wien 1805. S. 181). — Ein Zitat aus Iffland oben S. 175; ein Stück von Iffland am Pichlerschen Haustheater oben S. 297f.; über die Romantik und Iffland oben S. 416.

[137]) Johann Friedrich Ferdinand Fleck (1757—1801) vertrat die von Schiller geforderte, idealisierende Richtung der dramatischen Kunst in Berlin (Eisenberg, S. 263ff.).

[138]) Siegfried Gotthelf Koch (1754—1831) kam nach verschiedenen Wanderfahrten durch Empfehlung Kotzebues im Oktober 1798 ans Wiener Burgtheater, dem er bis zu seiner Pensionierung (1831) als hervorragender Darsteller angehörte (Wlassack, S. 106; Eisenberg, S. 522ff.; Teuber-Weilen, II, 2, 2, S. 275).

[139]) Friederike Unzelmann, geborne Großmann (1760—1815) trat am Wiener Burgtheater im April 1799 sechsmal als Gast auf (Wlassack, S. 92f.; Teuber-Weilen II., 2, 2, S. 282).

[140]) August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue (1761—1819), fruchtbarer dramatischer Dichter, fiel unter den Händen des Studenten Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 in Mannheim als Opfer seiner absolutistischen Tendenzen. Sein erstes Theaterstück erschien 1784 (vgl. Goedeke, V, S. 270ff.). Über Kotzebue als Lektüre der Pichler oben S. 69; über die Aufnahme seiner Theaterstücke in Wien oben S. 92; Kotzebuesche Dramen am Pichlerschen Haustheater oben S. 297; Kotzebue und die Romantik oben S. 416; über einen weitläufigen Verwandten von ihm (Ignatius) II, S. 86.

[141]) Joh. Jakob Bodmer, Noah. Frankfurt und Leipzig 1750. Seit 1765 lautet der Titel: Die Noachide. (Berlin 1765; Zürich 1772; Basel 1781. — Vgl. Goedeke, Grdr. IV, 1, S. 8: 32). — Vgl. noch S. 101 und Sämmtliche Werke. [2]XVI, S. 195.

[142]) Miltons Paradise lost wurde zuerst vollständig 1682 von Ernst Gottlieb von Berge ins Deutsche in der Versart des Originals (fünffüßige Jamben) übertragen. Diese Übersetzung wurde bald vergessen, erst Bodmer war es 1732 mit seiner Prosaübertragung

gegönnt, Milton dauernd in die deutsche Literatur einzuführen (Vgl. Gustav Jenny, Miltons Verlornes Paradies in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. St. Gallen 1890. S. 5ff., 17ff.). Bodmers Verdeutschung, die bis 1780 wiederholt aufgelegt und verbessert wurde (Goedeke, IV, 1, S. 7: 6), lag jedenfalls der Pichler vor. Bodmer wurde durch Milton zur Abfassung seiner Noachide (Anm. 141) begeistert. — Vgl. noch Pichler, Sämmtliche Werke. [2]XVI, S. 195.

143) Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Die Insel. Leipzig 1788.

144) Magnus Gottfried Lichtwer, Vier Bücher Äsopischer Fabeln. Leipzig 1748. Mehrere Ausgaben (vgl. Goedeke. IV. 1 S. 45: 5, 1).

145) Morgengesang: Mein erst Gefühl sei Preis und Dank (Geistliche Oden und Lieder. Leipzig 1767. S. 50). — Abendlieder gibt es zwei von Gellert: 1. Für alle Güte sei gepreist, Gott Vater Sohn und heilger Geist (ebd. S. 76) und 2. Herr, der Du mir das Leben bis diesen Tag gegeben (ebd. S. 110). Wahrscheinlich ist das letztere gemeint.

146) Zufriedenheit mit seinem Zustande: Str. I, 1, 2: Du klagst und ..... des Stands, in dem du dürftig lebst (Geistliche Oden und Lieder. Leipzig 1767. S. 83).

147) Beständige Erinnerung des Todes: Str. VI, 1—3 (Geistliche Oden und Lieder. Leipzig 1767. S. 23); beginnend: Was sorgst du ängstlich für dein Leben.

148) Buch IV, Vers 799ff.: The poetical works of John Milton. Edited by David Masson, I (London 1874), S. 237.

149) Die erste Halbzeile des Liedes „Prüfung am Abend" (Geistliche Oden und Lieder. Leipzig 1767. S. 11).

150) Leon kam am 26. Oktober 1782 als Skriptor an die Hofbibliothek, ging 1827 in Pension und starb am 17. September 1832 in Wien (Wurzbach, XV, S. 1; Ign. Fr. Edler von Mosel, Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Wien 1835. S. 181).

151) Besteht seit 1770 in Wien. Gegründet wurde sie von Karl Artaria und seinen Neffen Franz, Ignaz und Pasqual Artaria. 1780 schloß sich ein Musikverlag an. Vgl. Wurzbach, I, S. 72 und W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens. Wien 1883. S. 191.

152) Das Gemälde „The death of General Wolfe" stammt von Benjamin West (1738—1792). William Woollett (1735—1785), einer der hervorragendsten englischen Kupferstecher, stach es in Kupfer (vgl. Michael Bryan, Dictionary of painters and engravers, II [London 1889], p. 706, 730). Das Blatt gehört zu seinen besten Leistungen.

153) Musen-Almanach für 1783—1785. Hamburg bey Carl Ernst Bohn. — 1783, S. 3ff. Des Bräutigams Besuch. An F. H.

Jacobi (= Luise. 2. Idylle); 1784, S. 115ff. (= Luise, 1. Idylle); 1785, S. 46ff. Hochzeitslied (= Luise, 3. Idylle v. 505ff.). — Vgl. Goedeke, Grdr. IV, 1, S. 407: 9. — Über den Eindruck, welchen „Das Fest im Walde“ auf die Pichler ausübte, vgl. Sämmtliche Werke. ²XVI, S. 195f.

154) Johann Timotheus Hermes, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. 5 Bde. Leipzig 1769—1773. In Wien erschien 1787 ein Nachdruck in 10 Bänden (Goedeke, Grdr. IV, 1, S. 212, Nr. 29: 2). Über diesen Roman und seinen Einfluß auf die Zeitgenossen vgl. Konst. Muskalla, Die Romane von Joh. Timotheus Hermes, Breslau 1912. S. 3ff., 43ff. — Die Pichler erinnert sich selbst in späteren Jahren an diese Lektüre gerne, vgl. Sämmtliche Werke. ²XVI, S. 196 und Briefe an die Therese Huber aus dem Jahre 1819 (Karl Glossy, Grillparzer Jahrbuch. III, S. 286, 288).

155) Batteux, Les beaux arts reduits à un même principe, Paris 1747. — Auszug aus des Herrn Batteux, Schönen Künsten, aus dem einzigen Grundsatze der Nachahmung hergeleitet. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen erläutert von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig 1754. — Einleitung in die Schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehret von Karl Wilhelm Ramler. 3. verb. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1769.

156) Joh. Christ. Erxleben, Anfangsgründe der Naturlehre. Göttingen 1772. — 2. Auflage. Göttingen 1777. — Die späteren Ausgaben (1784 u. ff.) kommen nicht mehr in Betracht.

157) Salomon Geßner, Idyllen. Zürich 1756 u. ö.; Neue Idyllen. Zürich 1772. In 5 Bänden gesammelt. Zürich 1772 u. ö. (Goedeke, IV, 1, S. 39: 2). — Die Idyllendichtung der Wiener stand damals überhaupt unter Geßners Einfluß (vgl. Otto Rommel, Der Wiener Musenalmanach, S. 55f., 68). — Über die Wirkung Geßners auf die Pichler s. Sämmtliche Werke. ²XVI, S. 195, 197.

158) Joh. Heinrich Voßens Idyllen erschienen seit 1776 in seinen Almanachen (Goedeke, IV, 1, S. 407: 9). Gesammelt treten sie in „Gedichte, I, Hamburg 1785“ auf (Goedeke, IV, 1, S. 408: 17). — Unter ihrem Einfluß stehen die Pichlerschen „Idyllen“ (Wien 1803), vgl. Anm. 402.

159) Zu jener Zeit gab es zwei vollständige deutsche Übersetzungen der Idyllen des Theokrit, eine von Lieberkühn (1757) und eine von Karl Aug. Kütner (1772), außerdem waren einzelne übersetzt, vgl. Joh. Friedr. Degen, Litteratur der deutschen Übersetzungen der Griechen, II (Altenburg 1798), S. 442ff.

160) Betreffs des Vaters Franz Anton v. Häring vgl. Anm. 112, betreffs der Mutter Rosine Anm. 102; über die älteste Tochter Katharina s. Anm. 161. Von den Söhnen hieß der ältere Franz

Seraphicus, der jüngere Johann Baptist. Der erstere war beim Tode seines Vaters (1792) Praktikant der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei (Verlassenschaftsakten im Wiener Landesgericht, Fasz. V, Nr. 110 ex 1792), der jüngere, Karoline Greiners erste Liebe, im Handelshaus seines Schwagers Ignaz Edlen von Schwab. Johann Baptist war ein trefflicher Violinspieler (vgl. Anm. 162) und subskribierte 1788 sowohl Leons „Gedichte" (Wien 1788, S. IX), als Blumauers „Virgils Aeneis travestiert" (III [Wien 1788], S. 8). Das Verhältnis mit Karoline Greiner zerschlug sich 1788 (oben S. 89). Er heiratete später ein Fräulein Nancy von Atkins, scheint sich aber wieder von ihr getrennt zu haben, denn bei seinem, am 17. Mai 1818 im 57. Lebensjahre erfolgten Tod befand sie sich in London (Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 71 ex 1818; Totenprotokolle der Stadt Wien im Wiener Konskriptionsamt. 1818, Buchstabe H, Fol. 33a). Schon zur Zeit des Todes seiner Mutter privatisierte er (vgl. deren Verlassenschaftsakten im Landesgerichtsarchiv in Wien, Fasz. V, Nr. 189 ex 1806); er scheint überhaupt vermögend gewesen zu sein, besaß er doch einen Anteil an einer Gespunstfabrik in Ebergassing in Niederösterreich (Verlassenschaftsakten). Er hinterließ eine Mineraliensammlung, viele französische und englische Bücher (vgl. oben S. 81 f.), Kupferstiche und Handzeichnungen, eine Venus von Tizian und mehrere Musikinstrumente, darunter 5 Geigen von Steiner, Amati, Quarnieri, Stradivari und Geissenhof (Verlassenschaftsakten).

[161]) 1785 subskribierte Ignaz von Schwab die „Gedichte" (Wien 1785. S. 220) des Ratschky und 1788 Leons „Gedichte" (Wien 1788, S. X). Ignaz Edler von Schwab (1750—1811), Großhändler in Wien und Inhaber der Indiennefabrik in Graz, wurde 1785 wegen Emporbringung der Fabriken geadelt; seit 1778 war er mit Katharina von Häring (1752—1825), der Tochter des Franz Anton von Häring vermählt (Joh. Georg Megerle von Mühlfeld, Österreichisches Adels-Lexikon, I [Wien 1822], S. 262; Wurzbach, XXXII, S. 264; unten Nachtrag). 1800 treffen wir ihn unter den Subskribenten der Gedichte der Gabriele von Baumberg (Sämmtliche Gedichte. Wien 1800. S. XVIII).

[162]) Diesem trefflichen Spiele widmete Joh. v. Alxinger ein Gedicht „An Johann von Häring" (Sämmtliche poetische Schriften, Leipzig 1784. S. 63 f. = Sämmtliche Werke, VIII [Wien 1812], S. 85 f.), in das er Mahnungen über des Jünglings künftiges Leben einfließen ließ.

[163]) Zitate aus Äußerungen des Zacharias Werner, vgl. oben S. 174.

[164]) Oben S. 49. — Franz Gräffer hat ein Genrebild „An der Tafel Herrn von Greiners" geschrieben (L. A. Frankls Sonntags-

blätter, III [Wien 1844], S. 1084ff. = Gräffer, Kleine Wiener Memoiren, III [Wien 1845], S. 207ff.), worin er Alxinger, Haschka, Denis, Blumauer, von Retzer, Mastalier, Ratschky und Greiner sich über die Zukunft der kleinen Karoline, über Nicolai, Sonnenfels und Schiller unterhalten läßt. Selbstverständlich ist das Ganze nur ein Phantasiestück. — Eine ausführlichere Liste der Besucher: Pichler, Sämmtliche Werke. ²XVI, S. 193.

165) Johann Georg Adam Forster (1754—1794), berühmter Reisender und Reiseschriftsteller, begleitete bereits mit 17 Jahren seinen Vater 1772 auf der zweiten Reise Cooks, wurde später Professor in Kassel und kam 1784 in gleicher Eigenschaft nach Wilna. 1788 übernahm er beim Kurfürsten in Mainz die Stelle eines Bibliothekars, schloß sich 1792 den Mainzer Klubbisten an, ging 1793 nach Paris, um die Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich zu bewirken und starb dort, nachdem er vorher durch die Pariser Verhältnisse seine republikanischen Ideale eingebüßt hatte. — Forster war vom 29. Juli bis 16. September 1784 in Wien und verkehrte hier in den besten Kreisen. Er lernte die trefflichsten Männer kennen und gewann in Wien, wo er am Neuen Markt wohnte, seine Fröhlichkeit wieder. Vgl. über seinen Wiener Aufenthalt Heinrich König, Georg Forsters Leben in Haus und Welt, I² (Leipzig 1858), S. 173 ff. — Pichler nennt (Sämmtliche Werke. ²XVI, S. 192) Forster liebenswürdig; ein Zitat aus seinen Schriften oben S. 116; über seinen Tod oben S. 178. Noch 1820 gibt sie ihrer Freundin Therese Huber, der Gattin Forsters, eine Schilderung von dem Eindruck, den Forster auf sie machte (K. Glossy, Grillparzer Jahrbuch. III, S. 299f.).

166) Christoph Meiners (1747—1810) seit 1772 Professor der Philosophie in Göttingen. Er war ein äußerst produktiver Schriftsteller auf historischem, kulturhistorischem und religionsgeschichtlichem Gebiet (vgl. Prantl in: Allgemeine Deutsche Biographie, XXI, S. 224ff.). Er war mit seiner Frau und Spittler (s. Anm. 167) im April und Mai 1788 in Wien (s. seine Kleinere Länder- und Reisebeschreibungen, I [Berlin 1791], S. 57 ff.). Er wohnte am Graben (I, S. 62f.) und war vom Prater und von Schönbrunn besonders entzückt (I, S. 68ff., 81ff.). Joh. Bapt. von Alxinger, der ihn damals kennen lernte, urteilt ziemlich abfällig über ihn (Gust. Wilhelm, Briefe des Dichters Joh. Bapt. von Alxinger. Wien 1898. S. 51), was er später in etwas bereute (ebd. S. 54).

167) Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler (1752—1810), ein Stuttgarter, kam 1778 als Ordinarius nach Göttingen und entwickelte hier eine fruchtbare Tätigkeit als Lehrer und als Schriftsteller auf historischem Gebiete. Er pflegte hauptsächlich die politische Geschichte mit pragmatischer Methode. 1797 wurde

er in württembergische Staatsdienste berufen, in denen er es zum Staatsminister brachte. Vgl. Wegele in: Allgemeine Deutsche Biographie XXXV, S. 212ff. — Im April und Mai 1788 war er gemeinsam mit seinem Freund und Kollegen Christ. Meiners (Anm. 166) in Wien und mißfiel ebenso wie dieser dem Dichter Alxinger (Gust. Wilhelm, Briefe des Dichters Johann Baptist von Alxinger. Wien 1898. S. 50 und 51).

168) Gottfried Wilhelm Ruprecht Becker (1759—1823), Schriftsteller und Komponist, später geheimer sächsischer Kriegskammerrat, weilte in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Wien (E. M. Oettinger, Moniteur des dates, I [Leipzig 1869], S. 70; Eitner, I, S. 400; J. G. Meusel, Das gelehrte Deutschland, I [Lemgo 1796], S. 193f.).

169) Leopold Friedrich Günther von Göckingk (1748—1828), als Dichter Mitglied des Göttinger Hainbundes, Herausgeber des Göttinger Musenalmanaches und seit 1793 Geheimer Oberfinanzrat in Berlin. Bekannt durch seine „Lieder zweier Liebenden" (1777). Vgl. Goedeke, Grdr. IV, 1, S. 379f. — Er war 1785 in Wien (vgl. Hofmann von Wellenhof, Michael Denis. Innsbruck 1881. S. 80, Anm. 1). — Später (1804) rezensierte er Pichlers „Leonore" nicht besonders freundlich (vgl. Anm. 509).

170) Friedrich Ludwig Schröder war zweimal in Wien. Zuerst vom 8. April bis zum 15. Mai 1780, dann vom 1. April 1781 bis zum 9. Februar 1785; er fühlte sich in Wien anfangs sehr heimisch (vgl. Friedr. Ludwig Wilhelm Meyer, Friedrich Ludwig Schröder, I [Hamburg 1823], S. 340ff., 355 und 369ff.; B. Litzmann, Friedrich Ludwig Schröder, II [Hamburg 1894], S. 289ff.). Bereits während seiner ersten Anwesenheit in Wien zeichnete sich Hofrat v. Greiner mit einer begeisterten Widmung in Schröders Stammbuch ein (Litzmann, II, S. 295).

171) Giovanni Paisiello (1741—1816) war, bevor er 1776 auf Reisen ging, die ihn auch nach Wien führten, bereits ein anerkannter Opernkomponist. Über Wunsch Napoleons bekleidete er 1802 und 1803 die Stelle eines Direktors der Hofmusik in Paris (Eitner, VII, S. 286ff.). In Wien war er 1784 (R. Wallaschek in: Die Theater Wiens, IV [Wien 1909], S. 15). Der Melodie des Liedes „Nel cuor più non mi sento" aus seiner Oper „La molinara" unterlegte K. Pichler 1791 ihr Gedicht „Hedwig" (s. Anm. 377 unter a).

172) Dominik Cimarosa (1755—1801), aus Neapel, wurde, nachdem er 1787 bis 1790 in St. Petersburg war, 1791 an Salieris Stelle Kapellmeister in Wien (?). Kaiser Leopold II. war sein besonderer Gönner. Nach dessen Tod ging er nach Italien zurück, wo er sich in politische Umtriebe einließ, infolgedessen aber 1800 in Venedig

eingekerkert wurde. Er schrieb eine große Anzahl Opern, von denen die komischen beachtenswert sind (Wurzbach, II, S. 372ff.; Eitner, II, S. 445ff.; R. Wallaschek in: Die Theater Wiens, IV, [Wien 1909], S. 15f.).

173) Anton Salieri (1750—1825) kam 1766 nach Wien, wurde Glucks Schüler und ließ 1770 seine erste Oper hier aufführen. 1774 wurde er zum Kompositeur, 1788 zum kaiserlichen Kapellmeister ernannt, als welcher er 1824 in Pension ging. Er komponierte zahlreiche Opern und ist am meisten als Gegner Mozarts bekannt (Wurzbach, XXVIII, S. 97ff.; Eitner, VIII, S. 394ff.; R. Wallaschek in: Die Theater Wiens, IV, S. 14).

174) Anton (1745—1798) und Josef Hickel (1734—1807), beide aus Deutschböhmen, waren kaiserliche Kammermaler. Ersterer pflegte das Familienstück, die häuslichen Szenen und das Einzelporträt, letzterer war nur Porträtist. Das freiwillige Aufgebot von 1797 (s. unten Anm. 348) verherrlichte Josef durch zwei Gemälde. Vgl. Wurzbach, IX, S. 2ff.

175) Friedrich Heinrich Füger (1751—1818), ein Württemberger, kam 1774 nach Wien. 1784 wurde er Vizedirektor der Akademie der bildenden Künste, später Direktor und 1801 Vorstand der kais. Galerie im Belvedere. In ersterer Eigenschaft hatte er mit Greiner amtlich viel zu tun. Zuerst Miniaturist, wendete er sich später der Historienmalerei zu. Er verfertigte auch Bilder zur Klopstockschen Messiade. Vgl. Wurzbach, V, S. 1ff.; Ferdinand Laban, Heinrich Friedrich Füger der Porträtminiaturist, Berlin 1905.

176) Sämmtliche Gedichte, I (Klagenfurt und Laibach 1788), S. 73ff.: An ein junges Fräulein. — Die betreffende Stelle S. 75f. mit 2 kleinen Änderungen (Z. 2 Um dein Persönchen nun wie Satelliten drehen; 7 . . . nichts, als das Frauenzimmer). — Alxingers Gedicht beginnt: Du, die Natur und Glück so wohl bedachten.

177) Karoline Pichler dürfte das Verhältnis zwischen Phaon und Sappho in Grillparzers „Sappho“ im Auge haben, wenn auch das Zitat in der „Sappho“ nicht aufscheint.

178) Pierre Ambroise François Choderlos de la Clos, Les liaisons dangereuses. Paris 1782.

179) Ferdinand Freiherr v. Kempelen war der Sohn des Generals Johann Nep. Freiherrn v. Kempelen, der als Oberst zur Zeit des Palatinats des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen in Ungarn eine wichtige Rolle spielte (Arneth, Maria Theresia, X, S. 115f.), und das Kleinkreuz des Stephansordens seit 1770 besaß (vgl. über ihn Iván Nagy, Magyarország családai czimerekkel és nemzékrendi táblákhal, VI [Pest 1860], S. 184). Ferdinand, dessen Onkel der bekannte Hofrat Wolfgang v. Kempelen (s. Anm. 404) war, trat

jung in die militärische Laufbahn ein und wurde 1790, nachdem er am zweiten türkischen Feldzug als Adjutant des Obersten Mack teilgenommen hatte, Hauptmann und als solcher dem Generalquartiermeisterstab, dessen Chef Mack damals war, zugeteilt. 1796 wurde er Major im Generalquartiermeisterstab (Österreichischer Militäralmanach, VII [Wien 1796], S. 87), machte als solcher den Sommerfeldzug in Süddeutschland im Jahre 1800, sowie den Rückzug der Österreicher nach der Schlacht bei Hohenlinden (Dezember 1800) mit (s. oben S. 233) und blieb dann einige Zeit in Wien. Am 28. April 1801 zum Oberstleutnant im Husarenregiment Kaiser Franz Nr. 1 ernannt, zog er im Oktober mit seinem Regiment nach Zlocsow in Galizien, welche Garnison er im Februar 1802 mit Zolkiew vertauschte (Gustav Ritter Amon von Treuenfest, Geschichte des k. und k. Husaren-Regimentes Kaiser Nr. 1. Wien 1898. S. 208f.). Dort heiratete er (s. oben S. 234). Da er bei den Einser-Husaren supernumerärer Oberstleutnant war, so wurde er am 13. August 1803 bei den Stipsics-Husaren Nr. 10 in die Wirklichkeit eingebracht (Amon a. a. O. S. 210). Zuerst in Uibecs im Banat in Garnison liegend, kam seine Division im Juni 1804 nach Csanád (Gustav Ritter Amon v. Treuenfest, Geschichte des k. und k. Husaren-Regimentes Nr. 10. Wien 1892. S. 227). Er ging im September 1805 mit dem Regiment nach Italien, wo sich seine Eskadron rühmlich an der Schlacht bei Caldiero (30. Oktober 1805) beteiligte (Amon Nr. 10, S. 229). Am 15. Oktober 1808 quittierte er den Dienst und erhielt den Charakter eines Obersten (Amon Nr. 10, S. 238). — Über das Verhältnis zur Greiner, das ihrerseits ein inniges und langandauerndes war, vgl. S. 125ff.; der Bruch wurde von ihr schmerzlich empfunden (oben S. 127f., 130, 133) und dieser Schmerz äußerte sich auch dichterisch (oben S. 130f.); sein Verhältnis zu Frau v. Mack oben S. 127. — Kempelen starb am 24. Juli 1832 in Pest (Militärschematismus des österreichischen Kaiserthums. Wien 1833, S. 481). Seine letzten Jahre verbrachte er auf seinem Gute Pazmand im Stuhlweißenburger Komitat.

[180]) Karl Mack Freiherr von Leiberich (1752—1828), Feldmarschalleutnant und Ritter des Maria-Theresienordens, nahm am zweiten Türkenkrieg unter Loudon als Generalquartiermeister teil, beteiligte sich an Belgrads Eroberung und wurde Oberst. Er leitete dann die Belagerung von Orsowa. Ende 1789 kam er mit Loudon nach Wien, erhielt das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens und wurde Chef des Generalquartiermeisterstabes (Wurzbach, XVI. S. 211ff.).

[181]) Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Goethe. Ächte Ausgabe. Leipzig, bey Ge. G. Göschen, 1788.

[182]) Menschenhaß und Reue. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Berlin 1789. In Wien erschien 1790 ein Nachdruck. Sehr beliebt, erlebte viele Fortsetzungen und Nachdrucke (vgl. Goedeke, Grdr. V, 275: 16). — Das Stück wurde von den Wiener Damen gerne gelesen (vgl. Jos. Richter, Gedichte. [2] Wien 1809. S. 14) und vom 14. November 1789 bis zum 12. Oktober 1855 am Wiener Burgtheater 123 Mal gespielt (Repertoire des deutschen Schauspiels in Wien. Hds. der Wiener Stadtbibliothek, S. 122).

[183]) Die Indianer in England. Lustspiel in drey Aufz. Leipzig 1790. Im Februar 1789 zuerst in Reval aufgeführt; ein Nachdruck erschien 1790 in Wien (vgl. Goedeke, Grdr. V, 276: 18). — Vom 12. April 1790 bis zum 27. November 1844 neunzigmal im Burgtheater in Wien aufgeführt (Repertoire usw. S. 90).

[184]) Die Sonnenjungfrau. Ein Schauspiel in 5 Akten. Leipzig 1791. Ein Wiener Nachdruck aus dem Jahre 1791 (Goedeke, Grdr. V, 276: 21). — Erlebte in Wien (Burgtheater) in der Zeit vom 5. Jänner 1791 bis zum 7. November 1816 sechsundfünfzig Aufführungen (Repertoire usw. S. 166).

[185]) Rosalia Nouseul (1750—1804), eine Grazerin, war seit 1779 am Hoftheater. Sie war groß im Fach der Heldinnen und heroischen Mütter (Eduard Wlassack, S. 48; L. Eisenberg, S. 732; Wurzbach, XX, S. 404; Teuber-Weilen, a. a. O. II, 2, 2, S. 278).

[186]) Johann Heinrich Friedrich Müller (1738—1815) war seit 1763 für Lustspielrollen am Hoftheater engagiert; er war auch schriftstellerisch tätig, besonders im Theaterfach (Wlassack, S. 32f.; Wurzbach, XIX, S. 382ff.; Goedeke, V, S. 312f.: 19; Eisenberg, S. 700; Teuber-Weilen II. 2, 2, S. 277). 1801 nahm er seinen Abschied.

[187]) Joh. Ernst Dauer kam 1779 an die Oper, wurde aber von 1783 bis 1812 nur mehr in Nebenrollen von Schauspielen verwendet (Wlassack, S. 48; O. Jahn, Mozart, III, S. 39; Wiener Schriftsteller- und Künstler-Lexikon. Wien 1793. S. 33f.; Teuber-Weilen II. 2, 2, S. 270).

[188]) Friedrich Schütz (1750—1801) stellte 1779—1801 Bonvivants, feine Bediente usw. dar (Wlassack, S. 48; Wurzbach, XXXII, S. 134; Teuber-Weilen II. 2, 2, S. 281).

[189]) Otto Heinrich Freiherr von Gemmingen, Der teutsche Hausvater. Für die teutsche Schaubühne zu München. 1780 (Goedeke, Grdr. IV, 1, S. 245, Nr. 5: 3). — Am Burgtheater in Wien vom 27. Oktober 1781 bis zum 21. September 1821 einundfünfzig Aufführungen (Repertoire usw. S. 52).

[190]) Friedrich Ludwig Schröder, Der Ring. Lustspiel in fünf Aufzügen, nach Farquhars Constant couple. In: Beytrag zur deutschen Schaubühne. II. Berlin 1786. Nr. 5. Zuerst am 4. Oktober 1783

im Wiener Hofburgtheater aufgeführt (Goedeke, Grdr. IV, 1, S. 246, Nr. 8: 2; F. L. W. Meyer, Friedrich Ludwig Schröder, I, [Hamburg 1823], S. 387f.) und bis zum 17. Jänner 1865 einhundertundfünfmal gespielt (Repertoire usw. S. 150).

[191]) August Gottlieb Meißner, Skizzen. 14 Sammlungen. Leipzig 1778—1796.

[192]) Oberon. Ein Gedicht in vierzehn Gesängen. Zuerst 1780 im Teutschen Merkur, dann Weimar 1780 selbständig erschienen. Später nur mehr 12 Gesänge (vgl. Goedeke, Grdr. IV, 1, S. 205f. : 93). — Ein Zitat daraus oben S. 217f.

[193]) Alcibiades. 4 Bde. Leipzig 1781. — Er gehörte zur Modelektüre der Wiener Damen (vgl. Josef Richter, Gedichte. [2] Wien 1809. S. 14).

[194]) Diese Absätze fehlen im Druck; in der Handschrift durchstrichen.

[195]) Vgl. über die ganze Freimaurerbewegung unter Josef II. mit ihrem Guten und Schlechten L. Lewis, Geschichte der Freimaurerei in Österreich, Wien 1861, S. 20ff. Die bedeutendste Wiener Loge war die zur „Wahren Eintracht", der Born vorsaß und der Alxinger, Blumauer, Denis, Josef Eckhel, Greiner (seit 1785), Josef Haydn, Leon, M. J. Prandstetter, Ratschky, Retzer, Franz Graf von Saurau, Sonnenfels, Prof. Max Stoll u. a. angehörten (Lewis, S. 25ff.; Abafi IV, S. 278ff., besonders S. 316). Über das wohltätige Wirken der Logen gibt Lewis S. 32ff., 126f. Belege.

[196]) Prinz Leopold von Braunschweig ertrank am 27. April 1785 zu Frankfurt an der Oder, als er den Bewohnern der unteren Dammvorstadt, die infolge des plötzlichen Tauwetters bedroht waren, zu Hilfe eilte.

[197]) Julius Ferdinand Freiherr von Geramb (1737—1803), ein gebürtiger Wiener, hatte sich 1771 zu Lyon mit Maria Magdalena, geb. La Sausse vermählt. Er wohnte in der Alservorstadt im eigenen Haus (Nr. 79), besaß eine Seiden- und Goldzeugfabrik und starb am 30. Dezember 1803. Er erlangte 1791 für sich und seine Familie den Freiherrntitel. Er hatte 2 Söhne, Ferdinand Julius (1772—1848), den späteren Trappistengeneral, und Florian Leopold (1774—1845), k. k. österreichischen Geheimen Rat und General der Kavallerie; außerdem drei Töchter: Barbara Julia, verehelichte Röthl von Rothenhausen (beim Tode ihres Vaters bereits verwitwete ungarische Hofrätin), Elise, verehelichte Reichsfreyin von Rieger, Banquiere in Wien, und Maria Magdalena, verehelichte v. Erstenberger zu Freyenthurm, Frau eines k. Reichsagenten in Wien; alle waren in Lyon geboren. Seit 1790 war Geramb in Wien. Vgl. Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser. XXI. (Gotha 1871), S. 202f. und Verlassen-

schaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 154 ex 1803; Megerle v. Mühlfeld, Memorabilien, I, S. 232; Frankl, Paradis S. 30f.

[198]) Diesen Besuch stattete Kaiser Josef der Kaiserin Katharina in der Zeit vom 18. Mai bis Ende Mai 1787 in der Krim ab; sie trafen sich vor Kaydak. Kaiser Josef II. reiste als Graf Falkenstein und war nur von einem General und zwei Bedienten begleitet. Ursprünglich wollte er die Politik Katharinas der Türkei gegenüber nicht unterstützen, als aber die Türken, auf die Einwirkung Englands hin, an Rußland den Krieg erklärten, mußte er, um bei den voraussichtlichen Eroberungen nicht Rußland allein im Vorteil zu lassen, mittun. Zweckmäßigkeitsgründe und nicht Galanterie erklären seine Teilnahme am zweiten Türkenkrieg. Vgl. F.X. Huber, Geschichte Josephs II., II, (Wien 1790), S. 186f.; Wendrinsky, S. 308ff. — Louis Philippe comte de Segur (Mémoires, III, [Paris 1827], p. 137ff.; in deutscher Übertragung und auszugsweise bei Frz. Gräffer, Josephinische Curiosa, V, [Wien 1850], S. 161ff.).

[199]) Franz Moritz Graf von Lacy (Lascy; 1725—1801) trat 1739 in österreichische Dienste und wurde bereits 1750 Oberst. Sich durch Tapferkeit und Kenntnisse auszeichnend, rückte er rasch vor. 1766 war er Präsident des Hofkriegsrates und führte die Reform der Heeresverwaltung durch. 1788 hatte er im Türkenkriege keinen Erfolg. Sein Schloß und Garten in Neuwaldegg waren berühmt (vgl. Anm. 219). Er liegt dort auch in Waldesstille begraben. Vgl. Wurzbach, XIII, S. 464ff.

[200]) Gideon Ernst Freiherr von Loudon (1716—1790) zuerst in russischen, dann seit 1742 in österreichischen Diensten, tat sich besonders im Siebenjährigen Krieg hervor. Er entsetzte 1758 Olmütz, wofür er Maria-Theresienordensritter und Feldmarschallleutnant wurde, entschied die Schlachten bei Hochkirch und Kunnersdorf (1759), wofür er Freiherr und Feldzeugmeister wurde, und nahm 1761 Schweidnitz ein. Schließlich wurde er Generalissimus der österreichischen Armee und erfocht als solcher bedeutende Siege im Türkenkrieg (1789). Vgl. Wurzbach XVI, S. 66ff.; oben S. 161 und unten Anm. 204.

[201]) Am 12. September 1789 wurde die Belagerung begonnen, und am 9. Oktober 1789 fiel Belgrad in die Hände Loudons. Man vgl. die genauen Berichte in der 30., 31., 34., 35., 37., 38. und 39. besonderen Beylage zur Wiener Zeitung von 1789, Nr. 76, 77, 79, 81.

[202]) Der Sieg, den der Prinz Josias von Sachsen-Koburg gemeinsam mit den Russen unter General Suworow über die Türken unter dem Großvezier bei Martinestie am Rimnik davontrug, erfolgte am 22. September 1789. Das Nähere darüber berichtet die 33. und 36. besondere Beylage zur Wiener Zeitung von 1789, Nr. 78 und

80. — Alxinger besang dies Ereignis (Neueste Gedichte. Wien 1794. S. 1ff. = Sämmtliche Werke, VIII, [Wien 1812], S. 215), ebenso Denis (Carmina quaedam. Vindobonae 1794. S. 171).

[203]) Über den Einritt des Generalmajors Wilhelm Freiherrn v. Klebeck (1729—1811) vgl. man die 39. besondere Beylage zur Wiener Zeitung von 1789, Nr. 81, sowie Wiener Zeitung. 1789. Nr. 82, S. 2627. Er ritt in Begleitung von 4 Postoffizieren und 24 Postillionen in Wien herum.

[204]) Das Gedicht erschien als Einzeldruck (s. oben S. 100), scheint sich aber als solcher und auch sonst nicht erhalten zu haben, denn Wilhelm Edler von Janko (Loudon im Gedicht und Liede seiner Zeitgenossen. Wien 1881), der S. 53ff. alle Lieder über die Eroberung Belgrads zusammenstellt, kennt es nicht. Den Einritt Klebecks und Wiens Jubel besingen Blumauer (Janko, S. 58ff.), Leon (Janko, S. 66ff.), Alxinger (Janko, S. 72), zwei Unbekannte (Janko, S. 68ff., 70ff.), Haschka (Janko, S. 80ff.), M. J. Prandstetter (Janko, S. 112ff.) und Emanuel Schikaneder (St. Hock, Euphorion, XI, [1904], S. 98f., Nr. III).

[205]) Vgl. darüber A. Wolf, Fürstin Eleonore Liechtenstein. S. 221 (nach einem Bericht Kaiser Josef II.) und Wiener Zeitung, Nr. 83 vom 17. Oktober 1789, S. 2650.

[206]) Es waren etwa 1200 Juristen und Mediziner, die nach 9 Uhr abends, unter Militärbedeckung mit Musik zur Hofburg zogen, wo sich der Kaiser am Fenster zeigte. Hierauf marschierten sie zu Loudons Wohnung und dann zur Universität zurück, wo sie mit Haydns Harmonie die Feier schlossen. Vgl. Wiener Zeitung, Nr. 83 vom 17. Oktober 1789, S. 2650.

[207]) Die Nachricht vom Siege bei Martinestie überbrachte Rittmeister Hartelmüller, der in Wien in Begleitung von 2 Postoffizieren und 24 Postillionen am 1. Oktober 1789 feierlich zum Hofkriegsrat ritt (33. besondere Beylage zur Wiener Zeitung, 1789, Nr. 78).

[208]) Johann Ludwig Alexander Freiherr von Loudon (1762 bis 1822), k. k. Feldmarschalleutnant und Maria-Theresienordensritter, war damals seines Oheims Flügeladjutant; früher war er Hauptmann in russischen Diensten (Wurzbach, XVI, S. 92ff.).

[209]) Propst Floridus Leeb (1731—1799), Doktor der Theologie, stand dem Stifte Klosterneuburg von 1782—1799 vor. In seine Regierungszeit fällt der Besuch des Papstes Pius VI. (20. April 1782), sowie die Wegbringung des Erzherzoghutes von Klosterneuburg (28. April 1784). 1786 war er Rektor der Universität Wien. Nach ihm ist Floridsdorf (Wien XXI) benannt. Vgl. Maximilian Fischer, Merkwürdigere Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg, I, (Wien 1815), S. 326ff.; Megerle von Mühl-

feld, Memorabilien, I, S. 239 und 296. — Karoline Pichler schrieb über Klosterneuburg einen längeren Aufsatz (S. W.[2] L, S. 161 ff.) und behandelte die Gründungssage des Stiftes poetisch (S. W.[2] XVI, S. 219 ff.).

[210]) Generalmajor Ludwig Rudolf Freiherr von Ripke (1723 bis 1796), nicht Riepbe, war seit 1760 Ritter des Maria-Theresienordens (Wurzbach, XXVI, S. 174 ff.).

[211]) Pichler dürfte Tasso im Originaltext gelesen haben. An Übersetzungen gab es damals nur eine in Prosa von Wilh. Heinse (4 Bände, Mannheim 1781—1783: Goedeke, IV, 1, S. 342: 13), die von J. D. Gries und Karl Streckfuß erschienen erst später (1800, beziehungsweise 1822). — Vgl. unten Nachtrag.

[212]) Ariosts Rasender Roland lag in zwei Übersetzungen vor, einer in Prosa von Wilh. Heinse (4 Teile. Hannover 1782—1785: Goedeke, IV, 1, S. 342: 15) und einer poetischen, aber nur die ersten 8 Gesänge umfassenden von F. A. Kl. Werthes (Bern 1778). Über Ariost in Deutschland vgl. man Erich Schmidt, Charakteristiken. I[2] (Berlin 1902), S. 43 ff. — Vgl. unten Nachtrag.

[213]) Jedenfalls kannte Pichler die Werke Homers aus einer Gesamtübersetzung. Damals gab es zwei solche, die von Christian Tobias Damm (1769—1771) und die von Bodmer (1778), während die Voßsche erst 1793 erschien. Andererseits lag die Ilias allein in Übersetzungen von Kütner (1771—1773) und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg (1778), die Odyssee in einer solchen von Johann Heinrich Voß (1781) vor. Vgl. Joh. Friedrich Degen, Litteratur der deutschen Übersetzungen der Griechen, I, (Altenburg 1797), S. 345 ff. — Besonders bevorzugte die Pichler Hektor (oben S. 134). Auch schrieb sie später (S. W.[2] L, S. 234 ff.) eine kleine Abhandlung, „Homer und die Nibelungen“, darin einige Übereinstimmungen nachweisend. — Vgl. unten Nachtrag.

[214]) Ithuriel findet sich an 6 Stellen in der Klopstockschen Messiade (s. die Zusammenstellung von R. Hamel in Kürschners Deutscher National-Litteratur, XLV, 2, S. 457). — Gerade die Engelgestalten übernahm Klopstock aus Miltons Verlornem Paradies, wenn er ihnen auch öfter andere Funktionen zuwies (vgl. Gust. Jenny, Miltons Verlornes Paradies in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. St. Gallen 1890. S. 66 f.; Franz Hübler, Milton und Klopstock, II, Progr. Reichenberg 1894. S. 49). — Wenn R. Payer von Thurn meint (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. XIII. [Wien 1903], S. 72), daß die Pichler ihren Ithuriel vielleicht aus Paul Weidmanns „Faust“ übernahm, so ist zu bemerken, daß beiden die gleiche Quelle (Milton) zugrunde liegt.

[215]) Karoline Pichler las Ossians Lieder in der Verdeutschung des Hausfreundes Michael Denis, die 1784 neuerdings erschienen war

(Ossians und Sineds Lieder. 6 Bände. Wien 1784; die ersten drei Bände enthalten Ossians Gedichte). Wenn Nachrichten über Ossian und Übersetzungen einzelner Gedichte desselben bereits seit 1762 in Deutschland erscheinen (vgl. Rudolf Tombo, Ossian in Germany. New York 1901. S. 4ff.), so war es doch neben Klopstock und Gerstenberg hauptsächlich Denis, dessen erste Ossianübersetzung in 2 Bänden 1768-69 erschien (Tombo, S. 7f.), der Ossian in Deutschland einführte, Herder zu seinem begeisterten Aufsatz veranlaßte und die Bardendichtung mit in die Wege leiten half (vgl. Tombo, S. 119ff.). Die Beeinflussung der Pichler durch Ossian blieb Tombo unbekannt. — Vgl. noch oben S. 106 und unten Nachtrag.

[216]) Friedrich Christian Schlenkert (1757—1826) schrieb seine Romane in sehr trockenem Ton, den auch die Dialogisierung nicht beleben konnte. Zu erwähnen wären : Friedrich mit der gebissenen Wange, eine dialogisierte Geschichte. Leipzig 1785—88; Kaiser Heinrich IV, eine dialogisierte Geschichte. Leipzig 1789—95; Graf Wiprecht von Groitzsch. Zürich 1789—95; Rudolph von Habsburg, ein historisch romantisches Gemälde. Leipzig 1792 bis 1794 u. a. (Goedeke, V, S. 495: 13).

[217]) Veit Weber, Pseudonym für Georg Philipp Ludwig Leonhard Wächter (1762—1837), schrieb, angeregt durch Goethes Götz, die „Sagen der Vorzeit“ (7 Bände, Berlin 1787—1798), welche 14 Geschichten aus dem Mittelalter enthalten (Goedeke, V, S. 492). Seine Darstellung ist sehr oft plump und roh. Er hatte aber trotzdem großen Einfluß auf verschiedene Schriftsteller.

[218]) Christiane Benedikte Naubert (1756—1819), eine Leipzigerin. Äußerst fruchtbare Schriftstellerin, welche 50 Romane ohne ihren Namen veröffentlichte. Ihre Anonymität wurde erst kurz vor ihrem Tode gelüftet. Von den angeführten Romanen erschienen: Walther von Montbarry, Großmeister des Tempelordens. 2 Bde. Leipzig 1786; Hermann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte. Leipzig 1788; Elisabeth, Erbin von Toggenburg. Oder Geschichte der Frauen von Sargans in der Schweiz. Leipzig 1789; Alf von Dülmen, oder Geschichte Kaiser Philipps und seiner Tochter. Aus den ersten Zeiten der heimlichen Gerichte. Leipzig 1790. Vgl. Goedeke, V, S. 497: 15.

[219]) Auch Alois Blumauer hatte ähnliche Gedanken, s. sein Gedicht „Empfindungen in dem neu angelegten Lustgarten Sr. Excellenz des Grafen von Kobenzl“ (Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1784. Wien [1783], S. 92ff. = Gedichte, II, [Wien 1787], S. 8ff.). Ebenso zieht C. Meiners 1788 Kobenzls Garten dem des Lascy vor (Kleinere Länder- und Reisebeschreibungen, I, [Berlin 1791], S. 94ff.), wohingegen Gabriele Baumberg die Sängerin des letzteren ist (Sämmtliche Gedichte. Wien 1800. S. 69ff.

und S. 154 ff.), da sie hier einen süßen Liebestraum träumte. Eine Beschreibung bietet Meiners (I, S. 88 ff.).

[220]) Fehlt im Druck, steht aber durchstrichen in der Handschrift.

[221]) Karl von Kempelen, Sohn des Hofrates Wolfgang von Kempelen, studierte Jus an der Universität Wien und trat im Jahre 1793 als Konzipist beim k. k. Direktorium ein (Hof- und Staatsschematismus. 1794, S. 6). 1797 wurde er in gleicher Eigenschaft zur k. k. Hofkammer, Finanz- und Kammerhofstelle übersetzt (ebd. 1798, S. 14). Vor 1800 hatte er sich mit Antonie Sölwanger verheiratet, und 1801 zog er mit seinen Eltern aus der Stadt (Kohlmarkt Nr. 271) in die Alservorstadt 131 (Hof- und Staatsschem. 1802, S. 22), den Pichlers gegenüber (s. oben S. 239). Von seinem Vater überkam er ein treffliches Zeichentalent (J. K. Unger, Zeitschrift von und für Ungarn, V, [Pest 1804], S. 316). 1805 ging er in Pension, 1806 trennte er sich freiwillig von seiner Gattin und zog auf sein Gut Gomba im Preßburger Komitat, wo er förderhin lebte (vgl. unten Anm. 405). 1800 finden wir ihn unter den Subskribenten der „Gedichte" (Wien 1800, S. X) der Gabriele von Baumberg. — Seine Schwester Theresia von Kempelen, die den Franz Xaver von Greiner gerne sah, heiratete zwischen den Jahren 1801 (Übersiedlung in die Alservorstadt, oben S. 239) und 1804 (Tod ihres Vaters) einen Herrn v. Bitto und lebte nach ihrer Verehelichung in Ungarn (s. den Verlassenschaftsakt ihres Vaters im Wiener Landesgerichtsarchiv, Fasz. V, Nr. 63 ex 1804 und Unger, a. a. O. V, S. 316).

[222]) Karl Edler von Kirchstättern war 1786 Exhibitenprotokollistensadjunkt mit dem Titel k. k. Sekretär in der Registratur der k. k. niederösterreichischen Landrechts-Depositen-Amtsverwaltung, welche Stellung (Registrant) er bis zu seinem Tode innehatte (Hof- und Staatsschematismus. 1787, S. 196; 1809, S. 167). Er war mit Elisabeth, geb. Böck verehelicht und starb am 20. Dezember 1809, 60 Jahre alt, an der Abzehrung (Totenprotokolle der Gemeinde Wien im städt. Konskriptionsamt, 1809, Buchst. C, G, K. Fol. 162a; Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 268 ex 1809; vgl. oben S. 368). Er hinterließ fünf minderjährige Kinder: Anna Maria (geb. 29. März 1787), Franziska (geb. 21. Jänner 1791), Maria (geb. 8. September 1795), Theresia (geb. 8. Juli 1796) und Antonia (geb. 19. März 1803). Von diesen war Theresia in Diensten der Pichler und Anna erwies ihr einen wertvollen Dienst (vgl. oben S. 388 f., 395 und II, S. 241 f.). K. war einst Mitglied der Johannesloge zur Beständigkeit (L. Lewis, Geschichte der Freimaurerei, S. 154; Abafi IV, S. 320) und in jungen Jahren ein guter Schauspieler gewesen. Über seine Lei-

stungen am Privattheater der Gräfin Stockhammer berichtet ein Zeitgenosse (Wiener Theater-Almanach für das Jahr 1794. Wien. S. 47): „Unter den Männern steht nicht nur bey dieser sondern bey allen Privatgesellschaften Herr K. (Kirchstättern) oben an; er spielt meistens jene Rollen, die Schröder auf dem Hoftheater spielte; zärtliche, rasche, launige Alte. Ich kenne beynahe keinen Schauspieler, der seine Mienen so ganz und gar in seiner Gewalt hätte, der seiner Stimme so mächtig wäre, der so tief ins Herz wirken könnte als er. Auch weiß er sich so vortrefflich zu kleiden, und verabsäumet nicht eine Kleinigkeit, die zur besseren Wirkung des ganzen beytragen könnte. Nur wünschte ich, daß er etwas mehr Adel in seinem Spiel hätte, und nicht manchmahl mit seinen Armen in Verlegenheit wäre. Die vorzüglichsten Rollen, die ich von ihm gesehen habe, sind der alte Obrist im Fähnrich, Obrist Hitzig im Striche durch die Rechnung, der Landjunker im Postzuge, Graf Wodmar im deutschen Hausvater." Auch auf anderen Privatbühnen spielte Kirchstättern, so auf der im ehemaligen Kloster zur Himmelpforte und bei Schrämbl auf der Laimgrube (ebd. 1794, S. 52 und 67f.), sowie bei der Gräfin Karolyi (ebd. 1795, S. 1).

[223]) Siehe Näheres über Eberl unten Anm. 282.

[224]) Über das Greinersche Haustheater enthält der „Wiener Theater-Almanach für das Jahr 1794," S. 60f. einiges Interessante: „Hr. Hofrath von G*** läßt schon mehrere Jahre in seinem Hause spielen. Dieses Haus ist in der ganzen Stadt als ein Sammelplatz der besten Köpfe Wiens bekannt, es ist also zu vermuthen, daß man in demselben bey der Wahl der Stücke, und der Mitglieder genau zu Werke gehen werde. Herr K. (Kirchstättern), Hr. E** (Eberl), und Hr. L** (Leon), von denen ich bey dem gräfl. Stockhammerischen Theater gesprochen habe, spielen auch hier. Das Fräulein vom Hause spielt mit sehr viel Feinheit und Anstand; in den falschen Vertraulichkeiten hab' ich sie vorzüglich bewundert; auch als Minna von Barnhelm gefiel sie mir sehr gut, obschon ich ihr Spiel in jener Rolle vorziehe. Merkwürdig ist, daß auch der berühmte Dichter Hr. von Al*** (Alxinger), ein Freund dieses Hauses, mit von der Gesellschaft ist." — Von Alxinger wird auch sonst berichtet, daß er „ein besonderer Liebhaber der Bühne" war (Wiener Schriftsteller- und Künstler-Lexikon. Wien 1793. S. 10).

[225]) Die falschen Vertraulichkeiten. Lustspiel nach Marivaux von F. W. Gotter. Gotha 1774 (Goedeke, IV, 1, S. 252: 6). — Maske für Maske. Lustspiel nach Marivaux von Jünger. Leipzig 1794 (Goedeke, IV, 1, S. 224: 83, 16). — Die unversehene Wette. Lustspiel in einem Akte nach Sedaine von F. W. Gotter. Leipzig 1781

(Goedeke, IV, 1, S. 252: 15). — Der seltene Freier. Lustspiel in 3 Akten. Wien 1781. Berlin 1782. Verfasser: Friedr. Ludw. Wilhelm Meyer (Holzmann-Bohatta, Anonymen-Lexikon, II, S. 120). — „Die Glücksritter" besser: Der Glücksritter oder die Liebe steht ihrem Günstling bei. Lustspiel in 4 Akten. Wien 1783. Verfaßt von Auguste Freiin von Goldstein (Holzmann-Bohatta, II, 229).

[226]) Das bekannte Gedicht „Auch ich war in Arkadien geboren" (zuerst 1787 in Schillers „Thalia" erschienen) rief auch anderwärts Widerspruch hervor (vgl. Goedeke, V, S. 176: 12, 12a). Sein Tenor ist, entweder hoffe auf Ewigkeit und Vergeltung oder genieße im Leben, ohne zu glauben. — Pichlers Freundin, Therese von Artner, wendet sich in dem Gedicht „Dichterberuf" (Gedichte. I. [Leipzig 1818], S. 164) ebenfalls gegen Schillers „Resignation".

[227]) L'antiquité dévoilée au moyen de la Genèse, source et origine de la mythologie et de tous les cultes religieux. Paris 1807. Der Verfasser ist: Ch. Robert Gosselin (A. Barbier, Dictionnaire des ouvrages anonymes, I [3], [Paris 1872], Sp. 220).

[228]) Diese Ansicht ist nicht ganz richtig, denn Kaiser Josef war 1781 (acht Jahre vor der Revolution) zum zweiten- und letztenmale, aber nur für kurze Zeit in Frankreich; vgl. P. v. Radics, Österreichisch-ungarische Revue. N. F. IX. (Wien 1890), S. 27ff. und Wendrinsky, Kaiser Josef, S. 137.

[229]) Vgl. oben S. 178 mit Anm. 318.

[230]) Nicht aus Forsters „Ansichten vom Niederrhein" (1793), sondern aus dessen „Erinnerungen aus dem Jahre 1790 in historischen Gemälden und Bildnissen" (Berlin 1793 = Sämmtliche Schriften. VI. [Leipzig 1843], S. 201). Pichler zitiert ungenau (richtig: .... seines Genius ..., der nicht wieder erlischt).

[231]) Die Verordnung erschien am 15. September 1784, wurde aber bereits am 13. März 1785 widerrufen (vgl. Brunner, S. 442f.). Über den Widerstand, den sie hervorrief, sowie über deren Text vgl. Franz Gräffer, Josephinische Curiosa, IV, (Wien 1850), S. 313ff.

[232]) Die Verordnung stammte vom 15. Juli 1782 und rief, wie alles zur josefinischen Zeit, eine Flut von Liedern, Schriften und Bildern hervor, umsomehr, als auch die galanten Damen öffentlich Straßen kehren mußten. Gust. Gugitz hat darüber einen Aufsatz veröffentlicht (Zeitschrift für Bücherfreunde, XII, 10 [1909], S. 379ff.).

[233]) Dies geschah am 18. Februar 1790, zwei Tage vor Kaiser Josefs Tod und am selben Tag, als die Erzherzogin Elisabeth ins Jenseits ging (Franz X. Huber, Geschichte Josephs II. Wien 1790. S. 261; Frz. Gräffer, Josephinische Curiosa, IV, [Wien 1850], S. 397ff.; Wendrinsky, S. 367).

[234]) Erzherzogin Elisabeth Wilhelmine war am 21. April 1767 geboren; sie genas am 17. Februar 1790 von einer Prinzessin, der

Erzherzogin Ludovica Francisca, die im Juni 1791 starb (vgl. Wolfsgruber, Kapuzinergr. S. 258f. Nr. 59 und 263f., Nr. 61).

[235]) Pichlers Angaben stimmen nicht ganz zur Wirklichkeit, man vgl. die entsprechenden Ausführungen bei Wolf, Hofleben, S. 305ff. und Arneth (Maria Theresia, IV, S. 157ff.), aus denen hervorgeht, daß Kaiser Josef in seiner Jugend treffliche Lehrer hatte, daß sich seine Fähigkeiten nur langsam entwickelten und daß er wenig lernte, dies aber auf immer behielt. Erst in seinem 17. Lebensjahre, nach einer Krankheit, wurde er selbständiger und bildete eine stoische Strenge in sich aus.

[236]) Erzherzog Karl Josef (1745—1761), Maria Theresias Liebling, zeigte hervorragende Fähigkeiten, war aber jäh und aufbrausend und hatte oft mit Josef Zank (vgl. Wolf, Hofleben, S. 99f. und Arneth, Maria Theresia, IV, S. 178f.).

[237]) Erzherzogin Maria Theresia (1762—1770) starb in sehr jungen Jahren.

[238]) Isabella, die Tochter des Herzogs Philipp von Parma, war 1741 geboren, 1760 dem Erzherzog Josef, der damals noch nicht römischer König war, — dies wurde er erst 1764 — angetraut worden und starb am 27. November 1763 an den Blattern. Über ihre Melancholie, über ihres Gatten Liebe, sowie über dessen Betragen an ihrem Sterbebette vgl. man Wolf, Hofleben, S. 275f.; Wolfsgruber, S. 224ff.; Adam Wolf, Marie Christine, Erzherzogin von Österreich, I, [Wien 1863], S. 23ff. und Arneth, Mar. Theresia, VII. S. 33ff.

[239]) Über die Beziehungen der Erzherzogin Christine zur Kronprinzessin Isabella s. Wolf, Hofleben, S. 276f. und Marie Christine, S. 13ff., 20ff. — Pichlers Angabe, daß Isabella ihren Gatten nicht liebte, steht im Widerspruch zu deren Briefen an Marie Christine (s. Wolf, Marie Christine, S. 23, 26f.) und wurde bereits von Arneth (Maria Theresia, VII, S. 57f.) aufs richtige Maß zurückgeführt.

[240]) Fürstin Eleonore Liechtenstein (1745—1812), ihre Schwester Leopoldine Gräfin Kaunitz (1741—1795), die Fürstinnen Leopoldine Liechtenstein (geb. 1733), Marie Josefa Clary (1728—1801) und Marie Sidonie Kinsky (geb. 1729) bildeten jenen Fünfdamenkreis, in dem Kaiser Josef gemeinsam mit Lascy und Rosenberg seine Abende seit 1770 in anregender Unterhaltung zubrachte (Wolf, Hofleben, S. 161 und Fürstin Eleonore Liechtenstein. Wien 1875. S. 111ff., 181ff.). Kaiser Josef liebte die Fürstin Eleonore, unterdrückte aber seine Neigung. — Über Kaiser Josefs Liebesleben bietet F. Gräffer (Josephinische Curiosa, I, [Wien 1848], S. 115f.) einiges.

[241]) Maria Josefa von Bayern (1739—1767) wurde am 23. Jänner 1765 dem römischen König Josef in Schönbrunn angetraut. Dieser

hatte keinerlei Gefühl für sie, da sie im geraden Gegensatz zu seiner ersten Gattin weder schön noch geistreich war. Dafür war sie ihm zärtlich zugetan, trotz der vielen Kränkungen, die sie von ihm, wenn auch nicht öffentlich, wo er sie mit aller Ehrfurcht behandelte, erfuhr. Ihr Tod trat an den Blattern ein. Da gleichzeitig Maria Theresia an der gleichen Krankheit, die sie durch Ansteckung von ihrer Schwiegertochter erworben hatte, darniederlag, so kümmerte sich Kaiser Josef, der beständig in der Nähe seiner Mutter weilte, auch in der Todeskrankheit nicht um seine Gattin. Freilich tat ihm seine Kälte später leid. Vgl. Wolf, Hofleben, S. 278 ff., 287 f. und 290 ff.; Wolfsgruber, S. 233 ff., Nr. 55; Arneth, VII, 102 ff., 323 ff.

[242]) Im Sommer und Winter 1790 lebte Mack in Wien (Penzing), um sich von den Strapazen des mährischen Feldzugs zu erholen (oben S. 127; Wurzbach XVI, S. 212). Seine Gattin Katharina, geb. Gabriel, starb am 15. April 1826 in St. Pölten, wo sie an der Seite ihres Gatten ruht (laut Photographie des Grabsteins, die mir Herr Museumsverwalter Friedrich Imbery in St. Pölten freundlichst übermittelte).

[243]) Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele in drey Gesprächen. Berlin und Stettin 1767; 4. verm. Aufl. Berlin und Stettin 1776.

[244]) Albrecht von Haller, Briefe über einige Entwürfe der Freigeister wider die Offenbarung. 3 Teile. Bern 1775 und 1776. Im Wiener Musenalmanach spottet man über sie (Rommel, a. a. O. S. 37 Anm. 1).

[245]) Eduard Youngs Night Thoughts erschienen 1742 — 1746 in London und wurden durch die Übersetzung des Johann Arnold Ebert (1751, 52. Wiederholt und verbessert 1760—1765, 1768 bis 1771 und 1790—1795), die in Prosa gehalten ist, das Original aber trefflich wiedergibt, in die deutsche Literatur eingeführt, auf welche sie äußerst befruchtend wirkten (vgl. Johannes Barnstorff, Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die deutsche Litteratur. Bamberg 1895. S. 23 ff.). Young verherrlichte in seinem Gedicht den Offenbarungsglauben und brachte das subjektive Naturgefühl zum Durchbruch.

[246]) Eduard Young, Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Originaltext nebst Übersetzung von Johann Arnold Ebert. I², (Leipzig 1790), S. 42, Vers 222—229; 54, Vers 319 f.; 34, Vers 177—179. Die deutsche Wiedergabe in obigen Zitaten stammt von der Pichler; sie ist nicht sehr genau.

[246a]) ‚The infidel reclaimed' betiteln sich die 6. und 7. Nacht der „Night thoughts".

[247]) Nachtgedanken, den 11. August 1790.
Str. 1 = oben; nur Z. 4: Kein Blatt regt . . .

2. Schon schlummert alles. O, es wacht
Mein Kummer nur auf diesen Flächen,
Nur meine heißen Tränen brechen
Hervor mit jeder neuen Nacht.
Eilt denn, geschäftige Gedanken,
Nur zu geschäftig für mein Glück,
Schweift aus den gegenwärtgen Schranken
In die Vergangenheit zurück.

3. Ruft mit unselger Tätigkeit
Mir jeden frohen Tag zurücke,
Verhallte Worte, süße Blicke,
Den Ausdruck falscher Zärtlichkeit.
Ich weiß, daß alles dies verschwunden,
Ich fühle diese leere Brust,
Und wühle doch in meinen Wunden
Mit einer schmerzlich süßen Lust.

4. Noch glänzt dein zitternd blaues Licht,
Geliebtester von allen Sternen!
Aus jenen ungemeßnen Fernen,
Das sich in meinen Tränen bricht.
Jetzt hängt an deinem hellen Schimmer
Kein Auge mehr voll Lieb und Ruh,
Du wirfst verstellter Sehnsucht nimmer
Das Bild der nahen Freundin zu.

5. O, wie beneid ich dein Geschick,
Dich quält kein ungestilltes Sehnen,
Du spiegelst dich in meinen Tränen
So hell wie in dem heitern Blick.
O lehre mich, den Gram besiegen,
Und ihn, der dich und mich vergißt,
Nun auch um den Triumph betrügen,
Daß sein Verlust mir schmerzlich ist.

(Handschriftlich in der Wiener Stadtbibliothek.)

248) Erinnerung im November 1790.

1. = oben Str. 1, nur: 3 Flieh ich zu dir in diesen ernsten Stunden.
2. = oben Str. 2, nur: 1 kein weiser Vorwurf . .;
3. = oben Str. 3, nur: 2 weinen, hier mein
4. = oben Str. 4.

5. Ihr Saiten nur, ihr dürft allein es wissen,
Für wen noch immer diese Tränen fließen.
Ach, jenes Band, das einmal mich umschlungen,
Hält bis zum Tod.

6. Kann ich dafür, daß nach so vielen Jahren,
Nach Untreu, Kummer, Trennung und Gefahren
Doch jetzt mein Herz noch bei Erinnerungen
Zu brechen droht.

7. So oft geliebt, so oft aufs neu vergessen,
Macht dieses Herz, das er einst ganz besessen,
Von den verjährten, teuern Fesseln nimmer
Sich gänzlich los.

8. Er brach die Seinen. Männerarme sprengen
Die Ketten leicht, woran wir ewig hängen.
Der fernsten Rückkehr kleinster Sonnenschimmer
Dünkt uns so groß!

9. Die Hoffnung regt, bedeckt vom Aschenhügel
Verglühter Flamme, ihre schwachen Flügel
Und wähnet nicht, daß, was sich ihr gezeiget,
Nur Täuschung sei.

10. Die Vorsicht weiß, warum sie uns geschieden;
Ich fand in seiner Liebe Glück und Frieden —
Es ist vorbei! — schweigt, rege Wünsche, schweiget.
Es ist vorbei!

(Handschriftlich in der Wiener Stadtbibliothek.) — Karoline v. Greiner als Klavierspielerin feiert ein Gedicht von Ignaz Liebel (Gedichte. 2. Aufl. Wien 1814. S. 49: Die Klavierspielerin, an Fräul. K. v. G**). Ein Ungenannter preist 1789 (Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1790. Wien [1789], S. 89) ihren Gesang und ihr Klavierspiel und Karl Julius Fridrich rief 1787 (ebd. 1791, S. 150), nachdem er eine musikalische Akademie im Hause Greiner gehört hatte (vgl. über diese oben S. 41, 53), als Unmusikalischer bei ihrem Spiele aus:

Und doch, du Zauberin! verstand von deinem Spiele
Mein Herz, dem Kenner gleich, den Sinn in jedem Laut.

Von ihrem Klavierspiel, ihrem Gesang, ihrer Mitwirkung bei Quartetten und von sonstigen Aufführungen im Hause ihrer Eltern und später in ihrem eigenen Heim ist wiederholt die Rede, vgl. oben S. 37, 41, 53, 81, 113, 146, 149, 190f., 251, 260, 283f.; II. 24f., 41—43, 78, 84. — Gedanken über die Anlage zur Musik und Komposition äußert sie oben

S. 293—295; über die Frauen und die Musik spricht sie oben S. 295f.

[249]) Frauenwürde. 4 Bde. Wien 1818 (= S. W. ² XX bis XXIII). — Vgl. II. Anm. 189.

[250]) Über den Prater und die Praterfahrten jener Zeit vgl. man J. Pezzl, Skizze von Wien, IV, (Wien 1787), S. 569ff.

[251]) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 4 Teile. Riga und Leipzig 1784—1791. Über weitere Ausgaben s. Goedeke, Grdr. IV, 1, S. 293 : 67. — Vgl. unten Nachtrag.

[252]) Alxinger, der den Virgil mit der Karoline las, berichtet von ihrer Rührung, als sie die Stelle vom Tode des Euryalus und des Nisus lasen, in dem Widmungsgedicht (Sämmtliche Gedichte, II, [Klagenfurt 1788], S. 161 = Sämmtliche Werke, VII, [Wien 1812], S. 9f.), das er der, Karoline von Greiner gewidmeten Übersetzung dieser Episode (Virgil, Aen. l. IX, v. 176ff.) vorausschickt. — Das Zitat aus der Aeneide steht lib. I, v. 378f. (richtig heißt es: Sum pius Aeneas . . . . . fama super aethera notus). — Ein Ungenannter weist in seinem Gedichte „An C. von G**r (Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1790. Wien [1789], S. 89f.) ebenfalls darauf hin, daß zwei Sänger (Alxinger und Haschka) ihr Sprachen lehrten, daß sie nunmehr die Sänger am Arno, die Schwäne der Themse und das süße Geschwirre gallischer Lieder kenne und die einzige Schöne in Wien sei, die Virgil und Horaz „innigempfunden“ verstehe.

[253]) Alois Blumauer, Virgils Aeneis travestiert, I, [Wien 1784], S. 39. — In ihrer Abhandlung „Über die Travestirungen“ (SW. ² XVII, S. 7ff.) spricht Pichler (S. 16f.) unter Heranziehung des Blumauerschen Beispiels über den Schaden, den die Travestie in jugendlichen Gemütern anrichtet. — Vgl. Nachtrag.

[254]) Maria Josefa von Ravenet, im Hause des Regierungsrates von Heß (Anm. 255) erzogen, verband ein inniges Freundschaftsband mit Karoline von Greiner, das besonders bei letzterer zu Enthusiasmus führte (vgl. S. 138f., 142f., 486). Die „Gleichnisse“ widmete diese ihr handschriftlich mit einem Gedicht, 1792 (S. 138), das in der ersten Buchausgabe, 1800, weggefallen ist (unten Anm. 376), in die „Sämmtlichen Werke“ 1822 aber aufgenommen wurde (vgl. Anm. 261). Aus diesem geht hervor, daß Josefa eine Malerin war (S.W. ² XVIII, S. 6 und 29). Bei Karolinens Hochzeit (1796) war sie Kranzeljungfer (oben S. 189). Sie heiratete später (vgl. II, S. 184), im Mai 1824, den bekannten Landschaftsmaler Johann Schödelberger, der 25 Jahre auf sie gewartet hatte. Vorher

war sie Erzieherin im Hause der Gräfin Esterhazy (II, S. 183). Nach ihrer Verehelichung kam sie wieder oft ins Haus der Pichler. — Karoline widmete ihr 1803 auch die Idylle „Der Sommerabend" (Idyllen. Wien 1803. S. 21 = S. W.[2] XV, S. 22). — Unten Nachtrag.

[255]) Franz Josef, Reichsritter von Heß (1739—1804) war seit 1776 Regierungsrat der niederösterreichischen Statthalterei und trat besonders 1797 beim allgemeinen Aufgebot hervor (vgl. über ihn Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei. Wien 1897. S. 470; Geusau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien, V, [Wien 1807], S. 69; Jos. Lauber, Denkmal der Vaterlandsliebe und Fürstentreue. Wien 1797. S. 351). 1785 finden wir ihn unter den Subskribenten der Blumauerschen „Aeneis" (II, S. XII) und der „Gedichte" von Ratschky (S. 215). Er war 1796 Karolinens Beistand bei ihrer Verehelichung (oben S. 189). — Seine Frau hieß Maria Theresia und war eine geborene v. Leporini. Sie starb am 1. Februar 1798, 44 Jahre alt, an gallichtem Faulfieber, drei Kinder (Albert Joachim Franz, geb. 1787; Heinrich Hermann Josef, geb. 1788 und Maria Antonia, geb. 1790) zurücklassend, von denen Heinrich der rühmlichst bekannte, spätere österreichische Feldmarschall ist (vgl. Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 15, ex 1798; Totenprotokolle der Stadt Wien. Handschrift im Wiener Stadtarchiv. Bd. 126, Buchst. H, Fol. 7a).

[256]) Zu dieser Zeit wohnte der Regierungsrat v. Heß in der Kärtnerstraße Nr. 1082 (später 1139; Hof- und Staatsschematismus, 1791, S. 146; 1793, S. 140). — Diese vielen Briefe wurden unter Richardsons (Grandison) und Hermes (Sophiens Reisen) Einfluß geschrieben, wie die Pichler 1819 der Therese Huber in einem Briefe mitteilte (K. Glossy, Grillparzer-Jahrb. III, S. 286).

[256a]) Über diesen Frohsinn, der Karoline durchs ganze Leben begleitete, vgl. man auch zwei sehr interessante Briefstellen an die Huber aus den Jahren 1819 und 1820 (K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch. III, S. 289f. und 294).

[257]) Über die Stoa schrieb Pichler später eine Abhandlung „Zwey Briefe über die Stoa und das Christenthum" (S. W.[2] XVIII, S. 211 ff.), die auch einzeln erschien (Über die Stoa und das Christenthum in zwey Briefen. Wien und Leipzig 1822). Es ist dies eigentlich eine autobiographische Skizze, in der sie ihr jugendliches Hinneigen zur Stoa, die ihrer ganzen Individualität entsprach, deren Lehren mit dem Christentum im allgemeinen übereinstimmten, schilderte, die sie aber im Grunde nicht glücklich machte (S. W. [2] XVIII,

S. 216f.). Das im tiefsten Grunde ihrer Seele schlummernde wahre Christentum, das sie, ihrer Zeitrichtung folgend, zurückgedrängt hatte (vgl. oben S. 72f., 85f., 113f., 128f.), machte seine Rechte geltend, und nun kam die Zeit der Zweifel; hie Christentum, hie Stoa war das Losungswort, und an Stelle der stoischen Tugend trat die christliche Demut (S. W. [2] XVIII, S. 221ff.). Um ihre Zweifel zu lösen, deckte sie, denn der Name Lucidor ist nur ein Deckmantel, dem altbewährten Lehrer Adrast, wir erkennen in ihm ihren späteren Seelenführer P. Marcellian Lunger (vgl. II, S. 65ff., III), ihren Seelenzustand auf, und dieser wies sie darauf hin, daß die Stoiker, im besonderen Seneca, nicht, was ihre Grundmeinungen betreffe, dem Christentum entgegengesetzte, sondern nur verschiedene Wege wandeln, wie ein Vergleich von Stellen ihrer Schriften mit christlichen Schriftstellen beweise. Den stoischen Geist möge Lucidor beibehalten, aber mit der christlichen Demut verbinden (S. W. [2] XVIII, S. 264f.). Wenn Karoline Pichler in dieser Arbeit, die sich im zweiten Brief vielfach mit ihrer Abhandlung über das Gebet (II, S. 343ff.) berührt, den Stoikern und Seneca Ahnungen des christlichen Geistes zuschreibt, so stimmt sie mit Michael Baumgarten (Lucius Annaeus Seneca und das Christenthum in der tief gesunkenen antiken Weltzeit. Rostock 1895. S. 233) überein, der aber in seiner Übersicht über den Einfluß Senecas in Deutschland (a. a. O. S. 28ff.) der Pichler nicht gedenkt.

[257a]) Die Braut von Messina. 4. Aufzug. 10. Auftritt: Schlußverse. — Dieser Vers, auch in einem Gedichte der Pichler an Abt Ladislaus Pyrker variiert wiederkehrend (S. W. [2] XVI, S. 136, Str. III, 4, 5) und sonst öfter verwendet (S. W. [2] XVIII, S. 217), bildete den Ausgangspunkt für ihre Romane „Agathokles" und „Frauenwürde" (vgl. II, S. 107).

[258]) Epistel 102: dies iste, quem tanquam extremum reformidas, aeterni natalis est. Vgl. Clemens Kickh, Gott, Mensch, Tod und Unsterblichkeit. Eine Blütenlese aus den Schriften des L. Annaeus Seneca. Wien 1874. S. 76. Diese Stelle wird von der Pichler auch in ihrer Abhandlung „Über die Stoa und das Christenthum" (oben Anm. 257) zitiert (S. W. [2] XVIII, S. 255). — Kickh, S. 63ff. stellt eine große Anzahl Zitate aus Senecas Schriften zusammen, die über den Tod und die Unsterblichkeit handeln. Vieles davon berührt sich mit dem, was die Pichler hier und in ihrer Abhandlung „Über die Stoa" zum Ausdruck bringt. — Diese zitiert in den „Denkwürdigkeiten" noch öfter Stellen aus Seneca (vgl. das Register im II. Band unter Seneca), denn sie besaß in ihrer Bibliothek dessen „Opera omnia" (Lipsiae 1770 bei Weid-

manns Erben; Nr. 36 im Verzeichnis ihrer Bücher im Verlassenschaftsakt); sie war von ihrer Jugend bis in ihr spätes Alter stark von Seneca beeinflußt (vgl. oben S. 134f., 141 und eine Briefstelle an die Huber aus dem Jahre 1819: K. Glossy, Grillparzer-Jahrb. III, S. 289). Die Excerpte, welche sie aus ihm machte (vgl. oben S. 135), verwertete sie in der Abhandlung „Zwey Briefe über die Stoa und das Christenthum" (Anm. 257) in ausgiebiger Weise.

259) Charles Bonnet, Contemplation de la nature. 2 Bde. Amsterdam 1764. Eine deutsche Übersetzung „Betrachtungen über die Natur" erschien 1772 in Leipzig. — In Pichlers Bibliothek war die Übersetzung von Titius, Leipzig 1783, vorhanden (Nr. 14 des Verzeichnisses ihrer Bücher im Verlassenschaftsakt).

260) Jacques Bernardin de St. Pierre, La chaumière Indienne. Paris 1791. — „Der Paria" (Trauerspiel in einem Aufzug) von Michael Beer wurde zuerst im Dezember 1823 in Berlin aufgeführt, erschien aber erst 1826 und selbständig 1829 im Druck (Goedeke, VIII, S. 570f.: 6, 10).

261) Sämmtliche Werke, [2] XVIII. Prosäische Werke, II (Wien 1822), S. 5ff. — 38 Gleichnisse, die von 1792 bis 1800 entstanden sind. Unter dem Eindrucke des Werkes von St. Pierre dichtete Pichler zunächst die Gleichnisse: „Die Salbei" (Nr. XIII), „Die Tannen" (Nr. XVIII), „Der Schmetterling" (Nr. XV); später folgten unter der Einwirkung von Herders „Ideen" andere, als „Die Blüten im Frühling" (Nr. I), „Die Pflanzen im Schatten" (Nr. XXIII), „Die eingeimpften Bäume" (Nr. XVI) u. a. (vgl. Sämmtl. Werke, [2] XVIII, S. 8 und 9). Wie die Gleichnisse zum Druck kamen und welche Aufnahme sie fanden, erzählt die Pichler selbst (oben S. 217, 226ff). Das Widmungsgedicht an Josefa von Ravenet (S. W. [2] XVIII, S. 3f.) ist mit 1792 datiert. — Vgl. dazu unten Anm. 376 und S. W. [2] XVIII, S. 198.

262) Dieses Zitat ist nicht von Cicero, denn H. Merguet (Lexikon zu den Reden des Cicero. 4 Bde. Jena 1877—1884; Lexikon zu den philosophischen Schriften Ciceros. 3 Bde. Jena 1887—1894) hat keinen derartigen Stellenbeleg.

263) Was hier die Pichler über den Werther sagt, scheint für Österreich typisch zu sein, denn wenn auch dieses Werk viel gelesen wurde, so hat es literarisch in Österreich beinahe gar keinen Einfluß ausgeübt. Auch das Wertherfieber war hier nicht zur Blüte gelangt. Nur der zur Parodie und Travestie geneigte Geist der Wiener ergriff den Stoff zur burlesken Ausschrotung. Vgl. Gustav Gugitz, Das Wertherfieber in Österreich. Wien 1908. S. Iff., welcher die etwas zu enthusia-

stischen Ausführungen von H. M. Richter (Aus der Messias- und Werther-Zeit. Wien 1882. S. 162ff.) auf das richtige Maß zurückführte.

[264]) Chr. M. Wieland, Geschichte des Agathon. 2 Bde. Frankfurt und Leipzig 1766—67. — Agathon. 4 Teile. Leipzig 1773 (vgl. Goedeke, Grdr. IV, 1 S. 201: 41).

[265]) Agathon. IV. Buch. 7. Kapitel (II, [Leipzig 1773], S. 136ff.). — In späteren Ausgaben: VII. Buch. 4. Kapitel (Geschichte des Agathon. II. [Wien 1818], S. 46ff.).

[266]) 7. Nacht, Vers 466: Eduard Young, Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Englisch und deutsch von Joh. Arnold Ebert. III, (Leipzig 1792), S. 84. — Young wird von der Pichler öfter zitiert (vgl. Band II, Register unter Young). — Über den Einfluß, den er auf die Pichler ausübte, s. oben S. 129 und eine Briefstelle an die Huber aus dem Jahre 1819 (K. Glossy, Grillparzer-Jahrb. III, S. 289).

[267]) Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Mit Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde herausgegeben von Carl Philipp Moritz. 10 Bände. Berlin, bei August Mylius 1783—1793. Jeder Band in 3 Stücken.

[268]) In der Originalhandschrift ist der Gedanke ursprünglich weiter ausgeführt: „Meine Eltern waren wohl nicht eigentlich reich, aber sehr wohlhabend zu nennen; und da mein Bruder und ich die einzigen Kinder derselben waren, so konnte ich berechnen, daß das Vermögen, das einst, wenn keine Unglücksfälle einträten, meinen Anteil ausmachen sollte, hinreichend sein würde, um zwei Personen, deren Wünsche mäßig waren, beschränkt, aber anständig zu ernähren. Solange meine Eltern leben würden, bliebe ich natürlicherweise bei ihnen, würde sie aber Gott vor mir, wie es wahrscheinlich war, abrufen, so hatte ich für mich und Josefinen folgenden Lebensplan entworfen.

Daß auch sie schwerlich heiraten würde, war mir aus ihren Verhältnissen sehr wahrscheinlich, denn sie war arm, nicht schön und die günstigen Vorzüge, die sie besaß, galten auch damals wie jetzt den meisten jungen Männern nicht als Ersatz für Vermögen und Reize. Überdies war ihr Gefühl so fein, ihre Geistesbildung so bedeutend, daß ich gewiß wußte, zu einer bloßen Konvenienzheirat, um überhaupt versorgt zu sein, würde sich meine Freundin nie entschließen. Sie besaß auch an ihren Kenntnissen und Geschicklichkeiten einen Schatz, der ihr, wie es sich hernach wies, eine sehr ehrenvolle

und einträgliche Versorgung anderer Art verschaffte. Doch das wußten und dachten wir beide damals nicht. Wohl aber war es von jeher mein fester Vorsatz gewesen, Josefinen nie zu verlassen und sie, wenn sie es einst bedürfen sollte, zu mir zu nehmen."

269) P. Ovidius Naso, Metamorphoses, lib. XV, v. 75ff.

270) Fehlt im Druck; in der Originalhandschrift durchstrichen.

271) Walpurga Gräfin Truchseß-Waldburg-Zeil (1762—1828), geb. Gräfin Harrach, seit 1779 mit dem Grafen Klemens Alois von Truchseß-Zeil vermählt, lebt als ehemalige Besitzerin der Herrschaft Kunewald im mährischen Kuhländchen heute noch in lebhafter Erinnerung fort. Sie war es, die, nachdem sie sich 1786 von ihrem Gatten getrennt hatte, 1788 die erste Schule in Kunewald und 1792 in ihrem Schlosse eine Erziehungsanstalt errichtete. Um die Schweizer Schuleinrichtungen kennen zu lernen, fuhr sie zweimal (1792 und 1808) in die Schweiz; von ersterer Reise brachte sie Karoline von Greiner einen Seidenstoff mit. Die Gräfin Walpurga war etwas exzentrisch und romantisch veranlagt und hatte von seiten der Behörden für ihre gemeinnützigen Schöpfungen nur Undank geerntet. Vgl. über sie die treffliche Biographie von Wilh. Schram (Vaterländische Denkwürdigkeiten, II [Brünn 1907], S. 1ff. mit Bildnis).

272) Betreffs der Stadthäuser vgl. oben S. 446 Anm. 53; über das Landhaus unten Anm. 365.

273) Guiseppe Carpani, Le Haydine ovvero lettere sulla vita e le opere del celebre maestro Guiseppe Haydn. Edizione seconda. In Padova 1823. p. 26 (dritter Brief vom 20. Juni 1808).

274) Josefine von Born war am 17. Mai 1768 in Wien geboren (Verlassenschaftsakt ihres Vaters im Wiener Landesgericht, Fasz. V, Nr. 97 ex 1791). Sie erscheint 1787 unter den Subskribenten der Gedichte des K. J. Fridrich (Lieder der Liebe und der Freude. Wien 1787. Bl. 5a) und 1788 unter denen der „Gedichte" von Gottlieb Leon (Wien 1788, S. VIII), der ihr ein Gedicht „An Fräulein Josepha v. B. bey Übersendung eines Paars weißer Handschuhe" (Gedichte S. 52) mit dem Wunsche, sie möge so weiß und makellos wie die Gabe bis zum Grabe sein, zueignete. Nach dem Tode ihres Vaters nahm sie Franz Graf Széchényi in sein Haus und versprach, sie zu versorgen (Brief Alxingers an Wieland vom 3. August 1791: G. Wilhelm, Briefe des Dichters Johann Baptist von Alxinger. Wien 1898. S. 66). Was weiter aus ihr wurde, ist mir unbekannt. Beim Tode ihrer Mutter Magdalena von Born (gest. in Wien am 3. April 1818) lebte sie nicht mehr (vgl. die Verlassenschaftsakten im Archiv

des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 67 ex 1818 und unten II. S. 188).

[275]) Über diese Gesellschaften vgl. Pezzl, Lebensbeschreibungen des ..... Hofraths Ignatz von Born. Wien 1792. S. 252f.; P. von Hofmann-Wellenhof, Alois Blumauer. Wien 1885. S. 15.

[276]) Von „die eigentlich“ bis „eingegangen war“ ist in der Handschrift durchstrichen und fehlt im Druck.

[277]) Hofrat Ignaz von Born starb am 24. Juli 1791.

[278]) So in der Handschrift; der Druck setzt dafür * hier und später **. — Gemeint ist Graf Heinrich Wilhelm (III.) von Haugwitz (1770—1842), der von 1790 bis 1793 als Hofkonzipist beim k. k. Direktorium diente (Hof- und Staatsschematismus. 1791, S. 13; 1793, S. 15). Er war k. k. Kämmerer und Geheimer Rat. Seit 7. August 1794 war er mit Sophie Gräfin von Fries vermählt (E. H. Kneschke, Deutsche Grafen-Häuser der Gegenwart, I, [Leipzig 1852], S. 336). Ignaz Liebel hatte ihn in seiner Jugend mit zwei Gedichten bedacht (Gedichte. Wien 1787. S. 39, 140 = Gedichte. 2. Aufl. Wien 1814. S. 182 und 269).

[279]) Sämmtliche Werke [2] XXVI. S. 231 ff.: Alt und neuer Sinn. — Erschien zuerst 1810 (Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1811, Tübingen [1810], S. 48ff.).

[280]) Fehlt S. W. — Bis jetzt ist mir die Auffindung des Erstdrucks nicht gelungen.

[281]) Gemeint sind die oben S. 130f. (dazu Anm. 247 und 248) angeführten Gedichte „Nachtgedanken“ und „Erinnerung“, die sich auf das Verhältnis zu Kempelen beziehen und von denen zu Karoline Pichlers Lebzeiten nur das erstere veröffentlicht wurde.

[282]) Anton Bernhard Eberl, geboren 1762 zu Wien, trat nach Vollendung seiner Studien 1783 als Accessist in die Registratur der k. k. Kameral-Haupt-Buchhalterei in Wien ein (Hof- und Staatsschematismus. 1784, S. 56) und wurde dort 1786 Ingrossist (ebd. 1787, S. 54). Zu dieser Zeit hatte er mit Gabriele Baumberg ein Liebesverhältnis, das 1787 durch seine Versetzung als Offizial zur k. k. Rechenkammer in Brüssel (vgl. G. Leon, Gedichte. Wien 1788, S. III, unter Brüssel) zerstört wurde. Wenn Otto Rommel (Der Wiener Musenalmanach, S. 209) zwei Gedichte der Baumberg auf diese Trennung bezieht, so ist dies falsch, denn diese stammen aus dem Jahre 1784, haben demnach ein anderes zerstörtes Verhältnis zur Voraussetzung. 1790 kehrte Eberl wieder nach Wien zurück und diente dem Staate bis 1805 als Raitoffizier (Rechnungsoffizial) bei der Hauptbuchhalterei (Hof- und Staatsschematismus. 1791,

S. 52; 1805, S. 135). Sein Liebesleben während dieser Zeit, die Neigungen, die er zu Karoline v. Greiner, dem Fräulein L—l und der Gräfin Salmour hatte, beleuchtet Pichler (S. 154ff.). Seine Liebe zur Poesie oder zur Baumberg machte ihn auch zum Dichter. Zwei Epigramme (Der pünktliche Rath; Der Quieszent), die Amtsverhältnisse behandeln, und eine Absage an die Liebe (Der Vorsatz) liegen aus der Zeit vor 1787 vor (Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1787. Wien [1786], S. 78 und 105; 49). Gestorben ist er, nachdem er vorher noch in der Gemeinde Weinhaus (jetzt Wien XVIII) Nr. 1 zur Erholung weilte, am 17. August 1805 im allgemeinen Krankenhaus an der Lungenschwindsucht, 43 Jahre alt (Totenprotokoll der Stadt Wien im Konskriptionsamt der Stadt Wien, 1805, Buchst. A, E. Fol. 32a). Damit erledigt sich, was Rommel (Der Wiener Musenalmanach, S. 158 : 9) über Eberl vermutet. — Eberl war ebenso wie Kirchstättern ein beliebter und gesuchter Schauspieler für Privatbühnen; wir wissen, daß er am Theater der Gräfin Stockhammer auftrat, wo er 1793 im Melodrama „Pyramus und Thisbe" seines Namensvetters Anton Eberl den Pyramus mit Auszeichnung gab (Wiener Theateralmanach für das Jahr 1794. S. 55). Am Theater des Grafen Esterhazy spielte er den Grafen Ferdinand Wodmar in Gemmingens deutschem Hausvater (ebd. 1794, S. 57), ebenso trat er am Privattheater des Herrn L** im ehemaligen Nonnenkloster zur Himmelpforte auf (ebd. 1794. S. 52). Ein Unbekannter sagt 1794 (ebd. 1794, S. 48) von seinem Spiel: „Jetzt hat Herr E** (Eberl) dieses Fach (der Liebhaber) übernommen, der es auch schon im Taubstummeninstitute gespielt hatte. Er spielt mit sehr viel Feinheit, besitzt seinen Körper ganz, spricht immer im wahren Konversationstone, benimmt sich mit dem schönsten Anstande, mit einem Wort, er ist seinem Fache ganz gewachsen, nur wünschte ich ihm etwas mehr natürliches Feuer." — Eberl gehörte auch dem literarischen Verein an, den Karolinens Bruder Franz Xaver von Greiner 1791 oder 1792 mit anderen begründet hatte (oben S. 170).

[283]) Sämmtliche Werke. [2]XXIII, S. 241ff.: Das gefährliche Spiel. — Erschien zuerst 1813 (Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1814. Tübingen [1813], S. 18ff.).

[284]) Am 29. Mai 1804 starb im Hohenblumischen Hause Nr. 856 auf der Seilerstätte in Wien im Alter von 32 Jahren Jungfrau Maria Anna Lissl, die Tochter eines pensionierten k. k. Staatsgüteradministrationsgrundbuchverwalters, an der Lungensucht (Totenprotokoll der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1804, Buchst. L., Fol. 20b). Diese wird mit dem Fräulein

L—l identisch sein. Ihr geringfügiger Nachlaß ging an ihre Schwester Theresia Edle von Hochenblum, k. k. Bankalgefällen-Aktuariusgattin, in deren Haus sie wohnte, über (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. 2, Nr. 2514 ex 1804).

[284a]) In der Originalhandschrift waren die beiden Absätze ursprünglich mehr ausgeführt, jedoch dann durchstrichen und durch die Druckrelation ersetzt worden; hier die ursprüngliche Fassung: „In der letzten Szene, wo Dörner, so heißt der Sekretär im Stücke, von Furcht, die Geliebte zu verlieren, von Besorgnis, ihr zu mißfallen und von Leidenschaft zugleich getrieben, ihr zu Füßen sinkt und ihr seine Liebe gesteht — da — verließ auch mich meine Kraft. Eberl lag zu meinen Füßen, die Worte seiner Rolle gingen mich wirklich an, — er mochte so empfinden wie Dörner für Julien fühlt — mir fing an zu schwindeln, ich wußte nicht mehr, was ich sprach, ich sah nur den Mann vor mir, der mir so wert war, und hörte nur sein Geständnis. Mit Mühe behielt ich die Fassung, mein Bewußtsein verließ mich beinahe und ich mußte mich — was gegen die Rolle war — einen Augenblick niedersetzen, um Kraft zum Ausspielen der Szene zu erhalten. Glücklicherweise hielt ich mich aufrecht, aber dieser Moment zeigte mir, wie sehr Eberl mich interessierte. Ich erkannte bei solchen Anlässen, wie gefährlich es sei, mit einem Manne, der uns nicht gleichgültig ist, in solchen beziehungsvollen Rollen zusammen zu spielen. Viel später, wohl nach 25 und mehr Jahren schilderte ich diesen bedenklichen Augenblick meines Lebens in der kleinen Erzählung: Das gefährliche Spiel — wo der Geliebte als Tancred einen eben solchen und nur des poetischen Effekts wegen noch entscheidenderen Eindruck auf die Liebende macht.

So bedenklich, wie ich eben sagte, dieser Moment war, dennoch hatte das glücklicherweise keine ernsteren Folgen. Sei es, daß Eberl die Schwierigkeiten, welche sich an ein Verhältnis wie das unsrige hätten knüpfen müssen, als vernünftiger Mann, der bereits über die Jünglingsjahre hinaus war, deutlich erkannte und sich zu beherrschen wußte; sei es, daß auch bei ihm, wie ich es an mir glaube, diese Herzensneigung, das ganze Interesse mehr auf Phantasie und Eitelkeit als auf unserer Neigung beruhte, sei es, daß ein anderes Verhältnis zu einem sehr liebenswürdigen Mädchen, deren beschränkte Umstände ihnen beiden auch keine Aussicht zur Vereinigung boten und von der es daher niemals recht klar wurde, ob Eberl bloß ihr treuer Freund oder ob es mehr war als bloße Freundschaft,

wie viele glaubten — kurz, wir blieben beide stets in gleicher Entfernung voneinander und ich fing an zu glauben, daß Fräulein L . . ., so hieß jenes Mädchen, wohl ihn sehr treu und warm liebe, daß aber ihre Neigung nicht in gleichem Maße erwidert war. Wir zwei Mädchen wurden einander herzlich gut — keine Eifersucht fand zwischen uns statt, denn keine hatte ein Recht an diesen Mann, der wohl, wie ich wenigstens glaubte, nie einer von uns gehören konnte."

[285]) Gabriele v. Baumberg, später verehelichte Bacsányi, wurde 1766 (nicht 1775) in Wien geboren, hatte in jungen Jahren ein Liebesverhältnis mit Eberl (s. Anm. 282) und lernte 1799 den ungarischen Dichter Johann Bacsányi kennen, mit dem sie sich 1805 verehelichte. Dieser soll 1809 die Proklamation Napoleons vom 15. Mai an die Ungarn, worin diese zum Abfall von Österreich aufgefordert wurden, ins Ungarische übersetzt haben. Er flüchtete nach Paris, wohin Gabriele ihm 1811 folgte. Sie kehrte 1814 nach Wien zurück; ihr Mann wurde im August 1815 in Paris gefangen genommen und nach Brünn ins Gefängnis gebracht, von wo er später nach Linz kam. Gabriele lebte unterdessen in Wien bei dem Schriftsteller Joh. Bapt. Rupprecht. Sie verließ jedoch Wien bald und ging zu ihrem Mann nach Linz, ohne daß es jemand wußte. Erst ihr Tod in Linz (24. Juli 1839) und ein an Baron Hammer-Purgstall gekommenes, von ihr verfaßtes Gedicht „an ihren Mann" lüftete das Geheimnis und zeigte, daß sie in glücklicher Ehe gelebt hatte. Vgl. Wurzbach, I, S. 112ff.; Goedeke, VI, S. 543f., Nr. 22; Ed. Wertheimer, Neue Freie Presse, Nr. 7194 vom 5. September 1884 (mit Berichtigungen); I. Peisner, Ungarische Rundschau für historische und soziale Wissenschaften. I. (München 1912), S. 906ff.; J. Maria Berde, Erdélyi Múzeum. XXVIII, (Kolozsvár 1912), 1, S. 3ff. und XXVIII, 2, S. 5ff., 201ff. — Gabriele scheint, ihre Gedichte zeigen dies wenigstens, verliebter Natur gewesen zu sein. Ihr Bild als Dichterin zeichnete Otto Rommel, Der Wiener Musenalmanach, S. 208ff. Sie spielte im Literaturleben Wiens und in der Gesellschaft eine bedeutende Rolle. Sie war die „Sappho Wiens". Eine große Anzahl der damaligen Wiener Dichter widmeten ihr Gedichte oder Stammbuchblätter. — Karoline von Greiner (Pichler) eignete ihr am 5. Dezember 1787 die Idylle „Die Blumenketten" (Baumberg, Sämmtliche Gedichte. Wien 1800, S. 93) mit einem reizenden Gedicht (Baumberg, S. 91), worin sie auf die gemeinsam verbrachten Abendstunden im Garten, wo sie schaukelten und Vergißmeinnicht suchten, hinwies, zu. Das Originalmanuskript erliegt in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften

(Berde, XXVIII. 1, S. 15).] Gabriele antwortete 1791 mit der Idylle: Die Schäfchen. Nach der französischen Idylle der Madame Deshoulières: „Les moutons“ (Wienerischer Musenalmanach. 1792, S. 74 = S. G. 102) und einem Zueignungsgedicht (S. G. 100), worin sie die Unvergeßlichkeit jener Abende im Greinerschen Garten beteuert. Dafür bedankte sich Karoline am 24. Jänner 1791 in einem Brief (Berde, XXVIII. 1, S. 15). Karoline nahm jedoch „Die Blumenketten“ nicht in ihre Sammlung auf, sondern widmete Gabriele dort eine Idylle „Der Tanz“ (Idyllen. Wien 1803. S. 119 = S. W. [2] XV, S. 106). Über die Entstehungsgeschichte beider vgl. Pichler, S. W. [2] LIII, S. 246f. und 249. — Die Geschichte mit Eberl, aber ohne Namensnennung, berichtete Karoline Pichler in dem Aufsatz, den sie dem Andenken der Baumberg widmete (S. W. [2] LIII, S. 243ff.), beinahe mit denselben Worten (a. a. O. [2] LIII, S. 247f.).

285a) A. B. Eberl wohnte in den Jahren 1800—1802 in der Krugerstraße Nr. 1074 (Hof- und Staats-Schematismus, 1801, S. 52; 1802, S. 126), welches Haus dem Grafen Josef Salmour seit 1765 gehörte (K. A. Schimmer, Ausführliche Häuser-Chronik. S. 220, Nr. 1013; Grundbuch der Stadt Wien im Wiener Stadtarchiv, VI. Fol. 808b, XXXI. Fol. 368b). 1809 verkaufte dieser das Haus (ebd. XXXVI, Fol. 206b). Dessen Gattin Gräfin Salmour wird Eberls Freundin gewesen sein.

286) Über Vater (Karl) und Mutter (Theresia) Kurländer vgl. Anm. 385. — Die drei Söhne (Franz, Karl und Josef) werden Anm. 386—388 behandelt. Von den Töchtern war eine (Barbara) an einen Arzt in Mähren verheiratet (Anm. 386), die zweite (Maria) die Gattin Franz Xaver v. Greiners (s. unten Anm. 350). Die Familie war adelig (Kurländer von Kornfeld). Den Adel erwarb 1765 Karl Kurländer (ob der Vater?) als Kriegskasseoffizier (Megerle von Mühlfeld, Österreichisches Adels-Lexikon, II, [Wien 1824], S. 351).

287) Karl Ritter v. Mertens (1738—1788), ein Brüssler, bekannter Mediziner. In Wien, wo er seit 1758 seine Praxis ausübte, hatte er sich 1766 mit Anna Katharina Humbourg aus Straßburg vermählt. Er war dann bis 1773 Arzt in Moskau und wurde 1773 (Dezember) von Kaiser Josef II. in den Reichsritterstand erhoben. Mertens kam bald wieder nach Wien, wo er praktisch und literarisch tätig war. Vgl. Wurzbach, XVII, S. 405f.; Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser Österreichs, II, [Wien 1907], S. 261f. mit Bild. — Seine Tochter Anna Sophie war zu Moskau (26. Juli 1769) geboren, vermählte

sich am 18. Mai 1796 in Wien mit Ignaz Karl Grafen Chorinsky (1770—1823) und starb in Wien am 9. Dezember (nicht 2. August) 1836 (Genealogisches Taschenbuch, II, S. 262 : 3; Wurzbach, XVII, S. 406). Über deren heimliche Brautschaft mit dem Grafen Chorinsky s. oben S. 175, 177f.; über ihre Vermählung S. 187f. Die Erinnerung an gemeinsam in Carnuntum verbrachte Tage hielt Karoline Pichler in einem Gedichte „Erinnerungen an meine Freundin Sophie v. Mertens" (Sämmtliche Werke, ²XVI, S. 21ff.) fest, das zuerst 1796 erschien (s. unten Anm. 377). Über Sophiens Tod spricht Karoline II, S. 333f.; ebenso berichtet Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau darüber (Tagebücher, I,2, [Wien 1909], S. 739), der ihr folgende Worte widmet: „Sie war eine edle Frau, die aus Wohlwollen und Liebe sich die Aufgabe machte, alle die Ihrigen zu beglücken. In den Mitteln irrte sie nur all zu oft." — Dr. Mertens fünftes Kind war Henriette Magdalena, die am 23. April 1774 in Wien geboren wurde, sich am 9. September 1799 in Kagran mit dem Hofsekretär Joh. Nep. Freiherrn von Tinti (1772—1824) vermählte und am 14. Dezember 1820 in Wien starb (Genealogisches Taschenbuch, II, S. 263: 5; Wurzbach, XVII, S. 406). Sie liegt am Währinger allgemeinen Friedhof (E. M. Hampeis, Chronologische Epigraphik der Friedhöfe Wiens. Wien 1833. S. 76, Nr. 348). Sie war ursprünglich die Braut des Franz Xav. von Greiner (s. oben S. 175f.). Ihr widmete Karoline Pichler die Idylle „Der Flußgott" (Idyllen. Wien 1803. S. 132ff.) in Erinnerung an gemeinsame Stunden.

[288]) Maria Theresia von Hackher zu Hart, geboren am 11. Februar 1769 zu Wien als Tochter des Wiener Stadtsyndikus, späteren Regierungs- und Hofrates Josef Franz von Hackher zu Hart (1726 bis 1808) und der Maria Anna Brigitta, geb. Edlen von Hentschel (1738—1792), war von besonderer Schönheit und Herzensgüte. Nach langen Kämpfen heiratete sie am 29. April 1794 den Hofsekretär Josef von Dürfeld (s. Anm. 312 und oben S. 176f.), starb aber bereits am 21. Juni 1795 an den Folgen der Geburt ihrer Tochter Maria Theresia (s. Anm. 333f. und oben S. 188f.). Über ihre Beziehungen zur Pichler vgl. Anm. 314f. und 335. — Über sie berichtet Moritz Marie Edler von Weittenhiller, Heraldisch-genealogische Zeitschrift (Adler), III, (Wien 1873), S. 91.

[289]) Es ist mir nicht gelungen, weder beim niederösterreichischen Landrecht (Archiv des Wiener Landesgerichtes), noch in genealogischen Büchern ein Geschlecht von Moter zu finden. In der Originalhandschrift der Pichler fehlt dieser Name, er steht nur in

der Druckrelation. Wahrscheinlich liegt ein Lesefehler für v. Moser vor. Karl Leopold Freiherr von Moser (1744—1823) stand damals als niederösterreichischer Regierungsrat (seit 1765) mit Hofrat Greiner in Verbindung, war dessen Gegner in der Frage der Tranksteuer und hatte eine Tochter Katharina (1774—1837), später mit dem Generalmajor Andreas Freiherrn von Sorriot de l'Hoste verheiratet, die mit Karoline in ziemlich gleichem Alter stand (vgl. Wurzbach, XIX, S. 152f.: 3 und Stammtafel der Moser v. Ebreichsdorf).

[290]) Über den Vater, den Hofrat Wolfgang v. Kempelen vgl. Anm. 404; über die Kinder Karl und Therese v. Kempelen Anm. 221.

[291]) Josef Franz Freiherr von Jacquin (1766—1839), berühmter Botaniker. In Schemnitz geboren, wurde er 1797 seines Vaters Nachfolger als Universitätsprofessor und 1820 Regierungsrat. Besondere Verdienste erwarb er sich um den botanischen Garten der Universität Wien (Wurzbach, X, S. 23ff.). Er war mit Mozart befreundet, der ihm am 4. April 1787 den Doppelkanon I. ins Stammbuch schrieb (Ludwig Ritter von Köchel, Chronologisch-thematisches Verzeichnis sämmtlicher Tonwerke Wolfg. Amade Mozarts. 2. Aufl. Leipzig 1905. S. 230, Nr. 228). Mit ihm starb sein Geschlecht aus. — Über spätere Begegnungen mit der Pichler in Baden vgl. II, S. 293, 294, 360f., 362.

[292]) Emilian Gottfried Edler von Jacquin (1767—1792) war selbst Komponist. Einige Kompositionen von Mozart, die dieser 1783 für den Jacquinschen Kreis geschrieben hatte, gingen längere Zeit unter seinem Namen (Köchel, S. 413ff., Nr. 436—439). Er war mit Mozart, der ihm am 23. März 1787 die Baßarie „Mentre ti lascio, o figlia" widmete, innig befreundet, stand im Briefwechsel mit ihm und verewigte sich unterm 11. April 1787 in dessen Stammbuch (Köchel, S. 483 Nr. 513; O. Jahn, Mozart, III, S. 327ff.). Er steht 1787 unter den Subskribenten der „Lieder der Liebe und der Freude" (Wien 1787. Bl. 6a) des K. J. Fridrich und 1788 unter denen der „Gedichte" von Leon (S. IX). Um 1803 kamen einige Lieder von ihm heraus (R. Eitner, Biographisch-bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker, V, S. 267), ebenso wurden 1799 einige Kompositionen von ihm angekündigt (E. L. Gerber, Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkunst, II, [Leipzig 1812], S. 760). Er war seit 1790 Praktikant bei der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei und starb am 24. Jänner 1792 im Alter von 24 Jahren an der Lungenschwindsucht im botanischen Garten am Rennweg, seinen Bruder Josef zum Erben mit Testament vom 16. Jänner 1792

einsetzend (Totenprotokoll der Stadt Wien, Bd. 120, Buchstabe J, Y, Fol. 1b, hds. im Wiener Stadtarchiv; Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 19 ex 1792).

[293]) Franziska Edle von Jacquin, geboren am 10. Oktober 1769 in Wien als die Tochter des Universitätsprofessors Nikolaus Jacquin und der Katharina Josefa, geb. Schreibers (gestorben am 15. Jänner 1791), heiratete im April 1792 den Konzipisten bei der böhmisch-österreichischen Hofstelle Leopold Edlen von Lagusius, der 1804 Hofsekretär der Hofkammer wurde (Megerle, Memorabilien, II, S. 121) und am 24. April 1828 starb (vgl. die Verlassenschaftsakten nach Josefa Edlen von Jacquin und Leopold Edlen von Lagusius im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 9 ex 1791 und Nr. 92 ex 1828; letzteren liegt der Heiratskontrakt vom 14. April 1792 bei). Frau v. Lagusius scheint nicht in Wien gestorben zu sein, wenigstens bieten die Verlassenschaftsakten des niederösterreichischen Landrechts nichts über sie; 1839 beim Tode ihres Bruders lebte sie noch (vgl. dessen Verlassenschaftsakt, Fasz. V, Nr. 214 ex 1839). 1800 subskribierte sie Gabriele von Baumbergs „Sämmtliche Gedichte" (Wien 1800, S. XII).

[294]) Das „Trio für Klavier, Klarinette und Viola" wurde am 5. August 1786 komponiert (Köchel, S. 472, Nr. 498). Über die Beziehungen Mozarts zu seiner Schülerin Franziska v. Jacquin, nach der er sich in Briefen wiederholt erkundigte, vgl. Jahn, Mozart, III, S. 192f.

[295]) Stephan Ladislaus Endlicher (1804—1849), hervorragender Botaniker und Sprachforscher, war seit 1840 Professor und Direktor des Botanischen Gartens am Rennweg (Wurzbach, IV, S. 44ff.).

[296]) Es war dies eine mathematische Abhandlung: Sätze aus der Mathematik nebst einer Abhandlung über Parallellinien. Wien 1778. 8⁰.

[297]) Das Gedicht der Pichler scheint nicht erhalten zu sein; in ihre Sämmtlichen Werke wurde es nicht aufgenommen. — Wie alles feierten auch dieses Ereignis die österreichischen Dichter. Alxinger schrieb zwei Gedichte auf Leopold II. Thronbesteigung (Neueste Gedichte. Wien 1794. S. 33ff. und 42ff. = Sämmtliche Werke, VIII, S. 173ff. und 176ff.); das zweite im Namen der Niederlagsverwandten und Großhändler in Wien. Alois Blumauer verfaßte eine „Bittschrift der verwittweten Erzherzogin Austria an ihren neuen Gebieter Leopold II." (Gesammelte Schriften, II, [Stuttgart 1862], S. 237ff.; dazu Gugitz, Grillparzer-Jahrbuch, XVIII, S. 117). Michael Denis dichtete ein lateinisches Distichon (Carmina quaedam. Vindobonae 1794. S. 173)

und Haschka zwei Oden (Gugitz, Grillparzer-Jahrbuch, XVII, S. 89 f.). Vgl. dazu Alxingers Schreiben an Nicolai vom 26. April 1790 (G. Wilhelm, Briefe des Dichters Joh. Bapt. v. Alxinger. S. 60).

[298]) Der Türkenkrieg wurde 1791 durch den Frieden von Sistowa, der auf dem Besitzstand vor dem Krieg aufgebaut war, beendigt.

[299]) Am 14. Juli 1790 starb Loudon im Hauptquartier zu Mährisch-Neutitschein als Kommandant der gegen Preußen aufgestellten Armee. Sein Tod begeisterte L. L. Haschka, Alxinger, Benedikt Josef Koller, Friedrich Freiherrn von der Trenck und mehrere Unbekannte zu Trauergedichten (Wilhelm Edler von Janko, Loudon im Gedicht und Liede seiner Zeitgenossen. Wien 1881. S. 120 ff.).

[300]) Am 25. bis 27. August 1791 fand im königlichen Lustschloß Pillnitz die Zusammenkunft zwischen Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen statt, in welcher über Maßregeln gegen die revolutionäre Bewegung in Frankreich Beschlüsse gefaßt wurden.

[301]) Kaiser Leopold II. ging nach kurzer, sorgenvoller Regierung am 1. März 1792 zu seinen Vätern ein. Sein Tod gab mehreren Zeitgenossen Gelegenheit, Trauergedichte zu verfassen, so Alxinger (Neueste Gedichte. Wien 1794. S. 60 ff. = Sämmtliche Werke, VIII, [1812], S. 179 f.), Denis (Carmina quaedam. Vindobonae 1794. S. 183 ff.) und Haschka (vgl. Gugitz, Grillparzer Jahrbuch, XVII, S. 90).

[302]) Erschien als Einzeldruck; in die Sämmtlichen Werke nicht aufgenommen. — Alxinger widmete Franz II. eine „Cantate am Huldigungstage Franzens des Zweyten" (Neueste Gedichte. Wien 1794. S. 65 ff. = Sämmtliche Werke, VIII, [Wien 1812], S. 163 f.), in der er ähnliche Gedanken wie die Pichler ausspricht (vgl. auch Alxingers oben unter Anm. 301 angeführtes Gedicht am Schlusse). — Über das Gedicht der Pichler vgl. eine Stimme aus dem Jahre 1793 (unten Anm. 377).

[303]) Es ist dies der Feldzug in die Champagne, an dem auch Goethe teilnahm. Die gesamte Heeresmacht, Österreicher und Preußen, standen unter dem Oberbefehl des bedächtigen Prinzen Ferdinand von Braunschweig. Nach der Kanonade von Valmy (20. September 1792) zogen sich die Preußen zurück.

[304]) Mit Hofkanzleidekret vom 20. Oktober 1791 wurde dem Bischof von Linz als Realdotation das Gebiet der ehemaligen Klöster Garsten, Gleink und Mondsee zugewiesen (Hittmair, a. a. O. S. 451 ff.).

[305]) Der kgl. bayrische Feldmarschall und Staatsminister Karl Philipp Fürst von Wrede (1767—1838), der an der Schlacht bei Wagram rühmlichen Anteil nahm (vgl. oben S. 350) und 1813 die Schlacht bei Hanau verlor (II, S. 7), erhielt vom Kaiser Napoleon unterm 27. August 1810 den französischen Reichsgrafentitel und gleichzeitig eine Herrschaftsdotation, worunter sich Mondsee befand. Trotz aller Fährnisse der folgenden Zeit blieb selbe in seinem Besitz (Hittmair, S. 501 f.; Joh. Heilmann, Feldmarschall Fürst Wrede. Leipzig 1881. S. 162f., 179).

[306]) Josef Vierthaler (1754—1801), Domdechant und Stadtpfarrer in Linz, Direktor des bischöflichen Priesterseminars, Konsistorialrat und Konkursexaminator aus der Dogmatik, war 1787 Pfarrer zu Reichenau und 1789 Domherr in Linz geworden (vgl. Wolfgang Dannerbauer, Hundertjähriger General-Schematismus des geistlichen Personalstandes der Diöcese Linz vom Jahre 1785 bis 1885, II, [Linz 1889], S. 33).

[307]) Wallensteins Tod. 5. Aufzug. 4. Auftritt.

[308]) Es war dies Karolinens späterer Mann Andreas Eugen Pichler. Dieser wurde am 3. März 1764 als Sohn des Gastwirtes und Hausinhabers Ulrich Josef Pichler und der Maria Theresia, geb. Bodenreitter, am Spittelberg (jetzt Wien VII) geboren und erhielt in der Taufe, bei der der Richter Andreas Haydt vom Spittelberg als Pate fungierte, die Namen Andreas Ulrich (Taufprotokoll der Pfarre St. Ulrich, Wien VII, Bd. XXXI, Fol. 153a). Gleich seinem älteren Bruder Josef Prosper (Anm. 337) kam er zu den Piaristen in der Josefstadt in die Schule und war 1782, als sein Vater starb, Mitglied des Piaristenordens, wo er den Klosternamen Eugen, den er später als zweiten Namen beibehielt, führte (vgl. das Testament seines Vaters im Pichlernachlaß der Wiener Stadtbibliothek, Inv. Nr. 759, § 6). Nach vierjährigem Aufenthalt im Kloster trat Pichler, bald nach dem Tode seines Vaters (September 1782), in den weltlichen Stand über, widmete sich an der Universität den juridischen Studien und praktizierte gleichzeitig in der Hofkanzlei unter dem Hofrate Josef von Sonnenfels, der ihm bereits am 30. März 1783 folgendes Zeugnis (im Pichlernachlaß J. N. 760) ausstellte: „Da mir Herr Andreas Pichler durch glaubwürdige Männer als ein junger Mensch von Fähigkeit, Anwendung und Sitten empfohlen worden, auch ich bei demselben seit einiger Zeit solche Eigenschaften wahrgenommen habe, die allerdings erwarten lassen, daß er der ihm erteilten Empfehlung Ehre machen werde, so habe denselben zu mir in die Praxin übernommen und werde mit Vergnügen itzt zu seiner Bildung, und, wo er mich durch seinen Fleiß in Stand setzt, nachher zu seinem Fortkommen beizutragen, mir angelegen seyn lassen.“ Unterdessen oblag Pichler an der Univer-

sität mit großem Fleiße seinen Studien, wofür die, von den Professoren Josef Pehem und Franz Zeiller ausgestellten Zeugnisse (Pichlernachlaß J. N. 761) aus Kirchenrecht und den Institutionen des römischen Rechts sprechen. Er wurde über Vermittlung des Hofrates Sonnenfels im September 1785 Konzeptspraktikant in der Hofkanzlei, am 30. Dezember 1785 daselbst Accessist und rückte am 25. Februar 1788 zum Hofkonzipisten vor (Beiträge zur Geschichte der n.-ö. Statthalterei, S. 473; handschriftlicher Lebensabriß im Pichlernachlaß). In der Folge wurde er ein besonderer Liebling des Hofrates der Hofkanzlei, Franz Sales von Greiner, der ihn in sein Haus einführte, wo er auch dem literarischen Verein, den Franz Xaver von Greiner gemeinsam mit seinen Freunden unterhielt, angehörte (oben S. 168f., 173f.). Dadurch trat er zur Tochter des Hauses in zarte Beziehungen, die schließlich, nachdem er am 21. Jänner 1796 als Regierungssekretär zur niederösterreichischen Regierung gekommen war (Beiträge, S. 473), zur Hochzeit, die am 25. Mai 1796 stattfand, führten (vgl. oben S. 184f., 189ff.). Pichler war damals ein schüchterner, junger Mann (oben S. 169), der aber in seinem Herzen eine glühende Liebe zur Dichtkunst und eine innige Dankbarkeit zu Sonnenfels trug, der ihm stets wohlwollte und auch sein Beistand bei der Hochzeit war (oben S. 189 und Anm. 338). Schon als Jüngling hatte Pichler eine Ode auf Sonnenfels verfaßt (An Sonnenfels. Ode. 1784. 8°: Moritz Trapp, Catalog der Bibliothek des Franzens-Museums. Brünn 1868. S. 292, Nr. 6370), auf die auch ein kleines Schriftchen (Faschingskrapfen für die Herren Wiener Autoren von einem Mandolettikrämer. [Wien] 1785) hinweist, wo es S. 26 von Pichler heißt: „Ein edler Jüngling von Talenten und ein brennender Enthusiast für die schönen Wissenschaften. Seine Ode auf Sonnenfels macht seiner Muse eben so viel Ehre, als seinem dankbaren Herzen.“ An gleicher Stelle wird er charakterisiert mit:

Pichler.

Gleicht Deinem Herzen an Vortrefflichkeit
Einst Deine Muse, Freund! so trotzet sie der Zeit.

Eine zweite Ode aus dem gleichen Jahr (An den lezten Tag des Jahres 1784. Eine Rhapsodie von Pichler. Wien 1784. 8°) fand keine so günstige Aufnahme; so beurteilt sie ein Anonymus ziemlich scharf (Über Wiens Autoren. Von zwey Reisenden X. X. Wien 1785. S. 63): „Schrieb eine elende Rhapsodie an den letzten Tag des Jahrs 1784. Wir wundern uns, daß der Verleger einen so unzusammenhängenden Wirrwar zum Druck annehmen konnte. Es scheint aber, daß Autor und Verleger am letzten Tag des Jahrs 1784 mit solchen Sinnen begabet waren, die sonst nur jenen Leuten eigen sind, welche man — in die Toll-

häuser sperrt." Nicht minder unfreundlich ist eine zweite Anzeige von Franz X. Huber (Wiener Kronik, II [Wien 1785], S. 443ff.), wo es heißt, daß diese Rhapsodie ihrer Sonderbarkeit wegen gelesen werden solle und daß in den Versen kein gesunder Menschenverstand stecke. Schließlich meint Huber: „Allein dieser Dichter kennt wohl weder die Theorie der Empfindung noch Schriften der bessern Dichter, noch die reine Sprache der Vernunft, noch sonst etwas, was ein erträglicher Poete kennen sollte."

Andreas Pichler gab in der Folge, wie so mancher einst enthusiastische Jüngling, das Dichten auf, dafür wurde er seiner Frau ein wohlwollender Beurteiler und veranlaßte sie, mit ihren „Gleichnissen" an die Öffentlichkeit zu treten (oben S. 226, 228), betreffs der „Ruth" mit Streckfuß zu konkurrieren (oben S. 263) und gegen ihren Willen das historische Drama zu pflegen (oben S. 398, 401, 426, 428; II, 34). Er selbst war später ein leidenschaftlicher Theaterdilettant, dem das Spielen ein Bedürfnis war und der seine Sache gut machte (man vgl. den Briefwechsel seiner Frau mit Streckfuß: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender und städtisches Jahrbuch, XXXII, [Wien 1894], S. 395f., 397; sowie oben S. 297; II. 86). Er kaufte von Karl von Kempelen das Haustheater (Glossy a. a. O. S. 396). Den Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Literatur stand er stets teilnahmsvoll gegenüber und brachte manche im häuslichen Kreis zur Verlesung (oben S. 225, 230; II, 184). Grillparzer und Raimund schätzte er persönlich sehr (vgl. II, S. 133, 317).

Die ersten neunzehn Jahre von Pichlers Ehe waren insofern getrübt, als er im Hause der Eltern seiner Frau leben und sich dem starren Willen seiner Schwiegermutter, sollten Streitigkeiten vermieden werden, beugen mußte, was er aber willig tat und wofür ihm Karoline noch später dankte (oben S. 194f., 195f.). Im Oktober 1797 erfreute ihn seine Frau mit seinem ersten und einzigen Kind (oben S. 205f.), dem er Zeit seines Lebens die gleiche Güte und Opferwilligkeit wie seiner Frau und Schwiegermutter entgegenbrachte (vgl. II, 144, 168f., 176f., 179f., 189, 206f., 216, 224, 229, 240, 286) und deren Sohn August, dessen Taufpate er war (II, Anm. 342), ihm in seinen letzten Tagen besonders ans Herz gewachsen war (vgl. II, S. 293, 360, 363, 364, 375, 377).

Pichlers amtliche Laufbahn war eine glückliche und aufstrebende. Zwar an Arbeit gebrach es ihm nie und seine Güte und Liebenswürdigkeit war auch hier oft der Grund, ihm alle schwierigen und von anderen abgewälzten Referate zu übertragen, die er mit größter Geduld zu einem gedeihlichen Ende führte, wofür ihm eine Reihe noch erhaltener Belobungen zuteil wurden. L. A. Frankl bemerkt ganz richtig (Der österreichische Zuschauer. Wien 1838, S. 1132),

daß Pichler bei der niederösterreichischen Regierung ganz in der Lage war, „seinen glühenden Wunsch, der Menschheit zu dienen, das heiße Streben, ein tätiger Helfer, Verbesserer und Veredler seiner Brüder zu werden, im vollsten Maße zu befriedigen; wie denn auch sein ganzes Leben von nun an nur eine Kette philanthropischer Bestrebungen ist, wodurch er die Herzen aller edlen Zeitgenossen an sich fesselte." Im Mai 1797 nahm er als Regierungskommissär an der Organisierung des Wiener Aufgebotes teil, wofür er belobt wurde, aber gleichzeitig auf Befehl seiner Schwiegermutter, der gefährlichen Zeitläufte wegen, sich von seiner Frau, die mit ihren Eltern schweren Herzens nach Dürnholz fuhr, trennen mußte (oben S. 199, 201, 203f. mit Anm. 348).

1802 der Wohlfeilheitshofkommission zugezogen, welcher der Vizepräsident der niederösterreichischen Regierung Graf Mittrowsky vorsaß, erwarb sich Pichler hier durch seine sachgemäßen Vorschläge und seine eifrige Tätigkeit so große Verdienste, daß er am 16. Oktober 1802 zum Regierungsrat ernannt wurde (oben S. 244—246; Beiträge usw. S. 473; Ernennungsdekret im Pichlernachlaß J. N. 762), nachdem er sich vorher um die Bezirkshauptmannsstelle von Korneuburg beworben hatte. Als im gleichen Jahre die Hofkommission aufgelöst wurde und deren Geschäfte an die niederösterreichische Regierung übergingen, erhielt Pichler das Referat für das Wohlfahrtswesen (Anm. 416); er hatte hauptsächlich auf die Approvisionierung Wiens mit Lebensmitteln und auf dessen Versorgung mit Holz zu achten, zu welchem Zwecke er oft Kommissionsreisen nach Nieder- und Oberösterreich, Steiermark und selbst Bayern unternehmen mußte, um die Errichtung von Holzschwemmen und die Zufuhr genügender Holzmengen zu bewirken. Auf diesen Reisen war er meist von seinen Angehörigen begleitet, so 1804 (Mariazell und Leoben; oben S. 265ff.), 1806 (Oberösterreich; oben S. 287ff.), 1812 (Gaming, Lunz, Neuhaus, Maria-Zell, Lilienfeld; oben S. 394ff.), 1815 (Linz und Lilienfeld; II, S. 79ff.), 1816 (Ybbs, Lilienfeld; II, S. 88ff.), 1818 (Lilienfeld; II, S. 118), doch konnte er infolge der Arbeitslast an deren Vergnügungen und sich daran schließenden Ausflügen nur selten teilnehmen. Im März und April 1814 besichtigte er die Schäden am Schwemmwerk der Schwarza und am Wiener-Neustädter-Schiffahrtskanal und im September 1814 leitete er die Verhandlungen wegen Herstellung der Lilienfelder Holzschwemme auf der Traisen (bezügliche Akten im Pichlernachlaß der Wiener Stadtbibliothek, J. N. 762). Eine kurze Zusammenfassung aller dieser Reisen s. oben S. 369.

Im November 1803 war er als Regierungsvertreter in die von Kaiser Franz errichtete Kommission für die Regulierung und Lei-

tung der Fleischlieferungen entsendet worden, welche unter dem Vorsitze des Hofkammerpräsidenten Grafen Zichy tagte und den Zweck hatte, die ärariale Fleischlieferung wieder an die Fleischhauer oder an Privatgesellschaften zu übertragen, da der Staat dabei kein Auskommen fand (Pichlernachlaß J. N. 762: Ernennungsdekret vom 3. November 1803). Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau, der amtlich damals viel mit Pichler zu tun hatte, charakterisiert ihn 1805 mit den Worten (Tagebücher, I, [Wien 1899], S. 129): „Er ist ein Mann von vielem positiven Wissen in diesem Fache (Approvisionierungsangelegenheiten); mir leuchten aber seine Grundsätze nicht ein.“ Im selben Jahre hatte Pichler bei der französischen Invasion für die Proviantierung der Soldaten zu sorgen (vgl. Geusau, Historisches Tagebuch aller merkwürdigen Begebenheiten, welche sich in Wien vom September 1805 bis zum 1. Februar 1806 zugetragen haben. Wien 1807. S. 143), ebenso 1809 (handschriftl. Biographie im Pichlernachlaß). Für seine Wirksamkeit auf dem Gebiete des Wohlfahrtswesens wurde Pichler viermal vom Kaiser Franz das allerhöchste Wohlgefallen ausgesprochen (ebd.).

Über Pichlers weitere amtliche Tätigkeit berichtet die im Pichlernachlaß befindliche, handschriftliche Biographie sehr interessante Einzelheiten, die hier folgen mögen:

„Bei der Landesstelle wurden ihm teils gleichzeitig, teils nacheinander äußerst umfangreiche Referate zugewiesen; darunter gehörten die zahlreichen weltlichen Stiftungen, ein großer Teil der Wohltätigkeits- und Humanitätsanstalten, als das Versatzamt, das allgemeine Kranken-, das Waisen-, Gebär- und Findelhaus, das Straf- und das Zwangsarbeitshaus, die Korrektions- und die freiwillige Arbeitsanstalt, die fünf, für hiesige (Wiener) Arme teils hier, teils auf dem Lande bestehenden Versorgungshäuser u. a. m. Als zur Zeit des Finanzpatentes vom Jahre 1811 die Vermögensverhältnisse dieser und aller übrigen, der unmittelbaren Leitung der n.-ö. Regierung unterstehenden politischen Fonds, die alle bei dem n.-ö. Provinzialzahlamt konzentriert sind, zerrüttet waren, brachte Pichler als Referent, was er bis an seinen Tod verblieb, dieselben teils durch neue Organisierung der Anstalten selbst, teils durch Auffindung und Verschaffung neuer Zuflußquellen oder vorteilhafter Benützung der vorhandenen in Ordnung. Eine ebenfalls sehr mühsame Bearbeitung ward ihm hierbei zuteil, als durch das Finanzpatent vom Jahre 1816 die Geldzirkulation auf die feste Valute zurückgeführt wurde. In diesem Geschäftskreis lernte er das Elend, aber auch das tiefere Verderben vieler aus dieser Menschenklasse in der Nähe kennen. Sein menschenfreundliches Herz spornte seine Tätigkeit, um Verleger aufzufinden, die diese An-

stalten [Strafhäuser] mit angemessener Arbeit versahen, wozu die Arbeitsscheuen mit Strenge zu immerwährender Beschäftigung angehalten, die fleißigen durch Gestattung einiger, mit der Verfassung der Anstalten verträglicher Genüsse ermuntert, der größere Teil des Verdienstes eines einzelnen aber jedem bis zu seinem Austritte aufbewahrt wurde, um zur ersten Begründung eines ehrlichen Erwerbes unter Aufsicht verwendet zu werden. Um auch auf ihre Moralität zu wirken, wurden Sonntagsschulen und geistlicher Unterricht abgehalten." Das Wiener Provinzialstrafhaus hatte er nach dem Muster der Brünner und Linzer Anstalt eingerichtet, die er im August 1817 über amtlichen Auftrag besichtigte (vgl. II, S. 103ff. mit Anm. 188 und Dekret vom 6. August 1817 im Pichlernachlaß, J. N. 762). Im Provinzialstrafhaus, sowie im Waisen- und Zwangsarbeitshause hielt er monatliche Kommissionen ab und sah auch sonst öfters nach (vgl. Rechnungsbelege aus den Jahren 1816 und 1819 im Pichlernachlaß, J. N. 762).

„Dem im Jahre 1813 errichteten Vereine zur Unterstützung der Militär- und Landwehrfamilien, welcher seine Wirksamkeit auch auf die Versorgung der Invaliden ausdehnte, trat Pichler als wirkendes Mitglied bei und ihm ward ein ausgezeichneter Anteil an den glänzenden Resultaten dieses edlen Vereines zugeschrieben", wofür ihm unterm 7. August 1820 das Allerhöchste Wohlgefallen ausgedrückt wurde (Pichler Nachlaß I. N. 762: Dekret vom 14. August 1820).

„Bei der, auf allerhöchsten Befehl im Jahre 1816 errichteten, Regierungskommission zur Regulierung des Vermögens der Stadt Wien ward Pichler zum Referenten ernannt und als die Aufgabe im Jahre 1818 zur allerhöchsten Zufriedenheit gelöst war, erhielt er den Auftrag, den wöchentlichen Ratssitzungen des Magistrats in Wirtschaftsangelegenheiten als Regierungskommissär beizuwohnen, welches Amt er bis an seinen Tod ausübte." Als im Jahre 1821 im landesfürstlichen Markt Stockerau Streitigkeiten der Bürgerschaft ausbrachen, da wurde Pichler als landesfürstlicher Kommissär dorthin gesendet und schaffte im Winter 1821/22 Ordnung (vgl. II, S. 152f. mit Anm. 262).

„Ein Zweig seines Referates in den letzteren Jahren war auch die mühsame und oft verdrießliche Prüfung der Vorschläge zu Errichtung von Privat-Pensions-, Versorgungs- und Unterstützungsinstituten für niedere und für höhere Stände, von Sparkassen und der damit verbundenen Auszahlung ihrer Kapitalien auf Hypotheken, so wie auch die Schlichtung der Ausstände und Beschwerden, die sich bei schon bestehenden Anstalten dieser Art ergaben. Einen solchen Gegenstand bearbeitete er am Krankenbette noch am Vorabend seines Hinscheidens. Nebst seinem eigenen Referate wurden

ihm oft einzelne, sehr verwickelte, viel Genauigkeit und Sachkenntnis fordernde, einzelne Angelegenheiten und Lokaluntersuchungen von dem Landespräsidium zugeteilt und durch viele Jahre in Ermangelung oder Verhinderung vom Vizepräsidenten die Revision über mehrere Referate seiner Kollegen anvertraut, die er auch während seines jährlichen, sechswöchentlichen Gebrauchs der Badner Bäder (von 1822—1837, vgl. das Register unter Karoline Pichler: Reisen, Baden) nebst einem Teil seines eigenen Referates auf Präsidialersuchen fortführte."

„Ungeachtet der immerwährenden Anhäufung der Geschäfte, unbeschadet der Genauigkeit und Gründlichkeit der Bearbeitung jedes einzelnen Stückes hatte er doch niemals Geschäftsrückstände, so daß er hierüber unzähligemal mündlich und mehrmalen schriftlich von dem Präsidium belobt ward." Der Kaiser verlieh ihm dafür am 5. Jänner 1837 das Ritterkreuz des Leopoldordens und ernannte ihn gleichzeitig zum Kanzleidirektor der Statthalterei (Beiträge zur Geschichte der n.ö. Statthalterei. S. 473).

„Durch mühsame Einleitungen und durch Auffindung sehr ansehnlicher Fonds, die keine bestimmte Verwendung hatten, veranlaßte er, daß der von Sr. Majestät Kaiser Franz für Wiener Arme aus dero Privatkasse samt einer kalten Badquelle angekaufte Dominikalhof [in Baden] in ein großes Gebäude, jetzt Wohltätigkeitshaus genannt, umgestaltet und eine ungenützt ausströmende warme Quelle aufgefaßt und darüber das gemauerte Franzensbad errichtet wurde, wo jährlich viele hundert Arme nebst dem Bade Unterstand, volle Verpflegung und ärztliche Hilfe genießen und auf Kosten des Fonds transportiert werden (vgl. II, S. 126f. mit Anm. 217)." Auch stand er der Baronin Pereira seit 1830 als freiwilliger Konsulent in allen das Marienspital in Baden betreffenden Fragen zur Seite (ebd.).

„In seinem Privatleben legte Pichler einen Beweis von seltener Redlichkeit ab. Seine große Herzensgüte hatte ihn in früheren Jahren verleitet, sich für einen nahen Verwandten (Bruder Anton, vgl. darüber II, S. 172 mit Anm. 293) zu verbürgen und als des letzteren Vermögensumstände durch das Falliment seines eigenen Hauptschuldners so zerrüttet wurden, daß er auf dem Punkt stand, seine einzige Erwerbsquelle (Buchhandlung) zu verlieren, ward Pichlers Bürgschaft so in Anspruch genommen, daß die Erfüllung derselben sein und seiner Gattin ganzes Vermögen verschlang; demungeachtet verwendete er bis an seinen Tod bei sparsamer, prunkloser Lebensweise einen großen Teil seiner Besoldung zur sukzessiven Befriedigung der Gläubiger (vgl. seine Verlassenschaftsabhandlung, II, Anm. 557)."

Pichler war ein ruhiger (vgl. oben S. 339f.; II, S. 283), in seinen

Urteilen besonnener Mann (vgl. II, S. 43), der nur für sein Amt und seine Familie lebte. Beinahe den ganzen Tag verbrachte er in seinem Bureau (vgl. II, S. 181) und selbst Krankheitsanfälle hinderten ihn nicht, dorthin zu gehen (vgl. II, S. 251). Diese große Arbeitsfreudigkeit, dieses Interesse an seinem Fach, das sich auch im Verkehr mit dem Gesandtschaftssekretär Lagrange äußerte (vgl. II, S. 225f, 227), war die Ursache, warum Pichler bis zum Jahre 1815 beinahe gar keinen Urlaub nahm, sondern seine Urlaubszeit zu Dienstreisen verwendete (vgl. oben S. 500). Dieser Übereifer gereichte ihm aber einige Male zum Verderben; so verkühlte er sich 1815 in Lilienfeld heftig und legte dadurch den Grund zu einem wiederholt auftretenden krampfartigen Unterleibsleiden (vgl. II, S. 81f., 251ff., 360, 361ff.), das in Verbindung mit einem bereits 1835 zum erstenmal aufgetretenen Schlaganfall (vgl. II, S. 318f.) am 17. September 1837 in Baden seinen Tod herbeiführte (vgl. II, S. 361ff.), dem er bereits 1810 in Guttenstein mit seinem Töchterlein ins Auge gesehen hatte (vgl. oben S. 377). 1816 hatte Überanstrengung ebenfalls eine Kränklichkeit im Gefolge (vgl. II, S. 88ff.), doch glichen seine Erholungsreisen, die er von 1815 ab zuerst nach Buchen (1815: II, S. 79), dann nach Zay-Ugrócz (1819: II, S. 143; 1821: II, S. 148; 1822: II, S. 156ff.), wo er sich 1821 durch einen Fall infolge seiner Kurzsichtigkeit verletzte (II, S. 148f.), und später nach Baden (von 1822—1837) machte, immer wieder die Kränklichkeit aus, so daß Pichlers Arbeitsfreudigkeit keine Einbuße erlitt. An eigentlichen Lustreisen unternahm er nur eine und zwar im Jahre 1825 nach Prag zu seiner Tochter, gleichzeitig seine Frau abholend und mit ihr auf der Rückreise die ihm wertgewordene Familie Pereira in Schwarzenau besuchend (vgl. II, S. 207f., 213f.).

Andreas Pichlers Ehe mit Karoline von Greiner war die denkbar glücklichste, trotzdem er Geschäftsmann und sie Dichterin war (vgl. 168, 232f.; II, S. 357; Hormayrs Taschenbuch, XXXIV, S. 121); war sie doch in erster Linie nur Hausfrau und Andreas, der selbst dichterisch fühlte, verstand seine Frau vollständig. Sie hatten das Glück, in langer, manchmal zwar sorgenvoller Ehe miteinander zu leben, die silberne Hochzeit feiern zu können (vgl. II, S. 147) und ihre Tochter, wenn auch nach zwei schmerzlichen Enttäuschungen (Grillparzer und Prokesch), in glücklicher Ehe mit Josef von Pelzeln verehelicht zu sehen. Freilich war dieses späte Glück nicht von langer Dauer, doch die Enkel entschädigten die Großeltern für all das erlittene Leid und Ungemach. Andreas Pichler war ein trefflicher Gatte, der seiner Frau nicht nur betreffs ihrer Dichtungen ratend zur Seite stand (oben S. 499), sondern auch sonst ihr Ratgeber und ihre Stütze war. Als er dahingeschieden, da empfand

sie erst so recht, was sie an diesem Manne besessen hatte. Mit ihm war ihre Welt tot (II, S. 370f.), sie zog sich zurück, lebte dem Gedenken der vergangenen Tage und schrieb ihre „Denkwürdigkeiten", in denen ihr Mann freilich ihrer Mutter und ihrer Tochter gegenüber etwas in den Schatten tritt. Doch wo sie, besonders anläßlich seines Todes auf ihn zu sprechen kommt, da leuchtet sein Wert, seine Bescheidenheit (vgl. II, S. 293) und sein herrliches Gemüt (II, S. 368) voll und ganz durch. Dichterisch verherrlichte sie einst seinen Geburtstag (Am Geburtstage meines Gemahls: S. W. [2] XVI, S. 83f.; zuerst 1806, vgl. Anm. 383), worin sie ihm durch seine Tochter ihre Wünsche darbringt, und widmete ihm 1800 Nr. XXV (XXXII) ihrer „Gleichnisse" (Der bewachsene Stein. An meinen Gemahl: S. W. [2] XVIII, S. 110ff.; über den Erstdruck vgl. Anm. 376).

Die Zeitgenossen erkannten Andreas Pichlers Verdienste, die heute der Vergessenheit anheimgefallen sind, ebenfalls. Sein Leichenbegängnis am 19. September 1837 in Baden zeigte, wie sie ihn schätzten (vgl. II, S. 372ff.) und F. (L. A. Frankl) konnte seinen kurzen Nachruf auf Pichler (Der österreichische Zuschauer. Hg. von Ebersberg. Wien 1838. S. 1132; diesem folgte Wurzbach, XXII, S. 255) mit den Worten schließen: „Wie sehr sein Verlust empfunden worden, zeigte sich bei seinem Leichenbegängnisse, das dadurch wirklich zu einer ebenso rührenden als erhebenden Feierlichkeit geworden ist." Später wurden seine sterblichen Reste auf den Währinger allgemeinen Friedhof überführt, wo sein und seiner Gattin Grab bis zum Jahre 1901 nebeneinander lagen. Als in diesem Jahre seine Frau in ein Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof gebettet wurde, da wurden auch Pichlers Gebeine exhumiert und in den Sarg seiner Gattin gelegt (vgl. II, Anm. 572). Doch keine Schrift meldet auf ihrem Stein von seinem Dasein.

* * *

Da Karoline Pichler über die Familie ihres Mannes nur sehr wenig Angaben macht, so sei hier einiges beigebracht. Der Name Pichler selbst ist ein alter Berglername und sowohl in der einfachen Form, als in den verschiedensten Zusammensetzungen in den Alpenländern weit verbreitet (vgl. Fritz Pichler, Zeitschrift für österreichische Volkskunde, III, [Wien 1897], S. 141ff.). In diese große Sippe fügt sich auch Pichlers Stamm ein, dessen Vater Ulrich Josef Pichler ehrsamer Gastgeb im Hause zu den sieben Churfürsten am Spittelberg Nr. 100 war. Das Haus und Gastgewerbe rührte von seiner Frau Maria Theresia, gebornen Bodenreitter, deren Stamm seit Großvaters Zeiten hier heimisch war, her. Im Jahre 1703 hatten Michael Bodenreitter († 1738) und seine Frau Eleonore († 1712)

als Untertanen des Wiener Bürgerspitals das Haus Nr. 100 in der Herrengasse am Spittelberg vergewöhrt erhalten (Grundbuch Nr. 624 im Archiv der Stadt Wien, Fol. 84a); ihnen folgten 1738 der Sohn Jakob Bodenreitter († 1749) und seine Frau Theresia († 1742), welche das Haus von den fünf übrigen Geschwistern ablösten und bereits das Wirtsgewerbe ausübten (Grundbuch Nr. 624, Fol. 222a, 236b). Von ihren vier Kindern heiratete Maria Barbara Theresia den Ulrich Josef Pichler, Sohn des Gastwirtes Adam Pichler und der Barbara (diese starb im Hause ihres Sohnes, 86 Jahre alt, am 22. August 1774 an der Abzehrung: Totenprotokolle im Archiv der Stadt Wien, t. 102, Buchst. B, P, Fol. 59b), und beide kauften im Jänner 1751 von den drei übrigen Geschwistern der Frau das Haus Nr. 100 im Ausmaße von 33 Quadratklaftern um 8600 Fl. (Grundbuch Nr. 624, Fol. 314a). Aus der Ehe der Pichlerschen Eltern stammten 9 Kinder: Alexander (später Josef Prosper, 1752—1822; Anm. 337), Franz de Paula (geb. 14. Februar 1756: Taufbuch, Pfarre St. Ulrich, t. XXVIII, Fol. 322a; gestorben vor 1822, s. Testament seines Bruders Prosper, Anm. 337), Maria Elisabeth Theresia (1758—1815; verehelichte Schweiger, vgl. Anm. 352), Theresia Elisabeth Thekla (geb. 24. September 1759: Taufb. t. XXIX, Fol. 346b), Anna Elisabeth (geb. 16. März 1762: Taufb. t. XXX, Fol. 279a), Andreas Ulrich (1764—1837; Karoline Pichlers Mann, s. oben), Maria Theresia Elisabeth (geb. 4. März 1765: Taufb. t. XXXI, Fol. 284a; 1788 noch ledig, s. Grundbuch Nr. 624, Fol. 616), Ulrich Andreas Sylvester (geb. 31. Dezember 1768: Taufb. t. XXXII, Fol. 222b) und Anton Andreas (1770—1823, der Buchhändler, vgl. II, Anm. 290). Bereits 1774 verstarb die Mutter und nun erhielten die Kinder Franz, Elisabeth, Andreas, Theresia und Anton 1776 die Gewöhr auf das halbe Elternhaus (Grundbuch Nr. 624, Fol. 503a); Josef als Ordenspriester konnte keinen Hausanteil erhalten, die übrigen, oben noch angeführten Kinder waren jung verstorben. Am 1. September 1782 starb der Vater, 56 Jahre alt (Totenprotokoll St. Ulrich, t. XXIII, sub 1. IX. 1782), der unterm 29. August 1782 seinen letzten Willen aufgesetzt hatte (eine Abschrift des Testaments im Pichlernachlaß der Stadtbibliothek, J. N. 759); er wurde gleich seiner Frau am Friedhof um die Kirche von St. Ulrich (jetzt St. Ulrichsplatz) beerdigt. Sein Hausanteil ging an die Kinder über, welche 1788 das Haus durch Lizitation an die Wirtsleute Johann und Sibylla Gföller verkauften (Grundbuch Nr. 624, Fol. 616).

[309]) Cesare Marchesi di Beccaria-Bonnesana, Dei delitti e delle pene. Edizione sesta. Harlem 1766. p. 117ff. § XXVIII. Della pena di morte = Des Marchese Beccarias Abhandlung über Verbrechen und Strafen. Von neuem aus dem Italienischen übersetzt

von J. A. Bergk, I, (Leipzig 1798), S. 168 ff. Von der Todesstrafe. — Beweist, daß die Todesstrafe kein Recht sei, denn der Tod eines Verbrechers ist weder notwendig noch nützlich, außer in 2 Fällen: 1. wenn das längere Leben eines Menschen für den Bestand des Staates gefährlich und 2. der Tod das wirksamste Mittel ist, andere vom Verbrechen abzuhalten. Er spricht sich für lange Kerkerstrafen aus, da diese mehr abschreckend wirken, als die Todesstrafe, die nur ein Beispiel von Grausamkeit gibt.

[310]) Karoline Pichler hat hier die drei Heiraten des Dichters in Polen im Auge, die, schnell geschlossen, ebenso schnell wieder getrennt wurden, vgl. Schütz, Zacharias Werners Biographie und Charakteristik, I, (Grimma 1841), S. 13f. Werner war überhaupt sehr sinnlich und hatte damit bis in die späten Tage zu kämpfen (Schütz, I, S. 10f.). Pichler kommt öfter darauf zurück (oben S. 174, 302).

[311]) Ignaz Karl Graf Chorinsky, Freiherr von Ledskie (1770 bis 1823), ein geborener Brünner, wurde September 1795 Regierungssekretär in Niederösterreich, kam am 21. April 1796 als Gubernialrat und Kreishauptmann nach Westgalizien, von wo er 1798 nach Prag versetzt wurde. 1804 wurde er Hofrat und Vizepräsident der niederösterreichischen Landesregierung, übernahm 1805 die Leitung der Landesregierung, kam 1807 als wirklicher Staats- und Konferenzrat in den Staatsrat und trat 1809 in den Ruhestand. Jänner 1813 reaktiviert, wurde er Vizepräsident der allgemeinen Hofkammer und wirklicher Geheimer Rat. Mai 1813 als Vizepräsident zur vereinigten Hofkanzlei versetzt, ging er September 1813 als Hofkommissär nach Mähren und Schlesien, übernahm April 1815 die Leitung der niederösterreichischen Landesregierung zum zweitenmal und kam April 1816 als Präsident zur allgemeinen Hofkammer. Ende 1822 trat er in den Ruhestand und erhielt den Titel eines Staatsministers. Am 14. April 1823 starb er. Er war ein Gönner Grillparzers. Vgl. Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei. S. 364ff. mit Bildnis; Wurzbach, II, S. 358. —Über seine Gemahlin Sophie s. Anm. 287; über das Verhältnis beider vgl. oben S. 177f. mit Anm. 317; über ihre Hochzeit S. 187f. — Chorinsky gehörte dem literarischen Verein des Franz Xaver von Greiner an (oben S. 184) und erwies später (1801) Karoline eine Gefälligkeit bei Erzherzog Karl (oben S. 236f.). Karoline Pichler bezeichnet ihn noch in späteren Jahren als vortrefflichen und achtungswürdigen Mann (II, S. 334).

[312]) Josef von Dürfeld, einziger Sohn des Hofrats Anton Ignaz von Dürfeld (1726—1805) und der Maria Elisabeth, geb. Edlen von Mayer (1743—1829), war am 15. März 1766 zu Wien geboren. Er wurde 1786 kgl. ungarisch-siebenbürgischer Hofkonzipist in der Steuer-

regulierungs-Hofkommission (Hof- und Staatsschematismus, 1787. S. 76), kam 1790 als Konzipist in sein eigentliches Amt (kgl. ungarischen Hofrat) zurück (ebd. 1791, S. 178), wurde 1792 als Konzipist beim k. k. Direktorium übernommen (ebd. 1793, S. 15), von wo er 1793 als Hofsekretär zum k. k. geheimen Kammerzahlamt kam (ebd. 1794, S. 389). 1806 war er Hofrat geworden (ebd. 1807, S. 464). Am 29. April 1794 heiratete er Therese von Hackher (s. oben Anm. 288), welche bereits 1795 unter Hinterlassung einer Tochter (s. unten Anm. 333) starb. Zum zweitenmal heiratete er am 20. November 1796 in Wien Aloisia Franziska Edle von Wildburg. Er starb am 24. Februar 1812 (nicht 1811) in Wien und liegt bei seiner ersten Gattin am Währinger Ortsfriedhof begraben (Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser Österreichs, I, [Wien 1905], S. 166; Hampeis S. 23, Nr. 102 und 43, Nr. 10, [Vers]). Er war Karoline Pichlers zweiter Beistand bei ihrer Hochzeit (oben S. 189). 1800 finden wir ihn unter den Subskribenten von Gabriele v. Baumbergs „Sämmtlichen Gedichten" (Wien 1800. S. VI).

313) „Das Jugendleben guter Menschen ist die höchste Seligkeit auf Erden" (Worte des Fürsten im 5. Aufzug, 11. Auftritt von: A. W. Iffland, Elise von Valberg. Schauspiel in 5 Aufzügen. In: Deutsche Schaubühne, XIV, [Wien 1825], S. 131).

314) Freundschaft und Liebe. Am Geburtstage meiner Freundinn, Fräulein Therese von Hackher. 1791 (Sämmtliche Werke, ² XVI, S. 12ff.).

315) Am Vermählungstage meiner Freundinn Therese von Hackher mit Herrn von Dürfeld, den 29. April 1794 (Sämmtliche Werke, ² XVI, S. 29ff.). Zuerst 1795 gedruckt (vgl. unten Anm. 377). — Die Hochzeit fand also im April und nicht im Mai statt. In diesem Gedicht streift Karoline Pichler die widrigen Geschicke, welche Therese und Dürfeld im Brautstand trafen.

316) Franz Johann Graf Chorinsky (1726—1812), k. k. Kämmerer und Geheimer Rat, seit 1757 mit Maria Cajetana Gräfin von Walldorf verehelicht (E. H. Kneschke, Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexikon, II, [Leipzig 1860], S. 266). — Vgl. noch S. 188 und Anm. 317.

317) Vgl. dazu, was Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau (Tagebücher, I, 1, [Wien 1909], S. 190f.) sagt: „Er (Ignaz Graf Chorinsky) besuchte das Haus des n. ö. Referenten Hofrats von Greiner und lernte dort die Tochter eines Arztes, Sophie von Mertens kennen. Ihre Schönheit entzündete seine Leidenschaft, welche die feurigste Erwiderung fand. Du kennst den Vater Chorinsky von Brünn aus. Er ist der erste seiner Familie, der die 16 Quartiere ausfüllte und worauf er den höchsten Wert legt. Er bedroht den Sohn mit Fluch und Enterbung für den Fall seiner

ehelichen Verbindung mit Sophie. Ignaz Chorinsky tritt zurück. Sophie kränkelt, welkt wie eine zerknickte Blume. Der Zufall — oder wie Kielmansegge meint — kein Zufall — führt beide in dem Garten des Hofrats von Greiner zusammen. Es folgt eine Szene erneuerter Liebe, erneuerter Versprechungen. Sie werden gehalten. Der Ehebund wird geschlossen. Der Vater hält auch sein Wort und verstößt den Sohn. Der Kaiser selbst ist ungehalten und macht ihm Vorwürfe. Er schließt sich um so enger an seine Frau, die ihm nun alles ist.“ An einer anderen Stelle (I, 1, S. 203) meint Kübeck, aus Klugheit hätte Graf Chorinsky seine Frau nicht heiraten sollen, da sie nicht hoffähig ist.

[318]) Am 26. August 1792 war er zum Bürger ernannt worden; trotz des Abscheus, den Klopstock vor den Gräueltaten der Jakobiner hatte, legte er sein Diplom nicht zurück, obwohl ihn Lavater 1793 dazu aufforderte und einige Zeitungen die Nachricht von der Zurücksendung des Diploms brachten (vgl. Franz Muncker, Friedrich Gottlieb Klopstock. Stuttgart 1893. S. 512, 514ff., 540). — Georg Forster starb einsam in Paris am 10. Jänner 1794 im vierzigsten Jahre seines ruhelosen Lebens; über seine Beziehungen zum Hause der Greiner, s. Anm. 165.

[319]) Abt Josef Ignaz Martinovics (1755—1795) hatte unter Leopold II. eine Vertrauensstelle am Hofe inne, war 1792 in geheimer Sendung nach Paris gegangen und hatte mit der Berg-Partei Fühlung genommen, deren Grundsätze er dann, als er zu einer Mission in Ungarn verwendet wurde, aufs Emsigste verbreitete. Er verfaßte zwei revolutionäre Katechismen auf demokratischer Grundlage und gründete zwei geheime Gesellschaften, deren Mitgliederstand aber nicht allzu groß gewesen sein soll. Ungarn wurde in 4 Distrikte aufgeteilt, und Ende August sollte das Komplott zur Durchführung kommen. Die Verschwörung wurde aber rechtzeitig entdeckt, Martinovics in Wien verhaftet und mit vier Genossen am 20. Mai 1795 in Pest hingerichtet. Vgl. Wurzbach, XVII, S. 50ff. und Joh. Graf Mailáth, Geschichte der Magyaren, IV,[2] (Regensburg 1853), S. 128ff.; V. Fraknói, Martinovics és társainak összeesküvése. Budapest 1884. — Eine Verbindung mit Wien scheint nicht bestanden zu haben.

[320]) Über diese sogenannte Jakobinerverschwörung ist man heute noch nicht im klaren, da die Akten nicht erschlossen sind. Es scheint aber, daß einige Streber, um sich schön zu machen, dem Kaiser Franz eine Gefahr vormachten, die nicht vorhanden war. Aus einer größeren Anzahl zeitgenössischer Schriften (vgl. Franz Gräffer, Franziscéische Curiosa. Wien 1849. S. 9ff.) ist zu entnehmen, daß in Wien und in ganz Österreich im August 1794 eine große Verschwörung, an der sich Zivil- und Militärpersonen beteiligten,

aufgedeckt wurde, welche die Absicht hatte, französisch-demokratische Grundsätze ins Volk zu bringen, aufrührerische Schriften gegen den Kaiser zu verbreiten und eine Staatsrevolution anzuzetteln. Nun dürften diese Schriften aber von der Regierung beeinflußt gewesen sein. Tatsache ist, daß eine Menge Personen gefänglich eingezogen wurden, der Feldkriegskanzlist Gilloffsky sich im Gefängnis erhenkte, der Platzoberleutnant Franz von Hebenstreit im Jänner 1795 aufgehängt wurde, der Hauptmann Billeck von Billenberg zehnjährige Schanzarbeit erhielt, sechs andere zu dreißigjähriger Schanzarbeit verurteilt wurden, worunter sich auch der Freund des Hauptstaatsretters Grafen Franz von Saurau, der Wiener Magistratsrat und Dichter Martin Josef Prandstätter, befand, und einige andere mit geringeren Strafen davonkamen. Spätere Berichte (Gräffer, S. 26ff.) denken über die Sache ganz anders. Der Kampf ging wahrscheinlich gegen die Logen, und ist hier eine Mitteilung charakteristisch, die K. A. Schimmer von der Karoline Pichler haben wollte (Gustav Brabbée, Sub Rosa, Vertrauliche Mittheilungen aus dem maurerischen Leben unserer Großväter. Wien 1879. S. 122ff.) — freilich ist dessen Angabe, daß diese sie in das Manuskript der Denkwürdigkeiten aufnahm, nicht stichhältig — daß Kaiser Franz durch eine rotangestrichene Stelle („Die Loge ist eine demokratische Republik") in der Rechtfertigungsschrift der Prager Logen (1794) aufgebracht wurde. Aus den Zeitungen jener Zeit, welche die öffentliche Meinung vorstellen, ist nicht viel zu entnehmen, denn meist arbeiteten sie im Interesse der Regierung und wirkten eher aufhetzend als beruhigend, was besonders von den Blättern des Professors L. A. Hoffmann und des Exjesuiten Hofstäter gilt (vgl. A. Fäulhammer, Politische Meinungen und Stimmungen in Wien in den Jahren 1793 und 1794. Progr. Salzburg 1893. S. 16ff.), während die freiheitlich Gesinnten sich um Alxinger und Josef Schreyvogel scharten, deren „Österreichische Monatsschrift" offen und ehrlich Opposition gegen das herrschende System, wenn auch in patriotischer und loyaler Weise trieb (Fäulhammer, S. 23ff.). Interessant ist, daß der Wiener Pöbel mit großem Vergnügen an den Opfern der Regierungsgewalt seine Schau- und Sensationslust kühlte, wie aus den Eipeldauerbriefen des Josef Richter hervorgeht (Fäulhammer, S. 15f.).

[821]) Dazu vergleiche man einen Ausspruch von Alxinger, der Ende 1792 an Wieland schrieb: „Sie (die Minister) möchten gern so regieren wie vor hundert Jahren Mode war, schelten alles Jakobiner, was die alte Mode mißbilliget und sind entschlossen, es auf ihre Art durchzusetzen, es koste, was es wolle" (G. Wilhelm, Briefe des Dichters Joh. Bapt. v. Alxinger. Wien 1898. S. 71). Blumauer, der 1796 gar nicht mehr hervortrat, wurde von einem Anonymus

als „Jakobiner" denunziert (Gugitz, Grillparzer Jahrbuch, XVIII, S. 81). — Es gab damals eigene Jakobinerlieder.

322) Salvatore Vigano (1769—1821), ein Neapolitaner, hatte in Rom die Wienerin Josefa Maria Mayer (1756—1821) geheiratet, mit der er 1793 und 1794 im Wiener Nationaltheater auftrat. Er wurde 1793 Ballettmeister, blieb dies bis 1798 und bekleidete diese Stelle nochmals 1803—1806. Über beider Auftreten und Wirken am Nationaltheater vgl. Wurzbach, L, S. 287f.; Rich. Wallaschek in: Die Theater Wiens. IV, (Wien 1909), S. 22f. mit Bildern; Katalog der Portrait-Sammlung der k. und k. General-Intendanz der k. k. Hoftheater, Wien 1892, S. 442. Gedichte auf deren Auftreten am 3. März und 2. August 1794, sowie ein Sonett auf die Vigano als Terpsichore und eine dadurch hervorgerufene mythische Dichtung „Die Weihe der Tanzkunst", die Herrn und Madame Vigano vom Dichter G. Leon zugeeignet ist, enthält der „Wiener Theateralmanach für 1794 und 1795" (Goedeke, VI, S. 515: $\alpha\beta$). Das Sonett auf die Vigano (Wien am 29. Julius 1793: Wiener Theateralmanach 1794, S. 82f.) klingt in die Worte aus:

Laßt uns sie mit jungen Rosen krönen,
Sie hat uns der Griechen Kunst gebracht,
Die die Herzen sanft und fröhlich macht.

Sie erhebt mit ihrem süßen Spiel
Himmelan das menschliche Gefühl
Und den Geist zum Ideal des Schönen.

Kaiser Franz fand an der Vigano Wohlgefallen, worüber die Gräfin Lulu Thürheim (Mein Leben, I [München 1913], S. 126f.) sich einige Bemerkungen gestattet. Josef Richter (Gedichte. [2] Wien 1809. S. 29, 37, 58) wendet sich scharf gegen die Mode der Viganobäuche, gegen den Pas de deux der Vigano und gegen das Hereinbringen von Pferden auf die Bühne im Viganoschen Ballett „Richard Löwenherz".

323) Antonio Muzzarelli (1744—1821) war seit 1791 Tänzer, seit 1794 Ballettmeister des Nationaltheaters und k. k. Hoftanzmeister (Wallaschek, a. a. O. IV, S. 23, Anm.; Katalog der Portrait-Sammlung, S. 441).

324) Vgl. dazu die vielen Angaben, welche (Josef Richter) „Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran über d'Wienstadt" bringt (Heft XXXVII. Wien 1797. S. [28ff.] des Registers). Verschiedene dieser Moden, so bei den Damen das Tragen von Jakobinerhüten, Schleppen, dünner Stoffe um den Busen und langer goldener Ketten, bei den Herren die großen Männerhalsbinden, nimmt Josef Richter auch in Gedichten satirisch her (Gedichte. [2] Wien 1809. S. 8, 18, 43, 60).

[325]) Franz Josef Graf v. Saurau (1760—1832) kam 1789 von Prag als Regierungsrat und Stadthauptmann nach Wien und wurde 1791 Hofrat, 1792 Geheimer Rat und August 1795 Präsident der niederösterreichischen Regierung. 1789 war er auch Adlatus des Präsidenten der Polizeihofstelle und beteiligte sich als solcher hervorragend an der Unterdrückung der Jakobiner, er, der früher selbst Freimaurer gewesen. Er war 1797 (Jänner) der Anreger der Hymne auf Kaiser Franz, die L. Haschka dichtete und Josef Haydn in Musik setzte. 1797 bot er den allgemeinen Landsturm gegen die Franzosen auf, und im selben Jahre (November) wurde er Polizei- und Finanzminister und reorganisierte die Theresianische Akademie; 1801 schied er aus dem Ministerium, kam als Botschafter nach St. Petersburg und von hier 1803 als niederösterreichischer Landmarschall nach Wien. Von 1806 ab verschiedene Ämter bekleidend, wurde er 1809 neuerdings Statthalter von Niederösterreich. 1817 war er Gesandter in Madrid, dann bis 1831 oberster Hofkanzler und vor seinem Tode Gesandter in Florenz. Er war ein liberaler Despot und Freund aller Künste (1800 unter den Subskribenten von Gabriele Baumberg, Sämmtliche Gedichte. Wien 1800. S. XVII) und Wissenschaften (vgl. Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei. S. 349ff. mit Bild; Wurzbach, XXVIII, S. 279ff.; Karl Hafner, Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark, VII, [Graz 1909], S. 24ff. mit Bildnis). — L. L. Haschka widmete ihm ein Loblied (Magazin der Kunst und Litteratur, IV, 4, [Wien 1796], S. 1ff.).

[326]) Der Friede von Basel, abgeschlossen am 5. April 1795.

[327]) Die dritte Teilung Polens fand im Jänner 1796 statt, nachdem sich Preußen, Rußland und Österreich am 24. Oktober 1795 dahin verständigt hatten.

[327a]) Von „In mir .... Europa wieder" fehlt im Druck, steht aber in der Handschrift undurchstrichen mit einer Randbemerkung: „Folgendes hat auszubleiben".

[328]) Die Stelle lautet wörtlich: „Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempl geben, wenn wir um ein ellendes stuck von Pohlen oder von der Moldau und Walachey, unnser ehr und reputation in die schanz schlagen (Hormayr, Taschenbuch für vaterländische Geschichte. N. F. II, [München 1831], S. 66f.). Pichler zitiert hier nur sinngemäß, nicht wörtlich; vgl. noch Adolf Beer, Die erste Theilung Polens, II, (Wien 1873), S. 315f.

[329]) Am 21. April 1796 wurde Chorinsky Gubernialrat und Kreishauptmann zu Kielce in Westgalizien (vgl. oben Anm. 311).

[330]) 25. August 1795 wurde Saurau Präsident der niederösterreichischen Regierung (Beiträge zur Geschichte der n.-ö. Statthalterei. S. 349).

331) 21. Jänner 1796 (s. oben Anm. 308).

332) Herrngasse 127 (Hof- und Staatsschematismus. 1795. S. 379).

333) Maria Theresia von Dürfeld, verehelichte Hauer, wurde zu Wien am 16. Juni 1795 geboren, vermählte sich nach dem frühen Tod ihres Vaters am 24. April 1814 mit Josef Ritter von Hauer, späteren Geheimen Rat und Vizepräsidenten der k. k. allgemeinen Hofkammer. Sie starb am 30. Juni 1874 zu Schleinz bei Wiener-Neustadt (H. W. Höfflinger, Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser Österreichs, IV, [Wien 1911], S. 152; vgl. auch I, [1905], S. 167).

334) Maria Theresia von Dürfeld, geb. von Hackher zu Hart, starb am 21. Juni 1795 und fand am Währinger Ortsfriedhof ihre letzte Ruhestätte (E. M. Hampeis, a. a. O. S. 18). Ihre Grabschrift (Legende samt Vers) verzeichnen: Sammlung der auf den Gottesäckern der k. auch k. kgl. Haupt- und Residenz-Stadt Wien befindlichen Grabschriften und Denkmähler, I, (Wien 1807), S. 34, Nr. 71 und Hampeis, S. 41, Nr. 2.

335) Elegie bey dem Leichenbegängnisse meiner unvergeßlichen Freundinn, Therese von Dürfeld, den 23. Junius 1795 (Sämmtliche Werke, 2 XVI, S. 36ff.). Erschien zuerst 1796 (vgl. Anm. 377).

336) Josef Paul Gottlob Freiherr von Lederer (1771—1812), k. k. Truchseß, Hofrat und Stadthauptmann zu Wien (Wurzbach, XIV, S. 296; Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei, S. 473). Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau charakterisierte ihn 1805 mit den Worten: „Lederer hat (als Regierungsrat) mehr Genialität als Kenntnisse“ (Tagebücher, I, [Wien 1909], S. 129); er bringt vieles zu dessen Amtstätigkeit bei (vgl. Tagebücher, II, S. 267 das Register). — Vgl. noch S. 245.

337) Josef Prosper Pichler war (laut Testament seines Vaters vom 29. August 1782; im Pichlernachlaß der Stadtbibliothek, J N 759) das älteste Kind des Ulrich Josef Pichler, wohnhaft am Spittelberg Nr. 100 (jetzt Wien VII), und wurde am 12. Oktober 1752 als Andreas Alexander getauft (Taufbuch der Pfarre St. Ulrich [Wien VII], t. XXVII, Fol. 255b). Nach Absolvierung seiner Studien trat er bei den Piaristen in der Josefstadt ein, erhielt 1771 die Tonsur und den Klosternamen Josef Prosper und wurde am 15. März 1777 zum Priester geweiht. 1782 wurde er von seinem Vater testamentarisch jährlich mit 60 Fl. bedacht, solange er im Ordensstand sich befinde; bei Übertritt in den Weltpriesterstand habe er 1500 Fl. von den Universalerben zu erhalten (Testament seines Vaters). Er trat später aus dem Piaristenorden, wurde Weltpriester, wirkte zunächst (vom 16. Juni 1796 ab) als Pfarrer bei St. Josef in Margareten und wurde am 8. Februar 1803 Pfarrer zu St. Josef ob der Laimgrube (jetzt Wien VI.) und fürsterzbischöflicher Konsistorialrat.

Als solcher starb er am 5. Juli 1822, 69 Jahre alt an der Lungenlähmung, seine arme Seele zum Erben einsetzend (Totenprotokolle der Stadt Wien, 1822, Buchstabe B, P. Fol. 60b; Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. XXI, Nr. 23 ex 1822; Mitteilungen des fürsterzbischöflichen Konsistorialarchivs in Wien und unten II, S. 156). Ein Teil seines hinterlassenen Geldes (300 Fl.) wurde seinem Wunsche gemäß zu einer Messenstiftung bei St. Josef ob der Laimgrube verwendet (vom fürsterzbischöflichen Ordinariat in Wien unterm 13. März 1824 bewilligt), einen andern Teil (600 Fl.) erhielten die Versorgungshäuser zu Ybbs und am Alserbach, und der Rest wurde unter die Kinder seines verstorbenen Bruders Franz und des noch lebenden Bruders Anton verteilt; seine Brüder erbten Bücher und geschriebene Predigten (Verlassenschaftsakten). Er hatte seines Bruders Andreas Hochzeit eingesegnet und reichte der Karoline v. Greiner die letzte Ölung (unten II. S. 50). 1817 erschien zu seinem Geburtstage (!) ein Gedicht: „Dem hochwürdigen Herrn Joseph Prosper Pichler, Pfarrer ob der Laimgrube. Zu seinem Wiegenfeste am 30. Jänner 1817 gewidmet von L. S. d. j. Wien, o. J. kl. 8⁰. 2 Bll." (Katalog Nr. 103: Viennensia, von Gilhofer und Ranschburg in Wien. S. 34, Nr. 618).

[838]) Das Trauungsbuch der Pfarre zum hl. Bartholomäus in Hernals (jetzt Wien XVII) enthält darüber folgenden Eintrag (freundliche Mitteilung des hochw. Herrn Pfarrers, geistlichen Rates Stöber in Hernals): Am 25. Mai 1796. Copulans: Franz (!) Pichler, Pfarrer von Auerstal. Bräutigam: Andreas v. Pichler, in der Stadt 272 (wohnhaft), katholisch, 33 Jahre, unverehelicht. Braut: Karolina von Grainer, allhier (Hernals), kath., 26 (Jahre), unverehelicht. Beistände: Joseph von Sonnenfels, k. k. Hofrath; Franz von Heeß, k. k. Regierungsrath.

Der Heiratskontrakt, vom 25. Mai 1796 datiert, liegt in Abschrift dem Verlassenschaftsakt des Andreas Pichler (Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 187 ex 1837) bei. Er bestimmt in § 1 das Heiratsgut mit 1000 Fl. und in § 2 die Wiederlage des Bräutigams mit 2000 Fl.

[839]) Lieder österreichischer Wehrmänner von H. J. v. Collin. Erste Abtheilung. Wien 1809. 32 S. 8⁰. (Goedeke, VI, S. 107: 9; vgl. Arnold-Wagner, Achtzehnhundertneun. Die politische Lyrik des Kriegsjahres. Wien 1909. S. 321 ff.). — Vgl. oben S. 331.

[840]) Vgl. oben Anm. 65, 70, 71.

[841]) Josef Anton v. Paradis (geb. 1733), 1755 Kriminalassessor in Temesvár, hierauf Hofkonzipist beim Direktorium in publicis et cameralibus, 1769 Hofsekretär bei der Kommerzhofstelle und 1785 Regierungsrat bei der niederösterreichischen Regierung. Am

23. August 1795 wurde er jubiliert (Wurzbach, XXI, S. 286f.; Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei. S. 347 und 471).

[342]) Der sächsische Hofkapellmeister Joh. Gottlieb Naumann (1741—1801) hatte die Oper „Amphion" 1776 für den schwedischen Hof komponiert; der Text, sowie die Partitur erschienen 1784 in Leipzig. Die dreiaktige Oper „Cora", ebenfalls vor 1780 für den schwedischen Königshof vertont, erschien 1780 in Leipzig. Vgl. Eitner, VII, 151ff., besonders S. 155a.

[343]) Marianne von Martines (auch Martinez; 1744—1812), eine Wienerin, war eine beliebte Sängerin und Klavierspielerin. Unter ihren Lehrern waren Metastasio, den sie beerbte, und Josef Haydn. Im Gegensatze zur Pichler loben Abt Gerbert und Dr. Burney ihre Kompositionen sehr (Wurzbach, XVII, S. 22ff.; Eitner, VI, S. 353f.).

[343a]) Dieser Absatz fehlt im Druck, in der Handschrift steht er undurchstrichen. Den gleichen Gedanken s. oben S. 295ff.

[344]) Im Hause des Regierungsrates von Paradis wurden Lustspiele und Operetten aufgeführt, die durch die Mitwirkung der Maria Therese von Paradis, die auf dem Klaviere begleitete, besonderes Interesse hatten. 1794 wurde Dittersdorfs „Doktor und Apotheker" hier gespielt (vgl. Wiener Theater-Almanach für das Jahr 1794. S. 58f. und Richard Wallaschek, in: Die Theater Wiens, IV, [Wien 1909], S. 6).

[345]) Karoline Pichler gedenkt dieser Überraschung auch in dem Gedichte, das sie der Paradis ins Stammbuch schrieb (Sämmtliche Werke, [2] XVI, S. 49; zuerst: Österreichischer Taschenkalender für das Jahr 1803. Wien. S. 36).

[346]) Mehlgrube Nr. 1074 (Hof- und Staatsschematismus, 1798, S. 117).

[347]) Der k. k. Leibwundarzt Josef Franz Herbek, laut Totenprotokoll aus Köln am Rhein gebürtig, befand sich 1797 beim allgemeinen Aufgebot als Arzt (Geusau, Geschichte Wiens, V, S. 119; Lauber, Denkmal usw. S. 392 und Anhang S. 6). Im selben Jahr war er k. k. Rat und Leibchirurg geworden (Hof- und Staatsschematismus. 1798, S. 355); 1801 wurde er Mitglied der k. k. medizinisch-chirurgischen Josefs-Akademie (ebd. 1802, S. 311). Er starb am 17. Dezember 1827 zu Wien im Alter von 77 Jahren und wurde am Schmelzerfriedhof begraben; ihn überlebte seine Gattin Aloisia, geb. Kitzell, mit der er seit 1790 verehelicht war (Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 906 ex 1828; Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1827, Buchstabe H, Fol. 60a). — Über seine ärztliche Tätigkeit im Hause Greiner s. noch oben S. 208f., 221.

[347a]) Wie aufgeregt die Wiener waren, zeigt eine Schrift, welche zur Beruhigung der Gemüter ausgegeben wurde: „Beantwortung der Frage: Werden die Franzosen nach Wien kommen? Zur Beruhigung für einige kleinmüthige Bewohner. Wien 1797. Zu finden bey B. Ph. Bauer, und in Kommission bey Peter Rehm, Buchhändler am Kohlmarkt." (kl. 8⁰. 16 S. — Wien, Stadtbibliothek). Die Gründe zwar, die der Verfasser anführt, sind nicht sehr überzeugend: 1. Könnten die Franzosen nicht über den Semmering, da man ihnen ein Heer gegenüberstellen würde; 2. könnten sie auch nicht auf dem Wege durch Ungarn nach Wien kommen, weil sie die Sprache der Ungarn nicht verstehen und deren Aufgebot nicht gewachsen sind. Die Wiener mögen nur auf Gott und den Kaiser vertrauen, beten und arbeiten, dann wird alles wieder gut. „Noch sind die Franzosen nicht in Wien, und sie werden sich auch den Kopf an Wiens Mauern nicht anrennen. Der Zaghafte fliehe! der Standhafte erspart die Reisekosten und hat die Genugthuung, den Zaghaften zu kennen, und ihn zu verlachen" (S. 15f.). — Josef Richter schrieb anonym zwei Sammlungen spaßhafter Anekdoten über die Furcht der Leute im Jahre 1797: Gesammelte Reise-Anekdoten der Wiener Furchtsamen auf ihrer Flucht im Monate April 1797. Prag (1797). — Nachtrag zu den gesammelten Reise-Anekdoten der Wiener Furchtsamen auf ihrer Flucht im Monate April 1797. Wien und Prag (1797).

[348]) Es war der damals an der Spitze der niederösterreichischen Regierung stehende Graf Saurau (Anm. 325), der am 4. April 1797 an die Bürger Wiens eine Proklamation richtete, worin er sie aufforderte, den allgemeinen Landsturm aufzubieten und am Wienerberg ein verschanztes Lager zu errichten. Acht Tage nach seiner Aufforderung standen 37 000 Mann bereit, doch bereits im Mai 1797 wurden sie verabschiedet (vgl. unten Anm. 357), da inzwischen die Friedenspräliminarien zu Leoben am 18. April 1797 unterzeichnet worden waren (Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei. S. 350f.; Anton Edler von Geusau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien. V, [Wien 1807], S. 60ff.; Lauber, Denkmal usw. S. 338ff.; Karl Glossy, Wiener Neujahrs-Almanach 1897. Wien 1897, S. 1ff.). Die am Wienerberg angelegten Schanzen wurden am 16. April bezogen (Geusau, V, S. 108ff.). Zur besseren Leitung der Einschreibungen in der Stadt und in den Vorstädten wurden am 8. April 1797 eigene Regierungskommissäre aufgestellt, unter denen sich auch Pichler befand (Geusau, V, S. 76). Als die Stadt Wien am 18. Mai zu Ehren der neuernannten Bürger Graf Saurau und Prinz Ferdinand von Württemberg ein Mahl in der Schießstätte veranstaltete, lud sie die Regierungskommissäre ebenfalls dazu (Geusau, V, S. 166f.; Lauber,

S. 418), die von Kaiser Franz unterm 15. Mai Belobungsdekrete erhalten hatten (Lauber, S. 435). A. Pichler wurde diese Belobung durch den Grafen Saurau am 16. Mai intimiert (das betreffende Dekret im Pichlernachlaß der Stadtbibliothek, J. N. 762).

349) Die Oberleitung des Theresianums hatte zwar von 1797 bis 1801 Franz Graf Saurau als Kurator (Eugen Guglia, Das Theresianum in Wien. Wien 1912. S. 97ff.), doch dürfte Greiner als Referent der Studienhofkommission sich an der Verwaltung beteiligt haben.

350) Maria Cäcilia Kurländer von Kornfeld, die Tochter des Karl und der Theresia Kurländer von Kornfeld (Anm. 385), ein kalter und stolzer Charakter (oben S. 206), heiratete am 10. Mai 1797 den Hofkonzipisten Franz Xaver von Greiner (oben S. 211), wurde jedoch bald lungenkrank und verschied am 12. Dezember 1799 nach kaum zweijähriger Ehe, 27 Jahre alt (vgl. oben S. 220ff.; Totenprotokolle der Stadt Wien im städt. Archiv. Bd. 127, Buchstabe C, G, K, Fol. 128b). Ihr nicht bedeutendes Vermögen (1568 Fl. 30 Kr.) ging, da keine Kinder vorhanden waren, an die Eltern, beziehungsweise Geschwister über (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 154 ex 1799). — Der Schmerz ihres Gatten um sie war groß (vgl. oben S. 223f., 254); um ihn in etwas zu trösten, schrieb seine Schwester für ihn das Gleichnis „Der entblätterte Baum" (Gleichnisse. Wien 1800. S. 20 = S. W. ² XVIII, S. 119).

351) Schloß Dürnholz liegt in der südlichsten Ecke Mährens an der Thaya, nicht weit von Grußbach und Nikolsburg entfernt (vgl. Gregor Wolny, Die Markgrafschaft Mähren topographisch, statistisch und historisch geschildert. II, 1 [Brünn 1836], S. 273ff.) und gehört heute noch dem Besitzstande des Theresianums in Wien an, welchem es nach Auflösung des adeligen Olmützer Konviktes als Stiftung des Feldmarschalls und Geheimen Rates Rudolf Freiherrn von Teuffenbach († 1650) zur Gänze zufiel, nachdem früher nur ein Teil zu ihm gehörte (Anton Reichsritter von Geusau, Geschichte der Stiftungen, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in Wien. Wien 1803. S. 356ff.; Joh. Nep. Edler von Savageri, Chronologisch-geschichtliche Sammlung aller bestehenden Stiftungen, Institute, öffentlichen Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten der k. k. österreichischen Monarchie, I [Brünn 1832], S. 348ff.). — Die Abreise von Wien erfolgte über Auftrag des Kaisers Franz am Ostermontag, den 17. April 1797 mittelst Wagen, wobei nebst den 30 Theresianisch-Leopoldinischen Zöglingen, die Hofrat Greiner beaufsichtigte, noch die Zöglinge der Barbara-Akademie in der Stadt unter Leitung des Rektors P. Ehrenbert Sonnenmeyer, des P. Stephan Becker und des Profeßklerikers Franz Barger be-

teiligt waren; die beiden ersteren hatten in Dürnholz Umgang mit den Greiners; die Rückreise erfolgte am 31. Mai 1797 (vgl. Anton Brendler, Das Wirken der P. P. Piaristen seit ihrer Ansiedelung in Wien im Collegium in der Josefstadt, zu St. Thekla auf der Wieden und im Löwenburgschen Convicte. Wien 1896. S. 263).

[352]) Karl David Schweiger, laut Heiratsprotokoll aus Linz und Sohn des Linzer Stadtschreibers Jakob Schweiger und der Theresia, geb. Kek, kam, nachdem 1783 das Bistum Leoben de facto gegründet wurde, als Kanzlist in die Konsistorialkanzlei nach Leoben, wurde dort am 9. März 1792 seiner ausnehmenden Fähigkeiten und der vielen, mit ganzer Zufriedenheit gelieferten Arbeiten wegen, wie es im Ernennungsdekrete heißt, Konsistorialkanzler und übersiedelte 1808 mit der Kanzlei, da das Bistum Leoben vom Seckauer Bischof (Sitz in Graz) administriert wurde, nach Graz, wo er am Grieß Nr. 887 wohnte (Schematismus für das Herzogthum Steyermark auf das Jahr 1827. Grätz, S. 330). Er starb nach langer Krankheit, laut Totenprotokoll der Pfarre St. Andrae in Graz, am 5. März 1829, 69 Jahre alt, an der Gicht (Frdl. Mitteilungen der hochw. Herrn Konsistorialarchivar Math. Schaffler und Pfarrer Dr. K. Maierhof in Graz). Von Schweiger sind drei an die Pichler gerichtete Briefe in der Wiener Stadtbibliothek erhalten und zwar zwei aus dem Jahre 1826 (Graz 2. Mai und 14. Juni) und einer aus dem Jahre 1827 (22. November). Sie behandeln eine Geldangelegenheit. Im letzten Brief vom 22. November 1827 berichtet Schweiger, daß ihn nunmehr seit vier Wochen ein krampfhaftes Leiden im Unterleib meistenteils ans Bett fessele. — Schweiger war mit einer Schwester des Andreas Pichler vermählt (vgl. oben S. 266, 272f.). Diese, Maria Elisabeth Theresia, wurde am 16. August 1758 in der Gemeinde Spittelberg (jetzt Wien VII) geboren und heiratete am 17. Juni 1784 bei St. Ulrich in Wien (Taufprotokoll der Pfarre St. Ulrich in Wien VII, t. XXIX, Fol. 222a; Heiratsbuch derselben Pfarre, t. XXIX, Fol. 248b). Aus ihrer Ehe mit Schweiger entsproß eine Tochter Karoline (geboren in Goeß bei Leoben am 10. September 1785: Taufbuch der Pfarre Goeß nach frdl. Mitteilung des Herrn Stadtpfarrers Alois Stradner in Leoben), die im Winter von 1804 auf 1805 bei Pichlers in Wien weilte, nachdem diese im Sommer 1804 in Leoben auf Besuch bei Schweigers waren (oben S. 272f.). Elisabeth Schweiger starb am 15. Dezember 1815 in Graz an den Kopffraisen (Totenbuch der Pfarre St. Andrä in Graz, nach frdl. Mitteilung des hochw. Herrn Pfarrers Dr. K. Maierhof).

[353]) Alexander Graf von Engel und zu Wagrain (1721—1800) war der erste Bischof von Leoben seit dem Jahre 1784. Er starb zu Goeß. Vgl. Megerle von Mühlfeld, Memorabilien, I, S. 285; Bon. Sentzer, Roman Sebastian Zängerle. Graz 1901, S. 401 (Register).

[354]) Die Franzosen kamen am 7. April 1797, nachdem Erzherzog Karl am selben Tag die Stadt verlassen hatte, unter Massena nach Leoben; Massena ging am 9. April weg, dafür kam die Division Angereau, die bis 26. blieb. Am 28. April waren alle Franzosen fort. Napoleon war am 10. April abends 1/2 10 Uhr angekommen, aber sogleich nach Goeß weitergegangen, wo er beim Bischof von Leoben Graf Engel wohnte. Am nächsten Tag reiste er nach Graz, kehrte aber am 13. wieder zurück (vgl. den Bericht des Leobner Bürgermeisters Dirnpöck bei Hans v. Zwiedineck-Südenhorst, Der Vorfriede von Leoben. Leoben 1897. S. 31f.).

[355]) Der Präliminarfriede von Leoben (18. April 1797) sicherte den Franzosen die Lombardei und Belgien. Der Friede wurde in der Vorstadt Mühltal (nicht in Goeß) im Gartenhäuschen des Radgewerken Josef Egger Edlen von Eggenwalt unterzeichnet (Zwiedineck-Südenhorst, S. 12f., 32f. und 35). Vgl. über dieses Häuschen und die dort befindliche Inschrift Jul. Wilh. Fischer, Reisen durch Österreich, Ungarn usw., II, (Wien 1803), S. 152ff.

[356]) Stadtkommandant war Feldmarschall Graf Josef v. Kinsky (Anton Edler v. Geusau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien. V, [Wien 1807], S. 74). Pichler meint jedenfalls den Feldmarschalleutnant Johann Freiherrn von Zoph, auch Zopf (1740 bis 1812), der sich in den Franzosenkriegen besonders auszeichnete (J. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder. Wien 1857. S. 510f.), und der im Jänner 1801 die Stadtverteidigung von Wien leitete, wobei Tag und Nacht, Sonn- und Werktags 8000 Mann an den Festungswerken und äußeren Verschanzungen arbeiteten (Ed. Duller, Erzherzog Carl. [2] Pest 1859. S. 493f.). Pichler verwechselt hier 1801 und 1797.

[357]) Vgl. oben Anm. 348. Was hier Karoline Pichler als die Entlassung des Wiener Aufgebots anführt, war vielmehr die Fahnenweihe, die der Bischof Graf Arzt am 17. April 1797 am Glacis vornahm, worauf das Aufgebot in das Hauptquartier nach Klosterneuburg marschierte. Am 3. Mai kehrte es nach Wien zurück und wurde infolge der Friedenspräliminarien von Leoben aufgelöst. Jeder Teilnehmer erhielt im Juli und September 1797 die „Aufgebots-Ehrenmedaille" (Geusau, V, S. 119ff., 152ff. und 173ff.; Jos. Lauber, Denkmal der Vaterlandsliebe usw. S. 379ff., 396ff. und 441f.; Glossy, Wiener Neujahrs-Almanach 1897, S. 37ff.).

[358]) Marie Jean Paul Marquis de Lafayette (1757—1834) beteiligte sich in jungen Jahren am nordamerikanischen Freiheitskrieg. Nach Frankreich zurückgekehrt, wählte man ihn 1787 in die Versammlung der Notabeln und 1789 in die Nationalversammlung, der er an den stürmischen Tagen (13. und 14. Juli) präsidierte. Im Juni 1792 wollte er die königliche Familie in Sicherheit bringen,

doch wurde sein Anerbieten abgelehnt, er selbst angeklagt, aber freigesprochen. Als er am 15. August 1792 in Sedan den Abgeordneten der Nationalversammlung verhaftete, wurde er von den Republikanern geächtet und mußte nach Flandern fliehen. Dort gefangen genommen, wurde er von der Koalition zur Haft verurteilt und von den Preußen zur Bewachung übernommen, die ihn aber am 17. Mai 1794 an die Österreicher übergaben, die ihn als Staatsgefangenen der französischen Emigrantenregierung am 18. Mai in die Festung Olmütz einlieferten, wo er anfangs alle möglichen Freiheiten hatte, bis ein mißglückter Fluchtversuch eine strengere Bewachung zur Folge hatte. Seit Oktober 1795 teilten seine Frau und seine Töchter freiwillig mit ihm die Haft. Nach mannigfachen Unterhandlungen, an denen sich nach dem Leobner Präliminarfrieden auch Napoleon beteiligte, wurden die Gefangenen am 18. September 1797 aus Olmütz entlassen und nach Hamburg geleitet, wo sie der amerikanische Konsul übernahm. Vgl. über die ganze Gefangenschaft Max Büdinger, La Fayette in Österreich. Wien 1878, S. 6ff.; dazu die interessanten Mitteilungen von Gustav Gugitz über Haschka (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, XVII, S. 100ff.), der diese Gefangennehmung über amtlichen Auftrag publizistisch verteidigen mußte. Später kehrte Lafayette nach Frankreich zurück, lebte zu Lagrange und trat erst nach Napoleons Sturz wieder hervor. Er wurde neuerdings Deputierter und 1830 Kommandant der Nationalgarde (vgl. auch unten II. S. 266f.).

359) Getauft wurde die Kleine am 12. Oktober 1797 auf die Namen Carolina Eugenia, wobei die Großmutter, Karoline von Greiner als Taufpatin fungierte (Taufprotokoll der Pfarre St. Augustin in Wien I, t. IV, Fol. 43).

360) Matth. 6, 25—34.

361) Maximilian Stoll (1742—1788) war einer der gesuchtesten und gewiegtesten Wiener Ärzte. Ein geborener Badenser, kam er nach seinem Austritt aus dem Jesuitenorden nach Wien, wo er 1772 Doctor medicinae und 1776 Extraordinarius wurde (Wurzbach, XXXIX, S. 161ff.; Th. Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre. Wien 1884, S. 45ff.). Sein Tod, sowie seine Bemühungen um die Einführung der Impfung in Wien riefen Gedichte von Alxinger, Leon u. a. hervor (ein Verzeichnis bei Wurzbach, a. a. O. S. 166).

362) Greiner wurde am 4. Juni 1798 am Hernalser Pfarrfriedhof beerdigt (Totenprotokoll der Pfarre St. Bartholomäus in Hernals, jetzt Wien, XVII). Er hinterließ ein Testament vom 11. Oktober 1767, in dem er die eine Hälfte seines Vermögens seiner Gattin, die andere Hälfte seinen Kindern vermachte, außerdem 100 Messen

für sein Seelenheil wünschte und kleinere Legate für das Militärinvalidenhaus, die Normalschule und für seine Muhme Elisabeth Schweitzer aussetzte. Sein Nachlaß betrug an Immobilarvermögen 33 965 Fl., an Mobilarvermögen 16 578 Fl. 7 Kr. Vgl. seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 67 ex 1798.

363) Im Nachlaß ist dieses Gedicht nicht erhalten.

364) In der Handschrift steht nach „Gleichnissen" durchstrichen: „indem ich in solchen stillen Stunden, oder auch öfters beim Hin- und Hergehen in den Gängen des Gartens, über Bäume, Blumen, Tiere u. dgl. meine Betrachtungen anstellte, manches an ihnen zu bemerken fand und, das Bemerkte in ein Ganzes zusammennehmend, jene stillen, aber wahren Beziehungen fand, die sich zwischen der physischen und menschlichen Welt um uns und in uns finden."

365) Das Haus Nr. 88 (später Nr. 151; heute Wien XVII, Jörgerstraße 9 und Müglendergasse 5) in Hernals samt dem sogenannten Bleichgarten wurde im Jahre 1771 von Franz Sales und Charlotte von Greiner licitando um den Preis von 4610 Fl. gekauft und ging im August 1798 um 7000 Fl. an den bürgerlichen Handelsmann Josef Mayr über; das Domkapitel zu St. Stephan erhielt davon jährlich zu Michaeli 4 Schilling Grundzins (vgl. Grundbuch des Domkapitels von St. Stephan über Herrnals [Wiener Stadtarchiv, Rep. 75, Nr. 23], Fol. 49, 50; Gwährbuch des Domkapitels von St. Stephan über Herrnals [Wiener Stadtarchiv, Rep. 75, Nr. 10], Fol. 207a, 265a). Ein kurzer Hinweis auf dieses Haus auch bei Franz von Paula Gaheis (Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien, II, [Wien 1801], S. 117) und Karl Hofbauer (Die Alservorstadt. Wien 1861. S. 60). — Außerdem besaß Greiner noch ein Haus zu St. Ulrich untern Guts Nr. 38 (vgl. die Schätzungsquittung vom 30. Juni 1798 in der Pichler handschriftlichem Nachlaß I. N. 755).

366) Über die seit 1587 bestehende, 1732 vergrößerte Wasserleitung von Hernals nach Wien vgl. Hofbauer, S. 3f.

367) Wielands Werke. Hrg. von Heinrich Kurz, I, (Leipzig) S. 140 (Neunter Gesang, Stanze 43—45).

368) Johann Hunczovsky (1752—1798) kam 1771 nach Wien, machte 1777 auf Staatskosten eine dreijährige Studienreise nach Paris und London und wurde, zurückgekehrt, 1781 ordentlicher Professor am Militärspital zu Gumpendorf. 1791 unternahm er im Gefolge Kaiser Leopolds II. eine wissenschaftliche Reise nach Italien und wurde in der Folge k. k. Leibchirurg. Er war ein ausgezeichneter Operateur und starb am 4. April 1798 als Opfer seines Berufes (Wurzbach, IX, S. 428ff.; Theodor Puschmann, Die Medicin in Wien während der letzten 100 Jahre. Wien 1884. S. 99ff.). Über

dessen Charakter, sowie von dessen Sammlungen berichtet Joh. Adam Schmidt (Rede zum Andenken des k. k. Rathes und Professors Dr. J. N. Hunczovsky. Wien 1798, S. 12ff.) Bemerkenswertes. Ein Bild seiner Todeskrankheit bietet die Medizinisch-chirurgische Zeitung, Salzburg 1798, III, S. 39ff., aus der hervorgeht, daß Pichlers Darstellung nicht ganz richtig ist. Sie wußte jedenfalls nur vom Hörensagen von dieser Sache, daher ihre fehlerhaften Angaben.

369) Hunczovsky war zweimal verheiratet, doch jede Frau starb bei der Geburt (vgl. Schmidt, a. a. O. S. 40). Der Knabe hieß Johann Nepomuk Heinrich Hunczovsky.

370) War schon eine Verordnung der Kaiserin Maria Theresia vom 3. Februar 1755, soweit es Waisen betraf (vgl. Joh. Nep. Freiherr v. Hempel-Kürsinger, Alphabetisch-chronologische Übersicht der k. k. Gesetze und Verordnungen. X, [Wien 1827], S. 220).

371) Es war dies das Haus Alstergasse Nr. 90 (später Nr. 102 und 109). — Es wurde zuerst am 24. Jänner 1799 licitando um den Schätzungswert von 12850 Gulden feilgeboten und vom Vertreter der Greinerschen Erben, Herrn Josef Koch, um 14600 Gulden für diese erstanden. Dieser Kauf fand jedoch nicht die Bestätigung des Militärgerichts als Hunczovskysche Vormundschaftsbehörde, und so kam es zu neuerlichen Verhandlungen mit dem Vormund Prof. Wilhelm Böcking, die am 20. April 1799 mit der Aufstellung eines Kaufvertrages, worin sich Frau Karoline von Greiner verpflichtete, für das Haus 29650 Gulden zu bezahlen, endigten (3 Akten darüber im handschriftlichen Nachlaß der Pichler in der Wiener Stadtbibliothek, Inv.-Nr. 757). Die Einantwortung erfolgte am 31. Dezember 1802 (Grundbuch der Stadt Wien Nr. 153 im Wiener Stadtarchiv, Fol. 229b). — Nach dem Tode der Mutter ging das Haus 1816 an Karoline Pichler über, die es bis zu ihrem Ableben inne hatte (Grundbuch Nr. 154, Fol. 133b). Bereits früher (1826) in zwei Konskriptionsnummern (102 und 109) geteilt, vermachte Karoline Pichler Nr. 102 ihrer Tochter und Nr. 109 ihren Enkeln, gleichzeitig betreffs eines eventuellen Verkaufes, sowie wegen der Satzübertragung Verhaltungsmaßregeln gebend (vgl. ihr Testament unten II, Anm. 571). 1854 wurde das Haus Nr. 109 an Johann und Maria Oppolzer verkauft (Grundbuch Nr. 149, Fol. 106a), während Nr. 102 bereits 1846 an die bürgerliche Handelsmannswitwe Katharina Fasching durch Kauf kam (Grundbuch Nr. 155, Fol. 373b). Nr. 109 blieb dann 1854—1871 im Besitze des berühmten Mediziners Prof. Johann Oppolzer (Karl Hofbauer, Die Alservorstadt. Wien 1861. S. 59f.; W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten und ihre historisch interessanten Häuser. II,

[Wien 1895], S. 558 mit einigen falschen Angaben). Es trug zuletzt die Nr. 25 in der Alserstraße und wurde 1911 demoliert.

[372]) Johann Ritter de Carro (1770—1857) aus Genf, wurde 1796 in Wien zum Doktor der Medizin promoviert, führte hier 1799 als erster die Vaccination Jenners ein, dessen eifrigster Apostel er war. 1826 verließ er aus Gesundheitsrücksichten Wien und zog nach Karlsbad, dessen Historiograph und Topograph er wurde. 1801 veröffentlichte er eine Schrift „Über das Einimpfen der Kuhpocken" (Wurzbach, II, S. 295ff.; Puschmann S. 199).

[373]) Edward Jenner, An inquiry into the causes and effects of Variolae vaccinae, a disease discovered in some of the western counties of England . . . known by the name of the cow pox. London 1798. 2nd ed. 1800. — Further observations on the Variolae vaccinae or Cow Pox. London 1799.

[374]) Jakob Barchetti, ein Wiener, war 1797 bereits Sekretär beim Kreisamt des Hausruckviertels in Wels, 1799 ebenda zweiter Kreiskommissär und 1803 in gleicher Eigenschaft dem Kreisamt beider Mühlviertel in Linz zugeteilt (k. k. Schematismus des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns. Linz 1798, S. 52; 1800, S. 56; 1804, S. 77). 1805 kam er als Hofkonzipist zur vereinigten böhmisch-österreichischen Hofkanzlei nach Wien, bei der er bis 1811 diente, und wohnte in der Alservorstadt (Hof- und Staatsschematismus. 1806, S. 22; 1811, S. 181). 1812 als wirklicher Regierungssekretär zur Landesregierung nach Linz versetzt, wurde er dort 1823 Regierungsrat, als welcher er bis 1828 aufscheint (Hof- und Staatsschematismus. 1813, S. 362; 1824, I, S. 403; 1828, I, S. 392).

[375]) August Heinrich Julius Lafontaine (1758—1831), der Urheber des weinerlichen Familienromans, war ursprünglich Feldprediger, privatisierte aber seit 1801. Verfaßte ca. 150 Bände Romane (vgl. Goedeke, V, S. 478f.: 21). Über seinen Aufenthalt in Wien s. oben S. 384f. Über die Vorliebe, mit der man um 1803 in den höheren Klassen Wiens Lafontaines Romane las, vgl. Jul. Wilh. Fischer, Reisen durch Österreich. I, S. 212 und II, S. 128; oben S. 230 und II, S. 231f. Über seine Aufnahme in Österreich überhaupt vgl. Karl O. Wagner, Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, XLVIII. (Salzburg 1908), S. 211 und Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben. Hg. von René van Rhyn, I (München 1913), S. 77. Baronin Richler und ihre Schwestern Porta standen zeitlebens unter seinem Einfluß (vgl. II, S. 321f.). — Über die Romantik und Lafontaine vgl. oben S. 416.

[376]) Gleichnisse. Wien 1800, im Verlage bey Anton Pichler. (8°. 136 S.). — Die Vorrede (S. 3—8) ist gezeichnet: Wien, den 30. Jänner 1800. Sie berichtet über die Entstehungsgeschichte (vgl. oben Anm. 261). — Diese erste Ausgabe enthält, ebenso wie S. W. [1] XIII

(Wien 1814 bei Strauß: die Gleichnisse von S. 5—136) die Widmung an Josefine v. Ravenet, die S.W.² XVIII, S. 3f. enthalten ist, nicht. Es sind 30 Gleichnisse, von denen 2 (Nr. XVIII. Der Morgennebel und Nr. III, Der Pappelbaum) bereits früher gedruckt waren (s. Anm. 377). — Die 1800 erschienenen Gleichnisse sind: 1. Die Blüten im Frühlinge (I.); 2. Der Sturmwind (II.); 3. Der Pappelbaum (IV.); 4. Das Vergißmeinnicht (V.); 5. Das Tal (VII.); 6. Das Hänflingsnest (VIII.); 7. Der Gemüsegarten (X.); 8. Die Allee (XII.); 9. Die Salbey (XIII.); 10. Die ausländischen Gewächse (XIV.); 11. Der sterbende Schmetterling (XV.); 12. Die Johanniskäfer (XVI.); 13. Die Obstkerne (XVII.); 14. Die Tannen (XVIII.); 15. Der Laubengang (XIX.); 16. Die Weidenbäume (XX.); 17. Die eingeimpften Bäume (XXI.); 18. Die Morgennebel (XXII.); 19. Die Pflanzen im Schatten (XXIII.); 20. Die Herbstgegend (XXV.); 21. Der Berggipfel (XXVI.); 22. Der Garten im September (XXVII.); 23. Das Gartenbeet (XXX.); 24. Der Herbstwind (XXXI.); 25. Der bewachsene Stein. An meinen Gemahl (XXXII.); 26. Das Wäldchen (XXXIII.); 27. Der Garten im November (XXXIV.); 28. Der entblätterte Baum. An meinen Bruder (XXXV.); 29. Der Winterabend (XXXVII.); 30. Die Morgenstunde (XXXVIII.). Die eingeklammerten römischen Ziffern bezeichnen die Gleichnisnummer in S. W. ¹ XIII, S. 5ff. und ² XVIII, S. 11ff. Letztere Ausgabe enthält, ebenso wie S. W. ¹ XIII noch 8 weitere Gleichnisse: III. Der Garten in der Stadt; VI. Die Bohnen; IX. Der Regenbogen; XI. Das Geranium triste; XXIV. Die Astern; XXVIII. Die Blüten im Herbste; XXIX. Die Knospen im Herbste und XXXVI. Das Treibhaus. Von diesen waren Nr. XXIV, III, XXIX, VI und XI im „Österreichischen Taschenkalender für das Jahr 1804, S. 184ff.; 1805, S. 198ff. und 1806, S. 196ff. erschienen.

1807 kam eine, von Barbara Kelemen besorgte Übersetzung ins Ungarische heraus (Hasonlatosságai. Pest, o. J. [1807]: vgl. Allgemeine Literaturzeitung vom Jahre 1807. Halle 1807. Intelligenzblatt Nr. 83, Sp. 666; G. Petrik, Bibliographia Hungariae. III, [Budapest 1891], S. 91), welche ein Rezensent (Neue Annalen der Literatur des österreichischen Kaiserthumes. Wien 1808, II, S. 93f.: 5) als „eine glückliche Übersetzung eines trefflichen deutschen Werkes" bezeichnet. 1810 erschien bei Cotta in Tübingen eine, um ein Fünftel vermehrte Ausgabe der Gleichnisse von 1800 als „Gleichnisse" (8⁰. IV, 156 S.); diese Ausgabe war mir unzugänglich.

[377]) So in: a) „Wienerischer Musenalmanach" **1782**, S. 163 (Auf die Genesung meiner Freundin; s. oben Anm. 109). — **1786**, S. 121 (Tibulls fünfte Elegie des vierten Buchs; s. oben Anm. 109). — **1787**, S. 90 (An die Nacht: Schwing die thaubenetzten Flügel). —

1795, S. 14 (An den Bach 1789: Was rauschest du vor mir dahin = Sämmtliche Werke. [2] XVI, S. 5), 28 (Der Morgennebel [Prosa] = Gleichnisse Nr. XXII: S. W. [2] XVIII, S. 78), 44 (Hedwig. Auf das italienische Lied: Nel cuor più non mi sento. Aus der Oper: La Molinara. 1792: Vom Haselgesträuche beschattet = S. W. [2] XVI, S. 10), 63 (An meinen todten Zeisig. 1792: Schlummre deinen letzten Schlummer = S. W. [2] XVI, S. 19), 80 (Die Pappelweide: Komm, Timarette, und betrachte mit mir . . . . [Prosa] = Gleichnisse, Nr. IV: S. W. [2] XVIII, S. 20), 94 (Erinnerung an den Sommer. Im November 1792: Wo bist du hin, zu schnell entflohne Zeit = S. W. [2] XVI, S. 16), 103 (Am Vermählungstage meiner Freundinn. Den 29. April 1794: Der lieblichste von allen Frühlingsmorgen = oben Anm. 315). — **1796,** S. 16 (Die Verlassene. Aus dem Französischen des de la Place: Flieht meinen Geist, ihr traurigen Gedanken = S. W. [2] XVI, S. 7), 30 (Erinnerungen. An meine Freundinn Fräulein Sophie von Mertens: Süß ist das Angedenken vergangener fröhlicher Tage = oben Anm. 287), 53 (Elegie bey dem Leichenbegängnisse meiner unvergeßlichen Freundinn Therese von Dürfeld. Den 23. Junius 1795: Die Mitternacht ruht schweigend auf der Gegend = oben Anm. 335), 102 (Sehnsucht nach Ruhe. Auf Mozarts Musik: O Isis und Osiris schenket usw.: Des Lebens und des Leidens müde = S. W. [2] XVI, S. 9).

b) Wiener Theater-Almanach für das Jahr 1795. Wien (1794), S. 26ff.: An Herrn Joseph Hayden. Bey Anhörung seiner sechs neuen, in England verfertigten Symphonien (Sie wurden bei der Akademie der Tonkünstlersozietät im Advent 1794 aufgeführt): Wie rauscht die laute Musik, wie wälzt im harmonischen Gange . . (unterzeichnet Caroline von G**) = Österreichische Monathsschrift. Wien 1794. Band I, S. 51ff. (Unterzeichnet: Caroline von Greiner).

c) Österreichische Monathsschrift. . Hg. von Alxinger. Prag und Wien 1793. 3. Bd., S. 1ff.: Der Wasserfall. Eine Idylle. (Christel und Dorchen: Dorchen, der Morgen ist kühl; es wehn erfrischende Lüftchen): Fräul. v. Greiner. — S. 162ff.: Adelgunde (Am Felsen sitz ich hier allein, Es glänzt der Mond mit trübem Schein . . .): Caroline v. Greiner [S. 162 Anm.: „Diese Ballade gründet sich auf eine wirkliche Geschichte. Sein Bildniß, wovon am Ende des Gedichtes gesprochen wird, ist unfern von Basel zu sehen“].

d) Einzeldrucke von Gedichten vgl. oben Anm. 204, 297 und 304.

Auf diese ersten, oft schwächlichen dichterischen Leistungen der Karoline von Greiner beziehen sich drei Bemerkungen. Ein Unbekannter erklärt (Deutschlands Schriftstellerinnen. Eine charakteristische Skize [!]. King-Tsching in der kaiserlichen Druckerei

1790. S. 36 unter Karoline von Grünier [!]): „Schlecht wollen wir die Arbeiten dieser Dichterinn (S. den Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1787) eben nicht nennen, aber schwerlich werden sie sich jemals sehr über das mittelmäßige erheben." Entzückter, aber unkritischer ist ein Unbekannter (nicht Johann Friedl), der in seinem Buch (Vertraute Briefe zur Charakteristik von Wien. I, [Görlitz 1793], S. 193) sagt: „An diese Dichter schließen sich auch drei Damen an, als die Gräfin Fries, — Gabriele von Beumberg (!) und Caroline von Grainer, die schöne Blumen geliefert und gezeigt haben, daß auch Violen in einer kalten Zone blühen können." Im „Wiener Schriftsteller und Künstler-Lexikon. Wien 1793" heißt es von ihr (S. 47): „eine liebenswürdige Dichterin. Ihre Elegie auf Kaiser Leopolds II. Tod erhielt den Beyfall vieler Kenner und unter andern auch jenen des Fürsten von Kaunitz Rietberg."

[378]) Bei diesem Abbé Br. könnte man zunächst an den Hof- und Burgpfarrer Franz Konrad Briselance von Rendorff denken, der 1766 den Hofrat Greiner getraut hatte (vgl. oben Anm. 45); aber Briselance war bereits 1770 in Pension gegangen und in sein Heimatland gereist (Cölestin Wolfsgruber, Die k. und k. Hofburgkapelle und die k. und k. geistliche Hofkapelle. Wien 1905. S. 290). Gemeint ist aber vielmehr der Exjesuit Abbé Wilhelm von Brink, der von 1773—1782 Präfekt und bis 1787 Lehrer der Rhetorik am Theresianum war, in welch letzterem Jahre er seiner schwächlichen Gesundheit wegen als Präfekt (Anstaltsleiter) an die humanistische Schule zu St. Anna kam, die er bis zu seiner, am 12. Jänner 1808 erfolgten Pensionierung leitete. Er zeichnete sich durch vorzügliche Kenntnisse und bewährte Tauglichkeit aus. Vgl. Max Freiherr von Gemmel-Flischbach, Album des k. k. Theresianums (1746—1880). Wien 1880, S. 15, 16; Albert Hübl, Das Gymnasium bei St. Anna in Wien (1775—1807). Progr. Schottengymnasium Wien 1909, S. 39.

[379]) Otto Wiser (1751—1824), ein Günzburger, war zuerst Professor am Gymnasium zu Marburg und lehrte seit 1781 Philosophie und Mathematik am Löwenburgschen Konvikt in der Josefstadt (Wien VIII). Von 1797—1810 war er Vizerektor am Theresianum und von 1810—1822 Piaristenprovinzial. Mit seinem Bruder Johann Siegfried, ebenfalls Piarist, übersetzte er Klopstocks Messiade ins Lateinische. Doch blieb diese Übersetzung Handschrift (Wurzbach, LVI, S. 54; Gemmel-Flischbach, S. 17 und 62; Anton Brendler, Das Wirken der P. P. Piaristen seit ihrer Ansiedelung in Wien. Wien 1896, S. 261, 280ff.).

[380]) G. Merkel (Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, II, [Berlin 1801], S. 445ff.) be-

spricht im 28. Brief Karoline Pichlers „Gleichnisse“ sehr eingehend und überschwänglich. Im stillen Kämmerlein, bei verschlossenen Türen soll das Büchlein mit einer Freundin gelesen werden, denn „in dem ganzen Werke ist kein Streben nach Abenteuerlichkeit sichtbar und ebenso wenig nach Witz. Lichter Verstand und ein gefühlvolles Herz allein sprechen in ihm zum Verstande und zum Herzen“. Das Gefühl ist wahr und echt. Karoline Pichler ist ein Beweis dafür, daß „auch das schöne Geschlecht durch eine literarische Bildung außerordentlich gewinnen könne“, besonders wenn es nicht gelehrt sein wolle, sondern seine Mitschwestern nur belehren will, was es besser tun könne als die Männer. „Die Idee des Buches ist sehr einfach und ihre Ausführung meistenteils vortrefflich,“ wenn auch die Natur der Aufsätze der Verfasserin kein sehr weites Feld zur Entfaltung ihrer Talente darbot, aber was möglich war, das leistete sie. „Die Gegenstände, die sie beschreibt, sind sehr glücklich gewählt, mit Wahrheit geschildert, mit innigem Gefühle und hellem, oft philosophischem Geistesblick angewandt.“ Wenn sie ihren Blick auf häusliche und gesellschaftliche Verhältnisse ihres Geschlechtes senkte, „dann sind ihre Gefühle von der zartesten Innigkeit“. Zum Beweise dafür druckt Merkel das Gleichnis „Der Schmetterling“ ab. Selbst das, was sie zuviel gibt, „ist meistenteils so wahr und schön: man gesteht, es wäre ein Verlust, wenn sie es weggeschnitten hätte“.

Julius Wilhelm Fischer (Reisen durch Österreich, Ungarn, Steyermark, Venedig, Böhmen und Mähren in den Jahren 1801 und 1802. I, [Wien 1803], S. 211) meint im August 1802, Karoline Pichler „hat liebliche, herzliche Dichtungen unter dem Nahmen Gleichnisse geschrieben. Sie schweben sanft spielend um die Seele des Lesers, wie ein frischer, glänzender Thautropfe um die leicht gefärbte Rose.“ Ähnlich urteilte Josef Rohrer (Versuch über die deutschen Bewohner der österreichischen Monarchie. II, [Wien 1804], S. 10) über die Gleichnisse, „deren Blumenauswahl auf die geschmackvollste Naturfreundinn hinweiset. Man fühlet es in jedem Blatte, daß diese Dichterinn, gleich dem Idyllen-Sänger Geßner, neben einem vortrefflichen Talente zur Dichtkunst auch ausgebreitete Kenntnisse in dem anmuthigen Felde des Pflanzenreiches und dem schönen Gebiethe der zeichnenden Künste haben müsse. Lasset uns eine ähnliche Dichterinn um so willkommener seyn, je seltener man Dichter dieser Art unter uns trifft.“ Ganz enthusiastisch klingen die Worte des J. B. v. M(edniansk)y (Überblick des neuesten Zustandes der Litteratur, des Theaters und des Geschmackes in Wien. I, [Wien 1802], S. 13f.): „Ich war so glücklich, die in unsern Gegenden rühmlichst bekannte und mehr vielleicht als in ihrer Vaterstadt selbst geschätzte Dichterin Karoline Pichler,

geborene von Greiner kennen zu lernen. Mit einer Achtung, welche von Verehrung wenig verschieden ist, bemerkte ich auch in ihrem Umgange jene interessante Vereinigung zarter Weiblichkeit mit männlicher Tiefe des Gefühls und philosophischer Stärke der Gedanken, welche in ihren unlängst erschienenen Gleichnissen sich so anziehend und mit allem Zauber einer lieblichen Farbengebung äußert. Dieselbe sanfte Melancholie, derselbe schüchtern verschlossene Harm, welche in den meisten der früheren Poesien dieser Dichterin auf den lebhaften Reiz fröhlicher Bilder, wie das Mondlicht auf eine Laube der Freude und Liebe den magischen Schleyer süßer Wehmuth haucht; lebt auch in diesen Blättern, und indem er mit hohem didaktischem Verdienste in ein harmonisches, jede Saite des Gefühls wohlthätig berührendes Ganze verfließt; so wird dieses schöne Denkmal einer großen weiblichen Seele für jedes unerfahrne Mädchenherz so lange ein vortreffliches Bildungsbuch bleiben, als es der modernen Erziehung nicht ganz gelingen wird, alle Empfänglichkeit für reinere Genüsse und alle Sehnsucht nach Befriedigung feinerer Gefühle zu unterdrücken."

Ein unbekannter Rezensent (Allgemeine Literatur-Zeitung. 1801. I, [Jena 1801], Sp. 388f.) weist mit Recht darauf hin, daß der Titel besser Vergleichungen als Gleichnisse heißen sollte und daß der Gedanke selbst in Deutschland nicht neu sei, denn Joh. Jak. Engel (Der Philosoph für die Welt), A. Meißner (Skizzen), Anton Wall (Bagatellen) und Christian Scriver (Gottholds zufällige Andachten) haben in ähnlicher Weise die unbelebte Natur zu philosophischen und moralischen Sätzen in Beziehung gesetzt. Er lobt den edlen, gefühlvollen Ton in den Gleichnissen, die Sorgfalt des Ausdruckes und den moralischen Endzweck und meint, daß Karoline Pichler mit diesem Werk nicht nur ihre männlichen Kollegen in Wien beschäme, sondern sich einen nicht unbedeutenden Platz unter den deutschen Schriftstellerinnen damit erworben habe. Was den Inhalt betrifft, so bieten ihm manche Gleichnisse (Nr. 2, 4, 28) nichts neues, bei einigen (Nr. 7, 21) seien die Vergleichungen gezwungen, am besten gelungen scheinen ihm Nr. 10, 11, 19 und 22. Besonders hervorhebenswert scheint ihm die weisliche Bescheidenheit, welche die meisten der Lehrbilder aufs weibliche Geschlecht Bezug haben läßt.

An der zweiten, 1810 erschienenen Ausgabe (vgl. Anm. 376) lobt ein anderer Kritiker (Allgemeine Literatur-Zeitung. 1815. IV, [Halle 1815], Sp. 662f.) die reine, blühende und belebte Sprache, die freilich öfter zu sehr Konversationston und zu weitläufig ist, und das glückliche Auffinden von Ähnlichkeiten, wobei freilich eine umfassende Kenntnis der Natur und ein tieferes Ergreifen ihres geheimnisvollen Geistes von einer Dame nicht verlangt werden

kann. Einiges erscheint ihm gezwungen (Nr. 3 Der Pappelbaum), anderes zu bekannt (Nr. 2 Der Sturmwind).

Klopstock äußerte sich in einem Briefe an die Hofrätin v. Greiner lobend über die Gleichnisse, ebenso zeigte sich Freiherr von Nicolay darüber in Briefen erfreut (Pichler, S. W. ² XVIII, S. 201 f. = oben II. S. 404 f.).

381) „Die berühmte Frau. Epistel eines Ehemannes an einen andern." Erschien zuerst 1789 in „Pandora", dann 1803 in Schillers „Gedichten" (Goedeke, V, S. 184: 19).

382) Krates und Hipparchia. Ein Seitenstück zu Menander und Glycerion. Zum Neujahrs-Geschenk auf 1805. Tübingen [1804]. — Vgl. Goedeke, IV, 1, S. 208 b : 146.

383) Olivier oder die Rache der Elfe. 2 Teile. Wien. Im Verlage bey Anton Pichler, 1803. (8⁰. 96 und 188 Seiten mit je einem Bilde: a) V. Kiniger del., J. Blaschke sc.; b) J. Blaschke sc.). Erschien zuerst 1801 und 1802 anonym (Österreichischer Taschenkalender für das Jahr 1801. Wien, S. 67 ff.; 1802, S. 66 ff. Unterzeichnet: Auguste ***). — Später in S. W. ² als Band VIII übernommen. — Vgl. noch Anm. 508.

* * *

Karoline Pichler schrieb auch sonst viel für: Österreichischer Taschenkalender (ab 1804: Österreichisches Taschenbuch) für das Jahr 1801 (—1806). Wien 1801 ff. und zwar:

1801, S. 9 Klage eines Verlassnen am Vermählungstage seiner Geliebten: Darf ich denn noch mein dich nennen? (fehlt S. W. ²). — 16 Der Flußgott. Eine Idylle an die Freyinn Henriette von Tinti, geborne v. Mertens (Idyllen, 1803, S. 132; fehlt S. W. ²). — 28 Sehnsucht: Der Vollmond glänzt mit stillem Licht (fehlt S. W. ²). — 36 Romanze zu der Melodie: Ihr guten, lieben Leutchen hört. Aus Hrn. Müllers Fagottisten: Siehst du das Grab im Mondenschein (fehlt S. W. ²). — 67 Olivier. Eine Erzählung: Der Winter hatte ausgestürmt ... (S. W. ² VIII).

1802, S. 11. Der Blumenstrauß, Idylle (Idyllen, 1803, S. 82 = S. W. ² XV, S. 74). — 25 Bey der Genesung Seiner Königlichen Hoheit des Erzherzogs Carl. Den 16. März 1801: So haben wir vom Himmel ihn erbethen (S. W. ² XVI, S. 50). — 33 Der Sänger am Felsen. Idylle (Idyllen, 1803, S. 35 = S. W. ² XV, S. 34). — 66 Olivier (Schluß); unterzeichnet Auguste *** (S. W. ² VIII).

1803, S. 1. Corneliens Abschied von ihrem Gemahle. Aus Lucans Pharsalia V. Buch, v. 723: Jetzo da Cäsars Macht von allen Seiten heranwuchs (fehlt S. W. ²). — 36 In das Stammbuch des Fräuleins Therese von Paradis: Von der sichtbaren Welt durch

der Vorsicht Willen geschieden (S. W. [2] XVI, S. 48). — 52 Abendlied eines Hirtenmädchens: Kommt, Schäfchen, kommt, der Abend winkt (S. W. [2] XVI, S. 46). — 57 Schifferliedchen. Nach dem Italienischen: La biondina in gondoletta etc. etc.: Als ich abends auf der Gondel (S. W. [2] XVI, S. 44). — 69 Der Abschied. Nach dem Italienischen des Metastasio: Schon naht die Scheidestunde (S. W. [2] XVI, S. 41).

1804, S. 1. Rebekka. Ein biblisches Gemählde: Nah dem gastlichen Thor des Hauses, unter den Palmen (S. W. [2] XV, S. 249). — 184 Gleichnisse. 1. Die Astern (S. 184 — S. W. [2] XVIII, S. 84ff.); 2. Der Garten in der Stadt (S. 190 — S. W. [2] XVIII, S. 17ff.).

1805, S. 3. Hagar in der Wüste. Eine biblische Idylle: Hagar, komm aus der Hütte hervor und höre gelassen (S. W. [2] XV, S. 234). — 198 Gleichnisse. 1. Die Knospen im Herbste (S. 198 — S. W. [2] XVIII, S. 101ff.); 2. Die Bohnen (S. 201 — S. W. [2] XVIII, S. 25ff.

1806, S. 37. Am Geburtstage meines Gemahls: Es naht der Lenz, von den beeisten Höhen (S. W. [2] XVI, S. 83). — 48 Maria Zell: Kennst du den Berg, zu dem von allen Seiten (S. W. [2] XVI, S. 201). — 84 Der Bettler (Versuch einer Übersetzung aus den Allemannischen Gedichten des Herrn Professors Hebel): Ein armer Mann, ein alter Mann (fehlt S. W. [2]). — 124 Das Hafermus. Aus den Allemannischen Gedichten des Herrn P. Hebel: Fertig wäre das Hafermus, kommt Kinder und esset! (fehlt S. W. [2]). — 196 Das Geranium triste. An meine Freundinnen die Freyinn von Richler und ihre Schwestern (= S. W. [2] XVIII, S. 42ff.).

[384]) Am 14. Juni 1800 erzielte Napoleon beim dritten Angriff, nachdem er zweimal zurückgeschlagen worden war, über den österreichischen General Melas bei Marengo einen entscheidenden Sieg, der Österreich zwang, am 15. Juni den Waffenstillstand von Alessandria zu schließen, damit die Reste der Truppen gerettet würden.

[385]) Am 22. August 1800 verschied Frau Theresia von Kurländer, geb. Sepp von Seppenburg, 53 Jahre alt, am Nervenschlag (Totenprotokoll der Stadt Wien, 1800. Buchstabe C, G, K. Fol. 122a. Handschrift im Konskriptionsamt der Stadt Wien). Ihr folgte am 10. September 1800 ihr Mann Karl Kurländer von Kornfeld, k. k. wirklicher niederösterreichischer Regierungsrat und General-Hof-Tax- und Expeditants-Direktor im Alter von 62 Jahren an Baucheingeweidsverhärtung (ebd. 1800, Buchstabe C, G, K, Fol. 140a).

[386]) Josef Kurländer von Kornfeld wurde im Juli 1789 ex propriis zum Infanterieregiment Nr. 3 assentiert, wurde im April 1790 Fähnrich, im März 1793 Unterleutnant und im August 1795 Oberleutnant in diesem Regiment. Wegen Verwundungen teilte

man ihn im April 1799 dem Hauptspital Nr. 7 in Augsburg zur Dienstleistung zu, von wo er im Oktober 1799 zum Hauptspital Nr. 2 in Füßen kam. Im Januar 1801 als kriegstauglich wieder zu seinem Regiment eingeteilt, wurde er im März 1801 zum Infanterieregiment Nr. 21 übersetzt und wurde hier 1805 Kapitänleutnant. Im März 1806 zu Nr. 49 transferiert, wurde er 1808 Hauptmann und fiel als solcher am 6. Juli 1809 bei Markgraf-Neusiedel, wo sein Regiment im zweiten Treffen stand (nach frdl. Mitteilungen aus dem k. u. k. Kriegsarchiv in Wien; oben S. 350; Historisches Jahrbuch des Kriegerdenkmal-Ausschusses in Deutsch-Wagram. Hg. von Anton Pfalz, II [Deutsch-Wagram 1908], S. 105 mit der falschen Angabe, daß Kurländer bei Nr. 48 diente; Gustav Mayrhofer Edler von Sulzegg, Das Infanterie-Regiment Freiherr von Heß Nr. 49 in den Kriegen Österreichs seit seiner Errichtung 1715—1896, St. Pölten 1897, S. 96). Seine Schwester Barbara war 1800 beim Tode ihrer Eltern bereits an den Dr. med. Boer in Trebitsch in Mähren verheiratet und ist vor 1836 gestorben (s. Verlassenschaftsakte ihres Vaters und Bruders Franz im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 141 ex 1800 und Nr. 174 ex 1836).

[387]) Franz August von Kurländer (1777—1836), ein Wiener, 1800 Auskultant beim niederösterreichischen Landrecht, 1806 Ratsprotokollist und 1811 Sekretär. Er war ein äußerst fruchtbarer Dramatiker. Seinen Werken ist eine gute Mache nicht abzusprechen, so daß er seinerzeit zu den beliebtesten Lustspieldichtern gehörte. Seine Stücke, teils Originale, teils Bearbeitungen französischer Vorlagen, sind in seinem „Dramatischen Almanach" (Wien 1811—1837) enthalten. Er war äußerst wohltätig und hinterließ ein großes Vermögen (Wurzbach, XIII, S. 418f.; Goedeke, 1 III, 2, [1881], S. 812ff., Nr. 406). Karoline Pichler widmete ihrem Schwager einen warmen Nachruf, worin sie ihn als Menschen und Freund kennzeichnete (Sämmtliche Werke. 2 LI, [Wien 1839], S. 273ff.; vgl. II, S. 359). Julius Seidlitz (Die Poesie und die Poeten in Österreich im Jahre 1836. I, [Grimma 1837], S. 113) sagt boshaft nichts von ihm als: De mortuis nil nisi bene. — Kurländer hatte Beziehungen zu Körner (oben S. 388), vermittelte Pichler die Bekanntschaft mit dem Fürsten Odescalchi (II, S. 4), mit dem Landrat v. Pelzeln, dem späteren Schwiegersohn (II, S. 167) der Pichler und mit dem Dichter Bolza (II, S. 297). Bei der Hochzeit der Lotte fungierte er als Brautführer (II, S. 171). Karoline Pichler hingegen empfahl ihn 1820 der Therese Huber als Korrespondenten fürs Stuttgarter „Morgenblatt", doch zeigte er als Wiener Korrespondent keinen besonderen Fleiß (vgl. die Briefe der Pichler an die Huber: K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 293, 298, 304, 309f.), auch

später noch (1825) empfahl sie der Huber einen seiner Aufsätze (ebd. III, S. 335, 338). Über seine Todeskrankheit, seinen Tod und sein Testament vgl. unten II, S. 322f., 326f., 330ff.

[388]) Karl Kurländer Edler v. Kornfeld, geboren am 2. Dezember 1784, war beim Tode seines Vaters k. k. theresianischer Stiftling (Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 141 ex 1800), wurde bald hernach durch seinen Schwager und Vormund Franz Xaver von Greiner ins Puthonsche Wechselgeschäft gebracht und blieb bis 1822 Hausgenosse der Pichler (s. I, S. 265, 339; II, S. 21, 81, 154). Während dieser Zeit war er oft Karoline Pichlers Begleiter, so 1809 zur Truppenrevue Napoleons auf der Schmelz (oben S. 344) und 1814 beim Einzug Kaisers Franzens (II, S. 49); 1815 holte er die Pichler aus Ungarn ab (II, S. 79). In letzterem Jahre heiratete er, nachdem er früher ein Verhältnis mit Nanette v. Porta und mit Frau v. Kempelen hatte (unten II, S. 155f.), ganz in der Stille eine Jugendfreundin der Lotte Pichler, namens Amalie Fischer von Schlechtern (II, S. 93), doch blieb diese Ehe kinderlos und war nicht glücklich (unten II, S. 154). Pichler war bei der Verehelichung sein Beistand (II, S. 155). In der Folge nahm Kurländer mit seiner Frau 1823 an Lotte Pichlers Hochzeit teil (II, S. 171) und war mit Karoline Pichler bei der Erstaufführung von Grillparzers Ottokar anwesend (II, S. 185). Er war Wechsel- und Börsensensal geworden, kaufte in kurzer Zeit (November 1829) ein Haus in Rodaun (Nr. 27), beerbte 1836 seinen Bruder und starb am 15. April 1838 an der Herzbeutelwassersucht zu Salzburg in einem Gasthof auf der Durchreise (s. seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 68 ex 1838) als der letzte seines Stammes. In seinem Testament vom 1. Juni 1837 setzte er seine Frau zur Universalerbin ein, bestimmte 100 Fl. CM. für die Ortsarmen in Rodaun und ersuchte den Regierungsrat Andreas Eugen Pichler, dessen Frau Karoline und deren Tochter Karoline von Pelzeln „sich gütigst Andenken aus meinem Nachlaß zu wählen, um dadurch zu den vielen Beweisen von Liebe und Theilnahme, welche sie mir während meines Lebens gaben, auch noch diesen nach meinem Tode hinzuzufügen“ (ebd.). Er liegt in Salzburg begraben. Seine Frau heiratete wieder; am 30. Oktober 1846 unterschreibt sie sich mit Amalie Edle Herrin von Saffran und nennt sich Inhaberin der Herrschaft Pöls im Grazer Kreise der Steiermark (ebd.). Ihr zweiter Mann war Ludwig Freiherr von Saffran, der 1863 starb. Sie scheint mit ihm in glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe gelebt zu haben, denn in seinem Testamente vom 15. November 1862 (Archiv des Wiener Landesgerichtes, Testamente 1863, Nr. 155) sagt er: „Möge mein gutes Weib meinen guten Willen als Dank für all die Liebe nehmen,

welche ich im Leben von ihr empfangen und mir verzeihen, daß ich zu ihrem Wohle nicht mehr zu leisten imstande bin." Sie selbst starb am 30. April 1879 in Graz (Gothaisches genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser, XXX [Gotha 1880], S. 1016).

[389]) Gemeint ist der privilegierte Großhändler und Bankier Johann Baptist Puthon († 1816), der im Oktober 1773 den österreichischen Ritterstand erwarb, Juli 1792 Reichsfreiherr und 1811 österreichischer Freiherr wurde (Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser. I, [Gotha 1848], S. 291; XVII, [Gotha 1867], S. 682). Er gab zu patriotischen Zwecken 1794 und 1797 bedeutende Geldsummen (Megerle von Mühlfeld, Memorabilien. I, S. 223 und 247).

[390]) Sie war die Witwe nach Andreas Vlassics, der 1779 als Hofrat bei der kgl. ungarischen Hofkanzlei aufscheint und im selben Jahre in Preßburg eine Rede durch den Druck veröffentlichte (Wurzbach, LI, S. 111). Sie war (s. ihre Schwester Anm. 391) eine geborene v. Adda. Ihre Geschicke sind mir unbekannt, ebenso die ihres Schwiegersohnes Wlassics. Dieser Familie dürfte als Nachkomme Anton von Wlássics zugehören, der 1846 k. k. wirklicher Hofkonzipist in der k. k. allgemeinen Hofkammer war und in der Alservorstadt Nr. 197 wohnte (Hof- und Staatsschematismus, 1847, I, S. 247). Er unterzeichnete 1844 auf dem Verlassenschaftsakt der Katharina Porta als Zeuge mit „kgl. ungarischer Landesadvokat und k. k. Hofkammerbeamter."

[391]) Theresia Freifrau von Geramb, war eine geborene v. Adda. Am 7. Oktober 1796 hatte sie sich zu Preßburg mit Ferdinand Freiherrn von Geramb vermählt und starb am 2. August 1807 zu Palermo (Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser. XXI, [Gotha 1871], S. 203).

[392]) Eduard Freiherr v. Geramb (geb. 1797); er fiel als kais. russischer Oberstleutnant gegen die Tscherkessen in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Gustav Freiherr v. Geramb, der im Januar 1849 als k. k. Oberstleutnant des 2. Banal-Grenz-Infanterieregiments Nr. 10 bei Nyarsól den Heldentod erlitt. Vgl. Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser. XXI, [Gotha 1871], S. 203).

[393]) Karoline Pichlers sonst so gutes Gedächtnis läßt sie hier im Stiche, denn Ferdinand Freiherr von Geramb bildete sein Freikorps erst 1805, nicht 1800. Am 9. November 1805 hatte er den Aufruf an seine Mitbürger um Geldbeiträge erlassen und bereits am 12. November konnte er mittags mit 1400 Mann, darunter viele vom Aufgebot des Jahres 1797, durch die Hofburg über die Donaubrücken aus Wien hinausziehen; die Auflösung dieses Freikorps erfolgte am 21. März 1806 bei der Stadt Enzersdorf (vgl. Anton

Ritter von Geusau, Historisches Tagebuch aller merkwürdigen Begebenheiten, welche sich in Wien vom Monat September 1805 bis 1. Februar 1806 zugetragen haben. Wien 1807, S. 132ff., 146; Franz Gräffer, Neue Wiener-Localfresken. Linz 1847, S. 263ff.).

[394]) 3. Dezember 1800. Dieser Sieg des Generals Moreau über die Österreicher bei Hohenlinden zwang letztere zum Frieden von Luneville (9. Februar 1801).

[395]) Erzherzog Karl, der am 17. März 1800, aus Gesundheitsrücksichten, zum Schmerz aller, von der Armee geschieden war, übernahm, da die Franzosen entscheidende Fortschritte gemacht hatten, am 17. Dezember neuerlich das Oberkommando der Armee (Eduard Duller, Erzherzog Carl von Österreich. [2] Pest, 1859. S. 475ff., 490ff.).

[396]) Der Waffenstillstand wurde am 25. Dezember 1800 in Steyr in Oberösterreich zwischen Erzherzog Karl und dem Marschall Moreau abgeschlossen (Duller, S. 492), und ihm folgte der Friede von Luneville (9. Februar 1801), der dem französischen Reich die Etsch und den Rhein als Grenze gab (Duller, S. 494ff.).

[397]) Ferdinand Freiherr von Geramb, geboren 1772 in Lyon, kam mit seinem gleichnamigen Vater (s. oben Anm. 197) in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts nach Wien, machte weite Reisen und verehelichte sich 1796 mit Theresia von Adda (oben Anm. 391). Als im August 1804 Kaiser Franz die erbliche Kaiserwürde annahm, widmete er diesem das historisch-allegorische Gedicht „Habsburg“ (Wien, kl. Fol.). 1806 hatte er mit einem englischen Obersten ein Duell unter schweren Bedingungen am Ätna; 1805 hatte er sein Freikorps aufgestellt, 1809 nahm er als Oberst an der Schlacht bei Wagram teil und 1810 stand er gegen Napoleon in Spanien. Er wollte hierauf in England ein Freikorps sammeln, geriet in Schulden, wurde ausgewiesen, 1812 in Husum ans Land gesetzt, von Franzosen gefangen genommen und eingesperrt. 1814 frei geworden, verblieb er in Paris, trat 1815 bei den Trappisten ein, deren Generalabt er 1837 wurde. 1848 starb er in Rom. Er gab verschiedene Gelegenheitsschriften heraus, darunter auch viele asketische, von denen Karoline Pichler das Buch „Lettres à Eugène sur l'Eucharistie“ (Paris 1827) in ihrer Bibliothek hatte (Nr. 136 im Bücherverzeichnis des Verlassenschaftsaktes). Vgl. Wurzbach, V, S. 146ff.; Goedeke, VII, S. 116ff.: 244. Eine Charakteristik von ihm bietet Uffo Horn (Österreichischer Parnaß. Frey-Sing o. J. [1842], S. 18) mit folgenden Worten:

„Finsteres, markirtes Gesicht, viel graue Haare, militärische Haltung, Trappist, interessant durch seine Schicksale — mittelmäßiges Talent, Finsterling, riecht nach Erbärmlichkeit.“

Bei Angabe der Gerambschen Unternehmungen ist der

Pichler eine kleine Verwechslung unterlaufen, denn 1. wurde das Freikorps erst 1805 und nicht bereits im Jahre 1800 aufgestellt (vgl. oben Anm. 393) und 2. fällt die Abfassung des Gedichtes Habsburg ins Jahr 1804, also vor die Aufstellung des Freikorps. Dieses Gedicht trug dem Verfasser verschiedene Ehren und Geschenke ein; so erhielt er 1805 vom König von Preußen, den Kurfürsten von Pfalzbayern und Württemberg reich mit Brillanten besetzte Tabatièren (Megerle von Mühlfeld, Memorabilien. II, S. 188). Es ist von ihm selbst und zwar auf der Rückreise vom Auslande, wo ihn die Nachricht, daß Franz die erbliche österreichische Kaiserwürde annahm, ereilte, gedichtet (s. Habsburg. Wien 1804. S. 21), also nicht, wie die Pichler meint, von jemanden anderm verfaßt.

398) Am 9. Januar 1801 wurde Erzherzog Karl zum k. k. Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsrates ernannt, und ihm gleichzeitig die oberste Leitung des gesamten Kriegswesens übertragen (Duller, S. 493). Anfangs März erkrankte er schwer (Duller, S. 496). Über die Teilnahme der Wiener vgl. Jul. Wilh. Fischer, Reisen durch Österreich. I, S. 43f.

399) Bey der Genesung Seiner königlichen Hoheit des Erzherzogs Carl. Den 16. März 1801. (Österreichischer Taschenkalender für das Jahr 1802. Wien. S. 25 = S. W., [2] XVI, S. 50ff.). Im Gedichte spielt Pichler auf Karls Ankunft in Wien am 27. Dezember 1800 an (vgl. darüber S. 235).

400) Graf Chorinsky war damals in Prag (vgl. Anm. 311) angestellt. Sein naher Verwandter war der Graf Franz Saurau.

401) Matthias von Faßbender, ein Rheinländer, früher Reichshofrat, seit 1801 Präsidialhofrat des Hofkriegsrates, dessen Leiter Erzherzog Karl war, und wirklicher Staats- und Konferenzrat. Im Jahre 1805 wurde Faßbender wirklicher Geheimer Rat (vgl. Megerle von Mühlfeld, Memorabilien. II, S. 105). Am 28. Februar 1809 starb er am Schlagfluß plötzlich in Wien (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 2196 ex 1809). Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau (Tagebücher. I [Wien 1909], S. 263) charakterisiert ihn ziemlich scharf, wozu die Angaben bei E. Vehse (Geschichte des östreichischen Hofs und Adels und der östreichischen Diplomatie, IX [Hamburg 1852], S. 187ff.), die Faßbender als ziemlich unfähig hinstellen, passen würden. Dagegen schildert ihn Friedrich Freiherr v. Lupin auf Illerfeld (Selbst-Biographie, II [Weimar 1844], S. 199f.) als befähigt. Vgl. noch Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben, I, S. 266.

402) Idyllen. Wien 1803. S. 100ff., Nr. VII. (Die Geretteten. Eine Nachahmung von Virgils erster Ekloge) = S. W., [2] XV, S. 89ff. (1801). — Der Freiherr und Julchen, die von Oberösterreich geflohen, zu ihrer Freundin, der Gattin des Freiherrn, nach Nieder-

österreich kommt, preisen Erzherzog Karl und seine Verdienste um den Waffenstillstand. Julchen gibt eine Schilderung der Kriegsgräuel in Oberösterreich.

Idyllen. Wien, Im Verlage bey Anton Pichler. 1803. 8⁰. 176 S. mit einem Bildnis (Weinrauch fec.) = S. W., [2]XV, S. 3ff. — Gewidmet sind sie von der Pichler durch ein Gedicht „An meine Mutter, die Frau Carolina, verwittwete von Greiner" (S. 3f.) ihrer Mutter, aus Dank für die Sorgfalt, die sie ihr in der Jugend zuwendete und zum Dank für die Geistes- und Herzensbildung, die sie ihr gab. — Das Büchlein enthält 10 Idyllen: I. Die Schnitterinnen (S. 5ff.); II. Der Sommerabend. An meine Freundinn, das Fräulein Josepha von Ravenet (S. 21ff.); III. Der Sänger am Felsen (S. 35ff.); IV. Die Zurückkunft (S. 48ff.); V. Der Herbstabend am Kahlenberge (S. 66ff.); VI. Der Blumenstrauß (S. 82ff.); VII. Die Geretteten. Eine Nachahmung von Virgils erster Ekloge (S. 100ff.); VIII. Der Tanz. An das Fräulein Gabriela von Baumberg (S. 119ff.); IX. Der Flußgott. An die Freyinn Henriette von Tinti, geborene von Mertens (S. 132ff.); X. Die Rumfordsche Suppe (S. 145ff.). — In den Sämmtlichen Werken ([1]XII [Wien, bei Strauß, 1813], S. 5ff.) sind alle diese Idyllen wieder anzutreffen, dagegen ist in S. W. [2]XV, S. 3ff., Nr. IX ausgelassen; an deren Stelle ist (S. 117ff.) „Narcissus. Nach dem Pausanias" (Veteris Graeciae Descriptio, Boeotiaca l. 9 c. 31 ad finem) eingefügt. — Von den Idyllen waren bereits früher in Zeitschriften erschienen: Nr. IX (Österreichischer Taschenkalender für das Jahr 1801. Wien. S. 16); VI (ebd. 1802. S. 11); III (ebd. 1802, S. 33). — Die Beeinflussung durch die Voßschen Idyllen, die Pichler ja kannte (oben Anm. 153) und auch besaß (Luise. Tübingen 1807; Idyllen, Wien 1801: Nr. 212f. des Bücherverzeichnisses im Verlassenschaftsakt), ist unverkennbar. Bereits mit 14 Jahren dichtete Pichler nach diesen und anderen Mustern Idyllen (oben S. 78).

Von Besprechungen möge auf eine, durchaus lobende von Sg. hingewiesen werden (Neue allgemeine Deutsche Bibliothek. LXXXIII, [Berlin 1803], S. 345ff.), in der folgende, Pichlers Wesen gut charakterisierende Stelle vorkommt (S. 345f.): „Die Empfindungen des Kummers und der Freude, die Gefühle des Schönen und Guten, die Reize der Natur und Geselligkeit zu Gemälden einigen Umfangs auszubilden, aus den Ereignissen des Lebens sie hervortreten zu lassen und, durch in Handlung gesetzte Charaktere, Anschaulichkeit und Theilnahme zu verstärken, scheint ihr Lieblingsfach zu seyn. Auch in vorliegenden Gedichten ist sie dieser Stimmung treu geblieben; und wer für eine, durch Metrum und Bildersprache zwar oft veredelte, nur selten aber in Rücksicht auf Wahrheit verfehlte, Darstellung solcher Auftritte Sinn hat, die im Gebiet ländlicher Natur und Sitten den Geist einer jungen Wiene-

rinn ansprechen konnten, wird die von ihr aufgestellte Idyllenreihe nicht ungern durchlaufen. Nur zehn dergleichen Schildereyen enthält das Bändchen; und da es weder Episoden noch künstliche Verwicklungen sind, die sie dehnen halfen: so läßt schon hieraus sich abnehmen, daß die Dichterinn dann und wann doch wohl etwas zu gesprächig ward und manches uns mittheilt, was man noch lieber selbst errathen, oder aus eignem Busen ergänzt hätte. Wem diese gar zu fleißige Ausführung nicht zuwider ist, wird alles Übrige noch weniger es seyn; denn obgleich aus dem Gange merklich genug hervorgeht, daß der Theokrit Niedersachsens ihr Vorbild gewesen, und aus dem gebrauchten Bildervorrath eine nur kleine Zahl für neu gelten kann: so macht eine nicht mißrathne Nachahmung doch niemals Unehre." — In den „Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten", II, 1, (Wien 1803), Sp. 289 ff. eine ausführliche, ungezeichnete Anzeige, welche den Idyllen den Geist echter Poesie abspricht, was an Idylle VII (Die Geretteten — nach Virgil) bewiesen wird. Auch mit Voß halten die Pichlerschen Idyllen keinen Vergleich aus, denn dieser schildert wirkliches Landleben, während die Pichler Stadt und Land vermischt. Besonders unpoetisch ist die „Rumfordsche Suppe", da es mehr einer Anweisung zur Suppenbereitung als einer Idylle gleicht. — Retzer übersandte im Juni 1802 die Idyllen ohne weitere Mitteilung an Christ. Gottfried Schütz (Schütz, Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes. Hg. von Friedrich Karl Julius Schütz. II, [Halle 1835], S. 397).

403) Bucolica. Ecloga I.: M. Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi .... — Die angeführte Stelle ist Vers 6 f. (Opera, ed. Otto Güthling. I, [Lipsiae 1886], p. 3).

404) Wolfgang Ritter von Kempelen (1734—1804), ein Preßburger, kam 1786 als Hofrat der vereinigten ungarisch-siebenbürgischen Hofkanzlei nach Wien, diente mit Hofrat von Greiner und verkehrte in dessen Haus (vgl. oben S. 157). 1798 ging er in Pension, 1801 zog er in die Alservorstadt Nr. 131 (vgl. oben S. 233, 239) und starb hier am 20. März 1804. Die Sommermonate verlebte er auf seiner Besitzung Gomba in Ungarn. Er machte sich durch die Konstruktion verschiedener Maschinen (Schach-, Sprach-, Dunstmaschine) und durch dichterische Arbeiten bekannt. Er hatte ein treffliches Zeichentalent, und sein Haus war der Sammelplatz talentvoller Leute; Pichler lernte dort Richlers und die Schwestern Porta kennen (oben S. 249). Kempelen war zweimal verheiratet. Seine zweite Frau, Marie Anna, geborene Walter von Gobelius, sowie seine beiden Kinder aus dieser Ehe, Theresia und Karl (s. oben Anm. 221) überlebten ihn. Vgl. J. Karl Unger, Zeitschrift von und für Ungarn, V, (Pest 1804), S. 313 ff.; Wurzbach,

XI, S. 158ff. und Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes (Fasz. V, Nr. 63 ex 1804).

[405]) Antonie von Kempelen, geb. Sölnwanger, die Frau des Karl von Kempelen, wurde durch ihre Schönheit und ihr flatterhaftes Wesen verschiedenen männlichen Mitgliedern des Pichlerschen Kreises gefährlich.. Sie spielte gut Klavier (vgl. oben S. 251, 283, 314) und dadurch trat sie Streckfuß nahe, der ihretwegen im April 1806 Wien verließ, um seine Leidenschaft zu dämpfen (vgl. oben S. 285f.). Gleichzeitig (1805) hatte sie das Herz des französischen Stabsoffiziers Guy in Brand gesetzt (oben S. 283, 284). Bald darnach (noch 1806) trennte sie sich freiwillig von ihrem Gatten, der nach Gomba in Ungarn (Preßburger Komitat) zog, während sie in Wien blieb und seine Pension im Betrage von 300 Gulden zum Lebensunterhalt von ihm zugewiesen erhielt (vgl. die Vergleichsurkunde im Archiv des Wiener Landesgerichtes vom 7. September 1812: landrechtliche Testamente Nr. 39 ex 1814). Sie spielte am Pichlerschen Theater mit, und da interessierte sich Hormayr für sie (vgl. oben S. 297 und Hormayr, Taschenbuch, 1845, S. 114), der ihrer in einem Briefe an die Pichler (K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 322) noch 1841 gedenkt. 1809 machte sie die Beschießung Wiens im Hause der Pichler mit (oben S. 336, 339), sah sich mit ihr und Kurländer eine Parade Napoleons in Schönbrunn an (oben S. 344) und fesselte Karl Kurländers Herz, der später ihretwegen seine Braut Nanette Porta (unten II, S. 155f.; vgl. noch oben S. 336) verließ, doch war auch sein Verhältnis mit Frau von Kempelen kein dauerndes. Ihr flatterhaftes, stets unbefriedigtes Wesen zeichnete Karoline Pichler in der Rosalie Sarewsky des Romanes „Frauenwürde" (unten II, S. 108). Antonie von Kempelen starb am 2. April 1814, 32 Jahre alt, an der Lungensucht in der Alservorstadt Nr. 27, ihren einzigen Sohn Ludwig (geboren am 14. Februar 1803) — ein zweiter Sohn Karl war am 22. März 1800, 9 Monate alt, an Schleimfieber gestorben (Totenprotokolle der Stadt Wien. 1800. Buchstabe C, G, K, Fol. 45a) — zum Universalerben einsetzend (Totenprotokolle usw. 1814, Buchstabe C, G, K, Fol. 50a; Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 70 ex 1814). Der Sohn verblieb bei der Großmutter Josefa Sölnwanger in Wien, während der Vater in Gomba wohnte (Verlassenschaftsakt). Ludwig trat später bei der allgemeinen Hofkammer ein, wo er 1848 (Hof- und Staats-Handbuch, 1848, I, S. 251) als Hofaccessist erscheint; 1855 wurde er Kanzleioffizial im Hilfsamt des Finanzministeriums (ebd. 1856, I, S. 153c), als welcher er bis 1876 dient (ebd. 1876, S. 281). Als Dichter hatte er kein Glück, denn sein Schauspiel „Das Bild des Bruders" fiel 1835 im Burgtheater glänzend durch (C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater, II, [Wien 1889], S. 213, 217).

[406]) Josef Freiherr von Hormayr (1781—1848), ein Tiroler, als Historiker und Staatsmann hervorragend tätig, war im Mai 1797 zu Innsbruck in den Staatsdienst getreten, diente nebenher bei der Tiroler Landwehr, in der er es 1800 zum Divisionskommandanten und Major brachte, und wurde im September 1801 nach Wien zur Dienstleistung in die Haus-, Hof- und Staatskanzlei als Hofkonzipist berufen. Er hatte damals, trotz seiner Jugend, als historischer Schriftsteller einen Namen, und so kam es, daß er in den literarischen Kreisen Wiens bald heimisch war. Am 21. September 1801 in Wien angelangt, ließ er sich bereits am 28. September durch Haschka bei der Pichler einführen, die einen günstigen Eindruck von ihm empfing (vgl. I, S. 239f.; II, S. 406; Hormayrs Brief an die Pichler vom 30. Oktober 1841: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 322; Hormayrs Taschenbuch, XXXIV, S. 123). Im Juli 1802 wurde Hormayr mit der provisorischen Leitung des Haus-, Hof- und Staatsarchivs betraut, dessen wirklicher Direktor er im April 1808 wurde; er schuf dieses Institut in Kürze vollständig um und machte es in großzügiger Weise der Wissenschaft dienstbar. Während Hormayr anfangs nur selten zur Pichler kam (oben S. 240), entwickelte sich seit 1804 ein äußerst reges gesellschaftliches Verhältnis. Man pflegte gemeinsame Lektüre, Hormayr und Collin hielten Deklamationen ab (oben S. 260f.), die großen Genuß gewährten (Pichler an Streckfuß, 9. Juni 1807: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 404), und es wurde fleißig Theater gespielt (1807: oben S. 297 mit Anm. 489). Hormayr führte hervorragende Leute ein, die später intime Freunde des Hauses wurden, so 1807 den Diplomaten Merian (oben S. 299, 421), den Maler Karl Ruß (Hormayrs Taschenbuch, XXXIV, S. 127), dessen Bild „Die beiden Freunde" Pichler später mit einem Gedichte versah (vgl. II, Anm. 185), den Grafen Széchényi (oben S. 410; II, S. 13), später (1828) auch den Schauspieler Anschütz (K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 315) u. a. Er selbst verkehrte, wie aus Briefstellen hervorgeht (1808: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 243, 244), sehr gerne bei der Pichler, ja es war schließlich sogar das einzige Haus, das er überhaupt aufsuchte, wozu vielleicht auch Frau Kempelen beigetragen haben mag (oben S. 297), da Hormayrs Ehe keine besonders glückliche zu nennen war. Glühende Vaterlandsliebe erfüllte damals Hormayr, alles, was er an historischen Arbeiten schrieb, war davon durchdrungen und diente zur Verherrlichung Österreichs. Ein klassisches Muster dafür ist sein „Österreichischer Plutarch" (1807ff.), der, in Verbindung mit Hormayrs Idee von der Durchdringung der Künste mit vaterländischen Stoffen, auf die damalige österreichische Dichtergeneration, allen voran H. Collin und Karoline Pichler, mächtigen Einfluß aus-

übte (vgl. oben S. 307 mit Anm. 505f.). Pichlers vaterländische Balladen, die im Hormayrschen „Archiv“ und „Taschenbuch“ meist zuerst veröffentlicht wurden (vgl. Anm. 678), gingen aus Hormayrs Anregungen hervor, der ihr bei der Stoffbeschaffung zur Seite stand und wiederholt auf geeignete Stoffe hinwies (vgl. Anm. 678 unter den einzelnen Balladen; Hormayrs Briefe an die Pichler: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 288 [1815, Boleslaw, Mörder des hl. Stanislaus Kostka], 293 [1815, Tancred], 298 [1816, Otto von Andechs], 299f. [Tancred], 303f. [Salm]). Ihr Drama „Ferdinand II.“, dessen sich Hormayr auch sonst kräftig annahm (vgl. II, Anm. 107), fußte auf Hormayrs „Plutarch“ (vgl. II, S. 430), ihre Oper Rudolf von Habsburg paßte in Hormayrs Richtung (vgl. II, S. 419 : 28), und ihre historischen Romane gehen direkt oder indirekt ebenfalls auf Hormayrs Anregungen zurück. In ihrem „Friedrich dem Streitbaren“ verwertete sie eine Hormayrsche Arbeit (vgl. II, S. 260f. mit Anm. 434f.), deren Darstellung ihr besonders zusagte. „Die Schweden vor Prag“ sind durch ihn angeregt (II, S. 217 mit Anm. 362) und gern hätte er auch die Geschicke der Königin Margaretha, der Gemahlin Heinrichs von Hohenstaufen, und des Przemysliden Ottokar II., in einem Roman oder in Gedichten verarbeitet gesehen (vgl. seine Briefe an die Pichler aus den Jahren 1815 und 1818: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 270f., 280f., 282, 308). Karoline Pichler anerkannte Hormayrs starken Einfluß auf sie stets, nicht nur in Briefen (Hormayrs Taschenbuch, XXXIV, S. 127), sondern auch in ihren „Denkwürdigkeiten“ (oben S. 262, 410; II, S. 247). Ein Gedicht, das sie ihm 1807 zu Weihnachten ins Stammbuch schrieb (In das Stammbuch des Freiherrn v. Hormayr: S. W. [2] XVI, S. 70f.; vgl. Anm. 678: fγ.; Hormayrs Taschenbuch, XXXIV, S. 126), gab der Hochschätzung seiner Verdienste beredten Ausdruck.

Als 1809 der Krieg gegen Napoleon zum Ausbruche kam, ging Hormayr als Hofkommissär am 31. März nach Tirol, dessen Aufstand er glänzend eingeleitet hatte (oben S. 333 mit Anm. 566). In Anerkennung seiner Verdienste erfolgte im September 1809 seine Ernennung zum wirklichen Hofrat, und damit hatte Hormayr den Höhepunkt seiner amtlichen Laufbahn in Österreich erreicht. Trotz seines Patriotismus hatte er als Freigeist und wegen verschiedener Charaktereigenschaften zahlreiche Feinde, die sich bemühten, seine Stellung zu erschüttern. Als er 1812 mit Erzherzog Johann und einigen anderen den „Alpenbund“ zur Befreiung Tirols bildete, da kam die Polizei durch den Verrat von Hormayrs Freund Roschmann dahinter, und am 7. März 1813 abends erfolgte Hormayrs Verhaftung (vgl. oben S. 409ff. und Anm. 707). Zuerst nach Munkács gebracht, verblieb er durch 5 Monate in dieser

Festung, wurde dann nach Brünn auf den Spielberg überführt, wo er vom Juli 1813 bis zum April 1814 interniert war, und erhielt endlich die Erlaubnis, sich in Brünn frei aufzuhalten (vgl. II, S. 103 f. mit Anm. 187). Hormayr, zunächst unter fürchterlichen Gemütszuständen leidend, wurde allmählich stumpf und gleichgültig (vgl. seine Briefe an die Pichler aus den Jahren 1815 und 1816: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 291 f., 301), lebte seiner Freundschaft mit dem Grafen Salm, seiner gelehrten Arbeit und dem Briefwechsel mit den ihm treu gebliebenen Freunden, worunter auch Karoline Pichler war. Sie nahm an seinem Geschicke innigen Anteil, tröstete und richtete ihn wiederholt auf (vgl. seine Briefe an sie: K. Glossy, XII, S. 265, 282, 292); er nannte sie seine älteste Freundin in Wien, bat um Erhaltung ihres Wohlwollens (ebd. XII, S. 307, 311) und dachte daran, bei seiner Rückkehr nach Wien in ihrem Hause Wohnung zu nehmen (1816: ebd. XII, S. 300 f.). Trotzdem sich für Hormayrs Rückkehr eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten einsetzte, wurde sie ihm erst im August 1816 mit seiner Ernennung zum Reichshistoriographen bewilligt. Nun durfte er wieder in Wien leben, aber trotz seiner hervorragenden Fähigkeiten wurde der in der Blüte seiner Jahre stehende Mann in seine früheren Ämter nicht wieder eingesetzt, er blieb kaltgestellt und ohne Einfluß. Daß dies einen Mann von Hormayrs unbändigem Ehrgeiz kränken mußte, daß er, der nie Liebe fühlte (an die Pichler, 28. Dezember 1814: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 264), allmählich zum Haß gegen das herrschende System und gegen Metternich, die so undankbar an ihm gehandelt hatten, kommen mußte, das wollten jene Zeitgenossen, darunter auch Pichler, die solche Schläge nicht erduldet hatten, nicht einsehen. Land und Volk Österreich haßte er ja nie (Glossy, a. a. O. XII, S. 320 f.; L. A. Frankl, Erinnerungen, S. 98, 99). Welche Kämpfe mag es dem Mann gekostet haben, nachdem er bereits zweimal (1825, 1827) ähnliche Anträge ausgeschlagen hatte, 1828 in die Dienste Bayerns, das er früher in Wort und Tat befehdet hatte, zu treten, dessen edler König Ludwig I. ihm aber jene Stellung (Geheimer Rat und Ministerialrat) bot, die seinen Fähigkeiten und Talenten entsprach. Freilich war er, als er nach Bayern ging, nicht mehr der alte Hormayr, sondern wie die Pichler in einem Briefe an die Huber bereits 1822 schrieb, „eine Ruine dessen, was er war und zu werden versprach" (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 319). Von den Österreichern und besonders von der Staatskanzlei in lügenhafter Weise als Verräter gebranndmarkt, mußte er auch in Bayern erst langsam eine feindselige Stimmung (vgl. II, S. 246 mit Anm. 412) überwinden, was ihm nach einiger Zeit auch gelang. Doch sein Starrsinn (vgl. Pichler an die Huber, 7. Jänner 1828: K. Glossy, Grillp. Jb., III,

S. 346) brachte ihn wieder in Verwicklungen, er kam daher am 2. April 1832 als bayrischer Ministerresident nach Hannover und 1839 in gleicher Eigenschaft nach Bremen, von wo er 1846 als Direktor des Staatsarchivs nach München zurückberufen wurde. Während all dieser Jahre entwickelte Hormayr eine rege wissenschaftliche Tätigkeit und unterhielt eine ausgebreitete Korrespondenz, darunter auch mit Kar. Pichler, die freilich in den letzten Jahren sich nur mehr auf wenige Briefe beschränkte (vgl. II, S. 247 mit Anm. 415); konnte doch auch diese seinen Übertritt in bayrische Dienste nicht verwinden und fand herbe Worte dafür (II, S. 246), die aber Hormayr nicht abhielten, ihr nach ihrem Tode einen äußerst warmen Nachruf zu widmen (Taschenbuch XXXIV, [1845], S. 110ff.). Das einst so vertraute Verhältnis (Pichler II, S. 247; Hormayr, Taschenbuch XXXIV, S. 123) beider, wollte Hormayr doch sogar der Pichler seine Tagebücher anvertrauen (K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 286f., 294), war zwar erkaltet, aber nicht erloschen, und gerade Hormayrs Nachruf zeigt, daß er auch dann, wenn er angegriffen wurde, dem Verdienste sein Recht zuteil werden lassen konnte. Hormayrs Schwächen als Mensch liegen in seinem heftigen Charakter, als Schriftsteller in seinem bombastischen Schachtelstil, den Kar. Pichler bereits 1820 in einem Briefe an die Huber, der sie übrigens 1818 auch Hormayr als Korrespondenten fürs „Morgenblatt" empfohlen hatte (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 282, 293), richtig charakterisierte (Glossy, ebd. III, S. 296). Pichler las Hormayrs Schriften fleißig und verwertete einiges daraus auch in den „Denkwürdigkeiten" (I, S. 186, 378); in ihrer Bibliothek befand sich eine größere Anzahl seiner Werke (vgl. das Verzeichnis ihrer Bücher im Verlassenschaftsakt unter Nr. 68 [Plutarch], 71 [Taschenbuch, 2 Bde., 1836, 37], 73 [Geschichte Wiens]).— Über Hormayr vgl. man Wurzbach, IX, S. 277ff.; K. Th. Heigel in: Allgemeine Deutsche Biographie, XIII, S. 131ff.; besonders aber die feine Darstellung von K. Glossy im Grillp. Jb. XII, S. 212ff. und L. A. Frankl, Erinnerungen, Prag 1910, S. 94ff.

[407]) Die Pichler meint die k. k. Hofkommission für die Armenanstalten, die Kaiser Franz 1801 einsetzte. Diese hatte eingehende Erhebungen über die Armut unter der Bevölkerung zu machen und schuf zu diesem Zwecke die Armenväter für einzelne Rayons. Den Sitzungen wurde über Auftrag des Kaisers der, damals in Wien weilende dänische Etatsrat Voght, der im Armenwesen gründliche Kenntnisse hatte, beigezogen (Megerle von Mühlfeld, Memorabilien, II, S. 6ff.; Karl Weiß, Geschichte der öffentlichen Anstalten, Fonde und Stiftungen für die Armenversorgung in Wien. Wien 1867. S. 202f., 219ff.; Hermann Meynert, Kaiser Franz I. Wien 1872. S. 378ff.).

[408]) Josef Fürst von Schwarzenberg (1769—1833) war seit 1804 Präsident der Hofkommission zur Regulierung der Wohltätigkeitsanstalten und blieb dies bis 1816 (Megerle, Memorabilien, II. S. 142; Wurzbach, XXXIII, S. 86ff.).

[409]) In der Zeit vom 25. Jänner bis 14. Februar 1802 wurde in der Stadt in der Wipplingerstraße eine Probeanstalt zum Verkauf der Rumfordischen Suppe, das Seidel zu 1 Kreuzer, errichtet. Täglich wurden ca. 462 Portionen verkauft (Anton Edler von Geusau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien. V, [Wien 1807], S. 272). Trotzdem wurde sie nicht beliebt (vgl. Jul. Wilh. Fischer, Reisen durch Österreich, I, S. 142). Ein Rezept dieser Suppe bietet Franz Gräffer (Wiener-Dosenstücke, I, [Wien 1852], S. 230). Einen ironischen Artikel über „die Notsuppe“ verfaßte 1804 Friedrich Weisser (Sämmtliche prosaische Werke, I, [Wien 1818], S. 208ff.).

[410]) Josef Ritter von Perger war damals Hofkonzipist und Aktuar bei der Wohltätigkeitskommission; er kam 1804 als überzähliger Hofsekretär zur vereinigten Hofkanzlei (Megerle von Mühlfeld, Memorabilien, II, S. 132). 1807 wurde er wirklicher Hofsekretär, 1812 erhielt er den Titel und Charakter eines Regierungsrates, 1817 wurde er wirklicher Regierungsrat und 1830 pensioniert, nachdem er seit 1789 im Staatsdienste stand (Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei, S. 475). Er starb am 28. Juni 1838, 70 Jahre alt, an der Lungenlähmung in Wien (Totenprotokoll der Stadt Wien. 1838. Buchstabe B, P, Fol. 27b; unten II, S. 373). Er war auch in späteren Jahren, als Pichlers Amtskollege, viel mit Pichlers beisammen, so in Baden (unten II, S. 360, 362, 366, 367), und nahm sich nach Pichlers Tod der Karoline an (II, S. 373, 375).

[411]) Kaspar Freiherr von Voght (1752—1839), deutscher Landwirt und dänischer Etatsrat, der sich im Gebiete des Armenwesens große Verdienste erwarb. 1802 war er in Wien, wurde den Sitzungen der Hofkommission über Wunsch des Kaisers beigezogen und zum Reichsfreiherrn gemacht. Sein Bericht wurde gedruckt (W. Sillem in: Allgemeine Deutsche Biographie, XL, S. 161ff.; Meynert, S. 379).

[412]) Dieses Gedicht ist ungedruckt. Vollständig nicht mehr erhalten.

[413]) Idyllen. Wien 1803. S. 145ff., Nr. X = Sämmtliche Werke, [2]XV, S. 129ff. — 1802 gedichtet und sichtlich von Voß beeinflußt, schildert diese Idylle, wie ein Freiherr und Gutsbesitzer den notleidenden Bewohnern seines Dorfes durch seine Gattin die Rumfordsche Suppe bereiten läßt und diese sie mit Dank verzehren.

[414]) Stephan Edler von Wohlleben (1751—1823), seit 1771 im Dienste der Gemeinde Wien, 1784 Magistratsrat, 1801 Stadtober-

kämmerer und 1804 Bürgermeister von Wien. Er leitete die Gemeinde in schweren Zeiten und verstand es, mit Geschick und Tatkraft die Franzoseninvasionen für Wien so glimpflich als möglich zu gestalten. Das alte Wien verdankte ihm viel (Wurzbach, LVII, S. 245 ff.).

414a) Benjamin Thompson Graf von Rumford (1753—1814), ein Amerikaner, der nach wunderlichen Geschicken 1776 in den englischen Staatsdienst trat, dem er bis 1782 angehörte. 1784 kam er als englischer Oberst in bayrische Dienste, reformierte das bayrische Militär, wurde 1788 Generalmajor und widmete sich nun der Ordnung des Bettelwesens durch Erbauung eines zweckmäßig eingerichteten Arbeitshauses (1790). Für seine Verdienste 1792 zum Reichsgrafen ernannt, beschäftigte er sich in der Folge mit der Ausgabe seiner kleinen Schriften und mit Versuchen über die Herstellung billiger Nahrungsmittel. Seit 1803 lebte er in Paris und stellte seine allgemeine Wärmetheorie auf. In München, das zwei Denkmäler von ihm enthält, hatte er den Englischen Garten errichtet. Vgl. Bauernfeind in: Allgemeine Deutsche Biographie, XXIX, S. 643 ff.

415) „Die Briefe eines Verstorbenen" erschienen 1831—1832 in Stuttgart und haben den Fürsten Ludwig Heinrich Hermann Pückler-Muskau zum Verfasser (s. Holzmann-Bohatta, Anonymen-Lexikon, I, S. 265, Nr. 7696). Die Stelle, auf welche die Pichler anspielt, steht I [3] (Stuttgart 1836), S. 4, wenn auch nicht in der, von der Pichler zitierten Form; Pückler-Muskau spricht von 3—4 Mahlzeiten, die nunmehr in Birmingham auf 2 reduziert sind, so daß man bereits von einer Hungersnot (!) unter den Arbeitern spreche.

416) Es war dies die, von Kaiser Franz 1801 eingesetzte k. k. Wohlfeilheits-Hofkommission, der Anton Friedrich Graf von Mittrowsky als Hofrat vorstand. Sie hatte die niederösterreichischen Angelegenheiten zu besorgen, mußte aber von allen übrigen Kronländern Berichte abverlangen, um stets am laufenden zu sein. 1802 wurde diese Kommission aufgelöst. Ihre Geschäfte gingen an die ordentlichen Behörden über (Megerle von Mühlfeld, Memorabilien, II, S. 9). In Niederösterreich wurden sie der niederösterreichischen Regierung übertragen, und Pichler zum Referenten bestellt, der sich sehr bemühte, halbwegs erträgliche Zustände zu schaffen. Eine interessante Unterredung mit Pichler über diesen Gegenstand bietet aus dem Jahre 1805 Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau (Tagebücher, I, [Wien 1909], S. 142 ff.), der aber selbst, und nicht mit Unrecht, von der ganzen Sache nicht viel hielt.

417) Anton Friedrich Graf Mittrowsky von Nemyssl (1770—1841), seit 1791 im Staatsdienst stehend, war 1799 Stadthauptmann von

Wien, 1801 Hofrat bei der Polizeioberbehörde und August 1802 Geheimer Rat und Vizepräsident der niederösterreichischen Landesregierung geworden, welche Stelle er bis 1804 inne hatte. Später war er Landesgouverneur in Mähren, Hofkanzler und oberster Kanzler (Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei. S. 473; Wurzbach, XVIII, S. 384ff.).

[418]) Josef Freiherr von Lederer, Pichlers Beistand (oben Anm. 336), war 1802 von der Kreishauptmannschaft Korneuburg, der er vorstand, als Stadthauptmann und Regierungsrat nach Wien gekommen (Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei, S. 473). Vgl. über ihn noch einen Nekrolog in: Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat, 1812, S. 235f.

[419]) Am 16. Oktober 1802 (s. oben Anm. 308).

[420]) Franz Xaver von Greiner war nach Absolvierung seiner juridischen Studien 1796 Hofkonzipist im Amt seines Vaters (k. k. Direktorium, später vereinigte Hofkanzlei) geworden (Hof- und Staatsschematismus, 1797, S. 6) und bekleidete diese Stelle bis zu seinem frühen Tod (ebd. 1803, S. 21).

[421]) Theresia Schwab, geb. 1782 in Wien, war die Tochter des Großhändlers Philipp Schwab (1748—1802), eines Bruders des geadelten, mit der Greinerschen Verwandten Katharina v. Häring (Anm. 161) verehelichten Ignaz v. Schwab (vgl. Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser, X, [Brünn 1885], S. 479). Theresia heiratete im März 1802 — der Heiratskontrakt im Verlassenschaftsakt des Mannes ist vom 13. März ausgestellt — Friedrich Jakob van der Nüll, der öffentlicher Gesellschafter des Großhandlungshauses Ignaz von Schwab war (vgl. Vollständiges Auskunftsbuch oder einzig richtiger Wegweiser in der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien auf das Jahr 1804. Wien [1803], S. 24). Wir finden ihn 1785 unter den Subskribenten der Ratschkyschen „Gedichte" (Wien 1785, S. 218), 1786 und 1787 unter denen von Werken des Karl Julius Fridrich (Situationen. Wien 1786, S. 255; Lieder der Liebe und der Freude. Wien 1787, Bl. 6b) und 1800 unter denen der „Gedichte" (Wien 1800, S. XIV) der Gabriele von Baumberg. Seine Frau führte ein großes Haus, und Karoline Pichler, welche die Freundschaft mit ihr aufrecht erhielt, lernte bei ihr 1805 Cherubini und Crescentini kennen (oben S. 281). Sie wohnte im eigenen Hause (Michaelsplatz Nr. 253), wo sich auch die berühmte, 1801 begonnene und 1804 von Friedrich Mohs beschriebene Mineraliensammlung des Friedrich van der Nüll befand (vgl. Franz Heinrich Böckh, Wiens lebende Schriftsteller, Künstler und Dilettanten im Kunstfache. Wien 1822. S. 136ff.), während die beträchtliche Conchyliensammlung bereits 1802 an das Stift St. Florian verkauft worden war (Engelbert Mühlbacher, Die litera-

rischen Leistungen des Stiftes St. Florian bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Innsbruck 1905. S. 108). Außerdem besaß van der Nüll noch wertvolle Pretiosen-, Bilder- und Büchersammlungen (vgl. seinen Verlassenschaftsakt mit den gedruckten Katalogen darüber). 1807 kaufte er von der Großmutter seiner Frau, Klara Schwab, das Schloß in Weinhaus, ließ die noch heute bestehende Schloßkapelle, früher Pfarrkirche, vergrößern und durch ein prächtiges Altarblatt, durch eine Orgel und größere Glocken verschönern (Kirchliche Topographie der Wiener Erz-Diözese, I, 1, [Wien 1819], S. 251). 1825 wurde das Schloß wieder verkauft (Franz K. Leitgeb, Monographie von Weinhaus. Weinhaus 1890. S. 13), nachdem Jakob Friedrich van der Nüll am 3. Mai 1823, 73 Jahre alt, durch einen zufälligen Sturz aus dem Fenster seiner Stadtwohnung (Dreilauferhaus) den Tod gefunden hatte (Totenprotokoll der Stadt Wien, 1823, Buchst. N., Fol. 9a). Von seiner Frau, die damals Stadt Nr. 793 wohnte, war er seit 1815 geschieden, trotzdem testierte er ihr 25 000 fl. und eine jährliche Pension von 1000 fl. C. M. wegen ihrer bewiesenen unzweideutigen Anhänglichkeit und vortrefflichen Erziehung der Kinder Jakob Friedrich (1823 dreizehn Jahre alt; † am 16. Oktober 1854 in Wien als Generalmajor und Brigadier beim 1. Infanterie-Armee-Korps: Militär-Schematismus des österr. Kaiserthumes, 1855, S. 1033; Wurzbach, XX, S. 426), Marie (12 Jahre) und Eduard (1812—1868, Architekt und Erbauer der Wiener Oper: Wurzbach, XX, S. 422ff.), welche Universalerben seines über 63 000 fl. C. M. betragenden Vermögens wurden (Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 804 ex 1823). Da der jüngste Sohn Eduard ein natürliches Kind des F. Z. M. Franz Ludwig Freiherrn von Welden (1782—1853: Wurzbach, LIV, S. 214ff.) war, so dürfte dies wohl auch bei den zwei andern Kindern der Fall und dies der Grund gewesen sein, daß die Ehe getrennt wurde. Theresia van der Nüll lebte im Jänner 1836 noch.

[422]) Leopold Freiherr von Richler (1754—1830) zeichnete sich bei Giurgewo im Juni 1793 derart aus, daß er im Dezember das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens erhielt. Im Juni 1801 ging er als Major in Pension, wurde aber trotzdem in Kriegszeiten wieder verwendet. So ist er 1805 Major im 5. Infanterieregiment, 1809 Kommandant des ersten Landwehrbatallions des Viertels unterm Wienerwald (vgl. oben S. 276f., 337) und wird nach der Schlacht bei Aspern Oberstleutnant. 1813 befehligte er das 1. Landwehrbataillon der Deutschmeister und wurde im März 1814 Oberst. Vgl. Wurzbach, XXVI, S. 26. — Er war mit Josefa, geborenen de Porta, seit dem 30. Jänner 1795 verheiratet, wie aus seinem Testament hervorgeht (Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener

Landesgerichtes: Militärgericht, Fasz. III, Nr. 2 ex 1831). Er starb am 22. Dezember 1830 im Roten Haus Alservorstadt Nr. 197 ohne Kinder zu hinterlassen (ebenda) und wurde am Währinger Allgemeinen Friedhof, wo heute noch sein Leichenstein an der rechten Mauer zu sehen ist, beigesetzt (Hampeis, Chronologische Epigraphik, S. 118, Nr. 1188), vor einigen Jahren aber in ein, ihm von der Gemeinde Wien gewidmetes Ehrengrab auf den Zentralfriedhof (Gruppe 14 A, Nr. 34) überführt. Seine Frau folgte ihm am 1. Mai 1836, 67 Jahre alt, in den Tod, ihre Schwester Katharina zur Erbin ihres 3314 fl. 27 kr betragenden Vermögens einsetzend (Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes: Militärgericht, Fasz. III, Nr. 123/4 ex 1836). Karoline Pichler ging der Tod ihrer langjährigen Freundin, welche sie 1802 kennen gelernt (I, S. 248 f.), die in schweren Zeiten (1805, 1809) beruhigend auf sie gewirkt hatte (I, S. 276, 337), die zu den Intimen des Hauses gehörte (II, S. 114), mit der sie Predigten des Zacharias Werner zusammen besuchte (II, S. 59 f.), am Praterfest 1814 teilnahm (II, S. 30 ff.) und in deren Haus sie manche neue Bekanntschaft machte (I, S. 249), sehr zu Herzen, da sie fast täglich beisammen waren (II, S. 321, 327), wenn auch in geistiger Hinsicht manche Differenzen bestanden, da Frau von Richler alles im Lafontaineschen Sinn faßte (II, S. 321 f.)

Die Schwestern der Frau Richler hießen Nanette (vgl. unten Anm. 644) und Katharina. Letzterer widmete Karl Streckfuß 1806 ein Gedicht (Gedichte. Neueste Auflage. Wien 1817. S. 70 f.: Der edlen Freundinn Katharina Porta in Wien zum Namenstage; vorher: Minerva, III, [Leipzig 1811], S. 61). Schneller sagte 1817 von ihr: „Katy Porta hat eine Tiefe des Gemüts und einen aufopfernden Sinn, wie man ihn nur selten trifft" (Briefwechsel zwischen Julius Schneller und seinem Pflegsohne Prokesch. Hg. von Ernst Münch. Leipzig 1834, S. 13). Schneller selbst stand mit Katharina Porta, die viel kränkelte (Jul. Schneller, Hinterlassene Werke. Hg. von E. Münch. I, [Leipzig 1834], S. 274, 275, 277, 278, 284) und im vertrauten Kreise Caton genannt wurde, in Briefwechsel (ein Brief von ihr ebd. I, S. 283). Auch sie war, wie ihre Schwester Josefa, vom Lafontaineschen Geist durchdrungen (II, S. 321 f.). Sie starb, 73 Jahre alt, am 18. Dezember 1844, unverheiratet, an Entkräftung im Hause Alsergrund Nr. 102, wo sie bei der Medizinerswitwe Anna Pohl (Anm. 732) wohnte, deren Kinder (Mathilde, Emilie, Eduard) sie mit Legaten bedachte (Totenprotokoll der Stadt Wien, 1844, Buchst. P., Fol. 33 b; Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 4255 ex 1844). Beigesetzt wurde sie am Währinger allgemeinen Friedhof (Grab Nr. 369). — Allen drei Schwestern ist das Pichler-

sche Gleichnis „Das Geranium triste" (Österreichisches Taschenbuch für das Jahr 1806. Wien. S. 196ff. = S. W. [2] XVIII, S. 42ff.) zugeeignet.

[423]) Johann Karl Unger (geb. 1771), ein Zipser, ursprünglich Piarist, dann Jurist, wurde er 1796 Lehrer am Theresianum, dann Erzieher beim Baron Ignaz von Forgács und schließlich 1810 Wirtschaftsrat beim Freiherrn von Hackelberg-Landau. 1836 war er noch am Leben. Er trat als Dichter und populärer Schriftsteller hervor (Wurzbach, XLIX, S. 61ff.).

[424]) Karoline Ungher-Sabatier (1803—1877), eine gefeierte Sängerin, trat zuerst 1819 am Kärtnertortheater in Wien auf, 1825 bis 1837 unternahm sie Künstlerreisen nach Italien und Paris, überall Triumphe feiernd. Sie war kurze Zeit Lenaus Braut. Später wirkte sie in Wien und Dresden, trat aber nach ihrer Vermählung 1843 ins Privatleben zurück (vgl. Wurzbach XLIX, S. 66ff.; L. Eisenberg, S. 1059; Wallaschek in: Die Theater Wiens, IV, S. 98 mit Bild).

[425]) Leonhard Graf von Rothkirch und Panthen (1773—1842), k. k. Feldmarschalleutnant und Ritter des Maria-Theresienordens, trat 1791 in den Militärdienst ein. Seine hervorragenden Fähigkeiten machten auf ihn aufmerksam und er avancierte rasch. 1807 Major, 1809 Oberstleutnant, 1813 Oberst. Bei Leipzig gab er solche Proben seines Mutes, daß er Maria-Theresienordensritter wurde. 1815 Generalstabschef des Erzherzogs Johann, dann Referent der Grundsteuer-Regulierungskommission, 1821 Generalmajor und Brigadier in Kärnten, 1831 wieder in den Generalstab berufen, dessen Chef er wurde. August 1840 ging er als kommandierender General nach Graz. 1826 war er Graf geworden. Er war ein hervorragender Militär und Mitbegründer der österreichischen militärischen Zeitschrift. Vgl. Wurzbach, XXVII, S. 108ff.; Goedeke, VII, S. 123. — Mit Karoline Pichler verband ihn und seine Familie während seines ersten Wiener Aufenthaltes innige Freundschaft (vgl. oben S. 262, 335; II, S. 91, 123); sie war Taufpatin einer Tochter (II, S. 163). Später brachten die Verhältnisse eine Entfremdung mit sich (II, S. 162f.). 1805 widmete Rothkirch der Pichler folgende Zeilen (Gedichte. Wien 1848. S. 147f.: An Caroline Pichler. Als sie mir mit einem schönen Gedicht ihren Eduard sandte):

Du Priesterin der himmlischen Kamönen,
Die hochbegabt das Seltenste vereint,
Die, wenn ihr Haupt gleich Pindus' Lorbeern krönen,
Am eignen Herd ein stilles Weib erscheint,
Die froh ergreift des Lebens bunte Szenen
Und voll Gefühl beim Schmerz der Lieben weint,

Wenn Deines Geistes Züge mich umschweben,
Laß auch mein Bild in Deinem Herzen leben.

Im gleichen Jahre (1805) wechselten Pichler und Rothkirch, während er durch den Feldzug von Wien entfernt war, häufig Briefe (vgl. oben S. 335; Pichlers Briefe an Schneller in dessen: Hinterlassene Werke, I, [Leipzig 1834], S. 262, 266). Das von Rothkirch erwähnte Gedicht der Pichler ist nicht erhalten, dafür aber ein zweites, das sie dem Obersten (also 1813) „bei Übersendung einer Brille, von der gleichen Nummer wie die meinige" zu seinem Geburtstage zudachte (An den k. k. Obersten, Freyherrn von Rothkirch, S. W. ² XVI, S. 92).

[426]) Franz Xaver Baron Engelhardt (1765—1809), k. k. Kämmerer, Oberst und Kommandant des Infanterieregiments Nr. 4 Hoch- und Deutschmeister, diente seit 1782 beim Militär. Zuerst war er bei der Lindenau Infanterie (Nr. 29), dann bei den Czeschwitz-Kürassieren, und seit 1. November 1801 bei Hoch- und Deutschmeister, zuerst als Obristleutnant und seit 2. August 1805 als Oberst. Er nahm an vielen Kämpfen, so im Durchlaß bei Lunz (8. Nov. 1805), teil und wurde am 3. Mai 1809 bei Ebelsberg verwundet. Nach Wien gebracht, starb er am Wundfieber am 8. Mai 1809 im Greinerschen Haus Alservorstadt Nr. 90 (oben S. 345 f.) und wurde am Währinger allgemeinen Friedhof begraben (Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes: Militärgericht, Fasz. III, Nr. 235/3 ex 1810; Gustav Ritter Amon von Treuenfest, Geschichte des k. k. Infanterieregiments Hoch- und Deutschmeister Nr. 4. Wien 1879. S. 377, 382, 389, 410, 416; Rudolf von Hödl, Geschichte des k. und k. Infanterieregiments Nr. 29. Temesvár 1906. S. 594; Hampeis, Chronologische Epigraphik, S. 57, Nr. 29). — Er war mit Anna Maria, geb. Freifrau von Bretton verheiratet und hinterließ einen Sohn Alexander (vgl. II, Anm. 102). Diese Frau, mit trefflichen Eigenschaften begabt (oben S. 249, 340, 345), mußte während der Beschießung Wiens (Mai 1809) Karoline Pichler, in deren Haus sie wohnte, aufrichten (oben S. 337, 340). Sie starb am 14. März 1824 nach längerer Krankheit auf dem Gute Zlin ihres Bruders Klaudius Freiherrn von Bretton in Mähren, ein Vermögen von 11 677 fl. $3^2/_3$ kr C. M. hinterlassend; sie hatte jährlich 500 fl. Pension und wohnte in der Alservorstadt Nr. 109 (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes: Militärgericht, Fasz. III, Nr. 227/287 ex 1824).

[427]) Er ist mit Thomas Franz Closset identisch, der als Doktor der Philosophie im Jahre 1782 öffentlich in der Universität Wien seine medizinische Doktordissertation verteidigte, die im selben Jahre als „Dissertatio inauguralis practico-medica de fontibus indicationum in morbis chronicis" (Viennae, typis Joannis Josephi

Jahn. 8⁰. 26 und 3 Seiten Theses) erschien. Obwohl in Wien graduiert, gehörte er der medizinischen Fakultät nicht als Mitglied an (Hof- und Staats-Schematismus, 1807, Anhang, S. 52). Er wohnte Wipplingerstraße 391 (ebd.), war einst Mozarts Hausarzt und behandelte 1809 Grillparzers Vater Wenzel (K. Glossy, Grillp. Jb. I, S. 361).

[428]) Ludwig Freiherr von Türkheim (1777—1846) widmete sich gleichzeitig den juridischen und medizinischen Studien, wurde 1800 in Wien zum Doktor promoviert und entwickelte nun eine ausgedehnte medizinische Praxis, so daß er zu den gesuchtesten Ärzten gehörte. Er wurde jedoch bald in den Staatsdienst berufen, wurde wirklicher Hofrat und Sanitätsreferent bei der k. k. vereinigten Hofkanzlei, Beisitzer der k. k. Studienhofkommission und Vizedirektor des medizinisch-chirurgischen Studiums, als welcher er eine äußerst glückliche Hand in der Berufung tüchtiger Lehrkräfte an die Wiener Universität, deren Rektor er zweimal war (1817 und 1829), zeigte. Vgl. Wurzbach, XLVIII, S. 88f. — Von 1803 ab, wo er zum erstenmal konsultiert wurde, blieb Türkheim Hausarzt und Freund des Hauses Pichler, der alle Familienmitglieder in verschiedenen Krankheiten mit Erfolg behandelte (vgl. das Register unter Türkheim). Aus Anlaß des Todes ihres Bruders (1804) widmete ihm Karoline Pichler ein Sonett („Bey Überreichung eines Lavendelkissens": S. W. [2] XVI, S. 59; vorher: Morgenblatt, Stuttgart 1809, S. 299: An meinen Arzt und Freund bey Übersendung eines Lavendelkissens), worin sie die Erinnerung preist, und zu seinem Geburtstage 1812 ein zweites (An den Freyherrn Ludwig von Türkheim: S. W. [2] XVI, S. 97ff.), als sie ihm ein Schreibzeug von Kristallglas übermittelte, dessen einzelne Teile sie symbolisch erläutert.

[429]) Eduard Gibbon, The history of the decline and fall of the roman empire. 6 Bde. London 1776—1781. Eine deutsche Übersetzung von F. A. W. Wenck erschien in 19 Teilen zu Leipzig 1805 und 1806.

[430]) Gemeint ist: Jean Bapt. Bourguignon d'Anville, Géographie ancienne abrégée. 3 Bände. Paris 1768, ein Werk, das zahlreiche Karten enthält.

[431]) Vgl. oben S. 326 mit Anm. 551.

[432]) Das Testament, datiert vom 19. Jänner 1804, liegt in einer Abschrift im Pichlernachlaß der Wiener Stadtbibliothek als I.-N. 758. Es besagt in Kürze: § 1 Will ohne Gepränge zur Erde bestattet werden und bestimmt 30 Gulden auf Seelenmessen; § 2 Je zehn Gulden sollen das Armeninstitut, das allgemeine Krankenhaus, das Invalideninstitut, die Normalschule, die Barmherzigen Brüder und die Elisabethinerinnen bekommen; § 3 vermacht seiner Mutter sein

und seiner Frau Porträt; § 4 setzt Schwester zur Universalerbin ein; wenn sie kinderlos sterbe, möge sie seiner Freunde, falls sie in dürftigen Umständen sind, gedenken; § 5 dem Schwager Pichler gehören die Bücher, Landkarten und jene Schriften aus dem Nachlaß des Vaters, die Staatssachen, Kanzlei- und Privatgeschäfte betreffen; § 6 der erste und innigste Freund Gubernialrat Karl Graf von Chorinsky, sowie seine Frau erhalten des Erblassers und seiner Frau Uhr „zur Erinnerung an die Tage, wo sie uns glücklicher kannten"; § 7 Freund Jakob Barchetti, derzeit Kreiskommissär in Linz, bekommt 4000 Gulden, die dessen Bruder Lorenz dem Testator schuldet; § 8 der Freund Karl von Kempelen, k. k. Hofkonzipist, erhält 6000 Gulden; § 9 Josef von Kurländer bekommt 500 Gulden, Franz und Karl je 1000 Gulden, sowie die Leibkleidung und Wäsche; § 10 bittet den Direktor des Taubstummeninstitutes Josef May an seiner Stelle die Vormundschaft über Karl von Kurländer zu übernehmen, „da er diesen jungen braven Menschen genau kennet und zum Theile selbst erzogen hat"; §§ 11 und 12 verschiedene kleinere Legate an Hausbedienstete u. a. — Die Verlassenschaftsabhandlung (Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 53 ex 1804) weist ein hinterlassenes Vermögen von 23 819 fl. $47^1/_2$ kr aus; darunter ist auch ein Schuldschein des Schweizerseidenbandfabrikanten Lorenz Barchetti, ausgestellt am 1. Oktober 1801, mit 4000 fl. inbegriffen.

433) Der Gedanke wäre Seneca gemäß, findet sich aber in dieser Form nicht bei ihm. Vielleicht schwebte Pichler eine andere Stelle aus Ep. 102 vor: „Sie [die Todesstunde] ist nur für den Körper, nicht für den Geist die letzte" (vgl. Pichler, S. W. [2] XVIII, S. 254).

434) Josef Köderl (1772—1810) studierte Philosophie und Jus an der Universität Wien, wurde dann Diurnist beim Bücherrevisionsamt, wo er es 1803 zum zweiten Bücherrevisor brachte. Er widmete sich der Kritik auf dem Gebiete der Philosophie und Ästhetik, dichtete Sonette und war Bücherzensor (ein Gutachten von ihm brachte K. Glossy, Grillp. Jb. IX, S. 213 f.). Als Kritiker war er besonnen. Vgl. Wurzbach, XII, S. 208; Goedeke, VI, S. 576 f.: 83. — Er verkehrte viel im Pichlerschen Kreise (oben S. 258, 260, 262), wo er angesehen war. Die Bekanntschaft hatte eine Rezension des „Olivier" (vgl. unten Anm. 508) 1802 vermittelt (Hormayr, Taschenbuch, XXXIV, S. 122). Als er starb (Jänner 1810), war dort die Trauer um ihn aufrichtig, vgl. oben S. 368 f. und den schönen, warmen Nachruf, den ihm die Pichler widmete (S. W. [2] XVII, S. 79 ff.; unten Anm. 619); wenn man Schnellers Worten an André Glauben beimessen darf (Schneller, Hinterlassene Werke, I, S. 340), so hätte Hormayr mittelbar an Köderls Tod die Schuld.

[435]) Julius Schneller (1777—1832), ein Straßburger, kam in jungen Jahren nach Wien, um hier seine Studien zu vollenden, und wurde dann Hofmeister beim Grafen von Sinzendorf, mit dem er auf Reisen ging. Wieder nach Wien zurückgekehrt, wurde er 1803, nicht im Frühjahr 1805, wie die Pichler (S. 265) meint, Professor der Geschichte am Lyzeum zu Linz, und während der Ferialzeit (Sommer) führte ihn Köderl 1804 bei der Pichler ein, wo er sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreute (oben S. 258, 260; vgl. ihren Brief an Streckfuß vom 21. VIII. 1806: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 400). Mit Streckfuß bekannt, brachte er im August 1804 diesen dem Pichlerkreis zu (S. 261). Er munterte die Pichler auf, gleichzeitig mit Streckfuß die Idylle Ruth zu behandeln (S. 263). 1806 kam er als Professor der Geschichte nach Graz. Er war ein sehr fruchtbarer und freimütiger historischer Schriftsteller; letzteres verfeindete ihn mit der Zensur, daher er, trotz wiederholter Versuche, an denen sich nebst anderen auch Andreas Pichler beteiligte (Schnellers Hinterlassene Werke, I, [Leipzig 1834], S. 273; II, S. 41), eine Versetzung nach Wien nicht durchsetzte, da man ihn als Josefiner ausgeschrien hatte. Er ging daher 1823 an die Universität Freiburg im Breisgau ab (vgl. Wurzbach, XXXI, S. 45ff.; Goedeke, VII, S. 517: 10; E. Münch in Schnellers H. W. I, S. 1ff., bes. S. 4f.). Sein Stiefsohn Prokesch-Osten, den Schneller an die Pichler empfahl (H. W. I, S. 271 [Jänner 1817]), spielte später im Pichlerkreis eine Rolle (vgl. II, Anm. 253). Schneller und Karoline Pichler standen lange Jahre in anregendem, freundschaftlichem Briefwechsel (14 Briefe in Schnellers H. W. I, S. 261ff.). Er empfahl ihr, die er 1817 eine treffliche Schriftstellerin und Mutter nannte (H. W. II, S. 13), der er Geschenke machte (H. W. II, S. 21), verschiedene Leute brieflich (H. W. I, S. 266, 268, 269, 274, 282), damit sie diese in ihre Abendzirkel aufnehme, und konterfeite die treffliche Gattin und Mutter mit in seinem Sonettenzyklus „Weiblichkeit" (H. W. III, S. 182ff.; vgl. I, S. 269, 270), der seine Frau und Tochter zum Gegenstande hatte. Noch 1828 gedachte er ihrer, wenn auch kurz, in einem seiner Werke (Österreichs Einfluß auf Deutschland und Europa, I, [Stuttgart 1828], S. 409), wo er ihre Bearbeitung des empfindsamen Romans würdevoll nennt.

[436]) Heinrich Josef von Collin (1772—1811), ein Wiener, trat nach Beendigung des Rechtsstudiums als Konzipist bei der Finanzhofstelle ein und brachte es bereits 1809 infolge seiner hervorragenden Fähigkeiten und Talente zum Hofrate, als welcher er das Ritterkreuz des Leopoldordens erhielt. Frühzeitig dichterisch im Sinne des Klassizismus tätig, wurde er später, durch Hormayr stark beeinflußt (vgl. oben S. 307), Vater der vaterländischen Ballade.

Am populärsten wurde er 1809 durch seine begeisternden Landwehrlieder, die auch auf die Pichler tiefen Eindruck machten (vgl. oben S. 190, 331 mit Anm. 560, 373, 514 und II, S. 297). Sein „Regulus", 1802 erschienen, hatte ihn zuerst bekannt gemacht (oben S. 259; vgl. Überblick des neuesten Zustandes der Litteratur, des Theaters und des Geschmackes in Wien, I, [Wien 1802], S. 47ff. und Ferdinand Laban, Heinrich Joseph Collin. Wien 1879, S. 91ff.). Bald nach Erscheinen des „Regulus" wurde er bei der Pichler eingeführt (oben S. 260), und es dauerte nicht lange, so war er ständiger Gast, da ihm Pichlers Haus sehr gefiel (oben S. 168). Hier las er seine Dichtungen vor (oben S. 408; II, S. 91), beteiligte sich am Theaterspiel (oben S. 297f.) und hielt mit Hormayr Deklamationen ab (oben S. 261). Er führte Zacharias Werner bei der Pichler ein (oben S. 303), und als 1808 die Staël in Wien war, da spielte er zwischen ihr und der Pichler eine Art Vermittlerrolle (oben S. 315f., 320). Sein Umgang wirkte dichterisch anregend auf die Pichler (oben S. 262); besonders beim Drama „Germanicus" leuchteten ihr seine dramatischen Schöpfungen vor (oben S. 399), und vielleicht hat sein Rudolf von Habsburg (II, S. 9) auch ihre gleichnamige Oper in etwas beeinflußt. Mit einigen Szenen im „Mäon" konnte sie sich, die sonst so gerne die Werke ihres Freundes anerkannte (oben S. 318), aber nicht befreunden (II, S. 186 mit Anm. 323). Collin widmete Karoline Pichler ein begeistertes Gedicht „An Carolina von Pichler" (Sämmtliche Werke, IV, [Wien 1813], S. 47ff.), das Julius Schneller (Hinterlassene Werke, I, S. 267) betreffs der Verse gesucht und gezwungen fand; in diesem Gedichte preist Collin (S. 57f.) ganz besonders den „Agathokles", den er „ein ewiges Werk, geschaffen zur Stärkung aufstrebender Seelen" nennt, an dem er „die durchgängige strenge Haltung und die Mannigfaltigkeit, besonders der christlichen Charaktere" bewundert (ebd. S. 363). Dagegen hatte ihm die Pichler bereits 1806 in 2 Sonetten (An Collin: Urania 1812, S. 157 = S. W.[2] XVI, S. 57f.) anläßlich der Übersendung einer weißen, mit Silber verzierten Porzellanschale zu seinem Geburtstage, die sie allegorisch auslegte, die Unsterblichkeit prophezeit. Knapp vor seinem Tode, dem er eine heitere Seite abzugewinnen wußte (II, S. 97), war er noch bei der Pichler auf Besuch (oben S. 382f.), doch bald darnach raffte den rastlos tätigen Mann ein hitziges Fieber hinweg. Seine Totenfeier gestaltete sich erhebend und trug auch die Pichler ihr Scherflein dazu bei (vgl. unten Anm. 645). Sein Verlust ging der Pichler sehr nahe, denn unersetzlich war er für ihren Kreis (oben S. 383), und so konnte sie an Streckfuß schreiben (10. September 1811: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 410): „Sie haben unseren Collin gekannt, nicht bloß als Dichter, sondern als Mensch, als Freund,

in jeder dieser Rücksichten ist der Verlust unersetzlich." — Über Collin vgl. man die eingehende Monographie von Laban (s. oben); Wurzbach, II, S. 412ff.; Goedeke, VI, S. 105ff.

[437]) Collin war damals Hofkonzipist bei der Hofkammer (Hof- und Staatsschematismus. 1804, S. 38).

[438]) Adolf Friedrich Karl Streckfuß (1778—1844) aus Gera, ein hervorragender Vermittler italienischer Literatur, wurde nach Vollendung seiner Studien 1803 Hofmeister in Triest, kam 1803 in gleicher Eigenschaft nach Wien, gab den Posten auf, wurde Hausgenosse der Pichler (oben S. 265), verliebte sich in Frau von Kempelen und verließ ihretwegen 1806 Wien (oben S. 283, 285f., 297, 336). Er ging nach Zeitz, wo er 1807 Sekretär der Stiftsregierung wurde. 1811 kam er als geheimer Regierungssekretär zum geheimen Kabinett in Dresden, vertauschte 1815 den sächsischen mit dem preußischen Staatsdienst, rückte 1816 zum Geheimen Finanzrat und später zum ersten Regierungsrat in Merseburg vor; 1819 kam er nach Berlin, wo er 1820 vortragender Rat im Ministerium des Innern, 1823 Geh. Oberregierungsrat und 1840 Mitglied des Staatsrates wurde. 1843 ging er in Pension. Vgl. Goedeke, VII, S. 792ff.

Im Pichlerschen Kreise war Streckfuß sehr beliebt; er sang dort mit angenehmer Stimme (oben S. 283) und trug seine neuesten Gedichte vor (II, S. 91; oben S. 262), welche die Pichler dann später in Abschriften mit der Buchausgabe zur Erinnerung an ihn in einen Schuber steckte, damit „Ihr Geist, Ihre Melodien uns auf unseren Spaziergängen begleiten und wir wollen still und wehmütig des schönen Abends [vgl. oben S. 262] gedenken, an dem Sie sie uns zuerst unter den Lindenbäumen deklamierten" (Brief an Streckfuß vom 21. April 1806: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 395). Im edlen Wettstreite zwischen Pichler und Streckfuß entstand beider „Ruth" (vgl. oben S. 262ff. mit Anm. 441, 442a und II, S. 405f.). Letzterer widmete sie Frau von Greiner, bei der er sich besonders eingeschmeichelt hatte (vgl. Anm. 441 und oben S. 265). Allen drei Karolinen (Großmutter, Mutter, Tochter) eignete er 1805 ein Gedicht „Der Frau v. Greiner, ihrer Tochter und Enkelinn an ihrem gemeinschaftlichen Nahmenstage" (Österreichisches Taschenbuch für das Jahr 1806. Wien [1805], S. 107ff.) zu, das ähnlich wie die Widmung der Ruth (Anm. 441) die Freude der Großmutter und Mutter bespricht und das bene der Tochter, unter solcher Leitung aufzuwachsen, hervorhebt. Als er am 11. April 1806 Frau von Kempelens wegen Wien verließ (vgl. oben S. 286), da fühlte man im Pichlerschen Kreise seine Unersetzlichkeit und Karoline Pichler widmete ihm, ebenso wie sein Freund Friedrich Treitschke (Der Sammler, II, [Wien 1810], S. 237 = Gedichte, Wien 1817, S. 57), ein Abschieds-

gedicht, und zwar ihr erstes Sonett (Urania, Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815. Leipzig [1814], S. 158: Mein erstes Sonett. Zum Abschied an einen Freund. Im April 1806 = S. W. [2] XVI, S. 55: An C. S. Zum Abschiede 1806). Die Lücke, die sein Scheiden in ihrem Kreise riß, veranlaßte sie bald darnach zu einem zweiten Gedichte „Erinnerungen. Im May 1806" (S. W. [2] XVI, S. 66ff.), in dem sie wieder schmerzlich seiner und jener Zeit, die sie ein Arkadien nannte, in dem sie drin gewesen (Brief an Streckfuß vom 21. August 1806: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 400), gedenkt. Ein wenn nicht reger, so um so herzlicher Briefwechsel entspann sich zwischen Karoline Pichler und Streckfuß in der Folgezeit; davon sind Pichlers Briefe durch K. Glossy (Wiener Communal-Kalender und Städtisches Jahrbuch, XXXII, [Wien 1894], S. 393ff.) veröffentlicht worden, während die Briefe von Streckfuß, die im Besitze des Staatsarchivars Dr. Oskar Freiherrn von Mitis in Wien sind (H. Freiherr v. Jaden, Theodor Körner und seine Braut. Dresden 1896, S. VII, Anm.), noch der Veröffentlichung harren. 1814 kam Streckfuß anläßlich des Kongresses wieder nach Wien und wurde im Pichlerkreise herzlich aufgenommen (II, S. 55f. mit Anm. 111). 1811 hatte er ihr A. W. Böttiger empfohlen, wofür sie ihm sehr dankbar war (Brief vom 10. September 1811: K. Glossy, a. a. O. XXXII, S. 410; über Böttigers Besuch bei der Pichler s. H. A. Lier, Grillp. Jb. XIII, S. 129, 131, 136 und Hormayrs Brief: K. Glossy, ebd. XII, S. 250). Seine Danteübersetzung, die sie ebenso besaß (Halle 1825; Nr. 252 ihres Bücherverzeichnisses im Nachlaß) als seine „Gedichte" (Wien 1804; Leipzig 1811: ebd. Nr. 178, 179), sein „Torquato Tassos Leben" (Berlin 1840; ebd. Nr. 254) und die „Ruth" (Wien 1805; ebd. Nr. 284), gefiel ihr sehr (Brief vom 26. Jänner 1828: K. Glossy, a. a. O. XXXII, S. 412). Ein wie lieber Freund er ihr war, zeigte sich auch noch in gelegentlichen Äußerungen späterer Jahre (vgl. II, S. 296, 316). Es mag als nicht uninteressant angemerkt werden, daß sie zur Zeit des wütendsten Sonettenkrieges, in dem Heinrich von Collin 1807 als Verteidiger des Sonettes auftrat (vgl. Heinrich Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung. Leipzig 1884, S. 197ff., bes. S. 201f.), durch Streckfuß beeinflußt, der hier im romantischen Fahrwasser segelte, Sonette schrieb, obwohl sie sonst der Romantik und deren Kunstformen nicht hold war.

[439]) 1804 entstanden, erschienen die „Harmonien" 1805 (Streckfuß-Treitschke, Musenalmanach für das Jahr 1805. Wien. S. 24ff. = Gedichte von Carl Streckfuß. Neueste Auflage. Wien 1817. S. 71ff.). Nach seinem Weggang von Wien rezitierte man sie im Pichlerkreis im Mai 1806 im Augarten (Brief an Streckfuß vom 16. Mai 1806: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 398).

[440]) Joh. Jahn, Biblische Archäologie. 3 Teile in 5 Bänden. Wien 1796—1805; 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Wien 1807 bis 1825. — War im Besitze der Pichler (Nr. 137 des Bibliotheksverzeichnisses im Nachlaß).

[441]) Carl Streckfuß, Ruth. Ein Gedicht in vier Gesängen, Wien bey Schaumburg et Compagnie. 1805. (8⁰. 133 S.). Die Ausgabe ist der Frau Hofrätin von Greiner gewidmet. Streckfuß sagt in der Vorrede (S. 3ff.): „Ich widme Ihnen dieses Gedicht, gnädige Frau, nicht um Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Verehrung zu geben — denn dessen bedürfen Sie nicht. Wer so, wie Sie, mit der klarsten Einsicht in die Verhältnisse des Lebens die schöne Wärme des Herzens verbindet und sich diese bis ins Alter zu erhalten gewußt hat; wer so, wie Sie, den Samen des Schönen und Guten ausstreute und ihn nun die herrlichsten Früchte tragen sieht, der muß ohne alle Versicherung derjenigen Ehrfurcht gewiß seyn, die Geist und Tugend auch dem rohesten Gemüth abnöthigen. Mir selbst wollte ich durch diese Dichtung bey Ihnen und Ihrem Kreise ein Denkmahl errichten. Leider ist es mein Schicksal, einer flüchtigen Erscheinung gleich, bey denen vorüber zu gleiten, an die ich mich dauernd anzuschließen gehofft hatte. Wer weiß, wie bald ich auch von Ihnen scheiden muß!" Unterzeichnet ist diese Vorrede am 13. Februar 1805. — In vier Gesängen schildert Streckfuß im Gedichte 1. den Abschied von der Heimat; 2. die Rückkehr ins Vaterland; 3. Liebe und Seligkeit der Ruth und 4. Hoffnung und Erfüllung. Das Gedicht fand freundliche Aufnahme, eine größere Anzahl von Kritiken erschien (vgl. Goedeke, VII, S. 792, Nr. 182: 6).

[442]) Die Sammlung „Gedichte" von Carl Streckfuß, Neueste Auflage, Wien 1817, enthält als drittes Buch (S. 193ff.) eine große Anzahl von, in den Jahren 1800—1809 entstandenen Sonetten, die der Dichter nur mit Schüchternheit (Vorrede, S. 6) der Öffentlichkeit übergab. Die erste Ausgabe seiner „Gedichte" (Wien 1804) enthielt nur die 13 Sonette an Amanda (S. 86ff.), die 1802 entstanden sind, sowie die 8 Sonette „Getäuschte Liebe" (S. 97ff.) aus dem Jahre 1803 und eine „Blumenlese aus Petrarcas Sonetten auf Laurens Leben und Tod" (S. 131ff.), die 1817 nicht mehr erscheint.

[442a]) Die Kritik stellte sich durchgehends auf Pichlers Seite, deren „Ruth" man vor der des Streckfuß den Vorzug gab, wenn man auch die Schwächen der Pichlerschen Bearbeitung nicht verkannte. So tadelte Friedrich Weisser (Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, LXXII, [Leipzig 1806], S. 115ff. = Sämmtliche prosaische Werke, I, [Wien 1818], S. 260ff.) den Mangel an poetischer Schönheit bei reiner und natürlicher Sprache

und oft hinreißender Wärme der Empfindung; er fand, daß die 2. Idylle viel zu viel Unbedeutendes enthalte und die Darstellung der Personen nicht besonders vorzüglich sei, da Ruth selbst beinahe gar keine Eigentümlichkeit aufweise, während Naemi am besten gelang; die Ruth des Streckfuß aber lehnte er durchweg ab (ebd. LXXII, S. 106ff. = S. p. W. I, S. 247ff.). Sehr freundlich ist eine anonyme Anzeige in den „Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten" (IV, 2 [Wien 1805], S. 312ff.), welche die Idyllenform, die Anlage und die Verteilung der Situationen, die Naturgemälde, die Sprache und den Versbau preist, dagegen an Streckfuß (ebd. IV, 2, S. 314ff.) viel auszusetzen findet. Die „Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1806" (Halle 1806, I, Sp. 201ff.) hebt die Zartheit der Behandlung hervor, meint, daß es der Pichler gelang, das Dissonierende des biblischen Textes zu poetischer Harmonie zu gestalten, wendet sich aber gegen die zur Schau gestellte moderne Sentimentalität, gegen die nicht besonders sorgfältige Versifikation und die oft breite und umständliche Darstellung; auch dieser Rezensent zieht die Pichlersche der Streckfußschen Bearbeitung bei weitem vor (ebd. IV, [1806], Sp. 50ff.), da die idyllische Bearbeitung dem Stoffe angemessener sei. R. L. (Der Freymüthige, III, 1 [Berlin 1805], S. 337f.) findet, daß die Geschichte durch die Veredelung, wie sie die Pichler vornahm, viel gewann und anziehenden Genuß gewähre, während der Kunstgenuß beim Lesen des Streckfußschen Werkes, der sich treuer an die Bibel hielt, viel geringer sei. Heinrich von Collin war durch die Verschmelzung des Homerischen mit dem Biblischen und durch „die schön ausgesprochenen Gefühle über weibliche Bestimmung und weibliches Glück" entzückt (Sämmtliche Werke, VI, [Wien 1814], S. 68), während Freiherr von Kübeck (Tagebücher, I, S. 409) die Vortrefflichkeit des Gedichtes zwar anerkennt, aber 1831 meint, daß die Darstellung hinter der einfachen Erzählung der Bibel weit zurückbleibe. — Das Buch selbst erschien 1805: Ruth. Ein Biblisches Gemählde in drey Idyllen. Wien, bey Anton Pichler, 1805. Gr.-8°, 96 S. mit einem Titelkupfer (Weinrauch fec.). Es wurde 1839 von Carlo Beolchi ins Italienische übersetzt: Ruth quadro biblico in tre idilii della signora Carolina Pichler recati in versi italiani da Carlo Beolchi. Pavia, nella Stamperia Fusi e Comp. 1839, Gr.-8°, 51 (+ 1) SS. (Wien, Universitätsbibliothek). Später wurde „Ruth" in Pichlers „Biblische Idyllen" (1. Rebekka, 2. Hagar, 3. Ruth. Wien, 1813 bey Anton Pichler, VIII. + 9 — 155 SS. mit einem Kupfer [Gysin fec.]) übernommen (S. 71ff. = S. W. [2] XV, S. 159ff.). Diese „Biblischen Idyllen", zu denen später (S. W. [2] XV, S. 284ff.) noch „David und Jonathan" kam, erschienen, soweit es „Rebekka" und „Hagar" betrifft, zuerst im „Österreichischen Taschenkalen-

der" (vgl. oben Anm. 383) und erfuhren in der Leipziger Ausgabe (Biblische Idyllen. Leipzig, bei Fleischer d. j. 1812. 8⁰, 152 S.) eine Besprechung in „Allgemeine Literatur-Zeitung" (1813, I, Sp. 161 ff.), welche sie den gelungenen Nachbildungen zugesellt, wenn auch ausgestellt wird, daß manches nach dem Vorbilde Homers und Vossens zu sehr ausgesponnen wurde, wodurch manches altgriechisch und modern, manches zu gedehnt oder zu geschwätzig wurde; den besten Eindruck machte Hagar auf den Rezensenten. „Rebekka" hebt ein anderer (Za.) als einen sehr gelungenen Versuch hervor (Neue allgemeine deutsche Bibliothek, LXXXIX, [1804], S. 160).

443) Es war dies der Weg der Wiener-Prozession, den Karoline Pichler schildert; man vgl. die Führer von Josef Adler (Der Begleiter auf der Wallfahrt nach Maria Zell. Wien o. J.), C. F. Weidmann (Reise von Wien nach Maria-Zell. Wien 1830) und Matth. Macher (Der berühmte Wallfahrtsort Maria-Zell in Steiermark historisch-topographisch dargestellt. Wien 1832, S. 1 ff.).

444) Vgl. oben S. 164.

445) In der Nacht des 1. November 1827 wütete dieser furchtbare Brand, vgl. Macher, S. 33 ff.

446) Die Legende berichtet, daß Markgraf Wladislaus oder Heinrich von Mähren und seine Gemahlin , da sie von schwerer Krankheit genasen, die seit 1157 bestehende Kapelle zu Maria-Zell in eine steinerne umwandeln ließen, während König Ludwig von Ungarn zum Dank, daß er mit Hilfe der Gottesmutter die Türken besiegte, die jetzige Kirche erbauen ließ (J. P. Kaltenbaeck, Die Mariensagen in Österreich. Wien 1845. S. 24 ff.). Quelle dafür ist eine Schrift des Dr. Johannes Manesdorfer aus Wien, 1487 verfaßt, deren Angaben aber, soweit sie den Markgrafen von Mähren und das Entstehungsjahr von Mariazell (1157) betreffen, Matthias Pangerl in einer kritischen Untersuchung (Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, XVIII, [Graz 1870], S. 6 ff.) ablehnte, während er urkundlich nachwies (S. 24 ff.), daß Mariazell zuerst 1266 aufscheint, 1278 bereits einen Pfarrer hatte, 1322 die erste Widmung erhielt, 1330 zuerst als Wallfahrtsort genannt wurde und 1363 durch König Ludwig I. von Ungarn einen ansehnlichen Zubau (Turm) erhielt.

447) Karoline Pichler schilderte die Reise auch in einem Prosaaufsatz „Maria-Zell" (Sartoris Mahlerisches Taschenbuch für Freunde interessanter Gegenden, Natur- und Kunst-Merkwürdigkeiten der Österreichischen Monarchie. I, [Wien 1812], S. 81 ff. = S. W. ² XVII, S. 55 ff.), der manches Ergänzende bietet. — Die Romanze „Maria-Zell" erschien zuerst 1806 (Österreichisches Taschenbuch für das Jahr 1806. Wien. S. 48 ff. = S. W. ² XVI,

S. 201 ff.), dann nochmals 1811 (Hormayrs Archiv für Geographie Historie, Staats- und Kriegskunst, II, S. 557); sie enthält auch die Legende vom Markgrafen Heinrich. Eine Anzeige (Der Freimüthige, IV, [Berlin 1806], S. 53) nennt das Gedicht „vorzüglich". Eine andere (Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, 1806, II, S. 355) findet die Stanzen wohlklingend, das Gedicht aber an einigen Stellen an „A. W. Schlegels Bund der Kirche mit den Künsten" erinnernd.

448) Vgl. über diese Angabe die übereinstimmenden Mitteilungen in Macks Biographie bei Joh. Ritter von Rittersberg, Biographien der ausgezeichnetesten Feldherren der k. k. österreichischen Armee 1788 bis 1821. I, (Prag 1829), S. 849.

449) Am 8. September 1805 kamen die Österreicher nach Bayern, am 14. September trafen sie in München ein und am 16. September überschritten sie den Lech. Kurfürst Maximilian Josef hatte das Land verlassen; sein Sohn Ludwig hatte, obwohl er Napoleon haßte, diesen später nach Paris begleiten müssen (vgl. Anton Ritter von Geusau, Historisches Tagebuch aller merkwürdigen Begebenheiten, welche sich in Wien vom Monat September 1805 bis 1. Februar 1806 zugetragen haben. Wien 1807. S. 38 ff.).

450) Die Kapitulation von Ulm erfolgte am 17. Oktober 1805. Mit 23 Generalen gerieten 23 000 Österreicher in Kriegsgefangenschaft (vgl. Geusau, Tagebuch, S. 66 ff.; die aktenmäßigste Darstellung bietet M. Edler v. Angeli in: Mitteilungen des k. k. Kriegs-Archivs, II, [Wien 1877], S. 476 ff.). Die Nachricht kam am 26. Oktober nach Wien (Pichler an Schneller: Schnellers Hinterlassene Werke, I, S. 265). Mack kam vors Kriegsgericht, verlor seinen Rang und seine Würden und wurde erst 1819 gnadenweise rehabilitiert.

451) Ferdinand Karl Josef Este, Erzherzog von Österreich, Feldmarschall und Ritter des Maria-Theresienordens (1781—1850), war 1805 Oberkommandant in Süddeutschland, doch hatte Mack zu weitgehende Vollmachten, als daß er hätte energisch eingreifen können. Mit dem Fürsten Karl Schwarzenberg und dem Obersten Friedrich Baron Bianchi schlug er sich mit 12 Schwadronen Reitern von Ulm aus durch das feindliche Lager und erreichte Böhmen (vgl. Wurzbach, IV, S. 86 f.; Angeli, a. a. O., II, S. 477 ff.; Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben, I, S. 157 f.).

452) Der Feldmarschalleutnant Heinrich von Schmidt (1743 bis 1805) fiel am 11. November 1805 im Gefecht bei Dürrenstein, das zwischen Russen und Franzosen vorfiel. Erstere blieben Sieger. Schmidt war der russischen Armee als Generalquartiermeister beigegeben und führte sie an (Wurzbach, XXX, S. 252 ff.; Geusau, Tagebuch, S. 138 f.; Thürheim, a. a. O. I, S. 163). In Krems a. d. Donau wurde ihm ein Denkmal errichtet.

[453]) Über das Flüchten der Wiener und das Retten ihrer Habseligkeiten und Kostbarkeiten vgl. Karl August Schimmer, Die französischen Invasionen in Österreich und die Franzosen in Wien in den Jahren 1805 und 1809. Zweite Ausgabe. Wien 1854. S. 8ff., 14f. und Geusau, Tagebuch. S. 113ff.

[454]) Karl Fürst Auersperg (1750—1822) war seit 1790 Ritter des Maria-Theresien-Ordens und Feldmarschalleutnant. Er übernahm gegen seinen Willen am 8. November das Kommando des, bei Wien zurückgebliebenen Reservekorps und hatte den strikten Auftrag, bei Annäherung des Feindes die Donaubrücken zu zerstören. Er hielt jedoch seine Instruktion nicht ein (vgl. Anm. 458), kam dafür vors Kriegsgericht und büßte sein Vergehen mit mehrjähriger Festungshaft und dem Verluste seiner Würden. Vgl. Lulu Gräfin Thürheim, M. L., I, S. 167f., 202f.; II, S. 220; J. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder, I, (Wien 1857), S. 282f.

[455]) Ist jetzt (Frühling und Sommer 1912) abgebrochen worden.

[456]) Adam von Weingarten, dessen Lebensgrenzen Wurzbach (LIV, S. 36) unbekannt sind, war 1821 Hauptmann im Generalquartiermeisterstab, 1829 bereits Major. Er zeichnete sich als guter Novellist aus, verfaßte aber auch kriegsgeschichtliche und sonstige Aufsätze, so die Wurzbach unbekannt gebliebene Broschüre „Schloß Aggstein" (Wien 1828, Gr.-8^{0}, 15 S. — Universitätsbibliothek Wien), und versuchte sich als Lithograph (F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller, Künstler und Dilettanten im Kunstfache. Wien 1822. S. 284). Mit Karoline Pichler traf er auch bei Rothkirchs zusammen (II, S. 123) und verfaßte 1829 zu deren Namenstag ein Sonett, das in Merkenstein durch Henriette Ephraim zum Vortrag gelangte (II, S. 255). Er, Helmine von Chézy, J. Graf von Mailáth und Karoline Pichler behandelten 1824 denselben Stoff novellistisch; er und die Pichler als „Der Teppich" (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1824, S. 1147ff. [Weingarten], 1241ff. [Pichler]). Im April 1830 wurde er irrsinnig und am 23. Februar 1831 erlöste ihn der Tod, 42 Jahre alt, im ledigen Stande, durch einen Schlagfluß im Garnisonspital von seinem Leiden (Totenprotokoll der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1831, Buchst. W., Fol. 7b). Seine Habe, darunter viele Bücher, die hauptsächlich der französischen und italienischen Literatur angehörten, wurde in seiner Wohnung (Stadt, Am Peter Nr. 571) versteigert (vgl. seine Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes: Militärgericht, Fasz. III, Nr. 173 ex 1831). Beerdigt wurde er am Währinger allgemeinen Friedhof (Hampeis, Chronologische Epigraphik, S. 120, Nr. 1220).

[457]) Am 12. November 1805 begab sich eine zweite Deputation zu Napoleon ins Hauptquartier nach Sieghartskirchen und bat ihn

um Schonung für die Stadt Wien, was Napoleon auch zusagte (Schimmer, S. 13; Geusau, Tagebuch, S. 146f.).

[458]) Dazu vgl. Geusau, Tagebuch, S. 150f. und besonders M. Edler von Angeli (Mitteilungen des k. k. Kriegs-Archivs, III, [Wien 1878], S. 318ff.), der eine aktengemäße Darstellung gibt, wie Fürst K. Auersperg in seiner Gutmütigkeit dupiert wurde, wobei ein Teil der Schuld aber auch den Zivilkommissär Grafen Wrbna trifft. Die Überrumpelung erfolgte am 13. November 1805 zwischen 10 und 11 Uhr vormittags unter Mithilfe eines Wiener Bürgers. Das Nichtabbrennen der Brücken war eine Bedingung dafür, daß Murat Wien schone.

[459]) Der Einmarsch erfolgte bereits am 13. November 1805 nach 11 Uhr mittags (Schimmer, S. 15f.; Geusau, Tagebuch, S. 149). Was die Pichler von den Kaufläden und der Neugier der Wiener erzählt, findet bei Schimmer, S. 16 und Geusau, S. 150 seine Bestätigung. Über die anfängliche Besetzung der Wachtposten durch die Bürger vgl. Schimmer, S. 19; Geusau, S. 160; doch schon am 17. November wurden auch die Stadttore vom französischen Militär, einiger Exzesse wegen, besetzt (Schimmer, S. 23; Geusau, S. 179).

[460]) Robert David Henri Bruce (1755—1828), zwar erst seit 1807 Oberst und Befehlshaber des 5. holländischen Infanterieregiments, war seit 1799 Major beim 1. Bataillon der 7. Halbbrigade, beteiligte sich am Feldzug 1805, wurde 1809 Generalmajor, wirkte 1809 bei der Konföderation von Breda mit und avancierte 1815 zum Generalleutnant, als welcher er Kommandierender der Provinz Seeland war. Vgl. P. C. Molhuysen en P. J. Blok, Nieuw Nederlandsch Biografisch Woordenboek, I, (Leiden 1911), Sp. 481f.

[461]) Am 2. Dezember 1805 fand die Schlacht bei Austerlitz statt.

[462]) Karl Philipp Fürst von Schwarzenberg (1771—1820), der Sieger von Leipzig, hatte am 5. September 1805 um die Vereinigung der bayerischen mit der österreichischen Armee in München beim Kurfürsten angesucht, war aber abgewiesen worden (Geusau, S. 38) und zwar infolge seines hochmütigen Benehmens (Lulu Gräfin Thürheim, M. L., I, S. 154).

[463]) Maria Luigi Carlo Cherubini (1760—1842) schrieb bereits im Jahre 1780 seine erste Oper. Er kam 1784 nach London und 1787 nach Paris. 1805 und 1806 weilte er in Wien, führte hier seine Lodoiska und Faniska, sowie Medea auf (vgl. darüber Jul. Wilh. Fischer, Reisen durch Österreich, II, S. 112ff.). Vor Kaiser Napoleon mußte er einige Male in Schönbrunn konzertieren (Geusau, S. 247; Schimmer, S. 36). Mit diesem verließ er wieder Wien und ging nach Paris, wo er 1821 Direktor des Konservatoriums wurde. Er komponierte viele Opern und Kirchenmusik. Vgl. Eitner, II, S. 417ff.

[464]) Girolamo Crescentini (1766—1846), ein Kastrat, weilte von 1803—1806 in Wien, sang vor Napoleon (Geusau, S. 247), der ihn für Paris engagierte (Geusau, S. 288) und war später (1825) Gesangdirektor am Musikkollegium in Neapel. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Sänger, sondern auch Komponist. Er gab eine Gesangschule heraus. Vgl. Eitner, III, S. 101 f. — Über sein Spiel als Romeo vgl. oben S. 323.

[465]) Über diesen konnte ich vorderhand nichts finden. — Über die Einquartierungen des Jahres 1805 im Hause der Pichler vgl. man einen Brief an Schneller vom 29. November 1805 (Jul. Schneller, Hinterlassene Werke, I, [Leipzig 1834], S. 264f.).

[466]) 26. Dezember 1805. Österreich verlor durch den Frieden von Preßburg Tirol, Vorderösterreich und das venezianische Gebiet; der Friedenstraktat bei Geusau, S. 364ff.

[467]) Friedrich Julius Wilhelm Ziegler, Der Tag der Erlösung. Ein Originalschauspiel in 4 Aufzügen. Wien 1799. — Nach Goedeke (V, S. 291, Nr. 14: 15) wurde das Stück am 27. November 1809 beim Abzuge der Franzosen im Burgtheater gespielt; dem steht aber die ausdrückliche Angabe bei Geusau, S. 322, gegenüber.

[468]) Über die Vorbereitungen zum Empfang des Kaisers Franz, sowie über diesen selbst (am 16. Jänner 1806) vgl. man die ausführlichen Angaben bei Geusau, S. 284ff., 294 und 328ff.; Schimmer, S. 51f.; Lulu Gräfin Thürheim, M. L., I., S. 175ff. Der Kaiser kam aus Mähren, von Holitsch über Feldsberg, und nicht von Ungarn, wie die Pichler angibt.

[469]) s. unten II, S. 55f.

[470]) Sie wurde im Juli und August durchgeführt. Zuerst weilten sie in Linz, dann im Schlosse Gleink, von dort ging es nach Kremsmünster und nach kurzem Aufenthalt über Scharnstein zum Almsee, wo Pichler amtlich wegen der Holzfällung und Schwemmung zu tun hatte. Die Rückreise führte wieder nach Kremsmünster. Einige Tage verbrachten sie dann in Linz, und hierauf folgte ein 16tägiger Besuch in St. Florian (vgl. Pichlers Brief an Streckfuß vom 20. August 1806 bei K. Glossy, Wiener Communal-Kalender und städtisches Jahrbuch, XXXII, [Wien 1894], S. 398f.).

[471]) Gemeint ist Frau Eleonore Freiin von Sorgenthal, geb. Gräfin Seeau, welche damals viel im Hause der Pichler verkehrte, am Haustheater 1806 mitspielte (vgl. Pichlers Briefe an Streckfuß: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 395, 397) und deren Gemahl Konrad Freiherr von Sorgenthal (1735—1805), Direktor der Wiener k. k. Porzellanfabrik, am 17. Oktober 1805 in Wien verstorben war (Wurzbach, XXXVI, S. 21ff.; Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 197 ex 1805). Eleonore war seit 9. Juni 1796 (laut Ehekontrakt in ihrem

Verlassenschaftsakt) dessen zweite Gattin, besaß in Wien die Häuser Haarmarkt Nr. 686 und 687 und starb am 7. Oktober 1810 in Hernals (jetzt Wien XVII; vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 208 ex 1810). Vgl. noch II, S. 205.

[472]) Propst Johann Michael Ziegler (1743—1823) gehörte dem Stifte St. Florian seit 1761 an. Er hatte in Rom studiert, war ein sehr gelehrter und freundlicher Herr und war 1793 Propst geworden. Er war es, der in St. Florian jene wissenschaftliche Richtung durch Heranziehung junger Kräfte begründete, die dieses Stift mit Recht bis in unsere Tage bekannt und berühmt machte. Vgl. Engelbert Mühlbacher, Die literarischen Leistungen des Stiftes St. Florian bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Innsbruck 1905. S. 99ff., 167ff. — Anläßlich dieses Besuches schreibt Pichler in einem Brief an Streckfuß (K. Glossy, a. a. O. XXXII, S. 399): „Der Prälat und die Geistlichen, jeder mehr oder weniger gebildet, aber alle gesellig, gar nicht mönchisch, zuvorkommend und artig, machten uns den Aufenthalt ... sehr angenehm."

[473]) Franz Kurz (1771—1843), aus dem oberösterreichischen Mühlviertel, war 1789 in St. Florian eingetreten, absolvierte seine theologischen Studien in Wien und wurde 1795 Priester. Zuerst als Kooperator verwendet, übernahm er 1810 die Pfarre St. Florian; seit 1799 war er bereits Archivar. Propst Ziegler hielt große Stücke auf ihn und leitete ihn schon als Novize zu wissenschaftlichen Arbeiten an. 1805 war der erste Band seiner „Beyträge zur Geschichte des Landes Österreich ob der Enns" erschienen, und dieser Erstlingsarbeit folgten eine Reihe höchst wertvoller historischer, teilweise noch heute unüberholter Arbeiten. Seinen wissenschaftlichen Leistungen widmete Engelbert Mühlbacher, a. a. O. S. 166ff. eine eingehende Studie. — Im Sommer des Jahres 1811 weilte Kurz in Wien und verkehrte viel im Hause der Pichler, wo sein geselliges und musikalisches Talent zur Geltung kam; vgl. Hormayr, Taschenbuch. 1845, S. 43. Mit seiner wahrheitsgetreuen, realistischen Schilderung Herzog Rudolf IV., des Stifters, war die Pichler nicht einverstanden (Mühlbacher, S. 216, Anm. 1). Sie benützte seine Arbeiten zu ihrem „Ferdinand II." (vgl. II, Anm. 66).

[474]) Einen ganz ähnlichen Gedanken führt Hormayr, Taschenbuch. 1845, S. 29 aus.

[475]) Über die Acta s. Floriani vgl. man Mühlbacher, a. a. O. S. 1ff.; A. Potthast, Bibliotheca historica medii aevi. II, [2] (Berlin 1896), S. 1314f.; Ulysse Chevalier, Répertoire des sources historiques du moyen âge. I, [2] (Paris 1905), p. 1529f.

[476]) K. Pichler, S. W. [2] V, S. 191ff. (Brief 23 und 24) und 331f., Anm. 18f.

477) s. oben S. 255.

478) Das Wiener Kunst- und Industrie-Comptoir wurde nach dem Muster des Weimarschen von Josef Schreyvogel am 26. Mai 1801 in Gemeinschaft mit Dr. Jakob Hohler, Dr. Johann Sigismund Rizy, Michael Riedl und Josef Sonnleithner gegründet und beschäftigte die bedeutendsten Kupferstecher. Schreyvogels kaufmännische Unerfahrenheit und die mangelnde Unterstützung von Seite der Kunstliebhaber führten aber, trotz bedeutender Leistungen, am 20. Februar 1805 zur Auflösung. Vgl. Zedlitz in: Österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, I, (Wien 1835), S. 133; Paul Friedr. Walther, ebd. II, (Wien 1836), S. 111; K. Pichler, Frankls Sonntags-Blätter, II, (Wien 1843), S. 266f.

479) Vgl. II, S. 341 mit Anm. 537.

480) Karoline Pichler spielt hier auf ihren Aufsatz in Briefform „Über Musik" (S. W. [2] LIII, S. 83ff.) an, wo sie auf S. 91ff., 107ff. über die oben behandelten Themen im Anschluß an Herder spricht. Noch 1842 kommt sie bei Mitteilung eines Musikerbriefes darauf zurück (Frankls Sonntags-Blätter, I, S. 203). — Eine hübsche Anekdote von Mozart erzählte Karoline Pichler Anton Langer (Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung. Wien 1843, S. 750), die ein Beleg für ihre Ansicht wäre; denn als Mozart einst mit ihr das „Non piu andrai" am Klavier mit Variationen spielte, sprang er plötzlich auf, setzte über Tische und Sessel, schlug Purzelbäume und miaute wie eine Katze.

481) Johann Michael Vogl (1768—1840), bedeutender Opernsänger und hervorragender Interpret Schubertscher Lieder. Er hat Schubert 1821 in Wien gemacht, das heißt, dem großen Publikum nahe gebracht. Vgl. Wurzbach, LI, S. 172ff.

482) Schubert vertonte drei Gedichte der Pichler: 1. op. 87, 1 Der Unglückliche (1821); 2. Lied: Ferne von der großen Stadt (Nachlaß); 3. Der Sänger am Felsen (Nachlaß). Vgl. Wurzbach, XXXII, S. 96 und G. Nottebohm, Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Werke von Franz Schubert. Wien 1874. S. 96. — Karoline Pichler stand Schubert und seinen Kompositionen sehr freundlich gegenüber (vgl. Anselm Hüttenbrenners Aufzeichnungen: Otto E. Deutsch, Grillp. Jb. XVI, S. 125).

483) Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 6. Aufl. von Heinrich Düntzer. I, (Leipzig 1885), S. 89, 90 (26. Februar 1824).

484) Elisabeth Sirani (1638—1665), eine Nachahmerin des Guido, hinterließ etwa 150 von ihr gemalte Bilder. Sie wurde von ihrer Dienerin vergiftet. Vgl. M. Bryan, Dictionary of painters and engravers. II, S. 503.

[485]) Rosalba Carriera (1675—1757), am meisten bekannt durch ihr Porträt des Metastasio, ist in der Dresdner Gallerie durch zahlreiche Werke vertreten. Sie malte in Öl, war aber auch Miniaturistin. Vgl. Bryan, I, S. 242.

[486]) Angelika Kaufmann (1741—1807) lebte lange Jahre in England und Italien; in Rom starb sie. Über 700 Werke stammen von ihr; meist sind es Porträts. Vgl. Bryan, I, S. 723.

[487]) Maria Louise Elisabeth Le Brun (1755—1842) war ein Liebling der Königin Maria Antoinette, die sie von 1779 ab nicht weniger als fünfundzwanzigmal porträtierte. Auf ihren Reisen kam sie auch nach Wien. Bekannt ist ihr Bild der Madame Staël als Corinna. Vgl. Bryan, II, S. 33.

[488]) Der Mann von vierzig Jahren. Lustspiel in einem Aufzug nach dem Französischen des Fayan. Leipzig 1795 u. ö. (Goedeke, V, 278: 37). — Die Brandschatzung. Ein Lustspiel in einem Akt: Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. IV. Berlin 1806 (Goedeke, V, S. 283: 120). — Dazu vgl. man auch die Bemerkungen der Pichler in einem Brief an Streckfuß vom 16. Mai 1806, worin sie über ihre Rolle im zweiten Stück, sowie von anderen zur Einstudierung kommenden Stücken spricht (K. Glossy, Wiener Communal-Kalender und städtisches Jahrbuch, XXXII, [Wien 1894], S. 397).

[489]) Der Mann von Wort. Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1800 (Goedeke, V, S. 269: 46). Hormayr gedenkt noch in Briefen an die Pichler aus den Jahren 1826 und 1831 dieser Aufführung (Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 313f., 317f.), ebenso 1845 in seinem Pichlernekrologe (Hormayrs Taschenbuch, XXXIV, S. 127), nur versetzt er hier die Aufführung fälschlich ins Jahr 1806. Hier führt er Karl von Kempelen als Darsteller des Neffen Friedrich Maring an. Über Hormayr als Theaterspieler vgl. noch seinen Brief vom 16. Februar 1815 an die Pichler (K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 273).

[490]) Andreas Merian von Falkach (1772—1828), aus dem berühmten Basler Geschlechte der Merian, wirkte zunächst in England und trat dann in österreichische Dienste. Von 1803—1805 war er Gesandtschaftssekretär des fränkischen Kreises in Regensburg (Hof- und Staats-Schematismus. 1804, S. 12; 1806, S. 12), wurde 1806 ebenda Geschäftsträger, kam 1807 in gleicher Eigenschaft nach Karlsruhe (ebd. 1808, S. 162), von hier 1809 als Legationsrat ins Armeeministerium nach Wien (Hormayrs Archiv VII, S. 476, Anm.) und ging in gleicher Eigenschaft 1810 nach Dresden zur österreichischen Gesandtschaft (H. St. Sch. 1811, S. 172), welcher er bis 1812 angehörte. Dort leistete er seinem Vaterlande 1811 durch den Abschluß der Grenzkonvention mit Sachsen wertvolle Dienste (Hermann Meynert, Kaiser Franz I. Wien 1872. S. 146). 1813

trat er in russische Dienste (oben S. 421; Hormayrs Archiv VII, 476, Anm.), wurde Staatsrat und Generalsekretär des russischen Generalgouverneurs in Sachsen Fürsten Repnin (Hormayr, a. a. O.); 1815 war er Abgeordneter zum Indemnisationskongreß in Paris (Joh. v. Müller, Sämmtliche Werke, XXVIII, [Stuttgart 1834], S. 306, Anm.). Später lebte er in Paris — denn der 1827 in einem Brief der Pichler an Therese Huber erwähnte Freund in Paris (K. Glossy, Grillp. Jb., III, S. 244) ist niemand anderer als Merian —, wo er 1828 ohne Nachkommen auch starb (Schweizerisches Geschlechterbuch, I, [Basel 1905], S. 290). — Durch Hormayr, mit dem ihn eine innige, später aber in Brüche gegangene Freundschaft (vgl. Hormayrs Brief an Karoline Pichler vom 25. Oktober 1815: K. Glossy, Grillp. Jb., XII, S. 286f.) verband, wurde Merian 1807 in den Pichlerkreis eingeführt (oben S. 298f.), fühlte sich darin bald heimisch und wurde 1809, als er in Wien war, dort allgemein geliebt. Als er 1810 nach Dresden kam, vermißte ihn die Pichler schwer (oben S. 369). Sie gab ihren Gefühlen in einem Gedichte „An F. A. v. M. Zum Abschied im Frühling 1810“ (S. W. [2] XVI, S. 72ff.) beredten Ausdruck. Sie blieb mit ihm in eifriger Korrespondenz (oben S. 299, 421f.), doch hat sich von den Briefen nichts erhalten. Er empfahl ihr 1812 Körner (oben S. 386f., 388), dessen Tod er ihr meldete (oben S. 423f.), sowie er auch ihr Gedicht auf Körner den Eltern übermittelte (II, S. 8) und wies sie auf Scott und Byron hin (II, S. 67f.), wodurch ihre Scott- und Byronübersetzungen bedingt sind. Merkwürdig ist sein Liebesverhältnis, von dem die Pichler oben S. 299f. berichtet. — Eine größere Anzahl Briefe von und an Merian veröffentlichte Karl von Nostitz (Leben und Briefwechsel. Dresden 1848. S. 176ff., Nr. 5, 6, 8, 9, 15, 18, 20—42), dessen väterlicher Freund Merian war (Vorwort S. 3ff.), und der eine kurze Biographie (S. 176ff. Anm.) beifügte. In den Briefen geschieht Dezember 1817 auch der Pichler Erwähnung, von der zwei Briefe vor Merian lagen, die er noch nicht beantwortete (S. 269). Einige boshafte Bemerkungen über Merian bietet B. Kopitar in seinen Briefen (V. Jagić, Istočniki dlja istorii slav. filologii, I, [St. Petersburg 1885], S. 555, 623).

490a) Pichler dürfte wahrscheinlich das 167. Sonett Petrarcas im Auge haben, das Ähnliches besagt, die Stelle als solche aber nicht enthält (vgl. F. Petrarca, Rime. Hg. von G. Biagioli. I, [Milano 1823], p. 143).

491) Die Söhne des Thales. Ein dramatisches Gedicht. Berlin 1803f. 2 Bde. Eine 2. Auflage Berlin 1807, eine dritte Berlin 1823 (Goedeke VI, 94 : 2). Über die Aufnahme, die dieses dramatische Gedicht erfuhr, vgl. Felix Poppenberg, Zacharias Werner, Mystik

und Romantik in den „Söhnen des Thals". Berlin 1893. S. 70ff.; aus dessen Auslassungen geht hervor, daß es sowohl bei den Romantikern als auch sonst nicht viel Aufsehen erregte. Pichlers Ausführungen sind Poppenberg entgangen. Sie war von den Söhnen des Thales begeistert (s. ihren Brief an Streckfuß: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 404).

[492]) Über Lucinde vgl. Anm. 553. — Alarcos. Ein Trauerspiel von Friedrich Schlegel. Berlin 1802 (Goedeke VI, S. 22 : 22). — Lacrimas, ein Schauspiel. Herausgegeben von August Wilhelm Schlegel. Berlin 1803 (Goedeke VI, S. 12 : 23).

[493]) „Die Templer auf Cypern" bilden den 1. Teil der „Söhne des Thales". Die Erzählung vom Phosphorus steht jedoch im 2. Teil „Die Kreuzesbrüder" (Werner, Theater II [Wien 1813], S. 214ff.: 5. Akt, 3. Sz.), vgl. dazu Poppenberg, S. 43f. Sie ist der Ausdruck der Wernerschen Todessinnlichkeit, der Inbegriff der Weisheit des Thals und wird vom Alten vom Carmel gesprochen.

[494]) Das Kreuz an der Ostsee. Ein Trauerspiel. I. Die Brautnacht. Berlin 1806. Eine 2. Auflage Berlin 1823 (Goedeke VI, 94 : 3). Beim Gebet der Landsknechte und sonst entzündet sich ein Flämmchen auf dem Haupt des Spielmanns (Werner, Theater IV [Wien 1813], S. 94, 154, 222f.); die Brautnacht zwischen Warmio und Malgona, in der sie ihre Keuschheit bewahrt, ebda. IV, S. 211ff. Pichlers Begeisterung für Werner wurde durch das Lesen dieses Stückes sehr herabgestimmt (Brief an Streckfuß: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 404).

[495]) Martin Luther oder die Weihe der Kraft. Eine Tragödie. Berlin 1807 (Goedeke VI, 94 : 4). Über dessen Aufnahme bei den Zeitgenossen, die diesem Werke mit wenigen Ausnahmen nicht gerecht wurden, vgl. Jonas Fränkel, Zacharias Werners Weihe der Kraft. Hamburg 1904, S. 125ff., dem aber die Angaben der Pichler entgingen. — Über Werners Lieblingsthema handelt die Pichler öfter satirisch, vgl. oben S. 79f., 174. — Die Szene, welche Pichler im Auge hat, findet sich am Schlusse des 1. Aktes (Theater III, S. 71), doch steigt Luther n i c h t von einem Wagen herab, sondern tritt durch das Wittenberger Tor auf einen freien Platz, um des Papstes Bannbulle zu verbrennen. — Der S. 304 von Pichler erwähnte Tod der Therese ist die Voraussetzung von Szene 1 des 5. Aktes (Theater III, S. 233ff.). Therese ist eine der mißglücktesten Gestalten im Stück, sie ist die Vertreterin des Glaubens und Werner wußte sie selbst nicht recht zu deuten (vgl. Fränkel S. 84, dem aber die Wernersche Deutung der Pichler gegenüber entging).

[496]) Werner, der bereits sein Amt zurückgelegt hatte, kam anfangs Juni 1807 von Prag aus nach Wien, wo er bis zum 27. Sep-

tember blieb. Er war von Wien und den Wienern, besonders vom Prater, dem Brigitten- und Annenfest, sowie von den hübschen Wienerinnen sehr entzückt, wie ein Brief vom Juli 1807 an eine Berliner Freundin ausweist (Schütz, Zacharias Werners Biographie und Charakteristik I [Grimma 1841], S. 64ff.). — Zur Pichler kam er am Montag nach dem 9. Juni, das ist am 15. Juni (s. ihren Brief an Streckfuß: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 404), mit Collin. Ihre Schilderung seiner äußeren Erscheinung steht im Gegensatz zu einer des Philosophen H. Steffens (bei Poppenberg, S. 14), welche ihn als häßlich erscheinen läßt. Über seine Schnupfgewohnheiten s. auch Poppenberg, S. 14 und Pichler, S.W. [2] L, S. 22.

[497]) Gemeint ist Gellerts Gedicht „Der glückliche Dichter“ (Alanus Chartier), den die Königin, als er eingeschlafen, obwohl er nicht schön war, küßte, da seinem Munde so süße Reden entflossen (vgl. Kürschners Deutsche National-Litteratur XLIII, S. 133, Nr. 13, Vers 26ff.).

[498]) Erschien 1807 (vgl. Anm. 491). Über die Astralisszenen vgl. die eingehenden Ausführungen bei Poppenberg, S. 31ff. Das von der Pichler angeführte Zitat: Theater I, S. 56 (II. Akt, 1. Szene).

[499]) Attila, König der Hunnen. Eine romantische Tragödie in 5 Akten. Berlin 1808. — Wanda, Königin der Sarmaten. Eine romantische Tragödie mit Gesang in 5 Akten. Tübingen 1810. — Cunegunde die Heilige, Römisch-Deutsche Kaiserin. Ein romantisches Schauspiel in 5 Akten. Leipzig 1815. — Vgl. Goedeke VI, S. 94f.: 5, 7, 13.

[500]) Wahrscheinlich einem Brief der Artner an die Pichler entnommen.

[501]) Werners Lieblingsidee, die in allen seinen Stücken zum Vorschein kommt, war das Verfließen in das Unendliche, das er, gemäß seinem eigenen Charakter (Gemisch von religiöser Askese und fleischlicher Lust), mit einer wollüstigen Askese umgab. Dieses Verfließen hat zwei Stadien. Das erste Stadium ist das Aufgehen in der Liebe, im Liebesgenuß, das zweite aber ist das völlige Verfließen im Tod. Was die Liebe nur auf kurze Zeit gewährt, Aufgeben der eigenen Individualität, bietet der Tod auf immer. Dieser ist die Vollendung (vgl. Poppenberg, S. 13, 20f.). Man begreift daraus, daß er es für seine Aufgabe hielt (oben S. 304), Liebe zu predigen, sie zu suchen und zu verbreiten, denn sie war ihm ja Mittel zum Zweck. — In Pichlers Originalhandschrift steht anschließend noch folgendes, das bereits öfter Gesagtes wiederholt: „Er behauptete: Die wahre Liebe müsse das Werk eines Augenblicks sein, ein Blitz, der zugleich in zwei Herzen einschlägt, sie entzündet und reinigend verzehrt. Als

wir ihm antworteten, wahre Liebe müsse auf Hochachtung gegründet sein und folglich könne sie nur nach längerer Bekanntschaft entstehn, behauptete er, das sei gar keine Liebe zu nennen, jene wahre Liebe entstehe auf einmal und dauere ewig. Er selbst aber, wie wir hernach erfuhren, und auch aus seinem, von seinem Freunde Hitzig herausgegebenen Leben erhellt, hat in seinem Leben mehr solche Ewigkeiten erlebt, wovon vielleicht oder vielmehr gewiß keine die rechte war."

502) Josef Ludwig Stoll (1778—1815), Sohn des berühmten Arztes Maximilian Stoll, dessen Vermögen er bald durchgebracht hatte. Gab mit Leo Freiherrn von Seckendorf den „Prometheus" heraus und hatte zu Goethe Beziehungen. Vgl. Goedeke VI, S. 114, Nr. 7; A. Sauer, Goethe und Österreich II [Weimar 1904], S. 349f.

502a) Diesen Brief von Werner, d. d. Wien, den 26. September 1807, veröffentlichte Karoline Pichler 1838 (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1838. S. 314). Das Original befindet sich heute in der Wiener Stadtbibliothek. Werner ging von Wien aus nach München, Stuttgart und Weimar und erst viel später (1809) nach Rom; Pichler verschwimmen die Daten.

503) Johann Wilhelm Ridler (1772—1834), ein Deutschböhme, kam 1791 nach Wien, war seit 1804 Universitätsprofessor für Geschichte, dann Prinzenerzieher und wurde 1814 Direktor der Wiener Universitätsbibliothek, die ihm viel verdankt. Als Historiker ist er nicht besonders bedeutend. Vgl. Wurzbach XXVI, S. 73ff. und Hormayrs scharfe Urteile (Taschenbuch XXXIV, S. 125; K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 283, 320). Mit Karoline Pichler verband ihn aufrichtige Freundschaft (II, S. 406). Er reiste mit ihr zusammen im Sommer 1812 nach Mariazell (oben S. 395f., 397f.). Einen Ausflug zu den Lunzerseen, den er am 4. Juli 1812 allein während dieser Reise unternahm, schilderte er der Pichler in seinem Aufsatze „Spaziergang an die Lunzerseen" (Hormayrs Taschenbuch IV [Wien 1814], S. 50ff.); er brachte ihr (S. 75f.) ein Sträußchen mit, daß er symbolisch auslegte (die Silene acaulis und die Soldanella beziehen sich auf die Gleichnisse, das Immergrün auf den Agathokles, denn unverändert wird Deutschlands Hochachtung für dessen Verfasserin sein). Ihrem „Ferdinand II." stand er aber als Zensor unfreundlich gegenüber, worüber sich Karoline Pichler Hormayr gegenüber beschwerte, was diesen zu Ausfällen veranlaßte (vgl. II, S. 53 mit Anm. 107).

504) Franz Michael Vierthaler (1758—1827), ein Oberösterreicher, war 1790 Direktor des Lehrerseminars in Salzburg geworden, erhielt 1792 die Lehrkanzel für Pädagogik an der Salzburger Universität, 1803 die Stelle eines Hofbibliothekars und reformierte als Schulinspektor die Waisenhäuser. 1807 kam er als Direktor des

Waisenhauses nach Wien, welches er auf eine hohe Stufe hob. Er war ein trefflicher Pädagog und versuchte sich mit Glück als philosophisch-historischer Schriftsteller (vgl. Wurzbach L, S. 276ff.). — Zur Pichler hatte er mannigfache gesellschaftliche Beziehungen, wohnte er doch in der Alservorstadt (oben S. 336; II, S. 168, 226, 406). Er begleitete sie 1822 nach Stockerau (II, S. 153) und war 1823 Lottes Beistand (II, S. 171).

[505]) Hormayr, Österreichischer Plutarch. 20 Hefte. Wien 1807 bis 1814. — Er enthält die Biographien der österreichischen Regenten von Rudolf von Habsburg bis Franz II. (Heft 1—12), die böhmischen Regenten (Heft 13—18) und die Babenberger (Heft 19 u. 20). Jedes Heft bringt außerdem 2 Biographien von Staatsmännern, Feldherrn oder Gelehrten der entsprechenden Periode. Jede Lebensbeschreibung ist von einem Bild begleitet. Von jenen Leuten, die dem Greinerschen Kreise nahestanden, finden wir: Michael Denis (Heft 5), Josef Hilarius Eckhel (Heft 6), Wolfgang Amadeus Mozart und Maria Anna Adamberger (Heft 8), Ignaz Edler von Born (Heft 9) und Josef Freiherr von Sperges (Heft 16). Auch Karoline Pichler sollte aufgenommen werden (vgl. Hormayrs Brief vom 13. August 1806: K. Glossy, Grillparzer Jb. XII, S. 242), doch blieb es beim Plan, da sie nicht gerne einwilligte (Brief an Streckfuß vom 21. August 1806: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 400). — Über den Einfluß, den Hormayr mit dem Plutarch auf seine Zeitgenossen ausübte, spricht er selbst in seinen Briefen an C. A. Böttiger (deren Herausgabe von mir vorbereitet wird); vgl. überdies noch Anm. 506. — L. L. Haschka schreibt am 8. November 1808 an Reinhold über den Plutarch: „Welch ein Werk! Wenn es auch einen gleichen classischen Styl hätte, so wäre es ein Meister-Werk" (Robert Keil, Wiener Freunde 1784—1808. Wien 1883. S. 99).

[506]) Über den Einfluß, den Hormayr auf die österreichischen Dichter ausübte, wäre zu vergleichen: Jos. Wihan, Euphorion. Ergänzungsheft V (1901), S. 114ff. (für Matthäus und Heinrich von Collin), 137ff. (Weiterbildung der Gedanken Hormayrs durch M. Collin), 141f. Anmerkungen (Balladen im Hormayrschen Archiv), 143ff. (Einfluß auf die Künstler); Hormayr, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte XXXV (Berlin 1846), S. 9ff., 17ff.; R. J. Binder, Johann Nepomuk Vogl und die österreichische Ballade. Prag 1907. S. 11ff.; Ferd. Laban, Heinrich Joseph Collin, Wien 1879, S. 73f., Anm. 4; oben Anm. 406 (Einfluß auf die Pichler).

[507]) Vgl. die Schilderung dieses Sturmes in der Wiener Zeitung Nr. 80 vom 7. Oktober 1807, S. 4647f. Pichlers Worte stimmen an einigen Stellen wörtlich mit diesem Bericht.

[508]) Über die Entstehung des Olivier, dessen Erstdruck (anonym) und dessen Aufnahme vgl. oben S. 228f. mit Anm. 383 und II, S. 405. — Die Buchausgabe (1803) wurde nicht freundlich begrüßt. Besonders eingehend ist eine ungezeichnete Anzeige in den „Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten" II 1 [Wien 1803], Sp. 225ff., welche den Roman als ohne Interesse bezeichnet, da seine Charaktere zu abstrakt und seine Begebenheiten weder neu noch interessant sind; die Einführung der Elfe, welche zu wenig vom Geisterreich an sich hat, wird getadelt, der Stil als korrekt und zierlich, aber kalt, gedehnt und ohne seelenvolle Bewegung hingestellt; gelobt wird, als sehr natürlich, die Abschiedsszene und daran die Bemerkung geknüpft, daß überhaupt die kleinen Erzählungen der Dichterin mehr angemessen seien als der große Roman, der „einen männlichen, scharfsehenden, mit reicher Welt- und Menschenkenntnis bebauten Verstand" fordert. Im merkwürdigen Gegensatze dazu steht eine Rezension, die ein Jahr vorher in der gleichen Zeitschrift (Annalen der österreichischen Literatur I [Wien 1802], Sp. 112) erschien und die anonyme Novelle „Olivier" besprach; der Verfasser dieser Anzeige soll Köderl gewesen sein (Hormayr, Taschenbuch XXXIV, S. 122). Dieser sagt, die Erzählung gäbe „selbständig einen kleinen Roman, der, die Elferei, die so füglich wegbleiben könnte, abgerechnet, der natürlichste, feinste, zarteste, schönste Roman ist, der seit Jüngers Tode in Wien geschrieben wurde". Die Verfasserin beweise darin, daß nur gebildete Weiber Liebe „in ihren tausendfältigen Formen mit Wahrheit und Delicatesse malen können. Es versuche sich ein Mann, einen ähnlichen Roman, der so wenig Handlung enthält, und sich eben so leicht und gut und mit immer steigendem Interesse lesen ließe, zu schreiben; und vielleicht wird er mit uns gestehen, daß es kein Paradoxon ist, wenn man behauptet: unsere Weiber sollen uns Romane schreiben und unsere Romanenschreiber sollen Nadel und Faden statt der Feder in die Hand nehmen. Wenn die Verfasserin die Elferei weglassen wollte (der Held könnte ja auch auf einem natürlichen Wege zu einer schöneren Gestalt gelangen, seine Abkunft könnte ihm auf eine natürliche Weise unbekannt geblieben sein), wenn sie hie und da einige zu gedehnte Situationen und Herzensanatomien etwas abkürzen und nur ein wenig rascheren Gang, nur etwas mehr Handlung in die Geschichte bringen wollte, so würde diese Erzählung, ein allerliebstes Dingelchen werden, das man gewiß auch zum zweiten Male mit Vergnügen lesen würde."

Schreyvogel äußerte Ähnliches (Tagebücher. Herausgegeben von K. Glossy I [Berlin 1903], S. 268) unterm 13. Dezember 1813:

Olivier „hat einen beinahe meisterhaften Gang der Handlung. Das ist eine Schriftstellerin wie ein Mann".

Dieser kleine Roman wurde sowohl ins Französische (Olivier. Traduction libre de l'allemand, d'après Mme. Caroline Pichler, née de Greiner, par Mme. de Montolieu. Avec figure. 2 vols. in 12⁰. Paris 1823; vgl. Bibliographie de la France 1823, S. 4, Nr. 30) als ins Holländische (Amsterdam 1823; Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts II [Leipzig 1825], S. 116) übersetzt.

[509]) Leonore. Ein Gemählde aus der großen Welt. 2 Theile. Wien 1804. Bey Anton Pichler. 8⁰. 231 und 302 S.; später S. W.[2] I, II. Wien 1820. Mit je einem Kupfer (Jos. Schmidt sc.).

Auch dieser Roman fand keine allzu günstige Aufnahme. Auf Schreyvogel (Tagebücher I, S. 267), den die letzten Szenen häuslichen Glückes rührten, wirkte mehr die Sache als die Kunst. Ein Rezensent Gk. (Göckingk?) entwarf aus dem Inhalt des Romans in etwas boshafter Weise ein Bild der Verfasserin (Neue allgemeine Deutsche Bibliothek XCI [Berlin 1804], S. 96ff.):

„Madame P. ist eine weder hübsche, noch häßliche, recht leidliche, entweder kinderlose oder doch nur mit einem Jungen und einem Mädchen in der Fabrica maritali abgefundene Frau, die sich nicht ohne Geschmack kleidet, zugegen ist, wenn die Kindlein gewaschen und gesäubert werden, und nur in preßhaften Fällen, und wenn die Presse (zwey so handfeste Bände wollen geschrieben und gedruckt seyn!) — drängt, die Milchsuppe und den Mehlbrey verbrennen läßt, — übrigens gesellig, nicht keifend, freundlich, am Theetische redselig, in Abendzirkeln gern das Wort führend, ein wenig eifer-, aber dagegen nur mäßig putzsüchtig usw." Als Schlußfolgerung ergab sich: „Madame P. mag eine recht gute Frau seyn; sie hat einen höchst alltäglichen Roman geschrieben, in dem es, wie in gewissen Familiengeschichten und dramatischen Werken recht bürgerlich — nach Weise des sogenannten Mittelstandes hergeht. Die große Welt, von welcher der Titel spricht, ist ihr fremd; und das, was sie so zu nennen beliebt, veranlaßt zu dem Wunsche: fern von der großen, sich eine recht kleine Welt zu seiner Umgebung zu bilden. — Dazu bedurfte es aber dieses schlechtgepinselten, in einem geschmacklosen Rahmen gefaßten Gemäldes wahrlich nicht!" — L. L. Haschka, der in die Pichler „pro tempore verliebt" ist, verlangte unterm 5. März und 9. Oktober 1804 von Reinhold ein Urteil über die Leonore, ohne sich selbst darüber auszulassen (R. Keil, Wiener Freunde S. 81). — Ein Anonymus nannte (Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten III 2 [Wien 1804], Sp. 449ff., 457ff.) die Anlage des Romanes einfach und gut, fand aber, daß die einzelnen

Charaktere zu sehr bloße Skizzen des Verstandes und die Handlungen, Begebenheiten und Verwicklungen gar zu gewöhnliche sind, wofür er die Schuld der geringen Ausbildung des gesellschaftlichen Geistes bei den Deutschen beimißt. Er tadelte, daß sich alles im Romane einer bestimmten Lehre (Leben der glänzenden Welt ist elend) fügen müsse, daß die Briefform, die möglichste Einfachheit der Handlung voraussetze, oft einen schleppenden Gang der Handlung durch Wiederholungen erzeuge und auch die feineren Charakterunterschiede in den Briefen nicht zur Geltung kommen. Wenn auch der Plan gut sei, die Charaktere verständig gegeneinandergesetzt und berechnet seien und die Sprache rein, gefeilt und warm sei, so erzeuge der Roman im Detail doch Langeweile und sei keine angenehme und belehrende Unterhaltung für den, der mit dieser großen Welt vertraut ist. Vergleicht man aber den Roman mit anderen, zu Ruhm gelangten Romanen von Damen, so verdiene er unter diesen eine ehrenvolle Stellung und ein ebenso großes Publikum. — Nach all diesen mehr oder weniger bissigen und absprechenden Rezensionen des 1803 entstandenen und Gestalten der Wirklichkeit verwertenden Romans (vgl. II, S. 405; Häring = Ferdinand Blum usw.), sei auch auf eine freundlichere Anzeige (Allgemeine Literatur-Zeitung. Halle 1807. II, Sp. 249ff.) hingewiesen, welche die Zeichnung der Charaktere gut, die Darstellung gewählt und trefflich nennt, wenn auch infolge der Briefform Wiederholungen und Weitschweifigkeiten eintreten, so daß der 2. Teil ermüdend wirkt.

Von anderen Werken Karoline Pichlers waren damals noch erschienen:

1. Eduard und Malvina. Wien, bey Anton Pichler, 1805. 8⁰. 196 S. Mit einem Kupfer (Joh. Kaspar Weinrauch fec.). Später: S. W.[2] XXVII. S. 97ff. — Sehr lobend, doch eine gewisse Weitschweifigkeit rügend, spricht sich darüber eine Anzeige in „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung“ (1806, II, Sp. 334f.) aus. Lobend ist im großen und ganzen eine Rezension in „Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten“ (IV 2 [Wien 1805], S. 316ff.), wenn sie auch die Ereignisse als zu unwahrscheinlich, die Art und Verbindung der Gegenstände als zu wenig der Welt entsprechend und die Individualität der Personen nicht gehörig herausgearbeitet findet, wofür aber die Naturschilderungen trefflich sind. Die Unwahrscheinlichkeit mancher Ereignisse hebt auch die Anzeige in „Allgemeine Literatur-Zeitung“ (1807, II, Sp. 252f.) hervor, doch wird dies durch die Lebendigkeit der Schilderung gedeckt. Garlieb Merkel, der bereits Pichlers „Gleichnissen“ wohlwollend gegenüberstand, findet (Der Freymüthige III, 1 [Berlin 1805], S. 305) in diesem Roman „Szenen von einem

so zart rührenden Charakter, als nur jemals in die Lebensgeschichte Heloisens hineingedichtet wurden". Viele Situationen und Szenen erscheinen ihm „reizend ausgemalt" und der Vortrag ist „blühend und wohlklingend". — Der Roman als solcher schließt sich an Kotzebues Schauspiel „Eduard in Schottland" (nach Duval; Drama in 3 Akten. Leipzig 1804: Goedeke V, S. 282 : 103), und zwar an dessen Ende an, und schildert, wie sich die Sache hätte weiter entwickeln können. — Von dieser Erzählung erschien 1813 eine Übersetzung ins Italienische (Eduardo e Malvina, romanze sentimentale trasp. da V. Bondegammi. Milano 1813: Schindel, Die Schriftstellerinnen ... III, S. 227).

2. Sie war es dennoch. Wien, bey Anton Pichler, 1807. 8°. 126 S. Mit einem Kupfer (Joh. K. Weinrauch fec.). Später: S. W.[2] XXVI, S. 81 ff. — Diese Erzählung wurde als unterhaltend, belehrend und lesenswert bezeichnet (Neue Annalen der Literatur des österreichischen Kaiserthumes I, 2 [Wien 1807], S. 287f.), da sie „voll feiner psychologischer Züge" ist (Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat I [Wien 1808], S. 248).

[510]) Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1809 (—1833). Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngeren (ab 1831 Friedrich Fleischer). Enthält folgende Beiträge der Pichler:

I. (1809), S. 1 ff.: Stille Liebe (Prosa = S. W.[2] XXII, S. 227 ff.). — Frau Montolieu übersetzte 1813 die Novelle als „Amour et Silence" ins Französische (vgl. II, Anm. 297), J. Tom. Nováček 1836 ins Čechische (Welikomyslné zapřenj sebe, aneb tagná láskak. Tabor 1836: Anton Hansgirg, Katalog českých etc. Prag 1840, S. 54 b).

II. (1810), S. 159 ff.: Cremsmünster. Eine Legende (Gedicht = S. W.[2] XVI, S. 256 ff.). — Nachdrucke: Der Sammler. Wien 1810. S. 5 ff.; Hormayrs Archiv 1810 (vgl. II, Anm. 678 a β); Franz Sartoris, Mahlerisches Taschenbuch für Freunde interessanter Gegenden III (Wien 1814), S. 125. — K. Pichler war im Juli 1806 längere Zeit in Kremsmünster (oben Anm. 470). — Diese Legende „beurkundet bei vieler Anmut eine mehr als weibliche Darstellungskraft" (Annalen der Literatur und Kunst des In- und Auslandes I [Wien 1810], S. 124).

III. (1811), S. 23 ff.: Zuleima (Prosa = S. W.[2] XXVII, S. 261 ff.). Die Geschichte ist nach einer mündlichen Erzählung Denons (Anm. 599) gearbeitet und in: Der Sammler II (Wien 1810), S. 608 ff. 611 ff. und 615 f. (Nr. 150—152 vom 15.—20. Dez. 1810) nachgedruckt. Am 6. März 1810 war sie von der Zensur zurückgelangt (Hormayr an Pichler, 7. März 1810: K. Glossy, Grillp. Jb. XII, S. 248). — Eine Übersetzung ins Französische von Marquis H. de Chauteaugiron erschien 1825 (Zuléima. Par Caroline Pichler

imité de l'allemand par H. de C. Paris 1825) in 100 Exemplaren den Mitgliedern der französischen Bibliophilengesellschaft und des Roxburg-Clubs zugeeignet (Bibliographie de la France 1825, p. 532, Nr. 4456).

IV. (1812), S. 1 ff.: Argalîa (Prosa = S. W.² XXV, S. 233 ff.).

V. (1813), S. 75 ff.: Der Bade-Aufenthalt (Prosa, Briefform = S. W.² XXIV, S. 79 ff.).

VI. (1814), S. 41 ff.: Mathilde. Eine tragische Oper in 3 Aufzügen (= S. W.² XX, S. 155 ff.). — Vgl. dazu II, S. 8 f., 35, 418 : 22, 24.

VII. (1815), S. 357 ff.: Das befreite Deutschland. Eine Cantate in 2 Abtheilungen (= S. W.² XIX, S. 239 ff.). — Vgl. dazu II, S. 8, 417 : 19 und Nachtrag zu Anm. 19.

VIII. (1816), S. 1 ff.: So war es nicht gemeint (Prosa, in Briefen = S. W.² XXVIII, S. 3 ff.). — Wurde 1820 ins Norwegische übersetzt (Saaledes var det ikke meent. Fortalling. Overs. af en Dame og udg. af M. C. Hansen. Christiania 1820. 8⁰. 64 S.: Mart. Nissen, Norsk Bog-Fortegnelse 1814—1847. Kristiania 1848, S. 113).

IX. (1817), S. 169 ff.: Der Husarenoffizier (Prosa = S. W.² XXIX S. 157 ff.).

X. (1818), S. 249 ff.: Die Berggeister (An meine Freundin Theone: Gedichte = S. W.² XVI, S. 149 ff.). — Dazu II, S. 423, Anm. 37.

XI. (1819), S. 193 ff.: Rüdiger der Normann, erster Graf von Sicilien (Prosa = S. W.² XVII, S. 171 ff.).

XII. (1820), S. 161 ff.: Die frühe Verlobten. Nach einer neapolitanischen Sage (Prosa = S. W.² XXIV, S. 5 ff.).

XIII. (1821), S. 239 ff.: Das Kloster auf Kapri. Nach einem Gemälde von Catel [im Besitze der Frau Baronin von Pereira, geb. Freiin v. Arnstein] (Prosa = S. W.² XXVI, S. 5 ff.). — In dieser Erzählung hat das Verhältnis zwischen Lotte Pichler und Prokesch Spuren hinterlassen (vgl. II, S. 158).

XIV. (1822), S. 199 ff.: Freundschaftliche Briefe (Prosa: Als ich gestern von Ihnen nach Hause ging ... = S. W.² L III, S. 111 ff: Über Bescheidenheit und Seelenruhe).

XV. (1823), S. 89 ff.: Freundschaftliche Briefe. Fortsetzung (Prosa: Amalie an Lucinden: Welche Neuigkeit habe ich Ihnen ... = S. W.² L III, S. 9 ff.: Über weibliche Erziehung).

XVI. (1824), S. 107 ff.: Quintin Messis (Prosa = S. W.² XXXI, S. 1 ff.). Diese Künstlernovelle erlebte mehrere Übersetzungen, so ins Französische (Guido Reni et Quintin Metsys ou Revers et prospérité. Par M. Abbema et Mme. Caroline Pichler. In 12⁰. Paris 1838: Bibliographie de la France 1838, p. 28, Nr. 277), ins Englische (1. Quentin Matsys, or the Blacksmith. From the German. London 1845; 2. Beauties of German Literature. As exempli-

fied by the works of Pichler [„Quentin Matsys“ and „Johannes Schoreel“]. In: Chandos Classics. London 1868. — Katalog des Britischen Museums) und ins Tschechische (Kwintin Messis. Přel. Jar. Pospjssil. Prag 1835: Anton Hansgirg, Katalog českých knih od l. 1774 až do konce r. 1839. Prag 1840. S. 51 b). — S. 387ff.: Über Wahrheit im Erkennen, Denken und Empfinden (Prosa: Was ist Wahrheit, so fragte ... = S. W.² fehlend).

XVII. (1825), S. 457ff.: Freundschaftliche Briefe (Prosa: Aurelie an Cölestinen: Sie sind auf dem Lande ... = S. W.² L III, S. 83ff.: Über Musik).

XIX. (1827), S. 1ff.: Johannes Schoreel (Prosa = S. W.² XXXII, S. 5ff.). Über eine Übersetzung ins Englische (1868) vgl. unter „Quintin Messis“.

XXI. (1829), S. 1ff.: Die Freunde (Prosa = S. W.² XXXIII, S. 259ff.).

XXII. (1831), S. 1ff.: Das Turnier zu Worms (Prosa = S. W.² XXXIII, S. 165ff.). — Vgl. dazu II, S. 261f. mit Anm. 436.

[511]) Taschenkalender (später: Taschenbuch) für Damen auf das Jahr 1799 (—1822). Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1799ff. — Von der Pichler folgende Beiträge:

a) 1808, S. 131ff. Das vergebliche Opfer (Prosa = S. W.² XXVI, S. 163ff.). — Diese Erzählung war von Karoline Pichler ursprünglich für das „Journal für Frauen“, das Rochlitz herausgab, bestimmt, dann überließ sie selbe aber Cotta (vgl. ihre Briefe an K. Streckfuß vom 31. Jänner und 9. Juni 1807: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 401, 405). Ein Kritiker sagt (Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat I [Wien 1808], S. 248), diese Erzählung „kann in Beziehung auf Anlage und Ausführung für diese Gattung als Muster aufgestellt werden.“

b) 1810, S. 9ff. Falkenberg (Prosa = S. W.² XXIV, S. 181ff.). — Madame Montolieu bearbeitete diese Erzählung französisch (Falkenberg ou l'Oncle, imité de l'allemand de Mme. Pichler, par Mme. Isabelle de Montolieu. 2 vols. Paris 1812: Bibliographie de la France 1812, p. 627, Nr. 4032). Eine Übersetzung erfolgte ins Dänische (Falkenberg, En romant. Skildring, overs. af Jens Kragh Hoest. Kjoebenhavn 1815: Chr. V. Bruun, Bibliotheca Danica IV [Kjoebenhavn 1902], Sp. 468).

c) 1811, S. 48ff. Alt und neuer Sinn (Prosa, Briefform = S. W.² XXVI, S. 231ff.). — Über die Entstehung vgl. oben S. 371 mit Anm. 623. Das Vorbild zu Blankenwerth ist Graf Heinrich Wilhelm III. von Haugwitz, vgl. oben S. 153.

d) 1813, S. 160ff. Die Geschwister (Prosa = S. W.² XXIII, S. 77ff.). — Von Madame de Montolieu ins Französische übersetzt, vgl. II, Anm. 297.

e) 1814, S. 18ff. Das gefährliche Spiel (Prosa = S. W.[2] XXIII, S. 241ff.). — Eine autobiographische Erzählung, worin Karoline Pichler ihr Verhältnis zu Eberl bespricht (vgl. oben S. 154, 490 : 284a).

f) 1815, S. 169ff. Der entwendete Schuh (Prosa = S.W.[2] XXIII, S. 165ff.).

g) 1816, S. 148ff. Schloß Wiernitz (Prosa = S. W.[2] XXVIII, S. 175ff.). — Beruht auf einer wahren Begebenheit, die man ihr in ihrer Jugend oft erzählte (S. W.[2] XXVIII, S. 177).

h) 1817, S. 28ff. Abderachmen (Prosa = S. W.[2] XXIX, S. 65ff.).

i) 1818, S. 271ff. Der schwarze Fritz (Prosa = S. W.[2] XXX, S. 1ff.). — Hat die Erlebnisse des Räubers Grasel zur Voraussetzung und steht unter Schillerschen und Grillparzerschen Einflüssen (vgl. II, S. 88 mit Anm. 164 und 166). — Wurde als „Černý Bedřich“ durch A. Čepeláka ins Tschechische übersetzt (Prag 1844; vgl. Wurzbach, XXII, S. 248a).

j) 1819, S. 61ff. Der Einsiedler auf dem Monserrat (Prosa = S. W.[2] XXX, S. 179ff.).

k) 1820, S. 202ff. Erste Liebe (Prosa = S. W.[2] XXVII, S. 5ff., mit geändertem Titel: Der Amethyst).

l) 1821, S. 1ff. Der junge Maler (Prosa = S. W.[2] XXII, S. 111ff.). — Behandelt das Thema, „wie Eitelkeit und Hochmut das beste Gemüt verderben können“, und zwar nach Erfahrungen, die sie selbst (an Prokesch) machte; vgl. zwei Briefstellen an die Huber (K. Glossy, Grillp. Jb. III, S. 296, 300, 304 [Coradelli]). Die Kupfer dazu, die Pichler sehr gefielen (Glossy III, S. 300), zeichnete Ludw. Ferdinand Schnorr von Carolsfeld.

m) 1822, S. 10ff. Wahre Liebe (Prosa = S. W.[2] XXV, S. 7ff.). — Ebenfalls auf das Verhältnis ihrer Tochter Lotte zu Prokesch Bezug nehmend, vgl. II, S. 158 mit Anm. 170.

512) Gerhard Fleischer (1770 bis nach 1838) aus Frankfurt a. M., eröffnete zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Leipzig ein Verlags- und Sortimentsgeschäft. Er verlegte vieles. 1829 zog er sich zurück, den Verlag seinem Sohn Ernst Gerhard überlassend. 1838 gründete er in Dresden ein neues Geschäft; in der Zwischenzeit war er nach Pichler in der Schweiz. Vgl. Kelchner in: Allgemeine Deutsche Biographie VII, S. 113 und unten II, S. 261. — Die Briefe von ihm an die Pichler, die 1816 ihren „Ferdinand II.“ bei ihm verlegte (II, S. 430), sind im Pichlernachlaß der Wiener Stadtbibliothek nicht enthalten, dafür aber ein Brief der Pichler an ihn (vom 17. Februar 1827).

513) Therese Huber (1764—1829), die Tochter des Göttinger Philologen Heyne, war seit 1785 mit Georg Forster verheiratet und ehelichte nach dessem Tod (1794) seinen Freund Ludwig

Ferdinand Huber (1764—1804), der für sie bereits nach der Flucht aus Mainz treulich gesorgt hatte, im Jahre 1794. Sie übersetzte viel, schrieb einige treffliche, durch Würde ausgezeichnete Romane, und wurde die Biographin ihrer Männer (Goedeke V, S. 481ff.). Ludwig Geiger widmete ihr eine feinsinnige Biographie (Therese Huber. Stuttgart 1901). — Karoline Pichler hatte die Absicht, eine Erzählung (Der Steckbrief) der Huber zu dramatisieren, doch gab sie den Plan wieder auf (vgl. ihren Brief vom 20. Dezember 1820: K. Glossy, Grillparzer Jahrbuch III, S. 339).

[514]) Es sind 18 Briefe der Pichler an die Huber erhalten, die K. Glossy (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft III [Wien 1893], S. 269ff.) herausgab, und 19 Briefe der Huber an die Pichler, die L. Geiger (ebd. XVII [Wien 1907], S. 190ff.) zugänglich machte. Eine Mitteilung daraus zieht die Pichler II, S. 246 heran.

[515]) Theresia Huber hatte zu Ende des Jahres 1816 die Redaktion des Cottaschen „Morgenblattes für gebildete Stände" übernommen und führte selbe mit großem Geschick und Verständnis. Da sie aber als Redakteurin unbekannt bleiben wollte, so ergaben sich daraus für sie manche Verlegenheiten und mancher Verdruß, denn Cotta ließ sie nicht frei schalten, sondern behielt sich eine Art Oberleitung vor (vgl. L. Geiger, Therese Huber. S. 281ff.). Über ihren Kopf hinweg berief Cotta den Dichter A. Müllner zum Redakteur des Literaturblattes, und als Huber einen Aufsatz desselben ablehnte, schmähte Müllner sie öffentlich und privat (Geiger, S. 297ff.). Ende 1823 wurde der Bruch mit Cotta, der sich 1828 endgültig vollzog, offenkundig (Geiger, S. 299ff.). Noch 1825 bedauerte die Pichler in einem Briefe an die Huber diese wegen der Redaktionsverdrießlichkeiten (K. Glossy, Grillparzer Jb. III, S. 336). — Wenn die Pichler davon spricht, daß sie nie eine Rezension schrieb, so vergaß sie, daß sie eine solche über Grillparzers Sappho ins Morgenblatt (1818, Nr. 117), wenn auch anonym, einrücken ließ (vgl. Glossy, Grillparzer Jb. III, S. 348ff., Anm. 6).

[516]) Vgl. oben S. 316ff. mit Anm. 528ff.

[517]) Anne Louise Germaine Baronin von Staël-Holstein (1766 bis 1817), die Tochter des französischen Finanzministers Jakob Necker, heiratete 1786 den schwedischen Gesandten Erich Magnus Baron von Staël, von dem sie sich 1796 trennte, 1798 aber wieder zu ihm zurückkehrte und bis zu seinem Tode (1802) bei ihm verblieb. Bereits 1786 erschien ihre erste Schrift. 1792 flüchtete sie vor der Revolution aus Paris, lernte in Coppet 1794 Benjamin Constant kennen, kehrte 1797 nach Paris zurück, wurde aber 1803 von Napoleon politischer Konspirationen wegen aus Paris verbannt. Sie reiste nunmehr nach Deutschland (Berlin, Weimar),

lernte in Berlin A. W. Schlegel kennen, der sich ihr anschloß, und ging 1805 nach Italien. Eine Frucht der italienischen Reise ist ihr berühmtes Werk „Corinne ou l'Italie" (Paris 1807). 1808 kam sie von Weimar nach Wien (vgl. Anm. 519), lernte hier auch die Pichler kennen und hatte flüchtigen Verkehr mit ihr. Ihre Ansichten über Deutschlands Zustände auf dem Gebiete der Philosophie, der Sitten und Literatur faßte sie in dem Werke „De l'Allemagne" (1810) zusammen, das bei seinem Erscheinen auf Befehl Napoleons beinahe gänzlich vernichtet wurde und ihr eine neuerliche Verbannung, und zwar aus ganz Frankreich zuzog. Sie lebte nun in Coppet in der Schweiz, reiste 1812 nach Moskau, St. Petersburg und Stockholm, 1813 nach England, und erst Napoleons Sturz gab sie der Heimat wieder, aus der sie bei Napoleons Rückkehr 1815 noch einmal floh, um jedoch bald wieder zurückzukehren und bis an ihr Lebensende in Paris zu verbleiben. Vgl. Lady Blennerhassett, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung. 3 Bde. Berlin 1888f.

[518]) Über das Denkmal, seine Herstellung und Ausführung durch den Bildhauer Franz Zauner vgl. Jos. Ellmaurer, Le monument de Joseph II. Vienne 1807. — Die Enthüllung fand am 24. November 1807 statt; über die dabei stattgehabten Festlichkeiten berichtete die Wiener Zeitung Nr. 94 vom 25. November 1807, S. 5467f. (es waren etwa 6000 Zuseher anwesend; 12 Uhr wurde das Denkmal enthüllt, die Sonne trat aus den Wolken). — Franz Zauner, Edler von Falpatann (1746—1822) war seit 1766 in Wien, seit 1784 Professor an der Akademie der bildenden Künste und seit 1806 deren Direktor, außerdem Hofstatuar (vgl. Wurzbach LIX, Ssl. 20ff.).

[519])Frau von Staël kam nach den Berichten der Wiener Polizei, die sie, weil man eine Spionin in ihr vermutete, bis auf die kleinste Kleinigkeit beobachten ließ, anfangs Januar 1808 nach Wien (der erste Polizeibericht ist vom 13. Januar 1808), wohnte zunächst im Gasthof zum „Weißen Schwan", zog dann ins Haus Nr. 2 der Plankengasse und gab hier jeden Donnerstag Gesellschaften, an denen Aristokraten und Gelehrte (Retzer, Hammer, Hormayr, Collin u. a.) teilnahmen (Bericht vom 8. Februar 1808). Sie selbst verkehrte viel in vornehmen Gesellschaften, beteiligte sich auch an Hoffestlichkeiten, was die Polizei für Zudringlichkeit hielt, konnte sich aber nicht viel Freunde machen, da man an ihr alles für Intrige ansah (Bericht vom 8. Februar 1808), weil sie auch, wie die Polizei meint, „bei ihrem bekannten Geist die Kunst nicht verstehe, die Herzen oder das Zutrauen der Menschen zu gewinnen" (ebd.). Sie war in Wien gar nicht beliebt, und selbst Unbekannte sprachen an öffentlichen Orten von ihr als einer ver-

haßten Person (ebd.). Die Polizei vermutete auch, daß sie, weil man ihr Spionage nicht nachweisen konnte, den Zweck habe, eine bedeutende Rolle zu spielen, als Gelehrte zu glänzen und deswegen die große Welt um sich versammle (Bericht vom 27. Februar 1808). Vgl. über die Polizeiberichte Alex. Hajdecki, Österreichische Rundschau II (Wien 1905), S. 225ff. — Was die Pichler über die Teilnahme der Frau von Staël an der Enthüllung des Kaiser-Josef-Denkmals sagt, ist nicht richtig, da diese damals nicht in Wien war; vgl. auch einen Brief der Pichler an Streckfuß (Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 406), worin es heißt, Staël sei seit dem neuen Jahr (1808) in Wien. In diesem Briefe gibt die Pichler auch Nachricht über die unfreundlichen Gerüchte, welche in Wien über Frau von Staël kursieren und die Gründe, welche diese Gerüchte hervorriefen, denn „daß sie Geist hat und ohne Prätension ist, daß sie häßlich ist und doch den meisten Männern gefällt, das können ihr die Weiber — daß sie von Geburt eine Bürgerliche an den Hof geht — die Emigrierten und der Adel nicht verzeihen — und hinc illae lacrymae — sage ich Ihnen ins Ohr, denn laut würde ich als Weib keinen lateinischen Text zitieren“ (ebd. S. 406f.). Pichler fühlte sich durch das Betragen der Frau v. Staël angezogen und wurde ihr herzlich geneigt (ebd. S. 407). Frau v. Staël verließ Wien am 22. Mai 1808 mit Schlegel und ging über Prag nach Weimar (Hajdecki a. a. O. II, S. 232). — Über Staëls Wiener Aufenthalt berichtet diese selbst kurz in „De l'Allemagne“ (Paris 1862. S. 43f., 45ff.), wobei sie nur die Hochzeitsfeierlichkeiten des Kaisers hervorhebt, desto eingehender aber über die Wiener Gesellschaft plaudert. Was Lady Blennerhasset (Frau von Staël III, S. 191ff.) darüber berichtet, ist nicht sehr eingehend.

[520]) Über die Corinne der Frau v. Staël: Morgenblatt für gebildete Stände I (Tübingen 1807), S. 1153f. und 1157f. (Nr. 289 und 290 vom 3. und 4. Dezember 1807) = S. W.² XVII, S. 33ff. — Die Stellen, worauf die Pichler anspielt, bringt sie in ihrem Aufsatze selbst (Morgenblatt I, S. 1157 = S. W.² XVII, S. 41f.); sie sind aus Corinne ou l'Italie II (Paris 1807), p. 60 (Il avoit pour elle ... rassurée par lui) und II, p. 186 (Ah, ne faut-il ... et protegées). Die Pichler meint in diesem Aufsatz, und da hat sie sich selbst vor Augen, daß jede Frau ihren Geist ausbilden könne, ohne ihre häuslichen Pflichten zu vernachlässigen und ohne sich über den Mann zu erheben. Außerdem beanstandet sie, daß die Religion bei Corinne als Aberglauben erscheine. Häuslichkeit und Religion, die beiden Steckenpferde der Pichler erscheinen also bereits hier. — Über Staëls schwächliche Helden äußert sich die Pichler auch sonst, vgl. II, S. 161; Staëls Schrei nach Unterordnung auch II, S. 311.

[521]) August Freiherr von Steigentesch (1774—1826), Generalmajor und dramatischer Dichter, war seit seinem fünfzehnten Lebensjahr in österreichischen Kriegsdiensten, klomm rasch die militärische Stufenleiter hinan und wurde vielfach zu diplomatischen Sendungen verwendet. 1809 befehligte er ein Wiener Landwehrbataillon (oben S. 332). Pichler traf ihn wiederholt in Gesellschaft (oben S. 315; II, S. 219). Als Lustspieldichter wendete er sich gegen die falsche Sentimentalität und die Gefühlskarikatur. Vgl. Wurzbach XXXVIII, S. 7ff. und Goedeke V, S. 296.

[522]) August Wilhelm von Schlegel (1767—1845), ein hannoveranisches Dichterkind, verdiente sich in Göttingen unter Bürgers Einfluß seine ersten dichterischen Sporen, warf sich aber, selbst nicht besonders produktiv, bald auf die Kritik (vgl. auch oben S. 301). Seit 1796 verheiratet, wohnte er bis 1801 in Jena und führte dann bis 1818, wo er Professor der Literatur in Bonn wurde, ein Wanderleben, das ihn im Gefolge der Frau v. Staël, die er 1803 in Weimar kennen gelernt hatte, über Paris und Coppet nach Wien, Dänemark, Italien usw. führte. Als Dichter nur dem Formellen Genüge leistend, erwarb er sich durch seine Übersetzungen, durch seine Vorlesungen und durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der indischen Philologie bedeutende Verdienste. Vom Wesen händelsüchtig und eitel, führte er zeitlebens eine große Anzahl Fehden mit mehr oder minderem Geschick durch. Vgl. Goedeke VI, S. 5ff. und Franz Muncker in: Allgemeine Deutsche Biographie XXXI, S. 354ff. Über seine Beziehungen zu Frau v. Staël vgl. Lady Blennerhasset a. a. O. III, S. 555 Reg. — Schlegel verkehrte während seines Wiener Aufenthaltes (Januar bis 22. Mai 1808) einige Male bei der Pichler (oben S. 312, 320), auch traf sie ihn sonst (oben S. 315, 326), besonders in seinen Vorlesungen, denen sie beiwohnte (oben S. 325); aber trotz seiner Artigkeit war sie von ihm, seines eiteln Wesens wegen nicht eingenommen (oben S. 312, 327f. mit Anm. 555). Schlegel spielte in Wien im intimen Kreise auch Theater in Staëlschen Stücken (oben S. 324). Pichlers „Heinrich von Hohenstaufen" und „Rudolf von Habsburg" folgen Schlegelschen Anregungen (II, S. 413 : 1; 419 : 28).

[523]) Ganz gleiche Gedanken äußerte Karoline Pichler bereits in ihrem Brief an K. Streckfuß vom 8. März 1808 (K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 407); auch hier heißt es, daß die Frauen eine gewisse Melancholie an ihm wahrgenommen haben wollten und ein zärtliches Mitleid mit ihm haben, da er durch seine abhängige Situation gebeugt sei, während Karoline demgegenüber bemerkte, „es käme nur auf ihn an, diese goldne Sklaverei mit einer beschränkten, aber freien Existenz zu vertauschen, die einem Manne wie Schlegel nirgends in Deutschland entgehen

könnte". Sie fand keine Spur von Anomalie an ihm, vielmehr etwas Launenhaftes, Ungleichartiges, und obwohl er ein sehr artiger Mann war, so fühlte sie sich durch sein Betragen „eher abgestoßen, als angezogen".

[524]) Frau von Nuys aus Bremen, bei der Karoline Pichler Frau Staël traf (oben S. 314) und mit der sie auch sonst öfter in Gesellschaft zusammenkam, so bei Frau Flies (oben S. 326), ist mir sonst unbekannt. Hormayr spricht in einem Briefe an die Pichler (1. März 1808: K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 243f.) von der soliden Anschauung dieser Frau.

[524a]) Diese klavierspielende Freundin dürfte mit Antonie von Kempelen identisch sein, von deren trefflichem Klavierspiel die Pichler auch sonst berichtet (vgl. oben S. 251, 283).

[525]) In einem Briefe an Streckfuß vom 8. März 1808 schildert Karoline Pichler auch Frau von Staël (K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 406). Sie nennt sie häßlich, was ja allgemein bekannt sei, aber auch sehr liebenswürdig, ohne alle Prätension, freundlich und mitteilend, beinahe herzlich, was den meisten unbekannt sei. Sie glaubt aber in ihr eine gewisse Eitelkeit zu finden, da sie an allen Festlichkeiten teilnimmt. Noch 1820 äußert sich Karoline Pichler in einem Briefe an die Huber (vom 19. Juni 1820: K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch III, S. 300) anläßlich der Lektüre der Staëlbiographie der Albertine Adrienne Necker de Saussure, deren panegyrisches Lob sie ablehnt, über Staël: sie „war gewiß als Mensch und Schriftstellerin so edel und groß, daß eine einfache Darstellung ihrer Tugenden, Verdienste und Handlungen der erhabenen Frau gewiß würdiger und ihrem Geiste, der nun von so manchem Irrtum befreit, mit hellerem Blicke auf die Erde und ihre Freunde niederschaut, angenehmer gewesen wäre."

[526]) Albert Baron Staël wurde 1792 zu Coppet in der Schweiz geboren, verblieb während der ersten Reise seiner Mutter nach Deutschland (1803) in Paris, sah sie 1804 (Mai) in Zürich wieder, lebte dann mit ihr in der Verbannung und spielte bereits 1806 zu Genf den Engel in Staëls „Agar", eine Rolle, die er 1808 in Wien wieder agierte (oben S. 323). Da seine Erziehung in Deutschland durchgeführt werden sollte, reiste Frau Staël im Dezember 1807 nach Weimar, kam von dort mit Tochter und Sohn nach Wien, wo er in Theaterstücken von ihr und anderen auf Privattheatern auftrat (oben S. 323, 324; Thürheim, M. L. I, S. 243) und im April in der Militärschule untergebracht wurde. Später wieder in Coppet, begleitete er seine Mutter 1812 auf ihrer Flucht nach Rußland, trat hierauf in schwedische, bald hernach in russische Militärdienste und blieb im Juli 1813 in einem Duell. Er war

leichtsinnig und aufbrausend. Vgl. Blennerhassett, Frau v. Staël II (Berlin 1888), S. 145 und III (1889), S. 361 f., 558 Reg.; Thürheim, M. L. I, S. 239.

[527]) Albertine Baronin Staël wurde am 13. Oktober 1797 zu Coppet als Frucht des Verhältnisses ihrer Mutter mit Benjamin Constant geboren, genoß eine sorgfältige Erziehung, begleitete ihre Mutter auf ihren Wanderfahrten und vermählte sich am 20. Februar 1816 zu Pisa mit dem Herzog Achille Léonce Victor Charles de Broglie (1785—1870), welches Ereignis A. W. von Schlegel durch ein Gedicht feierte (Goedeke VI, S. 13 : 43). Sie starb in jungen Jahren 1838. Vgl. Blennerhassett II, S. 309, III, S. 449 ff., 485 f. — Über ihr Theaterspiel in Wien vgl. oben S. 322, 324.

[528]) Maria Ludovica Beatrix von Este, Kaiserin von Österreich (1787—1816), seit 6. Januar 1808 die dritte Gattin Kaiser Franz I., war eine glühende Feindin Napoleons und 1809 und später Haupt der Kriegspartei. Sie war anmutig, geistvoll und stets geschmackvoll gekleidet (vgl. oben S. 373, 375), mochte aber des Kaisers vulgäre Umgebung nicht leiden, so daß bald Unstimmigkeiten auftraten. Die ursprüngliche Liebesheirat hielt nicht, was sie versprochen (vgl. Ed. Wertheimer, Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz. Leipzig 1893. S. 96 f.). Daß ihre Mutter, Erzherzogin Maria Beatrix Riccarda von Este, sie ursprünglich für das Kloster bestimmte (Pichler, oben S. 316), davon berichten die Quellen nichts (E. Guglia, Kaiserin Maria Ludovica von Österreich. Wien 1894. S. 188). Goethe schätzte die Kaiserin hoch. Vgl. Wurzbach VII, S. 53; Guglia a. a. O.; Wertheimer, S. 77 ff.; Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben I, S. 225 ff.

[529]) Vgl. oben S. 374 f. und Anm. 233 f. Dazu: Ed. Wertheimer, Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz. Leipzig 1893. S. 1 ff.

[530]) Maria Theresia von Neapel, Kaiserin von Österreich (1772 bis 1807), seit 1790 mit Kaiser Franz verehelicht, hatte etwas sonderbare Allüren, sodaß es öfter zu Differenzen mit ihrem Gemahl kam. Sie war sehr fromm und häuslich und hinterließ bei ihrem frühen Tod, der Kaiser Franz sehr nahe ging, eine große Kinderschar. Vgl. Wurzbach VII, S. 81 f.; Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben I, S. 125 ff.; Ed. Wertheimer, Die drei Frauen usw., S. 77 ff.; Schönholz, Traditionen. Herausgegeben von G. Gugitz I (München 1913), S. 65 ff.

[531]) Diese glänzend besuchte Freiredoute — es waren an 4000 Einladungen ausgegeben worden, — fand am 10. Januar 1808 in den neu und geschmackvoll dekorierten „Redoutensälen" statt. Der Hof blieb bis 11 Uhr, der Ball dauerte bis in den Morgen hinein. Die Gäste wurden die ganze Nacht hindurch bewirtet. Die

„Wiener-Zeitung" (1808, S. 178) berichtet, daß eine Gesellschaft von Kavalieren und Damen maskiert ihren Einzug in den Saal hielt, eine persische Hochzeit darstellte und dann Tänze aufführte. Es wurde aber vielmehr eine Gesandtschaft aus Indien vorgestellt, mit dem Großmogul an der Spitze, die ihre Huldigung darbrachte. Vgl. Guglia, S. 31f.; Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben I, S. 228; Arnold-Wagner, Achtzehnhundertneun. Wien 1909. S. 291ff.; Aug. Wilh. von Schlegel, Sämmtliche Werke IX (Leipzig 1846), S. 285ff.

532) August Wilhelm von Schlegel, der eine genaue Beschreibung dieses Festes lieferte und alle mitwirkenden Damen beschrieb (Sämmtliche Werke IX, S. 287), sagt von der Führerin des Zuges: „Man bewunderte die Fürstin von Colloredo, die als indostanische Kaiserin in ihrer Gestalt und Haltung ganz die hohe Würde hatte, welche der Führerin eines solchen Zuges zukam." — Philippine Karoline Fürstin Colloredo-Mansfeld, geb. Gräfin von Oettingen-Katzenstein-Baldern (1776—1842), war seit 1794 mit dem Prinzen Rudolf Josef von Colloredo-Mansfeld (1772—1843), der seit Oktober 1807 Fürst war, vermählt. Infolge einer Liebesirrung der Frau, die auch trefflich Theater spielte, wurde die Ehe zeitweise getrennt. Vgl. Lulu Gräfin von Thürheim, Mein Leben I, S. 228, 242f.; Gothaischer genealogischer Hofkalender 1843, S. 251; 1844, S. 281.

533) Graf Woyna, der damals bereits 15 Jahre zählte, hieß Eduard und nicht Arthur. 1793 geboren, widmete er sich dem Militärdienst, wurde 1840 Generalmajor und schließlich Feldmarschalleutnant. Zuletzt war er Gesandter am schwedischen und belgischen Hof. Er starb 1850. Vgl. Wurzbach LVIII, S. 136; Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben I, S. 134, 228.

534) Collins Gedicht „Blumenstrauß" erschien als Einzeldruck und später abweichend in seinen Werken; vgl. R. F. Arnold und Karl Wagner, Achtzehnhundertneun. Die politische Lyrik des Kriegsjahres. Wien 1909. S. 10f., 289ff. Die überreichten Blumen waren: Lilie, Viole, Rose, Veilchen, Myrte, Hyazinthe, Reseda, Fühlkraut, Maßlieb, Dornen, Nelke, Rosmarin, Sonnenblume, Pfirsichblüten, und konnten, wie man sieht, nicht nach den Anfangsbuchstaben der Kaiserin gewunden sein (oben S. 318), sondern hatten rein symbolische Bedeutung.

534a) Der Aschermittwoch des Jahres 1808 fiel auf den 2. März. — Franz Gräffer hat Frau Staël und Frau Pichler in einen nicht übeln Zusammenhang gebracht (Frankls Sonntags-Blätter II [Wien 1843], S. 152): „Es gäbe zwei vollkommene Schriftstellerinnen: Frau v. Staël mit dem schönen Gemüt und der ethischen Reinheit der Frau Pichler; Frau Pichler mit dem Geist und der Welt-

Tournure der Frau v. Staël. Die Deutsche; die Französin!" — Franz Gräffer verkehrte mit Karoline Pichler, wie ein Brief von ihr an ihn (Ludwig Stern, Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der kgl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1911. S. 594) und verschiedene Züge, die er über die Pichler in seinen Werken mitteilte, beweisen.

[535]) Gemeint ist das 12. Kapitel der ersten Abteilung: Von der deutschen Sprache in ihren Beziehungen mit dem Geiste der Unterhaltung (Staël, Deutschland I, 1 [Berlin 1814], S. 86ff. = De l'Allemagne, Paris 1862, S. 64ff.).

[536]) Karoline de la Motte Fouqué, Über deutsche Geselligkeit in Antwort auf das Urtheil der Frau von Staël. Berlin 1814. 8°. 36 S. (Goedeke VI, S. 132 : 15).

[537]) Flora Gräfin Wrbna, geb. Gräfin Kageneck (1779—1857), die Frau des Grafen Eugen Wrbna (seit 1798), glänzte durch ihre schauspielerischen Talente in der Wiener Gesellschaft (vgl. De la Garde, ed. Gugitz I, S. 226; Lulu Thürheim, Mein Leben. Herausgegeben von René van Rhyn I [München 1913], S. 131, 133, 243; II, S. 111) nicht minder als durch ihre Schönheit. Zur Kongreßzeit gefeiert, soll sie mit Zar Alexander eine verfängliche Wette eingegangen sein (Thürheim II, S. 117f.). Später versah diese mit schönen Augen und einem klaren Verstand versehene Frau die Rolle einer Hausrepräsentantin bei Metternich, dessen Cousine sie war (vgl. Gugitz a. a. O. I, S. 226, Anm. 3). Ihre letzten Jahre verbrachte sie halberblindet in Ischl. Vgl. Wurzbach LVIII, S. 187f.

[537a]) Von Karoline Pichlers organisiertem Piano berichtet 1808 auch Joh. Friedr. Reichardt (Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien I [Amsterdam 1810], S. 195f.), der damals bei ihr eingeführt wurde, mit den Worten: „Sie (Pichler) ist auch musikalisch und setzte sich gleich aus freiem Antriebe an ihr Orgelfortepiano, mir etwas vorzuspielen." — Vgl. über dieses Piano noch oben S. 283, 356.

[538]) Sophie Gräfin Zamoyska, geb. Prinzessin Czartoryska (1778 bis 1837), seit 1798 die Frau des polnischen Senatspräsidenten Stanislaus Grafen Zamoyski, war eine polnische Schönheit, groß und blond, mit blendendem Teint (De la Garde I, S. 72; oben S. 324). Zur Zeit des Wiener Kongresses spielte sie eine große gesellschaftliche Rolle. Sie war eine gute Sängerin und hatte auch schauspielerische Talente (De la Garde I, S. 235; oben S. 324), die sich in einer kleinen Intrige gegen Karl Wilhelm Lord Stewart 1814 ebenfalls entfalteten (De la Garde II, S. 42ff.). — Über die Pracht ihrer Wohnung (oben S. 322), die in der Jägerzeile lag, vgl. noch De la Garde II, S. 42.

[539]) Agar dans le désert. Scène lyrique, composée en 1806: Mme. la baronne de Staël, Oeuvres complètes XVI (Paris 1821), S. 1 ff. — Frau v. Staël hatte dieses Stück bereits 1806 auf ihrem Dilettantentheater in Genf zur Darstellung gebracht, wobei die Zuschauer zu Tränen gerührt waren. Vgl. Blennerhassett III, S. 167; Aug. Wilh. von Schlegel, Sämmtliche Werke IX (Leipzig 1846), S. 277f. (ähnliche Bemerkungen wie bei der Pichler). — Lulu Gräfin Thürheim (Mein Leben I, S. 234f.) fand die Verse bei der Aufführung im Hause der Gräfin Zamoyska kalt und mittelmäßig; dem Vortrag mangelte jede Grazie, die Deklamation war zu heftig (vgl. auch Pichler, S. 323), die Figur der Tragödin, die sich zu stark gehen ließ, zu häßlich. — Die Aufführung bei der Gräfin Zamoyska fand am 8. März 1808 statt (K. Pichler an K. Streckfuß: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 406).

[540]) Le legs. Comédie en un acte par Pierre Carlet de Chamblain de Marivaux. Die erste Aufführung erfolgte 1736 zu Paris in der Comédie française. Vgl. G. Lanson, Histoire de la littérature française. Paris 1896. S. 645.

[541]) Karl Josef Fürst Clary und Aldringen (1777—1831), ein Enkel des Fürsten de Ligne, betätigte sich als Schriftsteller und Zeichner, organisierte 1809 ein Landwehrbataillon und mimte wiederholt auf Privattheatern mit Talent (Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben I, S. 133; oben S. 324). Er überbrachte 1810 Kaiser Napoleon den ersten Brief seiner neuangetrauten Gemahlin Maria Luise nach Compiègnes (Thürheim, I, S. 332f.). Er hatte den Spitznamen „Lolo“, war heiter, originell und liebenswürdig, dabei aber sehr kapriziös und störrisch (ebd. II, S. 145). Er schrieb Denkwürdigkeiten, die noch ungedruckt sind. Vgl. Wurzbach II, S. 381f.

[542]) Johann Fürst Liechtenstein (1760—1836), k. k. Feldmarschall und Großkreuz des Maria-Theresienordens, einer der ausgezeichnetsten und tapfersten österreichischen Militärs, seit 1805 regierender Fürst, ein eifriger Mäcen der Künste und Wissenschaften (Wurzbach XV, S. 148ff.), unterhielt in seinem Palais in der Herrengasse (1913 demoliert) ein Haustheater, auf dem wiederholt Vorstellungen stattfanden (vgl. Thürheim, Mein Leben I, S. 234, 242f.).

[543]) Geneviève de Brabant. Drame en trois actes et en prose, composée en 1808: Mme. la baronne de Staël, Oeuvres complètes XVI (Paris 1821), S. 21ff. Der ältere, hinzugedichtete Sohn der Genovefa heißt Adolf. — Auch diesem Stücke wohnte Gräfin Lulu Thürheim bei (Mein Leben I, S. 235); ihre Kritik des Äußeren der Staël stimmt mit der Auffassung der Pichler überein.

[544]) August Wilhelm von Schlegel hielt im Saale des Hoftraiteurs Jann 15 Vorlesungen über Dramaturgie (vgl. Intelligenzblatt der Annalen der Literatur des Österreichischen Kaiserthumes 1808, Sp. 259), die in 3 Bänden in Heidelberg von 1809—1811 als „Über dramatische Kunst und Literatur; Vorlesungen" im Druck erschienen (Goedeke VI, S. 12f. : 32). Eine treffliche Analyse dieser Vorlesungen, welche gegen die Franzosen als Dramatiker losgehen und ihnen die Griechen, Spanier und Engländer gegenüberstellen, bietet Jakob Minor, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien XXXVIII (Wien 1887), S. 594ff. Die Vorlesungen als solche, die sich mit Ideen Hormayrs berührten (Wihan, Euphorion. V. Ergänzungsheft. S. 121f.), waren glänzend besucht, waren doch ca. 300 Hörer und Hörerinnen anwesend, und erhielten viel Beifall, sodaß die vom Kaiser ausnahmsweise erteilte Erlaubnis nicht erfolglos war (vgl. Joh. Friedr. Reichardt, Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien II [Amsterdam 1810], S. 179ff.; Rob. Keil, Wiener Freunde. Wien 1883, S. 102 [Haschkas Bericht]). Karoline Pichler selbst äußerte sich über die Vorlesungen, zu denen man 25 fl. Eintritt zahlen mußte, wie folgt: „Schlegels mündlicher Vortrag ist nicht angenehm, er spricht nicht geläufig, er stottert zuweilen und ist um den Ausdruck verlegen, dann sieht er wieder in das geschriebene Blatt, liest einige Zeilen heraus, spricht dann wieder auswendig, bis er stecken bleibt usw. Was er aber sagt, ist höchst anziehend, besonders über manche Gegenstände, z. B. die Romantische Poesie, die Wirkungen der Christlichen Religion auf die Umstaltung der menschlichen Denkart, der Charakter der Spanischen Nation, der Römischen, über die Deutsche Literatur usw., besonders über die bald ganz verlorene Deutschheit. Ich kann sagen, daß ich die Vorlesungen mit großem Vergnügen besucht habe" (Brief der K. Pichler an K. Streckfuß vom 22. Mai 1808: K. Glossy, Communal-Kalender XXXII, S. 408f.). Marianne von Eybenberg schrieb am 11. Mai 1808 im Gegensatze dazu an Goethe (A. Sauer, Goethe und Österreich I [Weimar 1904], S. 193): „Das Gute, was er uns gesagt, war nicht neu, und das Neue nicht besonders gut, das Ganze auf der erbärmlichsten Weise vorgetragen." Den gleichen Standpunkt nehmen auch Jonathan Flowen (= Josef Schreyvogel; Das Sonntagsblatt. Herausgegeben von Thomas West II, 1 [Wien 1808], S. 243ff.; II, 2, S. 21ff., 47ff., 57ff., 122ff., 177ff.) und Bretschneider (Briefe an Nicolai vom 9. April und 16. Mai 1808: R. M. Werner, Österreichisch-Ungarische Revue. Neue Folge VIII [Wien 1890], S. 284f.) ein, wovon ersterer in 5 Briefen die Vorlesungen sehr unfreundlich kritisierte, hatte er doch keinerlei Nutzen daraus gezogen (II, 2, S. 22) und bei manchen Langeweile gespürt (II, 2, S. 23), während

letzterer zwar zugibt, daß Schlegel Aufsehen machte, befand sich ja selbst Sonnenfels unter den Zuhörern, aber doch nicht umhin kann, boshaft zu bemerken: „Er (Schlegel) ist ein elender Knabe, dem auch das Äußerliche fehlt, weder Stimme, noch Anstand, noch Deklamation."

[545]) Eleonore Flies, geb. Eskeles, aus Wien, war an einen Kaufmann verehelicht, weilte 18 Jahre im Auslande (Berlin, vgl. Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar 1896. S. 20) und kam um 1802 wieder nach Wien. Sie versammelte, ähnlich wie die ihr verwandten Frauen Eskeles und Arnstein, einen Kreis gebildeter Menschen um sich (oben S. 325, 411). Zu ihren wöchentlichen Abenden lud sie auch Karoline Pichler, die ihr bereits als Mädchen bekannt war, und bei dieser ihrer mütterlichen Freundin lernte diese A. W. Schlegel, Denon, den Grafen A. de la Borde, Varnhagen, Ernst von Pfuel u. a. kennen (oben S. 325f., 355, 361f., 414). Mit ihr zusammen war sie 1809 im Schönbrunner Schloßtheater, um Napoleon zu sehen (oben S. 358, 359), und durch sie wurde Pichlers Briefwechsel mit Goethe vermittelt. Kannte doch Frau E. Flies seit 1808 Goethe und besorgte ihm verschiedene Gefälligkeiten (oben S. 392f. mit Anm. 669). Frau E. Flies starb am 20. August 1812 in Wien (Nr. 1209 in der Stadt) am Schlagfluß, 60 Jahre alt (vgl. oben S. 392 und Totenprotokoll der Stadt Wien, 1812, Buchst. F, Fol. 35b); ihr Nachlaß war nicht sehr beträchtlich (16 018 fl. 40 kr. C. M. und 5050 fl. W. W.: Verlassenschaftsregister im Archiv des Wiener Landesgerichtes, 1812, Buchst. F, Fol. 171; der Akt [Fasz. II, Nr. 2576 ex 1812] fehlt). Ein kurzer Nachruf (Allgemeine Literatur-Zeitung. Halle 1812. III, Sp. 279) sagt von ihr, daß sie „eine Freundin der Künste und Wissenschaften, sowie eine besondere Gönnerin und Beschützerin talentvoller, gebildeter Männer" war, und daß man „in ihrem Hause oft einen Kreis von in- und ausländischen Gelehrten" fand, „die bei ihr stets die beste Aufnahme fanden". Goethe war vom Abscheiden der Frau Flies, die ihn durch ihre Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten als Schuldner hinterließ, schmerzlich berührt (vgl. seinen Brief an Baronin Eskeles vom 26. November 1812: A. Sauer, Goethe und Österreich I, S. 286f.). — Karoline Pichler beklagte deren Verlust Goethe gegenüber (Brief vom 9. November 1812: A. Sauer a. a. O. I, S. 281f.) mit folgenden Worten, die manches mit den „Denkwürdigkeiten" Gemeinsame haben: „Was ich an ihr [Frau Flies] verloren, können Sie, der Sie sie näher gekannt und ihrer Sitten Freundlichkeit erfahren haben, leicht ermessen, wenn ich Ihnen sage, daß sie seit den ersten Kinderjahren, in welche ich zurückdenken kann, eine warme Freundin meiner

Eltern gewesen; daß eine 18jährige Entfernung nichts an dieser Gesinnung geändert hat, und daß sie vor allem mir mit wahrhaft mütterlicher Neigung zugetan war. In ihrem Hause habe ich manche frohe Stunde genossen und ihr verdanke ich endlich das Vergnügen eines schriftlichen Verkehrs mit Ihnen und Ihr Urteil über Agathokles."

[546]) Bernhard Freiherr von Eskeles (1753—1839), ein Wiener Jude, der dem Glauben seiner Väter treu blieb, hatte mit 20 Jahren das Großhandlungshaus Arnstein und Eskeles begründet, das er zu ungeahnter Höhe brachte. Er beteiligte sich 1816 an der Gründung der Nationalbank, später an der der Wiener Sparkasse und war der finanzielle Ratgeber der Kaiser Josef II. und Franz I. Vgl. Wurzbach IV, S. 78f. — Seine Frau Cäcilia (vgl. Anm. 670) verstand es, ihren Salon zur Kongreßzeit berühmt zu machen.

[547]) Der Glanz des Arnsteinschen Hauses wurde durch Fanni Freiin von Arnstein (1758—1818), einer Tochter des Berliner Bankiers Itzig, begründet. Nicht nur durch Schönheit und Geist glänzte diese Frau, die Kaiser Josef II. hochschätzte und um derentwillen manches Duell sich entspann, sondern auch durch feine Sitten, und der Salon dieser geistvollen Jüdin war nicht nur zur Kongreßzeit, sondern auch sonst der Vereinigungspunkt alles dessen, was Name und Rang hatte. Vgl. Wurzbach I, S. 69f.; De la Garde, ed. Gugitz I, S. 350 mit Bild; Gräfin L. Thürheim, Mein Leben I, S. 40; II, S. 263; Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Wien 1913. S. 491 Reg.; J. B. Alxinger, Neueste Gedichte. Wien 1794. S. 41 = Sämmtliche Werke VIII (Wien 1812), S. 127 (ein Lobgedicht). — Ihr Mann, seit 1774, war der schwedische Generalkonsul Nathan Adam von Arnstein (1743—1838), Mitchef des Hauses Eskeles und Arnstein, und Schwager des Barons Eskeles; er wurde 1795 geadelt und erhielt 1798 den Freiherrnstand (Weimarer historisch-genealoges Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges I [Weimar 1912], S. 97). Er besaß in Baden das Haus Theresiengasse Nr. 38 (jetzt Nr. 2; Herm. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien, IX [Baden 1896], S. 67), in dem K. Pichler während ihres Badener Aufenthaltes wiederholt verkehrte (II, S. 158f.). Er war äußerst wohltätig (II, S. 125) und nahm 1829 am Ausfluge nach Merkenstein an Pichlers Geburtstag teil (II, S. 254).

[548]) Die einzige Tochter des Nathan und der Fanni von Arnstein war Henriette (1780—1879), die in Berlin geboren wurde und 1802 in Wien Heinrich Pereira (1773—1835) ehelichte, der von seinem Schwiegervater adoptiert und 1810 für sich und seine Nachkommen den Freiherrnstand mit dem Prädikate Pereira-Arnstein erhielt (Weimarer historisch-genealoges Taschenbuch usw.

I, S. 98, 193). Sie war eine rassige Schönheit (De la Garde, ed. Gugitz II, S. 256 mit Bild), bei der Karoline Pichler in Wien, Baden, Schwarzenau und sonst oft verkehrte (vgl. oben S. 411; II, S. 127, 158, 175, 213f., 268, 295), hatte deren Salon doch viel Ähnlichkeit mit dem Pichlerschen (II, S. 124). Fröhliche Ungezwungenheit herrschte hier, Tanz, Musik und Vorlesen boten eine köstliche Abwechslung und die besten Köpfe trafen sich im ungezwungenen Beisammensein (II, S. 124f.). Grillparzer und Wolfgang Menzel verkehrten in diesem Kreise (II, S. 130, 262); Thorvaldsen, Felix Mendelssohn-Bartholdy und Adelheid Reinbold lernte Pichler bei der Pereira kennen (II, S. 146, 159, 160), die auch Theodor Körner fördernd zur Seite stand. Baronin Pereira war äußerst wohltätig (II, S. 125), und stand dem Marienspital in Baden vor, wobei sie Andreas Pichler als Beirat unterstützte (II, S. 126).

549) Friedrich Schlegel veröffentlichte bereits 1802 „Alte Gedichte aus dem Spanischen" im „Musen-Almanach" seines Bruders (Goedeke VI, S. 11 : 16) und August Wilhelm folgte 1803 und 1809 mit seinem Buche „Spanisches Theater" (Goedeke VI, S. 12 : 21), das Calderonsche Dramen enthielt.

550) Die Fehden mit Kotzebue und dem Kritiker Garlieb Merkel (1769—1850: Goedeke VI, S. 381ff.), der die romantische Schule heftig angriff und auch Karoline Pichlers Gleichnisse zu ihr in Gegensatz gestellt hatte (vgl. oben S. 228 und Anm. 380), begannen 1800 mit der „Ehrenpforte" von A. W. Schlegel und setzten sich in heftiger Weise, wobei Schrift und Gegenschrift einander rasch folgten, bis 1806 fort (Goedeke V, S. 279 : 58; VI, S. 10 : 12; 12 : 29).

551) K. Pichler, Agathokles. 3 Bde. Wien 1808. Bey Anton Pichler. Später: S. W.[2] III—V, Wien, Pichler, 1820 (mit je einem Kupfer). Hier und in der Ausgabe von 1815 (S. W.[1] III bis V), zuerst eine Vorrede (III, S. IIIff.), worin Pichler über die Entstehung des Romans berichtet und, auf eine Bemerkung Rasoris (vgl. II, Anm. 299) zurückkommend, mitteilt (III, S. VIf.), daß ihr und Chateaubriands Roman „Les martyrs" zwar den gleichen Gegenstand behandeln, dieselben Tendenzen haben, aber voneinander völlig unabhängig seien, um so mehr, als Chateaubriands Roman später erschien; das zufällige Zusammentreffen freue sie aber sehr.

Der „Agathokles", aus Widerspruch gegen Gibbons Ansichten über die christliche Religion entstanden (oben S. 255, 291; II, S. 407; S. W.[2] III, S. III), wurde bereits 1804 geplant (oben S. 255) und erhielt seine Märtyrertendenz durch ein Bild des hl. Stephanus, das Pichler im Schreyvogelschen Industriekomptoir

sah (oben S. 291 f.). Betreffs der Larissa schwebte ihr Maria Theresia von Heß und deren Mutter vor (oben S. 135). Dem Gedanken folgte bald die Ausführung, und schon im Mai 1806 schrieb Karoline Pichler fleißig am „Agathokles“, wie ihre Briefe an Streckfuß ausweisen (K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 396), faßte im Juli durch Zufall, um eine Neckerei gegen den Historiker Franz Kurz in St. Florian auszuüben, die Aufnahme der Florianus-Legende ins Auge (oben S. 289 ff.) und hatte Ende August den 1. Teil beinahe fertig (Glossy a. a. O. S. 399), machte sich dann an die Abschrift, und wollte Ende Oktober den 2. Teil beginnen (ebd. S. 399), von dem im Januar 1807 ein Viertel fertig vorlag (ebd. S. 400). Im März 1808 hatte sie den „Agathokles“ vollendet, er gefiel ihr aber nicht recht, trotz des Guten, das darin lag (ebd. S. 405). Sie wollte das Urteil der Welt erwarten, doch fürchtete sie, es werde ihr „in diesen Zeiten literarischer Gärung so gehen, wie es den Moderantisten überall ergeht — sie stoßen bei jeder Partei an und befriedigen keine“ (ebd. S. 405). Ihr Plan war, da ihr Mystik ebenso widerstrebte wie Verstandeskälte, „die geoffenbarte Religion ohne Mystizismus in ihrer pathetischen, moralischen und segenreichen Größe darzustellen, den Einfluß zu schildern, den sie auf die Menschheit hatte, das Charakteristische, wodurch sie sich von der heidnischen auszeichnet,“ darzulegen, obwohl sie im voraus wußte, „daß die Mystiker mich viel zu kalt und die Vernunftmenschen mich viel zu närrisch finden werden“ (ebd. S. 405). Im Mai 1808 lag der Agathokles endlich gedruckt vor (ebd. S. 409) und die Kritik bemächtigte sich seiner.

Eine der eingehendsten Rezensionen erschien 1809 anonym (Annalen der Literatur und Kunst in dem österreichischen Kaiserthume. Wien 1809. I, S. 90 ff.). Diese bezeichnete die Idee, einzelne Menschengeschicke in eine große Zeit zu stellen und in deren Leben auf historischem Hintergrunde gleichsam das Leben der ganzen Zeit zu schildern, als eine glückliche. Die Notwendigkeit der christlichen Religion soll gezeigt werden, also liege ein Verstandeszweck vor, aber da die Religion Sache des Herzens sei, so verbinde sich der poetische Zweck sogleich damit. Der Dichterin ist es gelungen, die Heilsamkeit des Christentums anschaulich zu machen, wobei sie gute und edle Christen schildert. Die Personen sind bis auf Konstantin erdichtet, und letzterer in seinem Charakter trefflich gezeichnet. Auch Agathokles, in dessen Wesen Vernunft und Gefühl in schönem Bunde stehen, ist gut gedacht und durchgeführt. Dem Kritiker scheinen zu viele Liebschaften im Romane zu sein, und der überflüssigsten eine die Episode von Florianus und Valeria (S. 92), die ja tatsächlich (vgl. oben) nur einem Zufall

ihre Aufnahme verdankte. Larissa fesselt, „nur sollte sie in der Todesstunde ihres Mannes nicht platonisieren"; neben Larissa gefällt Junia Marcella dem Rezensenten am besten. Die Ereignisse haben größtenteils Wahrscheinlichkeit für sich, die Handlungen und Begebenheiten sind „gut ineinander verschlungen und die Entwicklung geht mit Ordnung und Klarheit vor sich", so daß das Werk „von einem verständigen, kunsterfahrnen Geist" zeuge. Die Briefform wär am Platze, nur läßt sich in ihr das Bild der alten Zeit nicht rein ausprägen. Die Sprache ist rein und schön, den einzelnen Charakteren entsprechend. Die Briefe der Larissa sind besonders durch ihre Verbindung von Naturschilderung mit Gemütsstimmung gelungen.

Allmählich setzte sich „Agathokles" durch. L. L. Haschka war begeistert davon und schrieb seinem Freunde Reinhold (12. November 1808: Robert Keil, Wiener Freunde 1784—1808. Wien 1883. S. 98): „Und nun werde ich Dir ein Buch nennen, zwar nur einen Roman, zwar nur von einer Frau geschrieben, den aber gelesen zu haben, sich ein Mann von meinem Alter und ein Philosoph von Deinem Range nicht nur allein nicht schämen darf, sondern sich sogar rühmen mag: es ist Agathokles . . ." Goethe, wenn auch gegen die Tendenz und betreffs der Frauen Larissa und Calpurnia anderer Meinung, versagte seine Anerkennung nicht (oben S. 393f. mit Anm. 673). August Graf von Platen-Hallermünde schrieb 1813 in sein Tagebuch (Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler I [Stuttgart 1896], S. 77) folgende bemerkenswerte Worte: „Ich habe heute den ‚Agathokles' der Karoline Pichler gekauft. Wenn ein Roman in Hinsicht auf Inhalt, Ausführung, Moralität und Darstellung gerühmt zu werden verdient, so ist es dieser. Der Stil hat alle Vorzüge. Die Verfasserin weiß uns noch dadurch besonders an das Interesse ihres Helden zu fesseln, da die Größe seiner Tat noch durch die Folgen erhöht wird, deren wohltätige Wirkung gleichsam auf uns noch übergeht. Die einfach richtige Entwickelung des Lebens der Alten, die Gegeneinanderstellung zweier weiblicher Charaktere, mit so viel Feinheit und Menschenkenntnis gezeichnet und die reine, christliche Moral, die das Ganze durchzieht, sind große Vorzüge dieses Buches. Die Briefform wird für den Roman immer die beste bleiben, da sie uns in das Innerste des Herzens sehen läßt und wir die handelnden Charaktere besser erkennen, als in der weitläufigsten Schilderung des erzählenden Stils." Heinrich von Collin ist voll des Lobes (vgl. Anm. 436).

„Agathokles" wurde Pichlers berühmtester Roman. Madame Montolieu übersetzte bzw. bearbeitete ihn in französischer Sprache (vgl. II, S. 175f. mit Anm. 297); ihre Ausgabe erlebte 4 Auf-

lagen (Agathoclès ou Lettres écrites de Rome et de Grèce au commencement du quatrième siècle. 4 vols. Paris 1812; [2] Paris 1813; [3] Paris 1817; [4] 3 vols. Paris 1826. — Vgl. Bibliographie de la France 1812, S. 290, Nr. 1981; 1813, S. 328, Nr. 2166; 1817, S. 690, Nr. 4051; 1826, S. 915, Nr. 6775). Nach dieser Bearbeitung übersetzte den Roman Giovanni Rasori 1812 ins Italienische (II, S. 176 mit Anm. 299). Jens Ernst Wegener übertrug ihn ins Dänische (Agathokles. 3 Bde. Kjoebenhavn 1820—1821: Chr. V. Bruun, Bibliotheca Danica IV [Kjoebenhavn 1902], Sp. 469) und Dorothea Dunckel verarbeitete ihn zu einem Drama (Agathokles. Sorgespel i fem Handlingar; efter Fru C. Pichlers roman af samma namn. In: Dramatiska och Lyriska Försök. Heft 1. Götheborg 1828: Katalog des Britischen Museums). 1817 erschien ein anonymes Gedicht „Die Geisterstimme des Agathokles“ (Abendunterhaltungen für den Winter. Wien 1817. S. 396ff.*), das an eine Episode des Romans (Agathokles verspricht Theophania ihr aus der Geisterwelt Nachricht zu geben: Brief 45 in Band III, [Wien 1813], S. 309) anknüpft.

Was Erzherzogin Sophie von Österreich 1827 Karoline Pichler über den „Agathokles“ in das von ihr gespendete Album schrieb (II, S. 243), das war die Ansicht der großen Menge der Leser, von denen Pichler viele Zuschriften erhielt, welche erzählten, daß „manches leidende Gemüt Trost, manches zweifelnde Ruhe“ daraus schöpfte (vgl. II, S. 410). Wer das Werk las, der war „mit der innigsten Hochachtung und Dankbarkeit gegen die würdige Verfasserin für die aus demselben geschöpfte Beruhigung und Befestigung im materiellen Gange des Lebens und Vertrauens zu der höhern Weltenhand erfüllt“ (Hormayrs Archiv XIX [Wien 1828], S. 542). Karoline Pichler selbst schilderte in einem Briefe an Matthisson, der ebenfalls ein sehr vorteilhaftes Urteil über den Agathokles fällte, am 26. März 1829 den Eindruck, den der „Agathokles“ machte (Friedrich von Matthissons Literarischer Nachlaß nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde IV [Berlin 1832], S. 216ff.):

„Diesem ‚Agathokles‘ habe ich manches angenehme Gefühl, manche lohnende Anerkennung, wenngleich wenig so ehrenvolle wie die Ihrige zu danken. Er hat mir in der Ferne unbekannte Herzen genähert, und mir wohlwollende Gesinnungen bei völlig Fremden, die ich nie sah und nie sehen werde, erweckt. Schon darum mußte dieß mein fast ältestes Kind mir auch eins der lieb-

---

*) In diesen „Abendunterhaltungen“ steht auch der Erstdruck von K. Pichlers Novelle „Carls des Großen Jugendliebe“ (S. 130ff. = S. W.[2] XXVIII, S. 245ff.).

sten sein, wenn es nicht auch sonst so manche Gesinnung, manche Ansicht in ernsten Dingen enthielte, welche ich mit Liebe und Fleiß darin niedergelegt habe. Mit großem Eifer habe ich an diesem Werke gearbeitet, und meine besten Stunden dabei genossen, wie denn überhaupt, die Zeit ausgenommen, welche ich meiner Familie und namentlich jetzt mit den lieblichen Kindern meiner Tochter hinbringen kann, meine seligsten Stunden immer die am Schreibtische waren und sind. Freilich würde der ‚Agathokles', wenn er jetzt erschiene, vielleicht die günstige Aufnahme, die ihm vor zwanzig Jahren wurde, nicht finden. Man macht jetzt ganz andere Forderungen an den geschichtlichen Roman, er soll nicht bloß keinen Verstoß gegen den Geist der Zeit, in welcher die Handlung vorgeht, enthalten, er soll ein lebhaftes und treues Gemälde jener Zeit, ihrer Sitten, Denkart und der Charaktere sein, welche sie hervorbrachte. Das alles ist freilich der ‚Agathokles' nicht und vielleicht wird es überhaupt keiner Frau gelingen, einen solchen geschichtlichen Roman zu schreiben, wie wir sie aus Männerhänden jetzt mehrfach empfangen haben."

Was Karoline Pichler mit dem letzten Satze voraussah, erfüllte sich. Der einst so vielgefeierte und gelesene Roman geriet, da er kein eigentlich historischer Roman im Sinne Scotts, sondern ein Tendenzroman war, immer mehr in Vergessenheit, und heute bietet er nur mehr historisches Interesse. Schon Charlotte Schiller hatte 1815 die Schwäche des Agathokles, „ein wundersames Gemisch von Altem und Neuem", erkannt (Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig 1856. S. 237) und in den dreißiger Jahren begann das Ablehnen dieses Romans. Zwar Wolfgang Menzel, der sonst Karoline Pichler nicht freundlich gesinnt war (vgl. II, Anm. 437 f.), lobte ihn 1836 noch, da er ja selbst zu dieser Zeit bereits Reaktionär war, aber im gleichen Jahre äußerte sich J. Seidlitz (Jeitteles) dahin, daß er heute nur mehr als Bekenntnis einer Christin Aufsehen erregen würde. Heinrich Laube degradierte ihn 1840 zur Damenunterhaltung und 1861 nannte ihn Rudolf von Gottschall einen „Familienroman zur Erbauung edler Gemüter", der zwar einzelne treffliche Reflexionen und eine gute Technik aufweise, der aber im ganzen genommen doch nichts anderes als „eine erbauliche Vorlesung mit verteilten Rollen, ein apologetischer Briefdialog, keine geschichtliche Theodicee" sei (vgl. die Zusammenstellung all dieser Urteile bei Wurzbach XXII, S. 251 f.).

[552]) Friedrich von Schlegel (1772—1829) traf von Dresden aus am 22. Juni 1808 in Wien ein und stieg Landstraße Nr. 213 ab (Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. Wien

1808. S. 126); seine Frau folgte ihm am 31. Oktober (F. Muncker in: Allgemeine Deutsche Biographie XXXI, S. 375). — Ursprünglich für den Handelsstand bestimmt, ging er 1788 zur Wissenschaft über und hielt bereits 1800/1801 in Jena philosophische Vorlesungen. Er suchte die einzelnen Dichter als nationale Erscheinungen aufzufassen, die in ihrem Volke und ihrer Zeit wurzeln, und schuf mit seiner „Lucinde" die Sinnlichkeitsphilosophie der Romantik. 1802 zog er mit Dorothea Veit nach Paris, ehelichte sie dort, kam über Köln und Dresden 1808 nach Wien, nachdem er Katholik geworden, erhielt in Wien eine diplomatische Anstellung (vgl. Anm. 557), nahm am Kriege des Jahres 1809 im Hauptquartiere teil, verfaßte die meisten Proklamationen, gab 1810 den „Österreichischen Beobachter" heraus (Anm. 558) und wurde Oktober 1815 österreichischer Legationsrat beim Bundestag in Frankfurt a. M. 1818 nach Wien zurückgekehrt, redigierte er seine Schriften und arbeitete an kritischen Aufsätzen, auch hielt er Vorlesungen (Wien 1828). Während einer solchen starb er im Januar 1829 in Dresden (vgl. auch II, S. 246). Vgl. Goedeke VI, S. 17ff. — Durch 5 Jahre Karolinens Hausgenosse (oben II, S. 171, 181) hatte Schlegel mannigfache Beziehungen zur Pichler. Nicht nur, daß sie seine Wiener Vorlesungen 1812 und 1828 besuchte (oben S. 387, 415; II, S. 347f.), teilweise auch in ihrem Ferdinand II. berücksichtigte (II, S. 25), seinen etwas seltsamen Alarcos las und zitierte (oben S. 302; II, 281f.), seine berüchtigte Lucinde vornahm (oben S. 302, 327), wiederholt in seiner Gesellschaft, sei es in seinem, in ihrem (II, S. 185) oder in Frau von Matts Haus (oben S. 409) war, sondern sie schrieb, obwohl sie ihn als Dichter unproduktiv fand (oben S. 301), für seinen „Beobachter" (unten Anm. 558) und für sein „Deutsches Museum" (4 Bde. Wien 1812, 1813: Goedeke VI, S. 24ff.; H. H. Houben, Zeitschriften der Romantik. Berlin 1904. Sp. 216ff.) Aufsätze und zwar:

I. (Wien 1812), S. 101ff.: Johann Hunniady Corvin (Gedicht = S. W.² XVI, S. 228ff.). Vgl. noch Anm. 678c, *α*. — III. (Wien 1813), S. 140ff.: Scenen aus dem Trauerspiel Germanicus (II. Akt, Sz. 5; IV. Akt, Sz. 1, 2). Vgl. Anm. 682. — IV. (Wien 1813), S. 175f.: Vor dem Gemählde des Herrn Peter, in der Kunstausstellung der k. k. Akademie zu Wien: Kaiser Maximilian der Erste, wie er seine Braut, Maria von Burgund, zu Gent empfängt (2 Sonette = S. W.² XVI, S. 95f.). Vgl. Anm. 678e, *α*.

[553]) Lucinde. Ein Roman von Friedrich Schlegel. Erster (einziger) Theil. Berlin 1799. Das Buch löste eine große Anzahl Schriften für und wider und Nachahmungen aus (Goedeke VI, S. 21f., Nr. 20). Die darin gepredigte freie Liebe erregte Aufsehen (vgl. noch oben S. 302).

[554]) Dorothea Schlegel (1763—1839), die Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, heiratete frühzeitig (1778) den Kaufmann Simon Veit, verließ ihn aber 1798 Friedrich Schlegels wegen, den sie 1804 in Paris heiratete und mit dem sie in Paris, Köln und Wien lebte. Sie war über den Protestantismus (1804) 1808 Katholikin geworden. Von 1808—1830 (September) weilte sie mit Ausnahme zweier Jahre (April 1818 bis Juli 1820), die sie in Rom bei ihrem Sohne Philipp Veit verbrachte, in Wien, still und fromm, in angenehmer Häuslichkeit. Sie versammelte in ihrem Hause die Spitzen der geistigen Aristokratie und unterhielt zu dem Klemens Hoffbauer-Kreis rege Beziehungen. Die Schriftstellerei, die sie früher gepflegt (vgl. auch II, S. 183), übte sie nicht mehr aus, sondern widmete sich ganz der Häuslichkeit, was die Pichler besonders an ihr zu loben fand (oben II, S. 182f., 189f.), und der Liebe zu ihrem Gatten, der ihr aber nicht immer Treue mit Treue vergalt (oben II, S. 182; Pichler, S. W.[2] LIII, S. 231, 232). Sie kränkelte auch wiederholt. Nach dem Tode ihres Gatten (11. Januar 1829), der ihr sehr nahe ging (oben II, S. 248f.), übersiedelte sie September 1830 zu ihrem Sohn Philipp Veit nach Frankfurt a. M., wo sie ihre Tage beschloß. Sie war in Wien eine heitere, hingebende, gütige, unschöne, aber geistreiche Frau, die mit der sinnlich leidenschaftlichen „Lucinde" eigentlich nichts mehr zu tun hatte. Vgl. Franz Muncker in: Allgemeine Deutsche Biographie XXXI, S. 372ff.; Goedeke VI, S. 27f.; S. Hensel, Die Familie Mendelssohn. I [10] (Berlin 1900), S. 42ff. (mit manchen irrigen Daten); Ludwig Geiger, Dichter und Frauen I (Berlin 1896), S. 128ff. Über Dorothea Schlegel in Wien handelt eingehender, wobei auch K. Pichler benützt wird, Margareta Hiemenz (Dorothea v. Schlegel, Freiburg i. B. 1911. S. 109ff.).

[555]) Der Mediziner Karl Friedrich Burdach schildert 1810 Friedrich Schlegel mit (Rückblick auf mein Leben. Leipzig 1848. S. 43): „fettes, glänzendes Gesicht mit der pfäffischen Salbung, von welcher er zu triefen schien." Das stark Einseitige für religiöse Meinungen hebt 1811 auch Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schlegel hervor (Ansichten über Ästhetik und Literatur. Herausgegeben von F. Jonas. Berlin 1880. S. 124), doch spricht er ihm Tiefe und Originalität zu, während er an Wilhelm August Schlegel, der in allem um die Sache herumgeht, den Mangel an Tiefe und Originalität festlegt. Nach Haschka (Robert Keil, Wiener Freunde 1784—1808. Wien 1883. S. 102) gebärdete sich Wilhelm in Gesellschaft vornehm, einsilbig, absprechend und pedantisch, während Friedrich Schlegel (S. 103), den Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau (Tagebücher I [Wien 1909], S. 271) bis 1809 für einen sinnlichen und feigen Menschen hielt, dem er aber später ein

Ringen nach Überzeugung und Wahrheit zubilligt, als gesetzt, anspruchslos und wirklich gründlicher und vielseitiger Gelehrter hingestellt wird, der „seine Meinung offen und frei, ohne Dreistigkeit, ohne Rechthaberei, ohne irgendeine Zudringlichkeit" sagt. Haschka sagt weiter: „In meinem Leben hätte ich in diesem ernsten, ordentlichen, gesitteten Menschen nicht den Verfasser der Lucinde vermutet." Eine Charakteristik beider Brüder, die mit der obigen (S. 312 und 327f.) übereinstimmt, gibt K. Pichler bereits früher in ihrem Nekrolog der Dorothea Schlegel (S. W.[2] LIII, S. 224f.).

[556]) Eine ganz ähnliche Charakteristik der Dorothea v. Schlegel entwarf Karoline Pichler im Nekrolog auf sie (S. W.[2] LIII, S. 225f.). Auch deren gesellschaftliche Talente (oben S. 329) hob sie in diesem Aufsatze bereits gehörig hervor (S. W.[2] LIII, S. 227) und gelangte zum Schlusse, daß Frau Schlegel „die liebenswürdigste Frau vom Hause war, die man finden kann". Karoline Pichler war Dorothea in langjähriger, aufrichtiger Freundschaft zugetan, trotzdem diese eine norddeutsche Frau und Schriftstellerin war (II, S. 28), die Karoline sonst haßte, denn Dorothea hatte den großen Reiz der Häuslichkeit, den Karoline so sehr liebte, an sich (II, S. 189f.; S. W.[2] LIII, S. 227f.), und war ihr völlig gleichgesinnt (oben S. 402). Auch Dorotheas frommer Sinn zog sie an, und als Karolinens Tochter 1824 nach Prag übersiedelt war und Schlegels in Pichlers Haus einzogen, da klammerte sich Karoline mit ganzer Seele an Dorothea, die ihr Trost zusprach, verbrachte beinahe jeden Abend bei ihr und lernte sie nun völlig kennen und verstehen (II, S. 181, 182f., 221; S. W.[2] LIII, S. 229f.). Schon 1811 hatte Dorothea den Sommer in Karolinens Nähe verbracht (oben S. 381, 382; S. W.[2] LIII, S. 229) und waren hier beide einander nahegekommen. Nach Friedrich Schlegels Tod (Januar 1829) übersiedelte Dorothea zu Klinkowström (II, S. 251 mit Anm. 424) und im September 1830 zu ihrem Sohne Philipp Veit nach Frankfurt. Ein Briefwechsel zwischen Karoline und Dorothea entspann sich, und als letztere 1839 starb, da erhielt erstere, die dieser einen warmen Nachruf widmete (II, Anm. 311), testamentarisch Dorotheas Kommunionbuch (Pichler, S. W.[2] LIII, S. 223).

[557]) Friedrich von Schlegel, seit dem Sommer 1808 in der Staatskanzlei in Preßangelegenheiten beschäftigt, wurde am 28. März 1809 zum Hofsekretär in der Staatskanzlei ernannt (J. M. Raich, Dorothea Schlegel I [Mainz 1881], S. 331, 341). — Der Abendgesellschaften bei der Schlegel gedenkt Karoline Pichler auch sonst noch (II, S. 182f.; S. W.[2] LIII, S. 230), lernte sie doch hier viele Leute, darunter besonders die Humboldts (Karoline, Wilhelm und Alexander) kennen (oben S. 384, 413; II, S. 26, 83, 225).

[558]) Der Österreichische Beobachter für das Jahr 1810. Wien. 2 Bde. Zuerst (1810) von Friedrich Schlegel, später von Pilat redigiert; es nahmen Friedrich von Gentz, Adam Müller, Hülsemann u. a. werktätigen Anteil daran. Zunächst neben der Politik auch die Literatur pflegend, segelte die Zeitung später ganz im politischen Fahrwasser der auswärtigen Kanzlei Metternichs. Der erste, unter Schlegels Redaktion erschienene Jahrgang enthielt literarische „Beilagen“; in diesen veröffentlichte (Nr. 5) Karoline Pichler ihren Nekrolog auf Josef Köderl. Der zweite Jahrgang brachte ein Gedicht der Pichler (vgl. Anm. 620). Über Schlegels Beteiligung am „Österreichischen Beobachter“ vgl. man L. Geiger, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft XVI. (Wien 1906), S. 295ff. — Dem Beobachter ging 1809 in 52 Nummern vom 24. Juni bis 16. Dezember 1809 die ebenfalls von Schlegel gegründete „Österreichische Zeitung“ voran (Geiger a. a. O. XVI, S. 295).

[559]) Preußen war am 14. Oktober 1806 in der großen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt vernichtend aufs Haupt geschlagen worden und der Friede von Tilsit (7.—9. Juli 1807) raubte ihm einen großen Teil seines Landbesitzes.

[560]) Über Collins „Lieder Österreichischer Wehrmänner“ (Wien 1809) haben R. F. Arnold und Karl Wagner (Achtzehnhundertneun. Wien 1909, S. 321ff.) alles Wissenswerte in eingehender Weise zusammengestellt. Bemerkt sei nur, daß der, von der Pichler erwähnten öffentlichen Aufführung am 2. April (Ostersonntag) im Redoutensaale bereits am 25. und 28. März Aufführungen vorangegangen waren (Arnold-Wagner, S. 334ff.), während am 16. April die letzte Aufführung folgte (ebd. S. 337). Karoline Pichler war von den Liedern zu Tränen gerührt (oben S. 190).

[561]) Das Patent zur Organisation der Landwehr für Österreich erging bereits am 9. Juni 1808 und Ende August war die Organisierung vollendet. Erzherzog Johann stand an der Spitze, der Adel und die Bürger drängten sich um die Fahnen, ein guter Geist und Begeisterung herrschten allenthalben. Am 3., 4. und 5. März 1809 stellten sich die 6 Wiener Landwehrbataillone in der Stärke von ca. 6000 Mann zur Musterung auf das Glacis, vom 6.—8. März erhielten sie Gewehre und zwei Feldpater, am 9. März fand die Fahnenweihe bei St. Stephan statt, wobei die Kaiserin Maria Ludovica anwesend war, und am 10. März erfolgte der Abmarsch über Klosterneuburg und Korneuburg zur Armee; vgl. (Alois Edler von Bergenstamm) Materialien zur Geschichte der Österreichischen Landesvertheidigung, insbesondere der Landwehr. Wien 1809. S. 49ff.; Geusau, S. 41ff.; Wertheimer, S. 9ff.; Glossy, S. 42ff.; Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben I, S. 267ff. — Karoline Pichlers Aufsatz „Über den Volksausdruck in unserer

Sprache: Ein ganzer Mann. 1809“ (Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. Wien 1809. S. 175ff. = S. W.[2] XVII, S. 146ff.) ist ein begeisterter Ruf an die Bürger, Soldaten, an die Soldaten, Bürger zu sein, daß alle ganze Männer seien. Sie wendet sich darin gegen die stehenden Heere, da ihr nur das Volksheer (die Miliz) das Richtige zu sein scheint, um ganze Männer hervorzubringen. — Außerdem enthalten die „Vaterländischen Blätter“ noch von Karoline Pichler: 1. 1809, S. 81—83: Die Tropfsteinhöhle zu Blasenstein (= S. W.[2] XVII, S. 45ff.). — 2. 1809, S. 103f. Kaiser Ferdinand der Zweyte (Nachdruck; vgl. Anm. 565). — 3. 1810, S. 192ff.: Über die Bildung des weiblichen Geschlechtes (= S. W.[2] XVII, S. 158ff.). — 4. 1810, S. 286ff.: Joseph Köderl (Nachdruck; vgl. Anm. 558).

[562]) Johann Ernst Graf von Hoyos-Sprinzenstein (1779—1849), Feldmarschalleutnant und Ritter des goldenen Vließes, trat 1809 in die österreichische Landwehr, wurde bald Kommandant des von ihm ausgerüsteten Bataillons und ging 1815 als Oberst zur Armee. Seit 1821 Geheimer Rat, wurde er 1848 Befehlshaber der Wiener Nationalgarde, war aber als solcher in seinen Handlungen nicht glücklich. Vgl. Wurzbach IX, S. 346f.

[563]) Maximilian Josef Freiherr von Somerau-Beeckh (1769—1853), der letzte seines Stammes, war der Sohn der Clara von Summern und des Gottfried Wilhelm von Somerau-Beeckh, diente zuerst bei der Kavallerie, wurde 1797 Priester und war dann Kooperator in Pillichsdorf, Hernals, Matzleinsdorf und auf der Wieden; 1809 wurde er Feldpater der drei ersten Wiener Landwehrbataillone und hielt bei deren Fahnenweihe, da er ein glänzender Redner war, die Festrede. 1810 Pfarrer der Leopoldstadt, 1813 Domherr in Olmütz, 1827 Propst der Stadtpfarre daselbst, 1831 Dompropst geworden, erwählte ihn das Domkapitel 1836 zum Fürsterzbischof von Olmütz. Er erwarb sich als solcher große Verdienste um die Verwaltung seiner Diözese und um seine Diözesanen, welches Wirken von Kaiser und Papst anerkannt wurde. 1850 wurde er zum Kardinal ernannt. Vgl. Wurzbach XXXV, S. 265ff.

[564]) Das Dragonerregiment Nr. 8 (Dampierre) übte sein Regimentsprivilegium, mit klingendem Spiel durch die Stadt in die Burg zu reiten und dort das Werbezelt aufzuschlagen, zum letztenmal am 8. März 1809 aus; Erzherzog Karl ritt damals an dessen Spitze durch die Stadt. Aus diesem Anlaß wurden mehrere Gelegenheitsgedichte, darunter auch eines von der Pichler, in Druck gelegt und unter die Mannschaft verteilt. Vgl. Eduard Freiherr von Tomaschek, Geschichte des k. k. Dragoner-Regiments Nr. 8. Wien 1889. S. 293f.; Geusau, S. 39f. — Wenn Karoline Pichler (oben S. 333) von zwei Prinzen Liechtenstein berichtet, die sich

anwerben ließen, so dürfte dies nicht ganz richtig sein, denn Lulu Gräfin Thürheim (Mein Leben I, S. 267) meldet, daß nur der junge Prinz Karl Liechtenstein (1790—1865), später General der Kavallerie, Geheimer Rat und Obersthofmeister (Wurzbach XV, S. 163ff.) nebst einem andern Edelmanne sich bei den Werbern einfand.

[565]) Kaiser Ferdinand der Zweyte. Als am 8. März 1809 das Cavallerie-Regiment Hohenzollern durch die Stadt über den Burgplatz zog. Von Carolina Pichler, gebornen von Greiner. Wien 1809. 8⁰. 4 ungezeichnete Blätter (Stadtbibliothek). — Danach gedruckt: Pichler, S. W.[3] XVI, S. 213ff.; Tomaschek a. a. O., S. 775ff.; Arnold-Wagner, Achtzehnhundertneun. Wien 1909. S. 102ff., Nr. 62 und 362ff. (Erläuterungen); vgl. noch Anm. 561 und 678a, α). — Karoline Pichler berichtet in diesem Gedichte von der Rettung Kaiser Ferdinand II. durch das Regiment Dampierre, ein Ereignis, das sie später in ihrem Theaterstück „Ferdinand II." verwertete (vgl. II, S. 431, Anm. 70). Ihre Quelle war Hormayrs Plutarch (Arnold-Wagner, S. 364) und mündliche Tradition (vgl. II, S. 38).

[566]) Der Direktor des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs Josef Freiherr von Hormayr hatte, seitdem Tirol an Bayern abgetreten worden war, eine fieberhafte Tätigkeit in Wort und Schrift entfaltet, um zu beweisen, daß Tirol zu Österreich gehöre und um das Anhänglichkeitsgefühl seiner Landsleute an die Habsburger wach zu erhalten. 1808 führte er die geheimen Verhandlungen mit den Tiroler Führern und entwarf den Plan zur Befreiung Tirols. Er wurde Erzherzog Johann als administrativer Oberleiter für Tirol beigegeben und verfaßte als solcher die meisten Manifeste und Proklamationen. Daß der Aufstand in Tirol so glänzend gelang, ist ein Hauptverdienst Hormayrs. Vgl. K. Th. Heigel in: Allgemeine Deutsche Biographie XIII, S. 131f. — Der Karfreitag des Jahres 1809, an dem Hormayr von Wien abging (oben S. 333), fiel auf den 31. März.

[567]) Die Kriegsandachten, die am 17. April begonnen hatten, waren am 24. April 1809 mit einer feierlichen Prozession, die von St. Augustin über alle Stadtkirchen zu St. Stephan unter Führung des Wiener Erzbischofs und unter Beisein der Kaiserin, des Kronprinzen, einiger Erzherzöge, der Spitzen des Stadtmagistrats ging, abgeschlossen worden (A. Ritter v. Geusau, Historisches Tagebuch aller merkwürdigen Begebenheiten, welche sich vor, während und nach der französischen Invasion der k. k. Haupt- und Residenzstadt in dem Jahre 1809 zugetragen haben. Wien 1810. S. 57f., 60f.; Tagebuch des M. Perth: K. Glossy in: Wiener Neujahrs-Almanach 1900, S. 53f., 55; Briefe der Dorothea Schlegel: J. M.

Raich, Dorothea v. Schlegel I [Mainz 1881], S. 344, 349; K. A. Schimmer, Die Französischen Invasionen in Österreich und die Franzosen in Wien in den Jahren 1805 und 1809. Wien 1846. S. 67, 243f.). Alles war guter Dinge, war doch am selben Tag die Nachricht von einem Siege eingetroffen (Eduard Wertheimer, Zur Geschichte Wiens im Jahre 1809. Wien 1889. S. 14). Doch bald folgte das Dementi, man erfuhr von den Niederlagen bei Abensberg (20. April), Landshut (21. April), Eckmühl (22. April) und Regensburg (23. April). Tiefe Niedergeschlagenheit trat ein und von allen Pfarren Wiens und der Umgebung fanden am 28. April feierliche Prozessionen unter Vorantragung des Hochwürdigsten zur Stephanskirche statt (Geusau, S. 69; Schimmer S. 72; Wertheimer S. 15), welche um Sieg flehten.

568) Am 24. April 1809 rückte Erzherzog Karl mit dem Gros seiner Armee im Angesichte des Feindes, unter dem Schutze der Artillerie und Kavallerie bei Regensburg über die Donau und zog sich nach Böhmen zurück. Dadurch war für Napoleon der Weg nach Österreich und Wien offen, denn der abgeschnittene linke Flügel unter Hiller war zu schwach, erfolgreichen Widerstand zu leisten, um so mehr, als die beabsichtigte Vereinigung mit Erzherzog Karl bei Linz unterblieb und Hiller bei Ebelsberg geschlagen wurde. Vgl. Schimmer, S. 68ff.; Wertheimer, S. 15f; Geusau, S. 66f.

569) Jeremias 31,9: Ich will sie leiten an den Wasserbächen (mit Trost göttlichen Worts). — Die Gedanken, welche K. Pichler hier über den Stephansdom ausspricht, treten uns auch in einem ihrer Gedichte entgegen (vgl. II, Anm. 409).

570) Ein Teil der kaiserlichen Familie reiste bereits am 29. April nach Ungarn ab, ebenso ging am gleichen Tage ein großer Teil der Hofschätze ab; das Gefecht bei Ebelsberg (3. Mai) veranlaßte am 4. Mai die Kaiserin Maria Ludovica, mit der Erzherzogin Maria Luise Wien zu verlassen, und am 7. Mai wurden das Haus-, Hof- und Staatsarchiv, das Archiv des Hofkriegsrates, die Staatskassen und die Kasse des magistratischen Depositenamtes nach Ungarn geführt. Vgl. Schimmer, S. 72, 73, 76f.; Geusau, S. 69, 82, 83, 93; Glossy, S. 57.

571) Erzherzog Maximilian hatte es schon Ende April beim Kaiser durchgesetzt, die Stadt Wien bis zum Eintreffen der Hauptarmee zu verteidigen. Obwohl der Magistrat und Erzherzog Rainer dagegen waren, da sich diese von einer überhasteten Verteidigung nur Schaden versprachen, blieb der Kaiser fest und Erzherzog Maximilian erließ am 4. Mai eine Proklamation an die Wiener, worin er sie aufforderte, an der Verteidigung teilzunehmen und eine Art Landwehr zu organisieren. Bis zum 10. Mai

wurde in fieberhafter Hast gearbeitet, der Hauptwall befestigt, die Burgbastei mit Kanonen versehen, die Vorstädte preisgegeben, die Zugbrücken der einzelnen Tore instand gesetzt, einzelne Donaubrücken abgebrannt und die Verteilung der Truppen und Bürgermiliz vorgenommen. Vgl. Schimmer, S. 74ff.; Geusau, S. 85ff., 90ff.; Wertheimer, S. 16ff.; Glossy, S. 58ff.

[572]) Gemeint ist Josefa Sölnwanger, die Mutter der Frau Kempelen, welche am Breitenfelder Grund das Haus Nr. 12 besaß, auf das sie am 1. November 1814 satzweise von Frau v. Greiner 500 fl. C M aufnahm (vgl. den Verlassenschaftsakt der letzteren im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 12 ex 1815). Nach dem Tode der Antonie von Kempelen († 1814) übernahm sie die Erziehung von deren Sohn Ludwig (vgl. Anm. 405). Sie selbst starb am 27. August 1824 zu St. Pölten, wo sie auf Besuch bei ihrer Enkelin Wilhelmine Czerny, geb. Rotter (vgl. über diese Jul. Schneller, Hinterlassene Werke, I, [Leipzig 1834], S. 272; II, S. 13) war (vgl. den Verlassenschaftsakt der Frau Sölnwanger im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 5053 ex 1824). Frau Sölnwanger, Witwe nach einem k. k. Oberkommissär mit dem Titel Regierungsrat, wohnte die letzten 15 Jahre ihres Lebens in der Leopoldstadt (ebd.). — Ihre zweite Tochter war Josefa von Rotter, die 1824 als Hauptmannswitwe im Verlassenschaftsakt ihrer Mutter figuriert; Schneller (a. a. O., I, S. 269) nannte sie 1812 eine schöne Seele.

[573]) Karoline Pichler spielt hier auf das Verhältnis der Frau v. Kempelen zu Karl von Kurländer an (vgl. darüber oben Anm. 405). — Von „eben jene" bis „gefunden hatte" nur in der Handschrift.

[574]) Über Pichlers Roman „Die Belagerung von Wien", vgl. II, S. 175 mit Anm. 296 und II, S. 228.

[575]) Über Josefa Freiin von Richler s. oben Anm. 422; über deren Schwestern Katharina und Nanette Porta vgl. oben Anm. 422 und unten Anm. 644. Über ihren Mann Leopold, der 1809 Kommandant des 1. Landwehrbataillons des Viertels unterm Wienerwald war, vgl. Anm. 422.

[576]) Über Anna Maria Baronin Engelhardt, deren Mann Franz Xaver und deren Stiefsohn Alexander vgl. oben Anm. 426 und II, Anm. 102. Über den Bruder Eugen Freiherrn von Bretton und die Schwester Maria Ernestine der Frau Engelhardt vgl. man II, Anm. 194.

[577]) Die Franzosen hatten am 10. Mai 1809 mit Tagesanbruch von Schönbrunn aus die Vorstadt Mariahilf besetzt und verbreiteten sich von hier aus weiter. Zweimal wurde Erzherzog Maximilian von seiten der Franzosen zur Übergabe der Stadt aufgefordert,

doch er gab eine hochmütige Antwort und ließ die Vorstädte heftig beschießen, so daß man zur Vermeidung von Unannehmlichkeiten gezwungen war, die Kranken- und Versorgungshäuser in den Vorstädten durch schwarze Fahnen vor den Freunden zu schützen (Schimmer, S. 84; oben S. 340f.). Die Beschießung wurde am 11. Mai fortgesetzt und dabei besonders die Hofstallungen beschädigt. Nachdem die Franzosen bereits um 2 Uhr nachmittags gegen die Burgbastei geschossen hatten, begannen sie abends um 9 Uhr das allgemeine Bombardement. Vgl. Schimmer, S. 79ff.; Geusau, S. 105ff.; Wertheimer, S. 19f.; Glossy, S. 64ff. — Hauptmann Lorenz Barchetti, der mit seiner Kompagnie vom zweiten Bürgerregiment gegen die Löwelbastei zu stand, wurde in der Nacht vom 11. zum 12. Mai durch eine Granate schwer verwundet (vgl. Schimmer, S. 89; Geusau, S. 129), starb aber nicht noch diese Nacht, wie die Pichler meint, sondern erst am 15. Mai. Er war bürgerlicher Bandfabrikant in Oberneustift Nr. 88, seit 12. September 1803 mit Katharina Mattei verehelicht und hinterließ seinen vier Kindern (Anton, 4 Jahre; Katharina, 3 Jahre; Karl, 2 Jahre und Franziska, $^3/_4$ Jahre) ein Vermögen von 6709 fl. 57 kr. (vgl. seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 3636 ex 1809). Sein Leichenbegängnis fand am 17. Mai in feierlicher Weise statt, selbst Franzosen beteiligten sich daran (Schimmer, S. 89, Anm.; Geusau, S. 129). Er wurde am Schmelzer Friedhof beerdigt, wo heute noch (November 1912) sein Grabstein (Haupteingang, rechts) mit folgender Inschrift zu sehen ist:

Dem tapfern Herrn
Lorenz Barchetti
Hauptmann im zweyten Wiener-
Bürger-Regiment
gewidmet
von seinen Cameraden.

Errichtet am 11. May 1847.

Die Gemeinde benannte ihm zu Ehren im 13. Bezirke eine Straße mit „Barchettigasse" (Friedrich Umlauft, Namenbuch der Straßen und Plätze von Wien. Wien 1905. S. 8). — Außer Barchetti fielen dem Bombardement noch 16 Menschenleben zum Opfer (Schimmer, S. 89f.; Geusau, S. 129f.).

[578]) Über die Beschießung Wiens in der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1809, die um 9 Uhr abends von den Hofstallungen aus (Spittelberg) begann und infolge Munitionsmangels um $^1/_2$3 Uhr früh aufhörte, sowie über die Zerstörungen, die sie bewirkte, und

über die Feuersbrünste, die in der Stadt ausbrachen, vgl. man Geusau, S. 126ff.; Schimmer, S. 86ff.; Wertheimer, S. 20; J. A. Freiherr von Helfert in: Die Kultur IX (Wien 1908), S. 451ff.

[579]) Die Franzosen hatten es verstanden, zu gleicher Zeit, als sie Wien bombardierten, beim Lusthaus im Prater eine Brücke zu schlagen; alle Bemühungen der Österreicher, sich dieser Brücke zu bemächtigen, schlugen fehl, und so entschloß sich Erzherzog Maximilian, um nicht abgeschnitten zu werden, mit seinen Truppen Wien über die Taborbrücke zu verlassen, und gab dem Platzkommandanten General Oreilly um $^1/_2$4 Uhr morgens den Befehl, eine vorteilhafte Kapitulation abzuschließen. Da der Magistrat, die Hofkommission und die in Wien verbliebenen Generäle dafür waren, so leitete Oreilly mit Andréossy die Verhandlungen ein und eine Bürgerdeputation erschien bei Napoleon in Schönbrunn, der ihr die größte Schonung Wiens versprach. Die Unterzeichnung der Kapitulation erfolgte am 12. Mai abends, die Aussteckung der weißen Fahnen auf den Wällen war bereits um 2 Uhr nachts vollzogen worden. Vgl. Geusau, S. 131ff.; Schimmer, S. 90ff.; Wertheimer, S. 21ff.; Glossy, S. 66f. — Ähnliche Gedanken wie die Pichler betreffs der Nutzlosigkeit der Verteidigung Wiens hatten auch andere, welche die ganze Sache als Gaskonade usw. bezeichneten, vgl. Wertheimer, S. 25f.

[580]) Am 13. Mai um 7 Uhr früh marschierten die französischen Grenadiere des Oudinotschen Korps als erste in Wien ein (Geusau, S. 138; Schimmer, S. 93; Glossy, S. 68; Helfert a. a. O. IX, S. 454). — Die Mißhandlung des Parlamentärs (Oberst Lagrange), und nur diese kann Karoline Pichler im Auge haben, erfolgte bereits vor der Übergabe der Stadt am Morgen (7 Uhr) des 10. Mai 1809, und zwar beim Burgtor. Über die dabei obwaltenden Umstände, seine Gefangennahme und Verwundung vgl. Geusau, S. 108f.; Schimmer, S. 80; Wertheimer, S. 19; J. M. Raich, Dorothea v. Schlegel I, S. 358. Schönholz (Traditionen. Herausgegeben von G. Gugitz I [München 1913], S. 205) setzt dies Ereignis auf den 14. Mai, also wie die Pichler nach der Kapitulation Wiens, läßt aber fälschlich den Parlamentär töten. Ganz verworren ist die Darstellung im Tagebuche des M. Perth (Glossy, S. 61f.). Zur einzig richtigen Mitteilung bei Geusau stimmt die Biographie des Obersten Ange-François Le Lièvre de Lagrange in „Nouvelle Biographie générale (XXVIII [Paris 1859], Sp. 843).

[581]) Der Brotmangel hing damit zusammen, daß die Bäcker täglich 58 000 Portionen an die französische Armee abliefern mußten (Geusau, S. 142; Schimmer, S. 94). Betreffs der Einquartierungen erschien am 15. Mai 1809 ein vernünftiger Befehl des Platzkommandanten Generals Razout (Geusau, S. 147ff.); die Hausinhaber

hatten nach Verordnung vom 14. Mai die Bequartierten entsprechend ihrem Range zu verköstigen (Geusau, S. 143f., 152; Schimmer, S. 96f.). Vom 16. Mai ab zeigte sich neben dem Brotmangel noch Mangel an Fleisch und Milch (Geusau, S. 150, 153, 154f.; Schimmer, S. 97f.).

[582]) Nach den Siegen bei Pordenone (15. April) und Sacile (16. April) schlug Erzherzog Johann am 28. April 1809 den Vizekönig Eugène Beauharnais und die italienische Armee bei Caldiero entscheidend aufs Haupt, doch konnte er den Sieg wegen der schlechten Nachrichten von der Hauptarmee nicht ausnützen und mußte den Rückzug antreten (vgl. Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Erzherzog Johann von Österreich im Feldzuge von 1809. Graz 1892. S. 4ff.).

[583]) Kaiser Napoleon hielt am 14., 15. und 16. Mai Revuen auf der Schmelz ab (Geusau, S. 153). Einer dieser Revuen wird Karoline Pichler beigewohnt haben, wahrscheinlich der am 16. Mai, die besonders glänzend war (C. Bernd, in: Der Wiener Zuschauer. Herausgegeben von J. S. Ebersberg. Wien 1846. S. 1172, nach einem hds. Tagebuch, das mit dem Rosenbaums identisch sein dürfte).

[584]) Der Tod des Obersten Freiherrn von Engelhardt erfolgte im Hause der Pichler am 8. Mai 1809 (vgl. oben Anm. 426), also zu einer Zeit, wo die Franzosen noch nicht in Wien waren, er konnte daher nicht deren Kriegsgefangener sein (Pichler, S. 345). Die Franzosen rückten erst am Tage des Leichenbegängnisses (10. Mai) in die Vorstädte ein (Geuseu, S. 107), also auch nicht am Tage Christi Himmelfahrt (11. Mai), wie die Pichler (S. 346) meint, denn an diesem Tage begann bereits das Bombardement.

[585]) Über die, zwei Tage währende (21. und 22. Mai 1809) Schlacht bei Aspern, wo Napoleon zum erstenmal besiegt wurde, vgl. die eingehende Darstellung bei Moritz Edlen von Angeli, Erzherzog Carl von Österreich als Feldherr und Heeresorganisator IV (Wien 1897), S. 287ff. Daß der Sieg nicht ausgenützt wurde, hatte keine geheimnisvollen oder anderen Gründe, wie Pichler (S. 348) und viele andere (Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben I, S. 300f., 310ff.) meinten, sondern war darin begründet, daß die Eigenart des Terrains eine Vernichtung der Besiegten nicht zuließ, waren doch die Donauarme hoch angeschwollen, und daß Napoleon noch über eine starke Reserve verfügte, während die Österreicher ihre ganze Armee ins Treffen gebracht hatten und außerdem keine Munitionsreserve hatten (vgl. Angeli IV, S. 363f.); ein geplanter Überfall auf die Lobau in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai mußte, da er nicht genügend vorbereitet war, unterbleiben (Angeli IV, S. 365ff.). Da Napoleon wieder rührig wurde,

so wurde am 25. Mai die gefährliche Stellung bei der Lobau verlassen und die österreichische Armee hinter dem Rußbache aufgestellt (Angeli IV, S. 367ff.). — Über die Anteilnahme der Wiener an dieser Schlacht, die auf die Basteien beim Rotenturm- und Stubentor, sowie auf Dächer und Türme eilten, um etwas zu hören oder zu sehen, vgl. Geusau, S. 164. Napoleon verheimlichte den Wienern den Sieg der Österreicher und das 10. französische Armeebulletin vom 24. Mai sprach von ungeheuren Verlusten der Österreicher, aber von ganz geringen der Franzosen, was direkt lächerlich war, nachdem seit dem 23. Mai ununterbrochen französische Blessierte eingebracht wurden; doch erfuhren die Wiener den wahren Sachverhalt schon am 24. Mai; vgl. Glossy, S. 73ff.; Schimmer, S. 103ff.; Wertheimer, S. 30f.; C. Bernd in: Der Wiener Zuschauer. 1846. S. 1179ff.; Helfert a. a. O. IX, S. 459ff.

[586]) Franz Weber von Treuenfels, seit 1808 Feldmarschalleutnant, wurde am 22. Mai tötlich verwundet, geriet in Kriegsgefangenschaft, wurde über eigenes Verlangen, nachdem er mit Napoleon darüber gesprochen hatte, nach Wien transportiert und starb hier am 23. Mai 1809. Sein Leichenbegängnis (25. Mai) fand mit militärischen Ehren statt. Vgl. Geusau, S. 176f.; Schimmer, S. 106f.

[587]) Antoine François Graf Andréossy (1761—1828), seit 1781 in Militärdiensten, wurde von Napoleon zum Leiter des Artillerie- und Geniewesens und zum Divisionsgeneral ernannt. Von 1807 bis 1809 war er Gesandter in Wien, und als diese Stadt 1809 von Napoleon in Besitz genommen wurde, deren milder Gouverneur. Später war er Gesandter in Konstantinopel, zog sich aber unter den Bourbonen ins Privatleben zurück und veröffentlichte eine größere Anzahl historischer Werke, die ihm 1826 die Wahl in die Akademie brachten. Vgl. Nouvelle Biographie générale II, Sp. 583f.; Thürheim, Mein Leben I, S. 315.

[588]) In den Spitälern befanden sich am 12. Juni ca. 20 000 Verwundete, eine sehr große Anzahl auch in Privathäusern (vgl. Geusau, S. 216). — Am 24. Juli brachten viele Schiffe Viktualien nach Wien (Geusau, S. 276) und am 28. Juli hörte der empfindliche Brotmangel auf (Geusau, S. 279; Glossy, S. 102).

[589]) Über die Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli 1809) vgl. den eingehenden Bericht bei Angeli a. a. O. IV, S. 476ff. — Über die vielen Verwundeten (oben S. 350), die vom 6. Juli an nach Wien gebracht oder in Mauer, Mariabrunn und anderen Orten untergebracht wurden, vgl. Geusau, S. 256f., 260, 262, 265, 275, 281, 285; Glossy, S. 93; Schimmer, S. 124f.; Helfert IX, S. 476ff.

[590]) Wrede nahm am zweiten Tage (6. Juli) mit seinen Truppen an der Schlacht bei Wagram teil und zwar im Zentrum. Er trieb

die Österreicher anderthalb Stunden weit zurück, wodurch der Erfolg des österreichischen rechten Flügels aufgehoben wurde. Ihm wurde ein Pferd erschossen, er selbst verwundet. Vgl. Johann Heilmann, Feldmarschall Fürst Wrede, Leipzig 1881. S. 156ff. — Über das unhöfliche Benehmen dieser Bayern in Wien vgl. Glossy, S. 93.

[591]) Die moderne, objektive Forschung hat unter Berücksichtigung alles für und gegen Erzherzog Johann Sprechenden gezeigt, daß dieser gar nicht früher als am 6. Juli nachmittags nach Ober-Siebenbrunn kommen konnte, da ihm die Befehle zum Vorrücken zu spät zukamen und diese zu wenig präzis waren, um seinen Vormarsch ohne Rücksicht auf die Kraft seiner Truppen und seiner Artillerie zu forcieren. Als er am Schlachtfeld eintraf, da war der Feldmarschalleutnant Franz Fürst Rosenberg mit dem linken Flügel bereits im Zurückweichen und eine Vereinigung mit diesem unmöglich, da Napoleon Davoust gegen Rosenberg gesendet hatte und Davoust nun zwischen Erzherzog Johann und Rosenberg stand. Vgl. die eingehende Schilderung und aktenmäßige Darstellung bei Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Erzherzog Johann von Österreich im Feldzuge von 1809. Graz 1892. S. 136ff., bes. S. 146f., 149, 150, 152ff. — Den Zeitgenossen, nicht nur der Pichler (oben S. 350), war das Verhalten Erzherzog Johanns ein Rätsel (Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben I, S. 312).

[592]) Über den Tod Josef von Kurländers vgl. man oben Anm. 386.

[593]) Strophe IV des Gedichtes „Die nächtliche Heerschau" von J. Chr. Freiherrn von Zedlitz (Gedichte. Stuttgart 1832. S. 16) mit einigen Abweichungen: 1. kalten [tiefen; 2. Wohl unter [Erstarrt in.

[594]) Am 14. August vormittags $1/2$ 10 Uhr explodierte infolge der Unvorsichtigkeit einiger Artilleristen das Pulverlaboratorium auf der Schottenbastei, wobei mehrere zerplatzte Granaten bis in die Stadt flogen. Der große Stadel auf der Bastei brannte ab und eine Anzahl von Franzosen (ca. 120) verloren ihr Leben. Vgl. Geusau, S. 286; Schimmer, S. 128; Glossy, S. 112ff.; Helfert a. a. O. X, S. 57.

[595]) Über die allgemeine, den Bürgern anbefohlene Illumination am Abend des 15. August 1809, sowie über das am Glacis vor den kaiserlichen Stallungen abends abgebrannte Feuerwerk, vgl. man Geusau, S. 286ff.; Schimmer, S. 130; Wertheimer, S. 37f. und Glossy, S. 114ff.; Helfert a. a. O. X, S. 58f. — Die von Karoline Pichler erwähnte Inschrift wird sonst in der Form „Zur Weihe An Napoleons Geburtstag" (= Zwang) überliefert und soll nach den einen in Mariahilf (Schimmer, S. 130), nach den anderen in der Stadt beim roten Turm zu sehen gewesen sein (Julius

Leisching, Aus dem Tagebuche eines alten Wieners. Wien 1907. S. 60 = Glossy, S. 120).

[596]) Jean Baptiste Nompère de Champagny, Herzog von Cadore (1756—1834), 1789 Deputierter, 1801 Gesandter in Wien, 1804 Minister des Innern und 1807 Minister des Äußern in Paris, 1808 Herzog von Cadore, 1809 Friedensunterhändler in Wien und 1810 Vermittler in Napoleons Eheangelegenheit. 1811 als Minister entsetzt, aber zum Senator und 1814 zum Pair ernannt. Vgl. Nouvelle Biographie générale IX, Sp. 620ff.

[597]) Clemens Lothar Wenzel Fürst Metternich-Winneburg (1773—1859), der bekannte und vielfach verkannte österreichische Staatsmann, von 1809—1848 Minister des Äußern und unumschränkter Herr von Österreich, war seit 1801 im diplomatischen Dienst Österreichs zunächst in Berlin und dann in Paris (1806 bis 1809). 1809 behandelte ihn Napoleon als Gefangenen und erst nach der Schlacht bei Aspern erlangte er die Freiheit. Er und Champagny unterhandelten vom 17. August ab in Deutsch-Altenburg viele Wochen, ohne besonderen Erfolg. Metternich war Napoleons grimmer Feind und trug viel zu dessen Sturz bei. Vgl. Wurzbach XVIII, S. 23ff. — Später (1815) lernte Pichler Metternich aus Anlaß der Zensurschwierigkeiten ihres Stückes „Ferdinand II." persönlich kennen (II, S. 52f.); sie war 1829 über den Tod seiner Gattin Antonie betrübt (II, S. 250).

[598]) Der Waffenstillstand wurde nach dem Gefechte bei Znaim (11. Juli 1809) in dieser Stadt am 12. Juli 1809 auf einen Monat abgeschlossen. Das betreffende Instrument enthielt 9 Artikel; vgl. Geusau, S. 266ff. — Betreffs des Friedens herrschte in Wien zu Ende des Juli 1809 große Ungewißheit, die einen glaubten daran, andere nicht (Glossy, S. 102f.), ebenso war es zu Anfang des August (Glossy, S. 108, 110, 122). Die eigentlichen Friedensverhandlungen begannen am 16. August, denn an diesem Tage reiste der Minister Champagny zum Friedenskongreß nach Deutsch-Altenburg (Geusau, S. 291; Schimmer, S. 131f.; Glossy, S. 120), doch wurde der Friede erst am 14. Oktober 1809 in Wien geschlossen und um 4 Uhr nachmittags sowie am folgenden Morgen mit je 100 Kanonenschüssen verkündet (Geusau, S. 313; Schimmer, S. 137; Glossy, S. 141). Der Friedenstraktat, aus 18 Artikeln bestehend (Geusau, S. 321ff.), bestimmte in § 3, daß Salzburg und Berchtesgaden, ein Teil von Oberösterreich, Görz, Monfalcone, Triest, Krain, der Villacher Kreis in Kärnten, die Länder rechts der Save, Teile von Böhmen und Westgalizien an Frankreich und seine Verbündeten abzutreten seien. — Am 16. Oktober verließ Napoleon um 2 Uhr nachmittags Schönbrunn und reiste nach Frankreich (Geusau, S. 314; Glossy, S. 142; Schimmer, S. 138).

Am 25. Oktober wurde der Friedenstraktat allenthalben in Wien angeschlagen (Geusau, S. 320; Glossy, S. 145; Schimmer, S. 140).

[599]) Dominique Vivant Denon (1747—1825), Maler und Kunsthistoriker, war ursprünglich unter den Bourbonen Diplomat und dilettierte nebenbei als Maler. Ein Aufenthalt in Neapel führte ihn zur Kupferstecherkunst. Nach dem Ausbruch der Revolution kehrte er nach Paris zurück und schloß sich als Maler Napoleons ägyptischer Expedition an. Napoleon ernannte ihn später zum Generaldirektor der Museen und er hatte seines Herrschers künstlerische Verherrlichung zu besorgen und zu leiten. Er war ein gewandter Weltmann, geistreicher Causeur und der „verständigste, sachkundigste Dieb Napoleons", wie ihn Karl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau (Tagebücher I [Wien 1909], S. 164) nennt, denn er hatte in den eroberten und besetzten Gebieten die Kunstschätze für die Pariser Sammlungen auszuwählen. Aus Wien wurden damals (im August 1809) eine große Anzahl Bücher und Handschriften der Hofbibliothek, sowie Gemälde der kaiserlichen Gemäldegalerie nach Paris geschickt (Schimmer, S. 132). Vgl. Nouvelle Biographie générale XIII, Sp. 650ff. — Karoline Pichler, bei der Denon verkehrte, traf ihn auch bei Frau Flies (oben S. 362), und er verschaffte ihr Zutritt ins Schönbrunner Schloßtheater (oben S. 358). Außerdem verdankte sie ihm den Stoff zu einigen Erzählungen (oben S. 356), und zwar besonders zu Zuleima (S. W.[2] XXVII, S. 261ff., besonders S. 264).

[600]) Alexandre Louis Joseph Marquis De Laborde (1774—1842), der Sohn des 1794 in Paris hingerichteten französischen Staatsmannes Jean Joseph De Laborde, kam 1789 nach Wien, wo er in österreichische Kriegsdienste trat und gegen Frankreich kämpfte. 1797 nach Paris zurückgekehrt, unternahm er weite Reisen, überall Kunststudien treibend und in großen Werken die Ergebnisse seiner Studien niederlegend. Auch über seinen Aufenthalt in Österreich schrieb er ein großes, reich illustriertes Buch (Voyage pittoresque en Autriche. Paris 1821), dessen zweiter Band Wiens Kunst- und andere Merkwürdigkeiten, aber keine Persönlichkeiten behandelt, obwohl er in Wien nicht nur bei der Pichler (oben S. 356), sondern auch bei Frau Flies u. a. verkehrte (oben S. 355, 362). Unter den Bourbonen wurde er Deputierter (1822), beteiligte sich an der Julirevolution und bekleidete eine Zeitlang das Amt eines Seinepräfekten. 1841 zog er sich von allem zurück. Er war ein freimütiger und geistreicher Mann. Vgl. Nouvelle Biographie générale XIII, Sp. 380ff. — Wenn K. Pichler (oben S. 355) behauptet, daß die Franzosen 1809 die Bäume im Tiergarten fällen ließen und verkauften, so stimmt dies nicht mit den Tatsachen. Denn es war der Wiener Pöbel, der im August den Tiergarten gewaltsam

erbrach und im Verein mit reicheren Gewerbeleuten die Bäume fällte und wegführte, mit der Ausrede, daß Napoleon diesen Raub gestattet hätte. Am 9. Oktober verbot daher die französische Regierung alle Arten von Holzfuhren aus dem Tiergarten bei Strafe (vgl. Geusau, S. 292f., 308f.).

[601]) François René vicomte de Chateaubriand (1768—1848), der berühmte französische Dichter, nebenbei auch Staatsmann, seit 1798 positiver Christ, schrieb 1802 sein Werk „Génie du christianisme", eine poetische und ästhetische Apologie des Christentums, ein Vorläufer seines Romans „Les martyrs", der 1802 begonnen wurde und 1809 erschien. Dieser Roman berührt sich vielfach mit Karoline Pichlers „Agathokles", worauf Rasori zuerst hinwies (vgl. II, Anm. 299), doch sind beide voneinander unabhängig (vgl. oben Anm. 551).

[602]) Karoline Freiin de la Motte Fouqué, Das Heldenmädchen aus der Vendée. Ein Roman (2 Bde. Leipzig 1816; Goedeke VI, S. 132 : 23).

[603]) Napoleon, ein großer Liebhaber des Theaters (vgl. August Fournier, Historische Studien und Skizzen II [Wien 1908], S. 206ff.) ließ zweimal in der Woche in Schönbrunn Opern aufführen (Glossy, S. 111; Schönholz, Traditionen. Hg. von G. Gugitz. I, S. 229f.), aber auch Schauspiele wurden hier gegeben. Wir wissen von einer großen Aufführung der Phädra am 31. Juli (Teuber-Weilen II, 2, 1, S. 180), der Schweizerfamilie von Weigl am 4. August (Glossy, S. 106) usw. Am 18. August beschenkte Napoleon alle Schauspieler, Tänzer und Operisten der Wiener Hoftheaterdirektion, die in Schönbrunn gespielt hatten, reichlich (Geusau, S. 291). Noch am 1. September wurde in Schönbrunn gespielt, und ein Zeitgenosse berichtet, daß es freie Eintrittsbilletts gab, und die Besucher auf kaiserliche Kosten bewirtet wurden; wenn Napoleon in seine Loge trat, so begrüßte er „alle Anwesenden mit Freundlichkeit und Herablassung" (Glossy, S. 127).

[604]) Michel Duroc, Herzog von Friaul (1772—1813), einer der treuesten und anhänglichsten Generäle Napoleons, dessen Adjutant er 1796 war. Stets um Napoleon, war er einer von dessen Vertrauten, und als er bei Markersdorf in der Nähe von Bautzen 1813 durch eine Kanonenkugel tötlich verwundet wurde, ging dies Napoleon sehr nahe. Vgl. Nouvelle Biographie générale XV, Sp. 470ff.

[605]) Sargines ou l'élève de l'amour, comédie lyrique en quatre actes. Text von Jacques Monvel, Musik von Nicolas Dalayrac (vgl. F. Clément et P. Larousse, Dictionnaire des opéras. Paris, o. J., S. 1005).

[606]) Friedrich Stapps (1792—1809), ein Predigerssohn aus Erfurt und früher ein glühender Anhänger Napoleons, wollte diesen am 11. Oktober 1809 in Schönbrunn erdolchen. Doch kam es nicht zur Ausführung der Tat, denn bereits früher fiel Stapps durch sein Wesen auf und wurde ergriffen. Napoleon kam ihm mit Milde entgegen, doch der Schwärmer wollte den Tod, und so wurde er denn am 13., nach anderen am 15. oder 17. Oktober erschossen. Vgl. Geusau, S. 310f.; Schimmer, S. 135f.; Glossy, S. 138ff.; J. Alex. Freiherr von Helfert, Maria Louise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen. Wien 1873. S. 52ff., 390, Anm. 17; Thürheim, Mein Leben I, S. 319f.

Der glühende Haß, den Karoline Pichler gegen Napoleon hatte, ist auch sonst bemerkbar (vgl. oben S. 345, 359, 361). Einige Briefstellen bieten zu S. 359ff. Parallelen, so an Huber (29. Oktober 1822: Glossy, Grillparzer-Jahrbuch III, S. 324): „Ich habe Napoleon nie geliebt und nur Weniges an ihm bewundert, ja es war eine Zeit, wo ich seine Ermordung für einen der Menschheit geleisteten Dienst angesehen hätte. Seit seiner Verbannung habe ich ihn bedauert (vgl. oben S. 359f.), und seit dem 31. März 1814 über vieles anders zu denken angefangen. Tempora mutantur —." In einem Briefe an Frankl (Album usw. Wien 1845, S. 81) meint sie, Napoleon war kein Verfechter der Freiheit, für welchen ihn nun die Jüngeren halten, die sich ein Ideal aus ihm schaffen, das nie bestand (vgl. dazu oben S. 330). Am 21. August 1806 (Brief an Streckfuß: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 400) nennt sie Napoleon einen Unhold, den Gott zur Strafe des sündigen Menschengeschlechts auf die Welt sandte.

[607]) Manzonis Ode auf den Tod Napoleons „Il cinque maggio", 1821 gedichtet und 1822 im Druck erschienen, erregte überall lebhaftes Aufsehen.

[608]) Charles de Villers (1765—1815), ein Lothringer, kam 1792 nach Deutschland und wurde hier germanisiert. Er brachte seinen Landsleuten deutsches Wesen und deutschen Geist näher und erschloß ihnen Kant. Vgl. Sander in: Allgemeine Deutsche Biographie XXXIX, S. 708ff. — Über Grausamkeiten, die Napoleon 1805 und 1809 in Österreich begangen haben soll, vgl. Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben I, S. 180f., 314f. — Von Villers und Friedr. Jakob Christ. Saalfeld gibt es ein, 1814 anonym erschienenes Buch „Hundert und etliche Fanfaronaden des Corsikanischen Abentheurers Napoleon Buona-Parte Ex-Kaisers der Franzosen" (Cum notis variorum. Leipzig 1814: Goedeke VII, S. 862 : 198), dem der von der Pichler angezogene Ausspruch über Napoleon entnommen sein könnte.

[609]) Karl August Varnhagen von Ense (1785—1858: O. F. Walzel in: Allgemeine Deutsche Biographie XXXIX, S. 769ff.), der vielgeschäftige Historiker und Biograph, war 1809 auf den Aufruf Österreichs hin nach Österreich geeilt, um als Freiwilliger in Erzherzog Karls Armee einzutreten. Am 21. Juni traf er in Wagram ein, am 25. wurde er als Fähnrich im Regiment Vogelsang eingestellt, machte die Schlacht bei Wagram mit, in der er leicht verwundet wurde. Am 14. August kam Varnhagen als französischer Kriegsgefangener nach Wien und wurde in verschiedene jüdische Salons eingeführt, so bei Arnsteins, Eskeles, Pereira und Flies. Am 23. September reiste er, da er inzwischen ausgewechselt wurde, zur Armee nach Ungarn, wo er bis Ende November blieb, um hierauf nach Wien zurückzukehren. Vgl. Denkwürdigkeiten des eignen Lebens I, 2[3] (Leipzig 1871), S. 196, 204, 217, 253, 254ff., 305. — Bereits Varnhagen (Denkwürdigkeiten I, 2, S. 265) wies nach, daß Karoline Pichlers Angabe (oben S. 361f.) über seinen Besuch bei Frau E. Flies, soweit sie die Zeit betrifft, irrig sei, denn dieser fiel nicht in die Zeit nach dem Friedensschluß (14. Oktober), sondern in den August oder September. — Als Varnhagen 1841 in Kissingen die Frau des Sir Charles Morgan traf, da erinnerte ihn diese in etwas an Dorothea Schlegel und Karoline Pichler (Tagebücher [2] I [Leipzig 1863], S. 313). Letztere las seine Aufsätze mit Interesse (oben S. 413).

[610]) K. A. Varnhagen von Ense, Die Schlacht von Deutsch-Wagram am 5. und 6. Juli 1809. (Aus persönlichen Denkwürdigkeiten.) In: Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer VII (Leipzig 1836), S. 1ff.

[611]) Am 20. November mittags verließen die letzten französischen Truppen Wien, die zurückbleibenden Verwundeten und Kranken wurden in eigenen Spitälern untergebracht (Geusau, S. 339f.; Schimmer, S. 141; Glossy, S. 150). Am 26. November rückten in Wien nach langer Zeit wieder österreichische Truppen ein (Geusau, S. 343f.; Schimmer, S. 142f.).

[612]) Rudolf Graf Wrbna-Freudenthal (1761—1823), österreichischer Staatsmann, der seit frühester Jugend große Vorliebe für das Montanfach hatte und 1785 auch als Hofsekretär bei der montanistischen Hofstelle in den Staatsdienst trat. In diesem Fache erwarb er sich große Verdienste. 1805 wurde er Landes-Hofkommissär, ebenso 1809, und entwickelte als solcher eine äußerst rege und ersprießliche Tätigkeit. Später war er Oberstkämmerer und intimer Ratgeber des Kaisers. Vgl. Wurzbach LVIII, S. 190ff.

[613]) Wrbna weilte seit 19. Oktober in Wien (Geusau, S. 317) und ließ am 27. November 2 Uhr nachmittags eine Kundmachung,

daß der Kaiser Franz am selben Tage nach Wien zurückkehre, anschlagen (Geusau, S. 345; Schimmer, S. 143). Um 4 Uhr langte der Kaiser unter großem Jubel der Bevölkerung, die nicht, wie die Pichler (S. 363) meint, unvorbereitet war, an und nun entwickelten sich jene oben S. 363f. beschriebenen Szenen. Die Beleuchtung besichtigte der Kaiser abends selbst. Vgl. Geusau, S. 345ff.; Glossy, S. 151f.; Schimmer, S. 144.

614) Theodor Körner „Auf dem Schlachtfelde von Aspern", Str. III, 9f.: Nein! Germanien ist nicht gesunken, Hat noch einen Tag und einen Mann.

615) Goethe, Torquato Tasso, IV. Aufzug, 2. Auftritt, Vers 136 bis 140 (nur 140 erzwingen [erringen).

616) Karoline Pichler hat hier die Gesetze der Volkstribunen Licinius Stolo und L. Sextius im Auge, die, 376 v. Chr. zuerst gestellt, 367 durchdrangen und wovon das erste Gesetz bestimmte, daß von den zwei alljährlich zu wählenden Konsuln einer stets ein Plebejer sein müsse, womit der endliche Ausgleich der Stände erreicht und Roms Machtstellung begründet war (Theodor Mommsen, Römische Geschichte I⁹ [Berlin 1903], S. 295f.).

617) Karl Edler von Kirchstättern, Karoline Pichlers Jugendbekannter, starb am 20. Dezember 1809 und hinterließ nebst seiner Frau fünf Töchter (vgl. oben S. 475, Anm. 222).

618) Moritz Gomez de Parientos (1744—1810), Feldmarschallleutnant, ein Holländer und Zögling der Wiener Neustädter Militärakademie, nahm an den Türkenkriegen hervorragend teil, wurde 1794 Oberst und 1800 Generalmajor und Direktor des Kriegsarchivs in Wien, wo er sehr verdienstvoll wirkte, die Österreichische militärische Zeitschrift mitbegründen half und das chalkographische Bureau des Generalstabes einrichtete. 1808 wurde er Feldmarschalleutnant, kam 1809 als Generalquartiermeister an die Spitze der ungarischen Insurrektion, fiel aber im Januar 1810 in Ofen dem Typhus zum Opfer. Vgl. Wurzbach V, S. 265f.; Annalen der Literatur und Kunst. Wien 1810. IV, S. 339ff.

619) Karoline Pichlers aufrichtiger Schmerz über den Tod des Zensors Josef Köderl kam in ihrem Nekrolog (Der österreichische Beobachter 1810, Beilage Nr. 5) zum Ausdruck. Über ihre Beziehungen zu Köderl vgl. oben Anm. 434.

620) Pichler, Die Grafen von Hohenberg. 2 Bde. Neue verbesserte Auflage. Wien 1820, bei Anton Pichler = S. W.² VI, VII. Mit 2 Kupfern (Dav. Weiß sc.). — Vorher in 2 Bänden. Leipzig 1811, bei G. Fleischer; 2. Aufl., Wien 1813 = S. W.¹ VI, VII, bei Anton Strauß. Mit 2 Kupfern (K. Rahl, sc.). — An Übersetzungen erschien eine dänische: Greverne Hohenberg. En Fortaelling. Overs. ved L(udv.) J. Flamand. 2 Del. Kjoeben-

havn 1829 (vgl. Chr. V. Bruun, Bibliotheca Danica IV [Kjoebenhavn 1902], Sp. 469).

An kritischen Stimmen über dieses Werk der Pichler sind mir nur wenige untergekommen. Bemerkenswert ist eine Äußerung des Dichters August Grafen von Platen-Hallermünde, der 1815 in sein Tagebuch schrieb (Tagebücher. Herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler I [Stuttgart 1896], S. 217f.):

„Wer den ‚Agathokles' dieser Schriftstellerin gelesen hat, wird erstaunen, in den ‚Grafen von Hohenberg' beinahe einen gewöhnlichen Ritterroman zu finden, mit welcher Gattung wir ohnehin so sehr überschwemmt sind. Von der Verfasserin des großen Agathokles kann man mit vollem Rechte sagen,

Daß sie die Herzen erhebt, wenn sie die Herzen zerreißt.

In den Grafen von Hohenberg aber werden viele edle Gemüter zugrunde gerichtet, ohne einen moralischen Zweck, bloß durch die blinde Hand des Zufalls, dessen Geschöpfe sie sind. Auch fällt die Briefform weg, die der Karoline Pichler so wohl gelang. Sie liebt besonders unwiderruflich traurige Situationen, wo das Unglück keiner Milderung fähig ist."

Hormayr wollte bereits 1810, noch vor Erscheinen des Werkes auf dasselbe in den „Vaterländischen Blättern" hinweisen (Brief an die Pichler: Glossy, Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 250), was er auch tatsächlich anonym in Nr. 19 vom 6. März 1811 (Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat 1811, S. 115) besorgte, dabei gleichzeitig das kleine Lied „Es irret ein Pilger durch Berg und Tal" (dazu: Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 250) daraus als würdiges Gegenstück zu Theklas Geisterstimme abdruckend; schon vorher war ein anderes Lied dieses Romanes (Anm. 622) veröffentlicht worden (Österreichischer Beobachter. Wien 1811. S. 44). Im Eingange seiner Anzeige weist Hormayr auf das große Verdienst hin, daß sich Karoline Pichler durch ihre Schriften um die Bildung des weiblichen Geschlechts erwirbt.

[621]) Vgl. die Zusammenstellung all dieser Reisen oben S. 500.

[622]) Pichler, S. W.[2] VII, S. 270ff. Pichler zitiert oben S. 370f. nur einzelne Bruchstücke des 12strophigen Liedes; vgl. noch Anm. 620 über den Erstdruck.

[623]) „Alt und neuer Sinn" erschien zuerst Ende 1810 (vgl. oben S. 488 : 279). Die Erzählung verwertet in der Schilderung Blankenwerths persönliche Erinnerungen an den Grafen Heinrich Wilhelm III. von Haugwitz (oben S. 153). Sie gelangte am 6. März 1810 zur Zensurierung, die Hormayr besorgte, der noch am selben Tage das Admittitur gab und sie an den Zensor Franz Sartori weiterleitete (Hormayr an die Pichler, 7. März 1810: K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 248).

[624]) Im Archiv des Kriegsministeriums konnte nur gefunden werden, daß in der Schlacht bei Raab sieben Offiziere fielen, doch sind deren Namen in den Akten nicht vermerkt. Gemeint ist Gräfin Amalie Clary-Aldringen (1778—1838), eine geborene Gräfin Nadásdy, Sternkreuzordensdame, die seit Juni 1803 mit dem Grafen Albert Clary-Aldringen, der am 25. Juni 1809 wahrscheinlich an den Wunden, die er bei Raab (14. Juni 1809) erhielt, starb, verehelicht war. Sie besaß die k. k. priv. Glasfabrik Gstettenhof zwischen Türnitz und Annaberg, die im Oktober 1816 samt den dazugehörigen Gründen Abt Ladislaus Pyrker von Lilienfeld für sein Stift um 140 000 fl. W. W. erwarb. Vgl. Paul Tobner, Lilienfeld 1202—1902. Wien 1902. S. 452f. und Topographie von Niederösterreich V, S. 961b; Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser X (Gotha 1837), S. 129, XIII (1840), S. 572; Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben I, S. 310. — Die Reise nach Lilienfeld und Mariazell, während der Karoline Pichler die Gräfin Clary kennen lernte, erfolgte 1812 (vgl. oben S. 394ff.).

[624a]) Ähnliche Gedanken äußert die Pichler öfter, so II, S. 410 und in einem Briefe an Matthisson (Matthissons Literarischer Nachlaß IV, S. 216) über den Erfolg des Agathokles.

[625]) Alexandre Berthier, Fürst und Herzog von Neuchâtel und Valangin, Fürst von Wagram (1753—1815), französischer Marschall, war 1795 Chef des Generalstabs der italienischen Armee geworden. Er befreundete sich hier mit Napoleon, dessen Aufstieg auch ihn in die Höhe brachte, so daß er 1807 Fürst von Neuchâtel und kaiserlicher Prinz wurde. Stets Generalstabschef, nahm er an allen großen Unternehmungen mit Auszeichnung teil. Nach Napoleons Sturz schloß er sich dem neuen Regiment an. Vgl. über ihn Derrécagaix, Le maréchal Berthier, prince de Wagram et de Neuchâtel. 2 Bde. Paris 1904f., besonders II, S. 360ff. (Gesandtschaft nach Wien).

[626]) Schon zu Ende des Jahres 1809 hatte der Wiener Hof eine Verbindung mit Napoleon, wahrscheinlich über Vorschlag Metternichs ins Auge gefaßt, und bereits am 7. Februar 1810 hatte Napoleon in seiner ungestümen Hast, unter Zurücksetzung alles höfischen Herkommens, den Ehevertrag in Paris geschlossen (J. Alex. Freiherr von Helfert, Maria Louise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen. Wien 1873. S. 90; Ed. Wertheimer, Archiv für österreichische Geschichte LXIV [Wien 1882], S. 505ff.). Zuerst war die Bevölkerung von diesem Projekte nicht sehr erbaut, doch bald waren die Wiener darüber freudig erregt, wenn sie auch verschiedentliche Witze rissen (Helfert, S. 95ff., 110f.; Lulu Gräfin Thürheim, Mein Leben I, S. 330; Wertheimer

S. 502, 522ff.). Die freudige Stimmung der Wiener zeigte sich besonders bei der Ankunft Berthiers, die am 4. März erfolgte; am 5. hielt er seinen feierlichen Einzug in Wien, am 8. war die feierliche Werbung und am 9. März die Renunziation der Braut, dazwischen gab es Bälle und Theatervorstellungen; am 12. März reiste Berthier ab (vgl. Derrécagaix a. a. O. II, S. 363ff.; Helfert, S. 111ff.; Wertheimer, S. 524f.; Ed. Gachot, Marie-Louise intime I [Paris 1911], S. 27ff. und Joh. Bapt. Skall, Die Vermählung der Erzherzogin Maria Luise. In: Die Kultur IX [Wien 1908], S. 338ff.).

627) Über die am Abend des 11. März 1810 stattgefundene Trauung in der Augustinerkirche vgl. man Derrécagaix a. a.O. II, S. 367ff., Helfert, S. 113 und Gachot I, S. 29f. Berthier hatte in einer feierlichen Audienz Erzherzog Karl, der große Freude bezeugte, am 8. März um Übernahme der Prokuratur gebeten (Gachot I, S. 28; Wertheimer, S. 525). Die Wiener illuminierten am Hochzeitsabend zu Ehren der Braut (Wertheimer, S. 530; Helfert, S. 114).

628) Dieser Freiball in den k. k. Redoutensälen fand am Abend des 6. März statt. Eine Beschreibung der Saaldekoration und des Balles, der von etwa 6000 Personen besucht war, s. Wiener-Zeitung Nr. 20 vom 10. März 1810 und Derrécagaix a. a. O. II, S. 364f.

629) Albert Kasimir Herzog von Sachsen-Teschen (1738—1822), kaiserlich österreichischer Feldmarschall, gehörte seit 1766 durch seine Frau (Anm. 630) dem österreichischen Hofe an. Er bekleidete wichtige militärische Ämter und war ein großer Förderer von Kunst („Albertina") und Wissenschaften. Vgl. Wurzbach XXVIII, S. 32ff.

630) Marie Christine, Erzherzogin von Österreich (1742—1798), eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia, war seit 1766 mit Albrecht von Sachsen vermählt. Sie war eine hübsche, geistreiche und wohltätige Frau. Vgl. Wurzbach VI, S. 157f.; oben S. 54, 123f.

630a) Am 13. März 1810 verließ Maria Luise Wien, am 16. fand bei St. Peter am Hart in Oberösterreich die Übergabe an die Franzosen statt und am selben Tag traf sie in Braunau ein, wo sie ihre österreichische Toilette in die französische umwandeln lassen mußte (vgl. Helfert, S. 119, 121). Daß sich Maria Luise geschmacklos als Erzherzogin kleidete, geht auch aus einem anderen zeitgenössischen Bericht hervor (Wertheimer, S. 515f.). — Über den Besuch der Exkaiserin Maria Luise in Lilienfeld s. II, Anm. 144.

631) Karl Philipp Fürst Schwarzenberg (1771—1820), der Sieger von Leipzig, Feldmarschall, war seit Ende des Jahres 1809 österreichischer Botschafter am französischen Hofe, wo er besonders

die Verhandlungen wegen Napoleons zweiter Ehe führte. Am 1. Juli 1810 gab er zu Ehren Marie Luisens jenes große Fest, das durch Brand ein frühes und schreckliches Ende fand und bei dem seine Schwägerin Pauline zugrunde ging. Seine diplomatische Stelle versah er bis zum Juni 1812, dann trat er wieder in die militärische Laufbahn ein. Vgl. Wurzbach XXXIII, S. 94ff.

[632]) K. A. Varnhagen von Ense, Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg zu Paris, im Jahre 1810. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer IV (Leipzig 1833), S. 1ff., besonders S. 38ff. (über das Auffinden der Leiche der Fürstin Schwarzenberg). Vgl. noch Helfert a. a. O. S. 148ff.

[633]) Pauline Fürstin Schwarzenberg, geb. Herzogin von Arenberg (1774—1810), war seit Mai 1794 mit Josef Johann Nepomuk Fürsten von Schwarzenberg vermählt. Sie wohnte mit ihrem Gatten am 1. Juli 1810 dem Ballfeste bei, das ihr Schwager Karl Philipp zu Ehren des Kaisers Napoleon und dessen Gattin Maria Luise in seinem Botschaftshotel gab. Als das ausgebrochene Feuer mit rasender Schnelligkeit um sich griff, suchte sie ihre dreizehnjährige Tochter Pauline († 1821), spätere Fürstin Schönburg-Waldenburg zu retten. Schon nahe dem Ausgange, trennte sie ein unglücklicher Zufall, die Fürstin eilte in den Saal zurück und fand dort ihren Tod. Vgl. Wurzbach XXXIII, S. 118ff.

[634]) Vgl. II, S. 423, Anm. 37 (Die Rettung).

[635]) Hormayr handelte über „Die Martinswand" im Jahre 1820 (Taschenbuch für die vaterländische Geschichte I [Wien 1820], S. 208ff.) und sprach auf S. 220f. seines Aufsatzes die Vermutung aus, daß die Nichterwähnung des Abenteuers im Theuerdank aus „des herrlichen" Maximilians Charakter zu erklären sei, denn „das Abenteuer an der Martinswand hatte ihn wie mit einer höheren Hand ergriffen und eine religiöse Scheu eingeflößt vor aller Erwähnung desselben zu weltlicher Freudigkeit und Lust". — Dagegen sieht Karl Kirchlechner (Über Maximilian als Jäger und im besonderen über das Abenteuer des Kaisers auf der Martinswand. Progr. Realschule Linz 1885, S. 22ff.) im 20. Abenteuer des Theuerdank den Kern, aus dem sich die Sage, die bereits 1572 völlig ausgebildet ist, entwickelte. Dieser Ansicht tritt aber Arnold Busson (Die Sage von Max auf der Martinswand und ihre Entstehung. Wien 1888) entgegen, der nachweist, daß erst Sebastian Franck 1538 die Hauptbestandteile für die spätere Sage lieferte (vgl. S. 33ff.), die in Maximilians Leben keinen Untergrund hat.

[636]) Karoline Pichler hat eine Rezension der „Geschichte des trojanischen Krieges" von Joh. Uschold (1836) des Rezensenten 113 (Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1836. Nr. 359 vom 24. Dezember 1836, S. 1501—1503) im Auge. Der Rezensent gibt

darin einen kurzen Überblick von Uscholds skeptischen Aufstellungen.

[637]) David Friedrich Strauß, Das Leben Jesu. Kritisch bearbeitet. 2 Bde. Tübingen 1835/36. 4. Aufl. Tübingen 1840 usw.

[638]) Joh. Uschold, Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Trojas. Ein historischer Versuch. Stuttgart 1836.

[639]) Barthold Georg Niebuhr, Römische Geschichte. 3 Teile. Berlin 1812, 1832. I², II² Berlin 1827, 1830. I³ Berlin 1828.

[640]) Die gleichen Gedanken sprach Karoline Pichler bereits oben I, S. 67 aus.

[641]) Diese beiden Absätze nur in der Handschrift. Der Druck hat dafür (II, S. 195): „Schon im März ward es durch ein merkwürdiges Ereignis bezeichnet, die Geburt des damaligen Königs von Rom, bei uns später Herzog von Reichstadt genannt."

[642]) Der österreichische Major und Botschaftskavalier, spätere badische Generalleutnant Karl Freiherr von Tettenborn (1778 bis 1845; vgl. Wurzbach XLIV, S. 39ff.) kam in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1811 um 12 Uhr mit der Botschaft nach Wien, nachdem er Paris am 20. März um 2 Uhr nachmittags verlassen hatte. Er legte also den Weg nicht in 8 oder 9 Tagen zurück, wie die Pichler S. 381 meint, sondern in 4 Tagen und 10 Stunden. Vgl. Wiener-Zeitung Nr. 25 vom 27. März 1811.

[643]) Philipp Veit (1793—1877), ein bedeutender deutscher Maler, stammte aus der ersten Ehe der Dorothea v. Schlegel mit dem Berliner Bankier Simon Veit und war nach der Trennung der Ehe längere Zeit bei der Mutter verblieben. Seit 1811 war er dauernd in Wien, nahm am Befreiungskriege teil und übersiedelte 1815 nach Rom. Von hier wurde er 1830 als Direktor an das Städelsche Institut nach Frankfurt a. M. berufen, dem er lange Jahre (bis 1843) trefflich vorstand. Seine Mutter lebte bei ihm. 1853 trat er an die Spitze der Gemäldegalerie in Mainz. Er ist ein hervorragender Nazarener. Vgl. Veit Valentin in: Allgemeine Deutsche Biographie XXXIX, S. 546ff.; M. Spahn, Philipp Veit. Bielefeld 1901, bes. S. 16ff. (Wiener Aufenthalt). — Über diese Gartenspiele vgl. noch Pichler, S. W.² LIII, S. 229.

[644]) Nanette (Anna) Porta, eine Heidelbergerin, war in Straßburg im selben Kloster wie die Gräfin Marie Josefa von Salm-Reifferscheid-Krautheim erzogen worden (Hormayr an die Pichler: K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 293), welch letztere noch Gedichte der Porta aus dieser Zeit besaß. Sie kam mit ihrer Schwester Katharina zu ihrer verehelichten Schwester Josefa Baronin Richler nach Wien, bei der sie lebte (oben S. 249). Im Kempelenschen Hause hatte sie Karoline Pichler 1802 kennen ge-

lernt (oben S. 249) und nun entspann sich ein reger, freundschaftlicher Verkehr (vgl. S. 249, 276). Im Pichlerschen Hause wird Nanette Karl von Kurländer kennen gelernt haben, der sie später wegen der schönen Frau Kempelen aufgab (vgl. oben S. 381; II, S. 155f.). Diese Kränkung ging ihr zu Herzen und am 16. August 1811 starb sie in Ober-Döbling bei Wien, Nr. 55, 32 Jahre alt, an Abzehrung (Totenprotokoll der Pfarre Döbling [Wien XIX], t. I, fol. 147). Sie war eine leidenschaftliche Verehrerin der Lafontaineschen Romane gewesen (vgl. II, S. 321f.).

[645]) Heinrich von Collin starb am 28. Juli 1811 morgens um 7 Uhr an einem Nervenfieber; bereits Ende Juni war er unpäßlich geworden (vgl. Ferdinand Laban, Heinrich Joseph Collin. Wien 1879. S. 77f.). Die Trauer um seinen Tod war in Wien aufrichtig und äußerte sich nicht nur in einer größeren Anzahl von Gedichten (Laban, S. 79, Anm. 1), darunter eines der Pichler (Bey Anhörung des Mozartschen Requiem zu Collins Todtenfeyer 1811. Hormayrs Archiv II [1811], S. 429 = S. W.² XVI, S. 76ff.), sondern auch in 2 großen, in Wien am 15. Dezember 1811 und am 3. April 1812 stattgefundenen Gedenkfeiern (Laban, S. 79), welche die von Grafen Moritz Dietrichstein in Musik gesetzte Pichlersche „Klage auf den Tod H. J. Edlen von Collin“ (Gedichtet von Caroline Pichler gebornen von Greiner. In Musik gesetzt vom Grafen Moriz von Dietrichstein. [Wien 1812.] 8°, 16 S. [Wien, Stadtbibliothek] = Der Sammler III [Wien 1811]. S. 617 = S. W.²XVI, S. 89ff.) ebenfalls am Programm hatte. Bei der ersten Aufführung sangen Antonie Laucher und Joh. Mich. Vogl, bei der zweiten Anna Milder und Leopold Pfeiffer die Solopartien dieser „Klage“, während die k. k. Hofharfenmeisterin Johanna Müllner die Harfenbegleitung besorgte (vgl. Der Sammler III [Wien 1811], S. 610; IV [1812], S. 174).

[646]) Die Stelle zwischen den Strichen nur in der Handschrift.

[647]) Charles Maurice Prinz von Talleyrand-Périgord, Fürst von Benevent (1754—1838), berühmter Diplomat, ursprünglich Geistlicher und Bischof, seit 1799 Napoleons vertrauter Ratgeber, 1806 Fürst von Benevent. 1808 fiel er in Ungnade, schloß sich 1812 den Bourbonen an und feierte am Wiener Kongreß Triumphe (Prinzip der Legitimität).

[648]) Vgl. über Karoline von Humboldt und ihr späteres freundlicheres Verhältnis zur Pichler II, S. 426, Anm. 50.

[649]) Henriette Herz (1764—1847), geborene De Lemos, eine der weniger geistreichen Berliner Jüdinnen, seit 1779 mit dem bekannten Philosophen und Arzt Marcus Herz verehelicht, war eine, mannigfachen Angriffen ausgesetzte Schönheit, die aber fleckenlos blieb und mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit in Seelen-

freundschaft verbunden war. Ihr Haus war ein Mittelpunkt der Geselligkeit. Sie war stets bemüht, sich auszubilden und ein tätiges Leben zu entfalten. Wie ihre Freundin Dorothea Schlegel verfiel auch sie dem Banne des Christentums und trat 1816 in aller Stille zur protestantischen Religion über. Ihre letzten Tage wären in Not verflossen, wenn ihr nicht Alexander von Humboldt eine Gnadengabe verschafft hätte. Vgl. J. Fürst, Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen.[2] Berlin 1858; Briefwechsel des jungen Börne und der Henriette Herz. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Oldenburg (1905), S. 5ff.; Jugenderinnerungen von Henriette Herz. In: Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin I. (Berlin 1897), S. 141ff. (geschrieben 1823). — Im Jahre 1811 besuchte sie Wien und ihre Freundin Schlegel. Bei dieser lernte sie die bedeutendsten Wiener Größen kennen, doch befriedigte sie die Wiener Gesellschaft nicht, da selbe zu stark das leibliche Wohlbehagen betonte, dabei aber in geistiger Armut befangen war. Nur Karoline Pichler allein hinterließ in ihr eine angenehme Erinnerung, denn diese war zwar „äußerlich häßlich, aber angeregt und sehr anregend, und dabei gemütlich und einfach" (Fürst, S. 66). Über die Beziehungen der Herz zur Schlegel vgl. Jugenderinnerungen a. a. O. I, S. 165f.

650) Über den Kometen des Jahres 1811 und über dessen poetische Verwertung durch Karoline Pichler vgl. II, Anm. 238. — Lulu Gräfin Thürheim (Mein Leben I, S. 369) nennt diesen Kometen einen der schönsten, den sie je sah.

651) Theodor Körner (1791—1813), Held und Freiheitssänger, kam im Sommer 1811 (26. August), reichlich mit Empfehlungen ausgestattet, nach Wien, wo er sich dichterisch auslebte, Gedicht auf Gedicht und Theaterstück auf Theaterstück in etwas zu jugendlicher Hast schrieb. Gleich nach seiner Ankunft wollte er Karoline Pichler, an die er ein Empfehlungsschreiben von Merian hatte (oben S. 387) besuchen, und schon am 31. August 1811 (Samstag) schrieb er an seinen Vater (Augusta Weldler-Steinberg, Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. Leipzig 1910. S. 147), daß er vergangenen Donnerstag (29. August) bei Friedrich Schlegel war und dieser ihm versprach, ihn zur Pichler zu führen. Doch kam Körner nicht dazu, trotzdem ihn am 21. Oktober 1811 sein Vater brieflich mahnte (Weldler-Steinberg, S. 151f.), die Meriansche Empfehlung doch endlich bei der Pichler abzugeben. Unterdessen wurden seine ersten Stücke (Januar 1812) in Wien aufgeführt, Toni wurde gegeben (17. April 1812) und Friedrich Schlegel hatte seine Vorlesungen begonnen (27. Februar 1812), bei der die Pichler Körner zum erstenmal sah, aber nicht sprach (oben S. 387). Seine gesellschaftliche Ungezogenheit vertrug sie nur schwer, da-

her ließ sie ihn durch August v. Kurländer auffordern, ihr wenigstens Merians Brief zu senden (oben S. 388), und nun kam Körner nach dem 17. April 1812 („Toni") endlich zu ihr, eroberte sich ihre Gunst und Freundschaft im Fluge (oben S. 261, 388f.) und besuchte nun wiederholt das Pichlersche Haus. Seine neuesten Werke las er oft bei der Pichler vor (oben S. 389), so am 18. November 1812 die „Rosamunde" (oben S. 390), was Karoline Pichler veranlaßte, darüber einen begeisterten Brief zu schreiben, den Körner mit einem Sonett beantwortete (oben S. 390 mit Anm. 661). Die übrige Wiener Gesellschaft nahm Körner ebenfalls freundlich auf und bei Baronin Pereira und deren Verwandten verkehrte der neuernannte Burgtheaterdichter (Jänner 1813) fleißig. Für diesen Kreis hatte er im Dezember 1812 die zwei Erzählungen „Die Tauben" und „Die Rosen" erdacht (Weldler-Steinberg, S. 209), welche 1819 Karoline Pichler nach der mündlichen Erzählung der Baronin Pereira für diese schriftlich fixierte und die nun in dieser Form in Körners Werke (S. W. Herausgegeben von K. Streckfuß.[5] Berlin 1858. S. 697ff.) Eingang fanden. Körners Jägerlied wurde bei Pichler eines schönen Abends, als die Wogen der Begeisterung hochgingen, abgesungen (oben S. 405). Am 15. März 1813 verließ Körner, seine Braut Toni Adamberger zurücklassend, Wien (oben S. 406), trat am 19. März 1813 ins Lützowsche Freikorps, wurde im Juni verletzt, lebte hierauf einige Zeit in Karlsbad (oben S. 423) und fiel am 26. August 1813 bei Gadebusch. Pichler erhielt die Todesnachricht, die sie tief bewegte, auf sonderbare Weise durch Merian (oben S. 423f.). Körners Andenken widmete sie ein Gedicht und führte ihn in ihre Kantate „Das befreyte Deutschland" ein (II, S. 8). Noch 1832 erinnerte sie sich in Baden seines Geburtstages (II, S. 294, 295) mit Rührung. — Über Körners Wiener Aufenthalt vgl. man Emil Peschel und Eugen Wildenow, Theodor Körner und die Seinen I (Leipzig 1898), S. 290ff.; sonst Goedeke VII, S. 838ff. — Karoline Pichler besaß von Körner ein Bild in Zivilkleidung, das er ihr vor seinem Weggang von Wien gab und das große Ähnlichkeit besaß. Man bezweifelte seine Echtheit (Hans Krticzka Freiherr v. Jaden, Theodor Körner und seine Braut, Dresden 1896, S. 76ff.). Den Echtheitsbeweis erbringen aber A. Langer in seinem Aufsatz über einen Besuch bei Karoline Pichler (Bäuerles Theater-Zeitung. Wien 1843. S. 749) und L. A. Frankl (Erinnerungen, Hg. von St. Hock. Prag 1910. S. 106). Die Miniatur ist derzeit im Besitze des Dr. Hans Freiherrn von Jaden in Wien (vgl. dessen: Theodor Körner. Neue Körner-Erinnerungen in Wort und Bild. Wien 1913, S. 7ff. mit Bild).

[652]) Die beiden Körnerschen Lustspiele „Die Braut“ und „Der grüne Domino“, beide einaktig, fanden am 17. Januar 1812 im Wiener Burgtheater ihre Erstaufführung und erhielten viel Beifall, woran den Hauptanteil die Darstellung, darunter auch Frl. Adamberger, gehabt haben soll (vgl. Der Sammler IV [Wien 1812], S. 36). Bei der Generalprobe dieser Stücke lernte Körner seine Toni kennen, vgl. Peschel-Wildenow a. a. O. I, S. 311, 314ff. und A. Arneth, Aus meinem Leben I (Wien 1891), S. 68ff. — Toni Adamberger spielte im „Grünen Domino“ die Rolle der Marie (vgl. Jaden, Körner und seine Braut, S. 38, 66f.).

[653]) Der Hofsekretär Friedrich Schlegel erhielt im Juli 1811 von Kaiser Franz die Erlaubnis „über die neuere Literatur“ eine Anzahl Vorlesungen gegen Honorar dem Publikum halten zu dürfen (Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat 1811, S. 557). Die Vorlesungen wurden aber erst am 27. Februar 1812 begonnen (J. M. Raich, Dorothea Schlegel II, S. 66; vgl. über diese noch oben S. 415 und unten Anm. 712) und erschienen 1815 in Wien als „Geschichte der alten und neuen Litteratur. Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1812“ im Druck (Goedeke VI, S. 24 : 32). Körner, der sie anhörte, berichtet seinen Eltern (A. Weldler-Steinberg, a. a. O. S. 178 und 186f.), daß die letzte Vorlesung am 30. April stattfand, daß sie sehr trefflich waren, aber man durch Schlegels ewige Anspielungen auf die Religion, sowie durch seinen Haß gegen den Protestantismus widrig gestört wurde. Schlegel soll nach dem Urteile seiner Frau (Raich II, S. 70f.) vortrefflich gelesen und mit Wohllaut gesprochen haben. Der Besuch war stark (ca. 200 Personen) und „eine Fülle von neuen und äußerst scharfsinnigen Gedanken und Ansichten, verbunden mit einer reinen und kräftigen Sprache, besonders aber die äußerst gute Gesinnung, die aus jedem Wort hervorgeht“, machten sie zu einem „vorzüglichen“ Werk (Philipp Veit an seinen Vater Simon Veit: Raich II, S. 69).

[654]) Johanna Franul von Weißenthurn (1773—1847), geb. Grünberg, ein Schauspielerkind, erhielt 1787 ihr erstes Engagement in München und kam 1789 ans Wiener Burgtheater, dem sie bis zu ihrer Pensionierung (1842) angehörte. 1791 hatte sie sich verehelicht. Sie spielte zunächst erste Liebhaberinnen, später gemütliche Mütter. 1809 trat sie in Schönbrunn vor Napoleon auf, dem sie sehr gefiel. Als Dichterin pflegte sie das Familienrührstück und hatte beim Publikum große Erfolge. Vgl. Wurzbach IV, S. 341f.; Goedeke [1] III, S. 810ff.; Teuber-Weilen II 2, 2, S. 283 Reg. — Karoline Pichler verkehrte um 1812 der beiderseitigen Kinder wegen (oben S. 390) viel bei der Weißenthurn und schätzte deren Häuslichkeit sehr (II, S. 28, 409). 1822 traf Karl Maria

von Weber Pichler in deren Gesellschaft (II, Anm. 259). Die Weißenthurn sprach 1814 den Prolog des „Heinrich von Hohenstaufen" (II, S. 4f.) und 1827 wohnte Karoline Pichler einer Vorstellung der Weißenthurnschen „Adelheid, Markgräfin von Burgau" in Pest bei (II, S. 236). Als Karoline Pichler ein Gedicht „An Frau von Weißenthurn zum Geburtstage 1812" verfaßte, da pries sie zwar die Dichterin und Schauspielerin, hauptsächlich stellte sie aber die häusliche Frau Weißenthurn in den Vordergrund, welche die Nadel führt, beim Herde waltet und ihre Tochter zur Kunst erzieht (Pichler, S. W. [2] XVI, S. 85ff.). Dagegen feierte die Weißenthurn Karoline Pichler 1813 in ihrem Gedicht „An meine verehrte Freundinn Caroline v. Pichler" (Wiener Hof-Theater Taschenbuch auf das Jahr 1814. Herausgegeben von Ign. F. Castelli XI [Wien 1813], S. 153f.) als Hohe, der sie nicht nahen könne, denn der Pichler enthüllte sich das Höchste, da sie dem Gemeinen entschwebte:

„Schwebst — und ich weile, ich schmachte im Tale,
Reiche die Hand Dir — erreiche Dich nicht.
Siehe — da neigst Du Dich liebend zur Tiefe,
Tröstend mir rufend — Ich komme zu Dir."

[655]) Antonie Adamberger (1790—1867), eine Wienerin, betrat nach dem frühzeitigen Tode ihrer Eltern, von Heinrich von Collin vorgebildet, bereits 1807 die Bühne des Wiener Burgtheaters, zu deren Zierden sie bald gehörte. 1812 wurde sie Körners Braut, der für sie die Toni in „Toni" schrieb (oben S. 387f.), und sie auch sonst zur Heldin seiner Stücke machte (oben S. 390, 391). Nach dessen Tod, der noch in ihren letzten Lebensjahren in ihrem Innern schmerzlich nachwirkte, verließ sie das Haus ihrer Tante und zog zu ihrer Schwester Luise in die Alservorstadt (II, S. 92). Schon früher bei der Pichler verkehrend, wurde sie jetzt vielfach in deren Kreis gezogen und lernte bei dieser Josef Arneth kennen (vgl. II, S. 93ff.), verlobte sich mit ihm im Mai 1817 und ehelichte ihn am 19. Juni 1817, gleichzeitig die Bühne zum Schmerz aller Theaterfreunde verlassend, wobei ihr Pichler einen Epilog zur Schlußvorstellung dichtete (II, S. 95). Karoline Pichler schildert Toni Adamberger als höchst sittliches, ausgezeichnetes Mädchen (oben S. 387, 406; II, S. 85, 92), das allgemein beliebt war, dem das Publikum bei seiner Verehelichung aber aus Zorn etwas übel mitspielte (II, S. 94). Ihr hatte Karoline Pichler mehrere Rollen auf den Leib geschrieben, so die Margarethe in „Heinrich von Hohenstaufen" (II, S. 5, 84), Marianne in „Wiedersehen" (II, S. 34) und Maria Hofkirchen in „Ferdinand II.", welch letztere Rolle aber Toni nur bei einer Vorlesung im Hause der Pichler tragierte (II, S. 84f.). Wie vor ihrer Verehelichung im Hause

der Tante (II, S. 85), dann im Hause der Pichler selbst, so blieb auch nach der Rückkehr aus Genf der Verkehr mit der Pichler aufrecht (II, S. 163, 185). So besorgte sie 1822 der Pichler die Wohnung in Baden (II, S. 157), während diese ihr 1834 die briefliche Annäherung an Theodor Körners Mutter Minna vermittelte (Alfred Ritter v. Arneth, Aus meinem Leben II, S. 62). Über Toni Adamberger vgl. die feinfühlige Biographie von Hans Krticzka Freiherrn von Jaden (Theodor Körner und seine Braut. Dresden 1896. S. 32ff.), welche besonders ihre Bühnentätigkeit eingehend schildert, sowie Teuber-Weilen II 2, 2, S. 268 Reg.

656) Hedwig, ein Drama in 3 Akten, von Theodor Körner, wurde am 11. Januar 1813 zum erstenmal im Burgtheater gegeben (vgl. über das Stück Peschel-Wildenow I, S. 375f.) und Körner fand es in seinen Briefen selbst, was den Inhalt betrifft, gräßlich. Von seiten der Pichler dürfte aber, da sie ja Körner (S. 388) bereits 1812 kennen lernte, ein Irrtum vorliegen; was sie mit „Hedwig" bezeichnet, ist vielmehr „Toni", zuerst am 17. April 1812 am Burgtheater unter großem Beifall aufgeführt und Ende Januar 1812 nach Heinrich von Kleists Novelle „Die Verlobung auf St. Domingo" verfaßt; obwohl damals Körners Verhältnis zu Toni Adamberger noch kein erklärtes war, so ist ihr doch die Titelrolle zugedacht (vgl. Peschel-Wildenow I, S. 318ff.).

657) Zacharias Werners „Der vierundzwanzigste Februar" erschien erst 1815 (Goedeke VI, S. 95 : 12), fällt also später als Körners „Toni". — Adolf Müllners „Die Schuld" erschien erst 1816, wurde aber bereits im April 1813 in Wien aufgeführt (Goedeke VIII, S. 302 : 15) und Herbst 1812 gedichtet (vgl. Anm. 689).

658) Theresia Edle von Kirchstättern, 1796 in Wien als Tochter des mit Pichler befreundeten Karl Edlen von Kirchstättern geboren (vgl. oben I, S. 475, Anm. 222), war um 1812 eine Art Gesellschafterin bei der Pichler und heiratete am 27. April 1815 den kontrollierenden Wirtschaftsbeamten der k. k. Staatsherrschaft Schwadorf, Franz Xaver Knoch (laut Heiratsvertrag im Verlassenschaftsakt ihres Vaters im Landesgerichtsarchiv in Wien, Fasz. V, Nr. 268 ex 1809), der später Kontrollor des Wiener Versorgungshauses war. 1835, beim Tode ihrer Mutter Elisabeth, war sie noch am Leben (vgl. I, Nachtrag zu Anm. 222).

659) Körners Eltern kamen mit Dora Stock und Emma Körner anfangs August 1812 nach Wien und verkehrten hauptsächlich bei Humboldts, Baronin Pereira-Arnstein, Pichler u. a. Wien, besonders die Sehenswürdigkeiten, die Umgebung und die Theater gefielen ihnen gut. Die Rückreise nach Dresden erfolgte am 5. September (Peschel-Wildenow I, S. 372ff. unter Anziehung der Pichlerschen Stelle; Wilhelm von Humboldt, Ansichten über Ästhetik

und Literatur. Herausgegeben von F. Jonas. Berlin 1880. S. 181; Fritz Jonas, Christian Gottfried Körner. Berlin 1882. S. 245ff.).

[660]) Diese Vorlesung der „Rosamunde" erfolgte am 18. November 1812 bei der Pichler (vgl. Anm. 661). Das Trauerspiel Rosamunde entstand vom 26. Oktober bis 8. November 1812 und ist nach der englischen Ballade „Fair Rosamond" unter Benützung der historischen Rosamunde Clifford, der Geliebten Heinrichs II. von England, und des Aufstands der Söhne Heinrichs verfaßt; es wurde von vielen (Pichlers, Korns, Weißenthurns, Kurländer), mit Ausnahme der Humboldts, dem „Zriny" vorgezogen; seine Aufführung fand am 3. Dezember 1812 am Theater an der Wien statt (vgl. Peschel-Wildenow I, S. 374, 377ff. unter Anziehung der Pichlerstelle und Verwertung von deren Brief).

[661]) Dieser von Karoline Pichler in ihrer Begeisterung über „Rosamunde" geschriebene Brief ist erhalten (Rudolf Brockhaus, Theodor Körner. Leipzig 1891. S. 82ff.). Er ist am 18. November abends und am 19. November 1812 morgens geschrieben, dankt zunächst für den Genuß, den die Vorlesung bereitete, sowie dafür, daß sie durch dieses Gebilde „wie durch einen Spiegel in Ihr Gemüt sehen durfte und den heiligen Sinn für Recht, Pflicht und Tugend drinnen erkannte, der die Achtung, welche Sie mir von jeher einflößten, noch viel vermehrt, und mich Ihre Mutter nicht ohne geheimen Neid betrachten läßt. Wahrlich, Ihre Eltern können und müssen glücklich sein durch solche Kinder!" Daran schließen sich einige Vorschläge, wie sie die Figur König Heinrichs II. in einigen Punkten gestaltet sehen möchte. Nochmals dankt sie für ein Werk, daß „so schön, so ergreifend ist, daß einige Momente desselben noch heute in meiner Brust nachbeben und die Überzeugung in mir hervorgebracht haben, daß ich nie imstande sein würde, etwas so lebendiges, feuriges, tiefeindringendes zu dichten, wie dieß Stück oder wenigstens wie die 3 ersten Akte desselben — und ein Teil des fünften." Sie sagte dies auch ihrem Manne. Unvergeßlich bleibt ihr die Schlußszene des 2. Akts, die Szene zwischen Heinrich und Rosamunde im 3. und Richards Unterwerfung im 5. Akt. — Körner antwortete mit dem Sonett „An Caroline Pichler. Nach Vorlesung der Rosamunde" (Körner, S. W.[5] Herausgegeben von K. Streckfuß. Berlin 1858. S. 172), worin er K. Pichler auf des Tempels Schwelle treten und ihm den Pfad zur Bergeshöhe zeigen läßt.

[662]) Körners „Zriny", ein Spiegelbild der Zeitbestrebungen, wurde am 3. Juni 1812 begonnen, am 24. Juni in Döbling vollendet und am 18. Juli einem Abschreiber übergeben; vorher fielen die Vorlesungen bei Humboldts, Schlegels (3. Juli) und Frau von Weißenthurn. Quelle war Körner hauptsächlich Hormayrs

Plutarch (nach der Chronik des Budina), daneben verwertete er einzelnes aus den Zrinydramen des Cl. F. Werthes (1790) und des J. L. Pyrker (1810). Helene war für Toni Adamberger geschrieben. Vgl. Heinrich Bischoff, Theodor Körners „Zriny". Leipzig 1891. S. 27ff., 54ff.; Theodor Herold, Friedrich August Clemens Werthes und die deutschen Zriny-Dramen. Münster i. W. 1898. S. 118ff., 126ff. (beide verwerten auch die Pichlerstelle: Bischoff, S. 61; Herold, S. 146); Peschel-Wildenow I, S. 353ff.

663) Johanna Franul von Weißenthurn hatte aus ihrer Ehe mit dem Großhandlungskassier Alois Franul von Weißenthurn († 29. November 1817 in Wien) zwei Kinder; einen Sohn Nikolaus, der beim Tode seines Vaters beim Marinedepartement in Venedig angestellt war, und eine Tochter Franziska, die 1817 zweiundzwanzig Jahre zählte (vgl. den Verlassenschaftsakt des Vaters im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 195 ex 1817). Letztere lebte 1847, als die Mutter starb, nicht mehr (vgl. deren Verlassenschaftsakt, ebd., Fasz. V, Nr. 94 ex 1847).

664) Die Erstaufführung des „Zriny" erfolgte am 30. Dezember 1812 im Theater an der Wien. Wie die zeitgenössischen Kritiken erkennen lassen, war das Interesse beim 4. Akt etwas abgeflaut und nur das Feuerwerk am Schluß des Stückes beschwichtigte die Unbehaglichkeit des Publikums, die, wie Körner in einem Briefe vom 1. Januar 1813 selbst zugibt, hauptsächlich durch den Tod Helenens, der den meisten zu fürchterlich war, hervorgerufen wurde. Die Vorstellung dauerte bis $^1/_2$11 Uhr abends. Vgl. Bischoff, S. 58ff. und 88, Anm. 4; Herold, S. 122ff.; Peschel-Wildenow I, S. 357ff.

665) Über Franz Josef Maximilian Ferdinand Reichsfürsten von Lobkowitz vgl. II, S. 415, Anm. 13. Über seine Beziehungen zu Theodor Körner vgl. Peschel-Wildenow II, S. 263 Reg.

666) Christian Gottfried Körner (1756—1831), Schillers Freund, war seit 1782 Konsistorialadvokat in Leipzig, trat später in den Staatsdienst, wurde Appellationsgerichtsrat und geheimer Referendar, 1815 Staatsrat in Berlin und 1817 im Berliner Kultusministerium Geheimer Oberregierungsrat. Er schrieb ästhetische und politische Schriften. Vgl. Goedeke V, S. 499f.; Fritz Jonas, Christian Gottfried Körner, Berlin 1882. Karoline Pichler lobt sein Klavierspiel in ihrem Hause (oben S. 391f.). — Er war seit 1785 mit Anna Maria Jakobine (Minna) Stock (1762—1843) vermählt; sie besaß schöne Anlagen für Malerei und Musik und war von gewinnendem Liebreiz und großer Schönheit; der Verehelichung hatten sich anfangs bedeutende Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Vgl. über sie Peschel-Wildenow I, S. 17ff.; Jonas a. a. O., passim. Sie stand mit Charlotte von Schiller in regem Briefwechsel,

vgl. Ludwig Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde III (Stuttgart 1865), S. 32ff. samt Bildnis. Ihr widmete Karoline Pichler nach Theodor Körners Tod ein Gedicht (II, S. 8, 417f. : 20).

[667]) Johanna Dorothea (Dora) Stock (1760—1832), die Freundin Schillers und eine begabte Malerin, lebte im Hause ihres Schwagers Körner und ist auch in der Familienruhestätte zu Wöbbelin beerdigt. Vgl. Ludwig Urlichs, a. a. O. III. S. 3ff. mit Bild; Peschel-Wildenow II, S. 269 Reg.

[668]) Emma Sophie Körner, 1788 in Dresden geboren, eine begabte Dilettantin auf dem Gebiete der Malkunst, war Körner sehr zugetan. Nicht lange nach seinem Tode erkrankte sie im März 1815 an den Masern, zu denen sich ein Nervenfieber gesellte, und am 15. März 1815 starb Emma. Sie wurde in Wöbbelin an der Seite ihres Bruders, dessen Soldatenbildnis von ihr herrührt, bestattet. Vgl. Jonas, Christian Gottfried Körner, S. 66, 338ff., 380ff.; Peschel-Wildenow II, S. 262 Reg.

[669]) Dieser Brief Goethes an Frau Flies ist aus Karlsbad und mit 30. August 1812 datiert (Abgedruckt bei Aug. Sauer, Goethe und Österreich II [Weimar 1904], S. 276ff.). Er traf vor dem 7. September 1812 in Wien ein, an welchem Tage J. L. S. Bartholdi (1779—1825) im Namen seiner Tante Eskeles Goethes Brief dahin beantwortete, daß Frau El. Flies vor einigen Tagen starb, Frau Eskeles den Brief eröffnete und las und das Angenehme und Schmeichelhafte, das über Frau Pichler darin stand, dieser sogleich mitteilte (Sauer, ebd. II, S. 280). — Frau Flies hatte Goethe im Sommer 1808 in Karlsbad kennen gelernt und sah ihn im Juni 1811 dort wieder (Sauer II, S. 388f., 390 : 5). Von Frau Flies sind 3 Briefe an Goethe erhalten (Sauer II, S. 252 : 1 [1809], 253 : 2 [1810]; 272 : 6 [1812]), von Goethe zwei (Sauer II, 268 : 4 [1812]; 276 : 7 [1812]; andere gingen verloren: ebd. II, S. 389).

[670]) Cäcilia Freiin von Eskeles (1760—1836), eine Berlinerin, Schwester der Fanni Arnstein und Rebekka Ephraim, Tochter des bekannten Berliner Bankiers Daniel Itzig, später Hitzig (1722 bis 1799), war die Gattin des Bernhard Freiherrn von Eskeles (Anm. 546). Vgl. Weimarer historisch-genealoges Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges I (Weimar 1912), S. 125, 385. — Ihr Salon war zwar weniger glänzend als der ihrer Schwester Fanni Freiin von Arnstein, aber ihr Haus in Hietzing sah die vornehmsten und berühmtesten Leute, die sie mit gutmütigem Wohlwollen empfing. Sie stand auch mit Goethe in Verkehr, den sie 1808 in Karlsbad kennen lernte und mit dem sie einen Brief wechselte (vgl. A. Sauer a. a. O. II, S. LV, 284 : 10, 388f.). Karoline Pichler verkehrte oft im Eskelesschen Hause (oben S. 326, II, S. 124f.).

[671]) Dieser Brief Goethes an die Pichler, mit Weimar, 31. März 1812 datiert („Ich darf meinen lebhaften Dank" . . .), enthält Goethes Dank für Autographen, welche ihm Karoline Pichler mit Schreiben vom 28. November 1811 über Vermittlung der Frau Flies sandte (A. Sauer, Goethe und Österreich II, S. 255 : 3). Es waren Autographen von Josef Haydn, Nelson, Max. Hell und Bemerkungen und Verbesserungen, die Denis und Mastalier an ihren ersten jugendlichen Arbeiten machten. Den Brief Goethes an sie brachte Karoline Pichler selbst 1838 in einem Aufsatze „Briefe von Goethe und Werner" (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1838. S. 313f.) zum Abdruck; er weicht in zwei Kleinigkeiten von A. Sauer (II, S. 271 : 5; vorher: C. A. H. Burkhardt in: Die Grenzboten XXXIV, 1 [Leipzig 1875], S. 481f. [Goethes Konzept]; Mich. Bernays in: Im neuen Reich V, 1 [Leipzig 1875], S. 578 = M. Bernays, Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte I [Leipzig 1893], S. 243f. [Originalbrief]) ab. Sowohl aus Goethes Antwort, als auch aus Pichlers Schreiben geht hervor, daß sie Autographen von Mozart nicht auftreiben konnte (Sauer II, S. 256, 271), womit sich ihre Angabe (oben S. 393) berichtigt. — Schon in diesem ihrem ersten Schreiben an Goethe gab Karoline Pichler ihrer Freude darüber Ausdruck, daß ihr Agathokles, wie sie von Frau Flies und von ihrem Arzte Türkheim erfuhr, sich eines günstigen Urteils von seiten Goethes erfreue. Anschließend daran teilte sie Goethe mit, welchen unauslöschlichen Eindruck seine Werke (Werther, Götz, Stella) bereits in ihrer Jugend, wo ihr Stellen daraus zur Belohnung ihres Fleißes von ihrem Lehrer vorgelesen wurden (vgl. oben S. 50), auf sie machten, und daß sie später im Betrachten der Meisterwerke (Iphigenie, Tasso, Egmont) ein stilles Glück fand, sich vor allem aber „vor dem hohen reinen Geist, der in Iphigenien waltet", neigte (Sauer II, S. 267f.). Dieser Brief, mit Wärme geschrieben, wurde von Goethe ebenfalls seiner Autographensammlung eingereiht (Sauer II, S. 270, 271), entlockte ihm jedoch keine Äußerung über den Agathokles, die Pichler so gerne gehabt hätte, denn er begnügte sich, zu versichern, daß er an ihren Produktionen teilgenommen und dadurch veranlaßt, wiederholt daran dachte, über sie und ihre „Schwestern in Apoll ein heiteres Wort zu sagen" (Sauer II, S. 272, 390 : 5). Als Karoline Pichler Goethes Brief erhielt, soll sie „außer sich vor Freude" gewesen sein (Flies an Goethe, 25. Mai 1812: Sauer II, S. 273), was dem oben S. 393 Gesagten widersprechen würde. Betreffs eines persönlichen Umganges äußerte die Pichler in einem Briefe an die Huber (vom 29. Oktober 1822: K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch III, S. 323f.), daß sie daran nicht Gefallen finden könnte, da sie

Goethes Indifferenzpunkt von jeder traulichen Annäherung abhalten würde.

[672]) Vgl. über die Übersetzung des Agathokles durch Baronin Montolieu II, S. 175f. Über den Agathokles selbst vgl. oben Anm. 551.

[673]) Goethe hatte Pichlers „Agathokles" in Karlsbad vom 18. bis 20. August 1812 gelesen (Tagebücher IV [Weimar 1891], S. 312f.) und am 30. August übermittelte er Frau Flies ein Blatt über den „Agathokles", „womit Sie unserer lieben Pichler einen Spaß machen sollten". Darin sagte er (Sauer a. a. O. I, S. 277ff.; vorher: C.A.H. Burkhardt in: Die Grenzboten XXXIV, 1 [Leipzig 1875], S. 482ff.), daß er das Werk „mit Aufmerksamkeit und vielem Vergnügen" las, daß die Zeichnung der Charaktere, die Anlage und Durchführung derselben, ebenso die Fabel, die „in einer prägnanten Zeit und auf einem breiten bedeutenden Lokal sich so reich als faßlich ausdehnt", seinen Beifall fanden, so daß er „über diesem liebenswürdigen Natur- und Kunstwerke ganz vergaß", wie wenig ihm „sonst jenes Jahrhundert und die Gesinnungen, die darin triumphierend auftreten, eigentlich zusagen können. Ja, unsere Freundin wird es sich hoch anrechnen, daß ich nicht im mindesten verdrüßlich geworden bin, wenn sie meinen Großoheim Hadrian und sein Seelchen und meine übrige heidnische Sippschaft und ihre Geister nicht zum besten behandelt (Agathokles. I. Band, 9. Brief: M. Bernays, Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte I [Leipzig 1893], S. 246; Sauer I, S. 391). Die innere Konsequenz des Werkes hat mich mit allem einzelnen, was mir sonst hätte fremd bleiben müssen, wirklich befreundet." Obwohl er den Plan hier und da umdenken, „einem Charakter eine andere Richtung, einer Begebenheit eine andere Wendung" erteilen wollte, so wurde er doch immer durch die Verfasserin in der Folge selbst bekehrt und „auf ihren eigenen Sinn zurückgebracht", so daß er die Arbeit in jedem Sinn gegen jede Einwendung in Schutz nehmen könnte. Er wollte gerne dem Publikum gegenüber die liebenswürdige Calpurnia als Hauptperson erklären, ihr alle anderen Personen unterordnen und alle Begebenheiten auf sie beziehen, um auf diese Weise „die Harmonie dieser Komposition aufs neue recht anschaulich" zu machen. Karoline Pichler wendete sich in ihrem Brief vom 9. November 1812 (A. Sauer a. a. O. I, S. 282f.) gegen die Ansetzung der Calpurnia als Hauptperson, die übrigens auch der Fürst Ligne gerne als solche sehen wollte. Sie war betreffs der Meinung über Calpurnia betrübt, denn es dünkte sie, daß Larissa Calpurnia doch an „innerm Gehalt und echt weiblicher Tugend" weit übertreffe. Larissa entsprach eben ihrem Ideal von der Frau, während die Männer an der freieren Calpurnia

mehr Gefallen fanden, was Pichler ahnte, da sie die Frage aufwarf: „Sollte diese (Larissa) wirklich so wenig liebenswürdig für das andre Geschlecht sein?“ Daß Karoline Pichler Goethes „Späße“ so liebenswürdig aufnahm, dafür ließ er ihr am 26. November 1812 durch Frau Cäcilia v. Eskeles seinen Dank übermitteln (Sauer I, S. 287). Damit schließen Goethes Beziehungen zur Pichler, wenn er sich auch September 1823 ihrer freundlich erinnerte (Sauer I, S. 392, Nr. 11). Außer dem „Agathokles“ las Goethe 1812 noch Pichlers Roman „Sie war es dennoch“ (Tagebücher IV, S. 320: 12. September).

[674]) Goethes Torquato Tasso, I. Aufzug, 1. Auftritt, Vers 101: „Du hast sie [die Bildung] doch und bist's am Ende doch.“ — Karoline Pichler zitiert, wie gewöhnlich, ungenau.

[675]) Johann (Klostername Ladislaus) Pyrker de Felsö-Eör (1772 bis 1847), ein Ungar, trat Oktober 1792 ins Zisterzienserstift Lilienfeld ein. 1795 legte er die feierliche Profeß ab und Dezember 1796 erhielt er die Priesterweihe. 1797 ist er Stiftsökonom, 1799 Kämmerer und Waldmeister, 1807 Pfarrer in Türnitz und am 15. Juli 1811 Prior im Stifte. Letzteres war ein sorgenvolles Amt. Im Juli 1812 zum Abt seines Stiftes erwählt, war seine Prälatenzeit für das Stift eine segensreiche. Nicht nur, daß er durch Beschaffung von Geldmitteln die Brandschäden beseitigte, er legte auch verschiedene naturhistorische und andere Sammlungen an, vergrößerte den Besitz des Stiftes und wahrte dessen Rechte. Daneben war er vielfach dichterisch tätig. Infolge seiner Tüchtigkeit wurde er im August 1818 Bischof von Zips, 1820 Patriarch von Venedig und 1827 Erzbischof von Erlau, wo er die neue Kathedrale erbaute. Dem Stifte Lilienfeld blieb er auch weiterhin in Liebe zugetan und fand seine letzte Ruhestätte dort. Von seinen groß angelegten Epen sind „Rudolf von Habsburg“ und die „Tunisias“ besonders hervorhebenswert. Vgl. P. Tobner, Lilienfeld 1202—1902. Wien 1902. S. 443ff.; Wurzbach XXIV, S. 115ff.; Goedeke [1] III, S. 769ff., 1253. — Karoline Pichler wurde mit Ladislaus Pyrker, obwohl sie ihn schon früher flüchtig gesehen hatte (oben S. 395), 1812 knapp vor der Abtwahl (8. Juli 1812) in Lilienfeld bekannt (oben S. 395, 397f.). Nun entwickelte sich zwischen beiden ein reger persönlicher und schriftlicher Verkehr. Noch im Herbst 1812 besuchte Pyrker die Pichler in Wien (oben S. 398), während diese in den folgenden Jahren (1815, 1816, 1818) wiederholt nach Lilienfeld kam (II, S. 79f., 89f., 118ff.). Sie verwendete sich 1822 für den Druck einiger Gesänge der Rudolfias bei Therese Huber (II, S. 419 : 28), da ihr dieses Werk gefiel (II, S. 9). Als sie ihm Fouqués „Zauberring“ als Dank für die gastfreundliche Bewirtung in Lilienfeld übermittelte, be-

gleitete sie diese Sendung mit einem Gedicht (An den Herrn Abten Ladislaus von Lilienfeld, bey Übersendung des Zauberringes: S. W.[2] XVI, S. 133f.), in dem sie auf Pyrkers Tunisias hinwies. Zum Andenken an den Ausflug auf die Klosteralpe (1818) schenkte sie ihm ein Exemplar des Nibelungenliedes mit poetischer Widmung (vgl. II, Anm. 200). Über eine, zu Pyrkers Ehren stattgehabte Soirée bei der Pichler (ca. 1835) vgl. L. A. Frankl, Eine Soirée bei Caroline Pichler. In: Die Presse, XV, (Wien 1862), Nr. 31 = Erinnerungen. Hg. von St. Hock, Prag 1910, S. 104ff.; der Aufsatz dürfte aber nur Fiktion sein.

676) Neuere Forschungen ergaben, daß bereits 1322 Herzog Albrecht II. der Lahme mit seinem Bruder Leopold dem Glorwürdigen das Gelübde tat, wenn der Kampf gegen Ludwig den Bayer günstig ausgehe, ein Kloster zu Gaming zu errichten (vgl. Josef Lampel in: Topographie von Niederösterreich III [Wien 1893], S. 272f.).

677) Johann Martin Fischer (1740—1820), Bildhauer, stammte aus Schwaben und war seit 1760 in Wien, wo er die Akademie der bildenden Künste besuchte, an der er später als Professor (1786) und Direktor wirkte. Sein „Mutius Scävola" ist heute noch in Schönbrunn zu sehen. Bedeutender ist aber Fischer als Anatom. Vgl. Wurzbach IV, S. 244f.; Kábdebo in: Allgemeine Deutsche Biographie VII, S. 79f.

678) Erster Druck: Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. Herausgegeben von Hormayr IV (Wien 1813), S. 519: Gaming. Dann S. W.[2] XVI, S. 241ff. Die historischen Daten zu diesem Gedichte lieferte Hormayr unterm 18. August 1812 brieflich der K. Pichler (K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 251).

Hier seien Karoline Pichlers übrige Beiträge zu Hormayrs „Archiv" und „Taschenbuch", das sie 16. März 1820 (Brief an die Huber: K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch III, S. 296) zwar für gehaltvoll, aber stilistisch verfehlt hält, verzeichnet:

a) Archiv I (1810); *α*) S. 141: Kaiser Ferdinand II. = S. W.[2] XVI, S. 213; vgl. noch Anm. 565.

β) S. 329: Historischer Frauenspiegel (Prosa. Zu einem Aufsatz im Archiv I, S. 321ff.: Bredows historischer Frauenspiegel) = S. W.[2] XVII, S. 103ff.: Erinnerung an einige merkwürdige Frauen. Am Zustandekommen dieses Aufsatzes hatte Hormayr durch Lieferung von Quellenmaterial werktätigen Anteil (vgl. seine Briefe an die Pichler vom 7. März 1809, Januar 1810, 7. März 1810: K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 245—248). Der Aufsatz selbst hatte ihn „in Wahrheit freudig überrascht" und seine „hohe Idee von Ihrer historischen Darstellungsgabe aufs neue beurkundet" (ebd. XII, S. 246).

γ) S. 341: Cremsmünster, Legende = S. W.² XVI, S. 256; ein Nachdruck: vgl. I, Anm. 510 und Hormayrs Brief an die Pichler vom Januar 1810 (K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 247).

b) II (1811); α) S. 288: Der Markgräfin Schleyer = Hormayrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Wien 1811. S. 3 = S. W.² XVI, S. 219.

β) S. 429: Bey Anhörung des Mozartschen Requiem zu Collin's Todenfeyer (Am 6. August 1811) = S. W.² XVI, S. 76. — Nachdruck: Urania. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815. Leipzig (1814). S. 73ff.

γ) S. 557: Maria Zell = S. W.² XVI, S. 201. — Ein Nachdruck; zuerst 1806, vgl. Anm. 447.

c) III (1812); α) S. 189: Johann Hunniady Corvin = S. W.² XVI, S. 228. — Ein Nachdruck; zuerst 1812, vgl. Anm. 552.

β) S. 249: Herzog Albrechts Rache, 1536 = Hormayrs Taschenbuch 1812, S. 207 = S. W.² XVI, S. 249. — Quelle: Österr. Plutarch, II. Heft, im Leben Albrechts des Lahmen; Joh. v. Müller, Schweitzerhistorie.

d) IV (1813), S. 519: Gaming = S. W.² XVI, S. 241. — Gleichzeitig: Taschenbuch 1813, S. 3ff.

e) V (1814); α) S. 161: Kaiser Maximilian I., wie er seine Braut, Maria von Burgund, zu Gent empfängt (Vor dem Gemählde des Herrn Peter in der Kunstausstellung der k. k. Akademie zu Wien) = S. W.² XVI, S. 95. — Zuerst 1813, vgl. Anm. 552.

β) S. 249: Philippine Welserinn, entlehnt aus Selam = S. W.² XVI, S. 267.

f) VII (1816); α) S. 9: Kaiser Maximilians Zweykampf, 1495 = S. W.² XVI, S. 289. — Vgl. noch II, S. 281 mit Anm. 436 über die Prosabearbeitung. — Hormayr nennt dieses Gedicht „köstlich" (Brief an die Pichler vom 25. Oktober 1815: K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 287, vgl. noch S. 292f.).

β) S. 241ff.: Reise von Kremsmünster nach Spital am Pyhrn (Prosa) = S. W.² XVII, S. 239ff. — Nachdruck: Album aus Österreich ob der Enns. Hg. zum Besten der durch den Brand am 26. Oktober 1841 verunglückten Bewohner von Spital am Pyhrn in Ober-Österreich. Linz 1843, S. 12ff. — Die Vermittlung zu diesem Nachdruck ging von Frankl aus (vgl. K. Pichlers Brief an ihn vom 21. XII. 1842: Frankls Sonntags-Blätter, III, [Wien 1844], S. 80).

γ) S. 531: In das Stammbuch des Freyherrn von Hormayr 1808 = S. W.² XVI, S. 70. Vorher: Der Sammler II (Wien 1810), S. 257: In das Stammbuch eines vaterländischen Geschichtsforschers.

g) VIII (1817); α) S. 17: Markgraf Leopold der Erlauchte = S. W.² XVI, S. 234. — Vorher: Taschenbuch 1814, S. 3ff.

β) S. 153: Hohenfurth = S. W.[2] XVI, S. 275. — Zuerst 1816 als Einzeldruck: Goedeke VI, S. 577 : 87 : 3.

h) XII (1821), S. 241: Die Freunde. 1. Salm; 2. Rogendorf = S. W.[2] XVI, S. 281 ff. = Taschenbuch 1820, S. XXXVII ff.; vgl. noch II, Anm. 185.

[679]) Am 13. September 1810 zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags war der stiftliche Meierhof in Brand geraten, das Feuer griff rasch um sich und binnen fünf Stunden waren alle Stiftsgebäude und die Kirche ein Raub der Flammen geworden (Paul Tobner, Lilienfeld 1202—1902. Wien 1902. S. 436). Ladislaus Pyrker war damit beauftragt, die Herstellungsarbeiten zu leiten, doch scheiterte vieles am Mangel an Geld, so daß das Refektorium, das Dormitorium und die Sebastianikapelle zugrunde gingen (Tobner, S. 441 ff.). — Die von der Pichler erwähnte (S. 397) Überschwemmung fand erst am 24. August und 13. September 1813, also ein Jahr später statt (Tobner, S. 448).

[680]) Am 8. Juli 1812 wurde der Prior Ladislaus Pyrker mit 24 Stimmen infolge seiner Verdienste, die er sich bereits um das Stift erwarb, zum Abt des Stiftes Lilienfeld erwählt, am selben Tage noch installiert und am 22. Juli infuliert (Tobner, S. 446 f.).

[681]) Über Germanicus Caesar vgl. man die Biographie von A. Zingerle (De Germanico Caesare, Drusi filio. Progr. Gymnasium Trient 1867), welcher die ganze in Betracht kommende Literatur, besonders des Tacitus Annalen (lib. I und II) verwertet.

[682]) Die Erstaufführung erfolgte am 12. Dezember 1812 anonym im Wiener Burgtheater, worüber S. Eckler eine lange Anzeige verfaßte (Bäuerles Theater-Zeitung 1812, S. 405 f.). Das Trauerspiel ist zwar nach ihm kein glänzendes, aber ein „dem Kennerblick genügendes Meteor an Melpomenens Horizonte". Da der Stoff als solcher undankbar und leer ist, so ist der Gang der Handlung in den ersten drei Akten etwas schleppend, doch fesselt jede Szene, sei es durch die blühende Darstellung eines reinen Patriotismus und echt römischer Bürgertugend, sei es durch den mit herrlichen Zügen gezeichneten Seelenzustand des Germanicus. Die Katastrophe ist glücklich gewählt, der Dialog wohlverbunden und malerisch, „das Ganze atmet geläuterte politische Ansichten und reinen Natursinn". Die Kostüme und die Dekorationen waren passend, die Darsteller (s. unten) trefflich, besonders ragte Frl. Adamberger hervor, bei der es schien, als ob der Dichter nur an sie gedacht habe. — Die dritte Vorstellung, die am 21. Dezember 1812 bei vollem Hause vor sich ging, fand eine kritische Würdigung in „Der Sammler" (IV [Wien 1812], S. 630). Der Rezensent nennt die Diktion des Trauerspiels edel und elegant, nur vielleicht etwas zu wenig erhaben, die weiblichen Charaktere, besonders

Plancina, die der historischen Wahrheit gegenüber stark veredelt ist, vortrefflich, und begnügt sich, einige kleine Einwände betreffs der Vorgänge beim Tode der Plancina und betreffs des sterbenden Germanicus zu machen. Die Darstellung, Koberwein als Germanicus, Ziegler als Piso, Krüger als Publius Hortensius, Koch als Athenodor, Madame Weißenthurn als Agrippina und Dlle. Adamberger als Plancina, war trefflich. — Das Stück erlebte vom 12. Dezember 1812 bis zum 4. Januar 1813 fünf Aufführungen am Wiener Burgtheater (vgl. Hds. Jc 40 428 der Wiener Stadtbibliothek, S. 69) und hatte, wie die Anzeigen lehren, Erfolg, womit sich Teuber-Weilen II, 2, 1, S. 190f. berichtigt.

Der Text erschien 1813 im Druck (Germanicus, ein Trauerspiel. Wien, bey Ant. Strauß 1813 = S. W.[2] XIX, S. 5ff.), nachdem einzelne Szenen bereits früher erschienen waren (vgl. Anm. 552), und war dem Erzherzog Karl mit einer Widmung (S. W.[2] XIX, S. 9ff.) zugeeignet (unterzeichnet: Wien, im März 1813). Darin ist ausgeführt, daß Pichler bereits 1801—1803 beim Lesen der römischen Geschichte in Germanicus einen passenden Stoff für ein Trauerspiel sah, besonders als sie eine Ähnlichkeit zwischen diesem und Erzherzog Karl fand.

[683]) Über Karoline Fürstin Lobkowitz vgl. II, Anm. 212.

[684]) Über Erzherzog Rudolf von Österreich vgl. II, 418, Anm. 23.

[685]) Über die Teilnahme der österreichischen Truppen am russischen Feldzug Napoleons unter dem Fürsten Karl Philipp von Schwarzenberg vgl. man Ludwig Freiherr von Welden, Der Feldzug der Österreicher gegen Rußland im Jahre 1812. Wien 1870. S. 4ff. Das Auxiliarkorps bestand vom 10. Juni 1812 bis gegen Ende Februar 1813, beteiligte sich an verschiedenen Gefechten und war vom 29. Dezember 1812 ab, wo es bei Pultusk kantonierte, untätig.

[686]) Fedor Graf Rostoptschin (1765—1826), russischer General und Gouverneur von Moskau, bereitete nach der Schlacht bei Borodino (7. September 1812) alles vor, um Moskau beim Einmarsch der Franzosen in Brand zu setzen. Am 14. September verließ er die Stadt, gleichzeitig drangen die Franzosen ein und in der Nacht vom 15. auf den 16. September brach der verheerende Brand aus. Vgl. darüber A. comte de Ségur, Vie du comte Rostopchine, gouverneur de Moscou en 1812. Paris 1871. S. 218ff. — K. Pichler verwertete den Brand von Moskau in ihrer Kantate „Das befreyte Deutschland" (Wien 1819. S. 12).

[687]) Johannes Büel (1761—1830), aus Stein am Rhein im Kanton Schaffhausen gebürtig, studierte Theologie und war seit 1784 Helfer in Hemmishofen. Hier erwarb er sich durch einige pädagogische Schriften einen guten Namen. 1782 lernte er Luise von

Auleben in Schaffhausen kennen und ehelichte sie bald danach. Als sie 1802 starb, ging er aus Schmerz, die Ehe war überaus glücklich gewesen, nach Gotha, wo er durch seine Frau Beziehungen hatte. Hier wurde er Bibliothekar, als welcher er später den Hofratstitel erhielt. Bereits im Frühjahre 1803 verließ er aber als Reisebegleiter eines Grafen Gotha wieder und wendete sich nach Wien, wurde Erzieher im Hause des Grafen Browne-Camus und leitete die Erziehung des Grafen Moritz, der sich voll Dank in Büels Stammbuch über ihn äußerte (vgl. Jak. Bächtold, Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1892. NF. XV, [Zürich 1892], S. 167). Er machte mit seinem Zögling und allein viele Reisen und verkehrte in den besten und bedeutendsten Kreisen, worüber seine Stammbücher, die Jak. Bächtold auszugsweise veröffentlichte (a. a. O., S. 132ff.), interessante Aufschlüsse bieten. In Wien lernte er auch Karoline Pichler kennen, bei der er nicht nur ein gern gesehener Gast war (vgl. I, S. 482), sondern dem sie ihr volles Vertrauen schenkte und den sie als geistlichen Freund wiederholt zu Rate zog (II, S. 111). Nicht nur, daß er viele Leute von Namen bei ihr einführte, so 1813 Frau von Wolzogen und Frau Humboldt (II, S. 27), 1814 den Grafen Stolberg (II, S. 39; vgl. noch dessen Stammbucheintrag bei Bächtold S. 149 vom 31. Oktober 1814), den Schweizer Peter aus Winterthur (II, S. 84) und später brieflich den Gesandten Effinger-Wildegg (II, S. 113, 227), sondern er machte auch 1816 gemeinsam mit der Pichler und anderen eine Reise nach Lilienfeld und Maria-Zell (II, S. 88ff.) und stand ihr 1809 während der schweren Kriegszeit gesellig bei, worüber ein prosaischer Eintrag der Pichler vom August 1809 in seinem Stammbuch Aufschluß gibt (Bächtold, S. 142f.). Als er 1814 eine Reise in seine Heimat unternahm, da schrieb ihm Karoline Pichler ein Lobgedicht auf die Berge in das Stammbuch (Bächtold, S. 143f.: Wien, 21. September 1814. — Erster Druck: Morgenblatt für gebildete Stände 1815, Nr. 15, S. 60: An Johannes Büel [unterzeichnet: Wien, 1. November 1814]; darnach: S. W.[2] XVI, S. 104ff.). Als 1817 Graf Moritz Browne seine Studien vollendet hatte und in Militärdienste trat, da verließ Büel im Juni Wien (vgl. II, S. 110f.) und kehrte in die Schweiz zurück, wo er in Zürich bei seinem Freunde, dem Pfarrer Salomon Vögelin als Privatmann lebte. Verschiedene Reisen, worunter ihn eine auch wieder nach Wien führte (vgl. II, S. 112), unterbrachen sein, dem Studium gewidmetes Leben. Ein reger Briefwechsel mit Karoline Pichler hielt die alten Beziehungen warm (vgl. II, S. 112f.; Pichlers Briefe werden in Zürich bewahrt: Bächtold, S. 142; Büels Briefe sind zum Teil in der Wiener Stadtbibliothek, zum Teil in Privatbesitz). 1829 übersiedelte Büel in seine Vaterstadt Stein und starb hier am 7. Oktober 1830 an einem Schlagfluß (vgl. II, S. 276). Eine

Stiftung hält in seiner Heimat seinen Namen lebendig. Vgl. über Büel die Biographie von J. Böschenstein (Johannes Büel. Schaffhausen 1872).

[688]) Über Müllners Schuld und Zacharias Werners Vierundzwanzigsten Februar vgl. Anm. 657 und 689. — „Der neunundzwanzigste Februar", ein Trauerspiel in einem Akt von Adolf Müllner, erschien 1812 in Leipzig und wurde ebenda am 7. August 1812 zum erstenmal aufgeführt; es erlebte verschiedene Nachahmungen und Parodien (vgl. Goedeke VIII, S. 301: 11; Jakob Minor, Die Schicksals-Tragödie in ihren Hauptvertretern. Frankfurt a. M., 1883, S. 120ff.).

[689]) Über Müllners Schuld, deren Entstehung (Herbst 1812) und deren Aufnahme in Wien (erste Aufführung 27. April 1813) vgl. man Jakob Minor, a. a. O., S. 131 ff. und Goedeke VIII, S. 302 : 15. — Die von der Pichler angezogene Szene ist Akt II, Szene 4,5 (A. Müllner, Die Schuld. Wien 1817. S. 52ff.).

[690]) J. Rudolf Graf Chotek (1748—1824), österreichischer Staats- und Konferenzminister, damals (1813) Präsident der Hofkommission in politischen Gesetzsachen. Vgl. Wurzbach II, S. 362f.

[691]) Theodor Körners Stück „Die Sühne", in Wien nicht zur Aufführung gelangt, erzielte in Weimar gute Erfolge. Körner hielt das Stück trotz des gräßlichen Stoffes ebenso wie sein Vater für gelungen. Vgl. Peschel-Wildenow I, S. 321f. — Über den Einfluß Schillers auf Körner, auf den Karoline Pichler hinweist, vgl. man R. Stagl, Theodor Körner als Dramatiker mit besonderer Berücksichtigung Schillerschen Einflusses. Progr. Realgymnasium Stockerau 1900, besonders S. 6ff., wo dargelegt wird, daß nebst Kotzebue (Verwechslungsszene) hauptsächlich Schiller mit den „Räubern" und der „Braut von Messina" auf „Die Sühne" einwirkte. Eine ins einzelne gehende Untersuchung dieses Einflusses bietet auch Gustav Edgar Reinhard (Schillers Einfluß auf Theodor Körner. Diss. Neu-Ruppin 1899), der in der „Sühne" Körners nebst dem Einfluß der „Braut von Messina" noch Einwirkungen von Schillers „Fiesko" und „Wallenstein" sieht (a. a. O. S. 49f.).

[692]) Wenn Liegende, was sie längst hätten sollen, Empor sich endlich raffen, nennt's Empörung! (F. Rückert, Gesammelte poetische Werke I [Frankfurt a. M. 1882], S. 13, Nr. 14, Str. I, 3, 4).

[693]) Ernst Friedrich Georg Otto Freiherr von der Malsburg (1786—1824), bekannt als Übersetzer spanischer Literatur und Dichter, war von 1810—1813 Sekretär bei der westfälischen Gesandtschaft in Wien, stand also in französischen Diensten. Später wirkte er als kurhessischer Geschäftsträger in Dresden und war mit Tieck sehr befreundet. Vgl. Josef Kürschner in: Allgemeine Deutsche Biographie XX, S. 148.

[694]) Im Text der ersten Ausgabe ist fälschlich (II, S. 224) als Komponist der Weise „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark" Schubert angeführt, doch stammt dieses Lied sowohl dem Text als der Weise nach von Christ. Friedrich Daniel Schubart (vgl. Hoffmann-Prahl, Unsere volkstümlichen Lieder. [4] Leipzig 1900. S. 20, Nr. 78). Das Körnersche Jägerlied „Frisch auf, ihr Jäger, frei und flink!" zieht Pichler auch sonst heran (oben S. 432).

[695]) Am 20. März 1811 war Napoleon II., der König von Rom, als Zangengeburt zur Welt gekommen; das Leben der Mutter war in Gefahr gewesen und Napoleon hatte um 8 Uhr früh den Befehl gegeben, dieses auf Kosten des Kindes zu retten. Vgl. Helfert, Maria Louise, S. 188ff.

[696]) Über die zahlreiche dichterische Literatur der Freiheitskriege vgl. man Goedeke VII, S. 855ff. : 42ff.; Oskar Richter, Die Lieblingsvorstellungen der Dichter des deutschen Befreiungskrieges. Diss. Leipzig 1909, besonders S. VIIf.

[697]) Ernst Raupach (1784—1852), dramatischer Dichter, lebte damals (1804—1822) in Rußland in verschiedenen Stellungen und war 1814 mit seinem dramatischen Gedicht „Timoleon der Befreyer" hervorgetreten. Seine Erfolge als Dramatiker fallen erst nach 1819. Vgl. Goedeke VIII, S. 646ff. — Karoline Pichler schrieb einen Aufsatz über Raupachs „Tassos Tod" (Trauerspiel. Hamburg 1835. Aufgeführt am Wiener Burgtheater achtmal, und zwar vom 4. November 1834 bis zum 13. Mai 1840: vgl. Goedeke VIII, S. 665 : 58; Hds. J c 40428 der Wiener Stadtbibliothek, S. 173), den sie am Wiener Burgtheater sah und der ihr sehr gefiel (S. W.[2] L, S. 69ff.) und knüpfte moralische Betrachtungen daran, so daß Strenge kein Heilmittel sei, sondern mit Milde mehr zu erreichen ist usw. Ebenso machte später sein Stück „Vormund und Mündel" großen Eindruck auf sie (II, 263).

[698]) Elisabeth Freiin von Matt, geb. von Humelauer, war die Gemahlin des niederösterreichischen Regierungsrates Franz von Matt, der zu Klopstock in Beziehungen stand. Sie besaß das Haus Nr. 874 in der Großen Schullerstraße und versammelte schon in der josefinischen Zeit größere Gesellschaften um sich. Wir finden sie 1786 und 1787 unter den Subskribenten der Gedichte des Karl Julius Fridrich (Situationen. Wien 1786. S. 255; Lieder der Liebe und der Freude. Wien 1787. S. 6b). Sie starb am 1. März 1814 in ihrem Hause in Wien, 52 Jahre alt, an der Brustwassersucht (Totenprotokoll der Gemeinde Wien im Konskriptionsamt, 1814, Buchst. M, fol. 14a; Verlassenschaftsakten im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 42 ex 1814). Sie besaß eine Privatsternwarte und veröffentlichte einige astronomische Arbeiten (Wurzbach XVII, S. 112 mit fehlerhaften Daten).

— Hormayr gedenkt in seinen Briefen an die Pichler einige Male der Gesellschaften bei der Baronin Matt, wo er am 28. Februar 1812 zum letztenmal weilte und Rothkirchs Gedicht „Deutsche Sprache„ deklamierte (K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 259, 307).

[699]) Über Adam Müller vgl. II, Anm. 423.

[700]) Johann Baptist Rupprecht (1776—1846), aus Preußisch-Schlesien, wirkte lange Jahre als Kaufmann in Wien, wo sein botanischer Garten in Gumpendorf eine Sehenswürdigkeit war. Er war auch k. k. Bücherzensor, als solcher ziemlich strenge und engherzig, wofür ihn Grillparzer in Epigrammen gehörig hernahm. Als Dichter wenig bedeutend, schuf er sich als Übersetzer aus dem Englischen und als Hortologe Verdienste. Hormayr, an dessen Archiv Rupprecht mitarbeitete, wohnte eine Zeit in seinem Hause. Vgl. Wurzbach XXVII, S. 272ff.; Goedeke VI, S. 557f.

[701]) Franziska Freiin Hormayr zu Hortenburg, verehelichte Freiin Kreß von Kressenstein (vgl. über sie II, Anm. 414), ist tatsächlich am 7. März (1807) geboren worden (Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser III [Gotha 1853], S. 216).

[702]) Franz Graf Széchényi (1754—1820), der sich dem politischen Fach gewidmet hatte, war bereits 1785 Obergespan des Agramer Komitats, legte aber noch im selben Jahre seine Würden nieder, lebte einige Jahre im Ausland und trat 1798 wieder in den politischen Dienst. Für seine patriotischen und treuen Dienste erhielt er 1808 den Orden des Goldenen Vließes. 1811 legte er indessen aus Gesundheitsrücksichten alle Ämter nieder, zog sich nach Wien zurück und dürfte zu dieser Zeit durch Hormayr, dem er stets ein wohlwollender Gönner war (vgl. Hormayrs Briefe an K. Pichler: K. Glossy, Grillparzer-Jahrbuch XII, S. 259, 281), bei der Pichler eingeführt worden sein (oben S. 410), die wiederholt in seinem Hause verkehrte (oben S. 410; II, S. 219) und 1814 sein Gast auf dem Gute Zinkendorf war (II, S. 13ff.). Unsterbliche Verdienste erwarb er sich durch die Gründung des ungarischen Nationalmuseums in Pest. Vgl. Wurzbach, XLI, S. 246ff. — Karoline Pichler widmete ihm 1812 ihr Gedicht „Johann Huniady Corvin" (S. W.[2] XVI, S. 228ff.; zuerst 1812 erschienen, vgl. Anm. 552).

[703]) Über Hormayrs Einfluß auf Karoline Pichler vgl. oben Anm. 406.

[704]) Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern (1766—1852), seit 1786 Präsident der Landesregierung von Nassau-Weilburg, 1801 Gesandter in Paris und infolge eines napoleonischen Edikts 1811 gezwungen, den nassauischen Staatsdienst zu verlassen, kam 1811 nach Wien, verband sich mit Hormayr, nahm an der Gründung des Alpenbundes teil, wurde aber diesertwegen aus Österreich 1813 verbannt (vgl. auch oben S. 412). Er zog sich in die

Schweiz zurück, wurde bald danach leitender Minister der vier oranischen Fürstentümer, betätigte sich am Wiener Kongreß erfolgreich für die Niederlande und war ein eifriger Verfechter des deutschen Bundesstaates. Seit 1820 lebte er im Ruhestand. Er war ein freisinniger, kerndeutscher Mann, der auch als politischer Schriftsteller stets offen und ehrlich war. Vgl. K. Wippermann, Allgemeine Deutsche Biographie VIII, S. 303ff. — Hormayr spricht über Gagern von Brünn aus wiederholt in seinen Briefen an die Pichler, zur Zeit als Gagern beim Wiener Kongreß anwesend war (Glossy, Grillparzer Jahrbuch XII, S. 254, 256, 257f., 259, 275, 283f.). Dieser besuchte 1815 auch die Pichler (ebd. XII, S. 275) und besprach in seinem damals (1814) anonym erschienenen Buche „Beiträge zur Zeitgeschichte I" (Am Rhein, o. J.) die Hormayr-Affäre (vgl. Hormayr an Pichler: K. Glossy, a. a. O. XII, S. 254, 257f.), wobei er freilich sich selbst etwas zu sehr in den Vordergrund stellte. Über Gagern als Kongreßmitglied vgl. August Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Wien 1913, S. 497, Reg.

[705]) Der berühmte Historiker Johannes von Müller (1752—1809) war Hormayrs väterlicher Freund und hatte durch zwölf Jahre in Wien im politischen Dienst und seit 1800 als Direktor der Hofbibliothek gewirkt (vgl. Wegele in: Allgemeine Deutsche Biographie XXII, S. 587ff.).

[706]) Über die Familie Piquot vgl. II, Anm. 218.

[707]) Bereits zu Ende des Jahres 1812 beschäftigte sich Erzherzog Johann mit dem Plan, eine Volkserhebung in Tirol und Vorarlberg mit englischem Gelde zur Abschüttelung des französisch-bayrischen Joches zu inszenieren. Da die Ereignisse zu Beginn des Jahres 1813 gegen Napoleon waren, so fand am 11. Februar abends die erste Sitzung des „Alpenbundes" statt, dem eine zweite am 14. Februar folgte. Hormayr, der Appellationsrat Anton Schneider (1777 bis 1820: Wurzbach XXX, S. 11ff.) und Kreishauptmann Anton Leopold von Roschmann (1777—1830: Wurzbach XXVI, S. 352f.), ein Freund Hormayrs, waren die Hauptteilnehmer, denen sich noch Gagern zugesellte. Bereits um den 20. Februar herum wußte aber die Polizei von der Sache, Roschmann spielte den Verräter, und am 7. März wurden Hormayr, Schneider und Roschmann abends in des ersteren Haus verhaftet; die beiden ersten wurden nach Munkacz und Brünn deportiert, Roschmann bald entlassen und für seine Verdienste belohnt, doch bereits 1819 infolge Unfähigkeit in den Ruhestand versetzt. Vgl. die eingehende Darstellung über den Alpenbund und dessen eigentliche patriotische Ziele bei Franz Ritter von Krones, Tirol 1812—1816 und Erzherzog Johann von Österreich. Innsbruck 1890. S. 58ff. Über die

Verhaftung und Roschmanns Verräterrolle ebd. S. 72f., 75ff. (nach Hormayrs und anderen Berichten); Eduard Wertheimer, Wien und das Kriegsjahr 1813. Wien 1893. S. 8ff., 29ff.

[708]) Alexander von Humboldt (1769—1859), der berühmte Naturforscher, weilte im Jahre 1811 zum Besuche seines Bruders Wilhelm in Wien. Er wollte sich vor Antritt seiner geplanten, aber dann nicht zur Ausführung gelangten Reise nach Ober-Indien, von Wilhelm verabschieden (vgl. Karl Bruhns, Alexander von Humboldt II [Leipzig 1872], S. 73). Seine Ankunft in Wien erfolgte am 21. Oktober 1811 abends (Der österreichische Beobachter. Wien 1811. S. 1185).

[709]) Josef Hartl Edler von Luchsenstein (1760—1822), ein durch sein humanistisches Wirken sehr verdienstvoller Mann, gründete 1802 die Pottendorfer Spinnfabrik, war von 1808—1811 Direktor der beiden Hoftheater in Wien, von 1803—1806 Referent der Hofkommission zur Regulierung der Wohltätigkeitsanstalten, wurde 1803 Regierungsrat und 1815 Hofrat. Vgl. Wurzbach VII, S. 405f.

Seine Nichte, vielmehr Adoptiv- bzw. natürliche Tochter war Anna (Nina) Schiffenhuber-Hartl, eine fanatische Katholikin des Clemens Hoffbauer-Kreises, die seit 1809 im Hause Schlegel heimisch war, sich eng an Dorothea angeschlossen hatte und bei den Schlegelschen Abendgesellschaften die Stelle einer Haustochter versah. 1813/14 machten sich die Anzeichen eines Brustleidens bei ihr bemerkbar, sie übersiedelte daher im Herbst 1814 nach Pisa, ging 1816 nach Florenz und 1817 nach Rom, wo sie sich in den Maler Friedrich Overbeck verliebte und diesen, falls man den Worten der Luise Seidler trauen darf, auf schlaue Weise einfing, so daß am 18. Oktober 1818 deren Hochzeit in Rom erfolgte. Sie war damals nach der Seidler „eine zarte, sentimentale, beinahe weichliche Schönheit; mit großer Begabung zur Intrige verband sie reiche Bildung, wußte die italienischen Dichter auswendig und schwärmte für die Kunst“. Sie war ihrem Manne Friedrich (1789 bis 1869), der sie 1818 als Ruth porträtiert hatte, eine aufopfernde, treue Gattin. Sie starb am 23. Juni 1853. Vgl. Marg. Howitt, Friedrich Overbeck I (Freiburg i. B. 1886), S. 427ff. und II, S. 442 Reg. (I, 429f. die Pichler-Stelle zitiert); Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. Herausgegeben von Herm. Uhde. Berlin 1874. S. 237ff.; Julius Schnorr von Carolsfeld, Briefe aus Italien. Gotha 1886. S. 548 Reg.

[710]) Ernst Heinrich Adolf von Pfuel (1779—1866), ein Freund des Dichters H. v. Kleist, trat 1797 als Fähnrich in die preußische Armee ein, nahm 1803 und 1807 seine Entlassung, wirkte dann in Dresden als Lehrer und ging am 13. Mai 1809 als Kompagnieführer zur fränkischen Legion. Später (1810) in österreichische

Dienste übernommen, gründete er in Prag die militärische Schwimmanstalt und wurde im November 1811 zum Kriegsarchiv nach Wien versetzt. In Wien verkehrte er mit Körner und betätigte sich schriftstellerisch. Im Mai 1812 nach Prag zurückversetzt, verließ er Ende Juli 1812 den österreichischen Dienst und trat in die russische Armee. Später wurde er, nachdem er sich wiederholt auszeichnete, preußischer General der Infanterie (1848), Ministerpräsident und Kriegsminister. Vgl. Wippermann in: Allgemeine Deutsche Biographie XXV, S. 705ff.

711) Über Sophie Müller von Nitterndorf vgl. II, Anm. 420.

712) Adam Müller hatte im Mai 1812 die Erlaubnis erhalten, 15 Vorlesungen über das Verhältnis der Beredsamkeit zur Poesie gegen ein Honorar von 12 fl. W.W. pro Person zu halten (Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. 1812, S. 354) und begann diese Vorlesungen am 15. Mai (J. M. Raich, Dorothea Schlegel II, S. 79). — Ähnlich wie Karoline Pichler (S. 414f.) äußert sich auch Wilhelm Humboldt in einem Briefe vom 1. Juli 1812 über die Vorlesungen Friedrich Schlegels und Adam Müllers (Ansichten über Ästhetik und Literatur. Herausgegeben von F. Jonas. Berlin 1880. S. 131); er sagt, daß diese Vorlesungen eine sophistische Rhetorik, die einseitig Philosophie und Kunst in eine bestimmte Form zwingen wollte, auszeichnete, wobei sich Schlegel durch die Kraft der Gedanken, Müller durch die künstliche Behandlung der Sprache hervortat. Überhaupt schätzt Humboldt (a. a. O. S. 124) Müller nicht tief ein, da dieser kein gründlicher Erforscher der Gegenstände ist. Theodor Körner äußert sich in einem Brief an seinen Vater vom 24. Mai 1812 (Augusta Weldler-Steinberg, Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. Leipzig 1910. S. 191) über diese Vorlesungen, die angingen und worin Müller Schiller nicht als Dichter, sondern nur als ersten Redner gelten ließ, folgendermaßen: „Noch dieselbe Oberflächlichkeit, Geziertheit, künstliche und gewählte, aber nicht minder interessante Art zu sprechen.“ Dorothea Schlegel (Raich II, S. 79f., 88) ist von diesen Vorlesungen, die sie als „Nachlesungen“ bezeichnet, nicht sehr erbaut, da sie den Eindruck der Vorlesungen ihres Mannes verwischten; sie berichtet, daß Erzherzog Maximilian, Prinz von Ligne u. a. anwesend waren und Müller viele Dukaten und Geschenke erhielt. — Das Schlegelsche Journal, für das Adam Müller damals schrieb, war das „Deutsche Museum“ (vgl. H. H. Houben, Zeitschriften der Romantik. Berlin 1904. Sp. 216ff., besonders 461a sub Müller; Johannes Bobeth, Die Zeitschriften der Romantik. Leipzig 1911. S. 423 Reg.), in das auch Karoline Pichler zweimal Aufsätze gab (Bobeth, S. 277; oben Anm. 552).

[713]) Heinrich von Kleist hatte durch Adam Müller, mit dem er vom Oktober bis Dezember 1810 in Berlin die Berliner Abendblätter herausgegeben hatte, die hysterische Frau Henriette Vogel in Berlin kennen gelernt, die glaubte, sie sei unheilbar erkrankt und sich deshalb töten wollte. Nachdem ihr Kleist einst versprochen hatte, ihr den größten Freundschaftsdienst zu leisten, so verlangte sie, daß er sie töte. Kleist tat dies und erschoß seine Freundin und sich am 21. November 1811 am Ufer des Wannsees bei Berlin. Vgl. Felix Bamberg in: Allgemeine Deutsche Biographie XVI, S. 145ff.

[713]a) Schon 1812 war ein großer Teil der Bevölkerung dagegen, daß man Napoleon gegen Rußland Hilfe leiste und wollte, daß man an Napoleon den Krieg erkläre, ein Ziel, das auch der „Alpenbund" verfocht. Als dieser im März 1813 sein jähes Ende fand, da war die Kriegspartei, soweit die oberen Schichten in Betracht kamen, vernichtet, aber das niedere Volk zeigte seinen Haß gegen Napoleon offen. Als es im April hieß, Metternich habe eine neue Allianz mit Napoleon geschlossen, da brach in Wien in allen Schichten die Leidenschaft aus und es kam zu erregten Auftritten gegen Metternich. Die Regierung wirkte beruhigend und aufklärend durch ihre Agenten. Nun schlug aber im Juni die Stimmung vollständig um, denn als die Kriegsvorbereitungen getroffen wurden, da war völlige Mutlosigkeit, und die Regierung mußte diese durch patriotische Broschüren bekämpfen. Man lehnte den Fürsten Schwarzenberg als Oberkommandanten ab und wollte als solchen Erzherzog Karl (vgl. auch oben S. 431). Die drückende Ungewißheit und Angst hörte mit der Veröffentlichung des Kriegsmanifestes am 19. August (nicht am 17. August, wie es oben S. 420 heißt) auf, das begeisternd wirkte. Vgl. Ed. Wertheimer, Wien und das Kriegsjahr 1813. Wien 1893. S. 10ff.

[714]) Die Schlacht bei Großgörschen (bei Lützen) fand am 2. Mai, die bei Bautzen am 20. und 21. Mai zwischen den Preußen und Franzosen statt. In beiden behaupteten letztere, wenn auch mit großen Verlusten, das Feld.

[715]) Henriette Ephraim, eine Tochter der Rebekka Ephraim (II, Anm. 427), geboren in Berlin, scheint lange ledig geblieben zu sein. Sie konvertierte zum katholischen Glauben und heiratete den Handelsmann, kgl. preußischen Kommerzialrat und Ritter des roten Adlerordens Anton Tichy, einen Katholiken, der früher in Triest wirkte und dann nach Wien übersiedelte; sie war dessen zweite Frau und ihre Ehe blieb kinderlos. Sie starb am 18. November 1850 in Wien (Stadt Nr. 390), 58 Jahre alt, am Schlagfluß, während ihr Gatte sie überlebte (lebt 1864 noch); vgl. die Verlassenschaftsakten ihrer Mutter Rebekka Ephraim im Archiv

des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 1113 ex 1846 und Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt, 1850, Buchst. T, Fol. 21 b. — Karoline Pichler war mit Henriette Ephraim und deren Mutter Rebekka wiederholt in Gesellschaften beisammen (vgl. II, S. 125, 158, 175); 1825 trafen sie sich in Schwarzenau (II, S. 214) und 1829 in Baden, wo Henriette bei einem Ausflug nach Merkenstein ein Gedicht, das Adam von Weingarten Karoline Pichler zu Ehren gedichtet hatte, vortrug (II, S. 255).

[716]) Marianne Saaling, eine geistreiche Berliner Jüdin, die aber später zum Katholizismus konvertierte (S. Hensel, Die Familie Mendelssohn I [10] [Berlin 1900], S. 70), wurde ca. 1786 in Berlin geboren (Ludwig Geiger, Dichter und Frauen II [Berlin 1899], S. 158). Sie war eine Schwester der Dichterin Regine Frohberg, die in Wien lebte, und eine Nichte der Fanni von Arnstein, bei der sie die Jahre 1812—1814 in Wien verbrachte (Albert Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Weimar 1896. S. 220 Reg.; Ludwig Freiherr v. Wolzogen, Memoiren. Leipzig 1851. S. 275). Von auffallender Schönheit, vereinte sie innere Bildung mit allen Vorzügen der glatten Außenwelt (Theodor Körner an seinen Vater, 19. Dezember 1812: Augusta Weldler-Steinberg, Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. Leipzig 1910. S. 208). 1812 malte sie Philipp Veit in Wien (J. M. Raich, Dorothea von Schlegel I [Mainz 1881], S. 68, 90) und Juli 1813 lernte sie Brentano im Hause der Pereira zu Hietzing kennen; dieser schreibt in einem Briefe an die Rahel (Wien, 28. Juli 1813: Varnhagen von Ense, Biographische Porträts. Leipzig 1871. S. 95) von ihr: Sie ist „ein liebes, anmutig beredetes Wesen, aber sie müßte eine Liebe und ein Kind haben, denn sie gewöhnt sich bereits an allgemeine Anbetung und ihre Natur, gezwungen zu jungfräulicher Haltung, schwängert sich selbst, ohne Geburt; sie muß kalt und eine Figur werden, und der Mensch kann nur eine Natur werden oder ein Geist in der modernen Zeit, die Antiken sind erschöpft, wie die Heiligung der Nacktheit." Zur Zeit des Wiener Kongresses verlobte sie sich in Wien, doch starb ihr Bräutigam während der Vorbereitungen zum Hochzeitsfest (Raich II, S. 68, Anm. 2). 1822 unternahm sie eine Reise in die Schweiz (Hensel I, S. 124). 1830 fand sie Felix Mendelssohn-Bartholdy (Briefwechsel mit Legationsrat Karl Klingemann in London. Herausgegeben von Karl Klingemann. Essen 1909. S. 78) ruhiger und natürlicher als früher, und im Mai 1834 verlobte sie sich, sie wohnte damals in Berlin bei ihrem Schwager Heyse, mit Varnhagen von Ense, doch ging dieses Verlöbnis bald in Brüche, da beide zu eigensinnige Charaktere waren, außerdem noch verschiedene Mißverständnisse sich geltend machten (vgl. Varn-

hagens eingehende Schilderung: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.[3] I, 5 [Leipzig 1871], S. 206ff.). Marianne, die Felix Mendelssohn-Bartholdy noch 1840 ganz hübsch nennt (Briefwechsel mit Klingemann, S. 249), stand bis an ihr Lebensende an der Spitze zahlreicher Wohltätigkeitsunternehmungen in Berlin und starb, 84 Jahre alt, 1869 in Berlin (David Aug. Rosenthal, Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert.[2] I, 1 [Schaffhausen 1871], S. 391, Anm. 2). Vgl. noch Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse.[3] Berlin 1900. S. 9f.

[717]) Clemens Brentano (1778—1842: Goedeke VI, S. 52ff.), der große Romantiker, lebte seit 1811 in Prag, wo er seine Gründung Prags, dieses echt romantische Werk verfaßte, und mit Ludwig Tieck im Juni und anfangs Juli 1813 zusammen war (Reinhold Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano. Stuttgart 1894. S. 315). Dieser gab ihm, als Brentano am 6. Juli 1813 nach Wien reiste, Briefe an Collin und die Pichler mit (Steig, S. 316). Brentano wohnte in Wien, Erdberggasse 98, fand sich rasch in das Wiener gesellschaftliche Leben und Treiben, verkehrte bei Pereiras, Schlegels und anderen, wurde bald beliebt und schrieb Rezensionen über das Wiener Theaterwesen; seine „Valeria" (Ponce de Leon) wurde, aber ohne Beifall, in Wien aufgeführt und so wurde er schließlich mißvergnügt und verließ Ende August 1814 diese Stadt (Steig, S. 316, 317, 319, 333, 339). In Wien vollendete er auch die Bühnenbearbeitung der Libussa und begann den Druck des ganzen Werkes (Steig, S. 329, 332, 336). Vgl. über seinen Wiener Aufenthalt noch Joh. Bapt. Diel, Clemens Brentano, I, (Freiburg i. B. 1877), S. 388ff. — Im Hause der Pichler lernte Brentano den Schauspieler Hasenhut, der ihn in die „Rebhühnergesellschaft" (Josefiner) einführte, und Theodor Körner kennen (Diel, I, S. 396, 404). — Über eine Äußerung, die damals Brentano der Pichler gegenüber über die Juden machte, vgl. II, S. 210. — Unter den von Karoline Pichler (oben S. 424f.) erwähnten fremden Damen aus Breslau, die Brentano bei ihr einführte, befand sich sicher Frau v. Bräunersdorf aus Breslau, mit der er am 8. August 1813 einen Ausflug machte (vgl. seine Briefe an die Rahel bei Varnhagen v. Ense, Biographische Porträts. Leipzig 1871. S. 96, 103).

[718]) Ludwig Tieck (1773—1853: Goedeke VI, S. 28ff.) kam am 1. August 1808 von Dresden aus, es begann sein Wanderleben, nach Wien und wohnte auf der Landstraße Nr. 84 (Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. Wien 1808. S. 220). Er verkehrte hier mit den beiden Collin, Hormayr und Karoline Pichler, die er „angenehmer als ihre Romane" fand (R. Köpke, Ludwig Tieck I [Leipzig 1855], S. 340f.). Der Schauspieler Josef Lange fesselte ihn und Heinrich Collin wollte Tieck für das Wiener

Burgtheater gewinnen, doch bereits im Herbst reiste er nach München (Köpke, S. 340f.). Am 9. Oktober 1808 hatte er sich noch in Hofrat Büels Stammbuch eingetragen (J. Bächtold, Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1892. N. F. XV, [Zürich 1892], S. 142). — Über Tiecks Ähnlichkeit mit Lenau vgl. noch II, S. 310; daß er Weber an die Pichler empfahl, findet sich auch II, S. 149f. — Karoline Pichler stand mit Tieck in Briefwechsel. Zwei ihrer Briefe, die seine Erzählung „Der Gelehrte", welche die Pichler „lebhaft und tief zugleich ansprach", betreffen, sind gedruckt (Briefe an Ludwig Tieck. Herausgegeben von Karl v. Holtei III [Breslau 1864], S. 74—76: datiert vom 10. Mai 1828 und vom 21. Juni 1830). Im zweiten Brief (Holtei, S. 75), den sie durch Frau v. Schlegel überschickte, sagt sie von ihren Zeilen: „Sie sollen Ihnen sagen, wie sehr mich jedesmahl Ihre gütige Erinnerung, Ihre freundliche Theilnahme erfreut hat, wenn mir ein Gruß, eine ehrenvolle Meinung von Ihnen wurde, und sie sollen Ihnen für so manche schöne Stunden danken, die Ihre neuesten Arbeiten mir gewährt."

719) Sophie Bernhardi (1775—1833), Tiecks Schwester, wurde 1799 die Frau von Tiecks Freund, August Ferdinand Bernhardi (1769—1820), der zuerst Professor, dann seit 1808 Direktor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums in Berlin war, sich als Sprachphilosoph betätigte und ironische Aufsätze in Tiecks Manier verfaßte (vgl. Goedeke VI, S. 45f.). 1802 trennte sich Sophie von ihrem Manne, lebte in Weimar und zog dann mit ihren Kindern nach Rom. 1804 wurde ihre Ehe geschieden und 1810 heiratete sie den Estländer Johann Ludwig von Knorring (1769—1837), mit dem sie in Rom, Wien, München und schließlich in Estland lebte. Sie schrieb romantische Gedichte und Märchen. Vgl. Goedeke VI, S. 46; VII, S. 491.

720) Johann Ludwig von Knorring (1769—1837), ein Estländer, studierte in Deutschland, heiratete 1810 Sophie Bernhardi, mit der er zunächst verschiedene Reisen unternahm, hierauf aber nach Estland zurückkehrte, wo er mit Ausnahme der Jahre 1819 und 1820 bis an sein Lebensende auf seinen Gütern weilte. Er war niederländischer Vizekonsul und verfaßte ein Lustspiel, das 1815 erschien. Vgl. Joh. Friedr. v. Recke und K. E. Napiersky, Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland II (Mitau 1829), S. 467; Nachträge I (Mitau 1859), S. 312.

721) Karoline Pichler meint ihren Aufsatz „Über die Allgemeinheit der Bezeichnungen" (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode 1838, S. 357ff. = S. W.[2] fehlend), worin sie gegen die Manieriertheit der modernen Schriftsteller, keine

präzisen Ausdrücke zu verwenden, wobei ihnen Goethe als Muster dienen könne, sondern nur Umschreibungen, wodurch das Verständnis eines Werkes wesentlich erschwert werde, auftritt. — Über das schlechte Verständnis der modernen Schriftsteller ihrerseits vgl. noch II, S. 248, 390.

[722]) „Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama" von Clemens Brentano erschien 1815 in Pest (Goedeke VI, S. 60:27). Über das Drama als solches, seine Quellen, die Mystik und Mythe, die darin in Form von Hexen, Zauberwesen, Aberglauben, mythologischen, christlichen und volkstümlichen Einzelheiten verwendet werden, vgl. man Emanuel Grigorovitza, Libussa in der deutschen Litteratur. Berlin 1901. S. 27ff. — Die Vorlesung bei Karoline Pichler fand am 23. Juli 1813 statt (Diel, I, S. 396 Anm.). An ihr nahm auch Johann Nepomuk von Ringseis teil, der vom September 1812 bis zum September 1813 in Wien weilte (Ringseis, Erinnerungen. Herausgegeben von Emilie Ringseis I [Regensburg 1886], S. 137ff.) und in der Alservorstadt wohnte; er berichtet darüber (I, S. 148): „Die Schriftstellerin (Pichler) zeigte Unwillen, weil er darin vor ihrer Tochter Ohr Dinge gebracht, die für ein junges Mädchen ungeeignet seien; nicht minder unwillig verteidigte sich der Verfasser, seine höchst ehrbaren Schwestern hätten keinen Anstoß genommen." Brentano rächte sich in seiner Satire „Mäcenas", worin er von den Pichlerschen Dramen sagt (Diel, I, S. 399):

Und die Pichler ist wohl würdig,
Immer wieder sie zu sehn,
Dem Cothurne ebenbürtig
Kann sie den Pantoffel drehn.

— Über die unsinnlich gehaltene Lichtgestalt Trinitas vgl. Grigorovitza, S. 66.

[723]) Deutsche Gedichte von Freimund Raimar [Friedrich Rückert], o. O. (Heidelberg) 1814. Den zweiten und vierten Teil davon bilden 44 „geharnischte Sonette". Vgl. Goedeke VIII, S. 150 : 5. — Ein Zitat daraus oben S. 405.

[724]) Max von Schenkendorf, Sämmtliche Gedichte. Berlin 1837. S. 123ff.: Die Deutschen an ihren Kaiser. Julius 1813. — Die von der Pichler angeführte 1. Strophe ist nicht ganz genau wiedergegeben; im Original heißt es Zeile 3: deiner Völker.

[725]) Schenkendorf a. a. O. S. 137ff.: Die Preußen an der kaiserlichen Grenze. August 1813. — Die Pichler zitiert Str. I (im Original heißt es: 3 Böhmenland; 4 O Heer; 5 Sieg und Heil), III (Original: 6 hoch [stark), V, 1—3 und VIII, 4—6. — Zitate aus diesem Gedicht kehren auch sonst wieder, vgl. Anm. 729, 740 und II, Anm. 18.

[726]) Theodor Körner war vom 30. Juni bis 14. Juli 1813 in Karlsbad (vgl. Theodor Körners Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813. Herausgegeben von W. Emil Peschel. Freiburg i. B. 1893. S. 35f.).

[727]) Weder Karl Streckfuß (Theodor Körners Sämmtliche Werke.[5] Berlin 1858. S. 749ff.) noch Goedeke (Grdr. VI, S. 459f. unter Apel), noch Wurzbach (XII, S. 259) und Emil Peschel (Körner-Bibliographie. Leipzig 1891, S. 46ff.) verzeichnen ein Gedicht von Apel, der zwar zu Körner Beziehungen hatte (vgl. Adolf Wolff, Theodor Körners Leben und Briefwechsel. Berlin 1858, S. 193, 209), auf Körners Tod. Sollte sich Karoline Pichler irren?

[727]a) Die Stimmung über Körners Tod in Wien bringt am deutlichsten ein Gedicht von Florian Pichler (Der deutsche Geist. Wien 1814. S. 31ff.) zum Ausdruck. Vgl. noch Hans K. Freiherr von Jaden, Theodor Körner und seine Braut. Dresden 1896. S. 89ff.

[728]) Gemeint ist das Epigramm „Mittel gegen die Hochmut der Großen“ (G. A. Bürger, Werke. Herausgegeben von Ed. Grisebach [5] [Berlin 1894], S. 146; im Original Zeile 1 oft [stets).

[729]) Str. III, 4 des Gedichtes „Die Preußen an der kaiserlichen Grenze“ (1813) von Schenkendorf; vgl. oben Anm. 725.

[730]) Über dieses Stück und dessen Aufführung vgl. II, S. 3ff. mit Anm. 1—15.

[731]) Psalm 125, 5.

[732]) Christian Eduard Pohl, ein Leipziger, erwarb sich auf Grund seiner Arbeit „Dissertatio inauguralis medica sistens expositionem generalem anatomicam organi auditus per classes animalium“ (Vindobonae 1818. Typis Antonii Pichler. 4⁰. IV, 48 S. u. 5 Tafeln) das Doktordiplom der Medizin und Chirurgie der Universität Wien. Am 2. September 1818 verteidigte er öffentlich seine 17 Thesen an der Universität. Seit 1819 gehörte er der medizinischen Fakultät an und wohnte in der Wollzeile 857 (Hof- und Staatsschematismus 1820, II, S. 118); 1834 übersiedelte er in die Himmelpfortgasse 955 (ebd. 1835, II, S. 115) und war in den Studienjahren 1831/32 und 1835/36 Prokurator der sächsischen Nation an der Universität (ebd. 1832, II, S. 84; 1836, II, S. 86). 1815 war er beinahe täglich bei Pichlers (II, S. 48f.) und 1818 weilte er in Italien (vgl. Brief der Pichler an Grillparzer vom 19. Mai 1819: A. Sauer, Grillparzers Werke III, 1 [Wien 1913] S. 188). Er verheiratete sich am 15. Januar 1820 in Wien mit Anna Schwarzleithner (Ehevertrag in seinem Nachlaß s. unten). Mit Grillparzer von der Pichler aus bekannt, erkundigte sich dieser 1819 von Italien aus wiederholt nach Pohl (Glossy-Sauer, Grillparzers Briefe I, S. 37; Sauer, Grillparzers Werke III, 1, S. 179, 185). Pohl

starb am 18. August 1840 in Währing (jetzt Wien XVIII) Nr. 106 während des Sommeraufenthaltes, 55 Jahre alt, seine Frau und vier Kinder (Emilie, 18 Jahre; Pauline, 16 Jahre; Mathilde, 13 Jahre; Eduard, 11 Jahre) zurücklassend (vgl. seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 5354 ex 1840).

[733]) Dr. Gustav Adolf Fichtner, ca. 1787 in Rostock geboren, studierte an der Universität Würzburg Medizin und promovierte 1810 an dieser Universität zum Doktor der Medizin. Er übersiedelte hierauf nach Wien, wo er mit Dr. Pohl bekannt und bei der Pichler eingeführt wurde. Am 16. August 1813 als Oberarzt beim Feldspital Nr. 20 in Kaaden eingeteilt, weist ihn die Standesliste dieses Spitals bereits im Oktober als „auswärts krank" aus und am 14. November 1813 verschied er am Nervenfieber zu Asch in Böhmen. Er war unverehelicht. (Laut freundlichen Mitteilungen der Direktion des k. und k. Kriegsarchivs in Wien.)

[734]) Beim Angriff auf Dresden wurden am 27. August 1813 dem Sieger von Hohenlinden, dem ehemaligen französischen General Jean Victor Moreau, der 1813 aus der nordamerikanischen Verbannung über Einladung Alexanders I. von Rußland zurückgekehrt war, um gegen Napoleon zu kämpfen, beide Beine zerschmettert; den schrecklichen Wunden erlag Moreau am 2. September 1813 zu Laun in Böhmen. — Die Schlacht an der Katzbach fand am 26. August 1813 statt; Blücher siegte hier über Macdonald.

[735]) Ludwig Hermann Friedländer (1790—1851), ein Königsberger, studierte in Königsberg Medizin, hatte schon damals reges Interesse an Literatur und Philosophie und trat zu Schenkendorf in ein Freundschaftsverhältnis. 1812 ging er nach Berlin, machte 1813 den Feldzug nach Paris mit, nahm 1814 den Abschied, kam über Karlsruhe nach Wien und reiste von hier mit seinem Freund Philipp Veit nach Italien. 1817 kehrte er nach Deutschland zurück, veröffentlichte 1818 seine vielgelesenen „Ansichten von Italien" (im Besitze der Pichler; Nr. 19 ihres Bücherverzeichnisses im Verlassenschaftsakt), habilitierte sich in Halle für Medizin und wurde 1819 Extraordinarius, 1823 Ordinarius der inneren Medizin ebenda. Er gehörte der romantischen Richtung als Dichter an und machte sich um die Geschichte der Medizin verdient. Vgl. A. Hirsch in: Allgemeine Deutsche Biographie VII, S. 397f. — Karoline Pichler widmete ihm im Februar 1816, als er bereits in Rom war, ein Gedicht „An Herrn Doctor Friedländer in Rom 1816" (S. W.[2] XVI, S. 128ff.; ursprünglich „An einen Freund in Rom": Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode 1816, S. 171f.), worin sie des fröhlichen Zusammenseins und seines trefflichen Gesanges gedenkt.

[736]) Die offizielle Nachricht von dem Sieg bei Kulm langte am 2. September in Wien ein, vgl. Erste, Zweyte und Dritte außerordentliche Beylage zur Wiener-Zeitung Nr. 105 vom Donnerstag den 2. September 1813 und Nr. 106 vom Samstag den 4. September 1813. — Der Oberstleutnant und Generaladjutant Graf Johann Bapt. Paar zog am 4. September 1813 mit den Siegeszeichen, von 30 Postillionen begleitet, unter dem Jubel des Volkes in Wien ein (Wiener-Zeitung 1813, Nr. 107, S. 443). Er ritt zu Pferde, die eroberten Fahnen wurden zu seiner Seite getragen (ebd.). — Graf Johann Bapt. Paar (1780—1839) diente seit 1797 beim Militär, war von 1812—1814 Flügeladjutant des Fürsten Schwarzenberg, wurde 1814 Maria-Theresienordensritter und trat 1820 als Oberst aus der Armee (Wurzbach XXI, S. 143f.).

[737]) Dominique Joseph Vandamme, Graf von Hüneburg (1771 bis 1830), französischer Feldherr, der von der Pike auf diente, es in rascher Folge zum General brachte, 1805 sich bei Austerlitz auszeichnete, sonst aber durch Grausamkeit gegen die Besiegten bekannt ist. Am 30. August 1813 mußte er sich bei Kulm mit 10 000 Mann ergeben. Über seine Niederlage bei Kulm vgl. man A. du Casse, Le géneral Vandamme et sa correspondance II (Paris 1870), p. 513ff. (eine ausführliche, dokumentarische Darstellung).

[738]) Alexander Iwanowitsch, Graf Ostermann-Tolstoi (1772 bis 1857), russischer Generalleutnant, tat sich schon in den Kriegen gegen die Russen und Polen hervor. Besonders zeichnete er sich 1812 aus. 1813 hatte er am 29. und 30. August den Befehl über das russische Gardekorps bei Kulm, besiegte Vandamme und wurde selbst verwundet (linker Arm zerschmettert). Später war er (1815) Gesandter in Paris; schließlich unternahm er (1831) eine Orientreise und wohnte von 1837 bis zu seinem Tode am Genfersee. Vgl. Nouvelle Biographie générale XXXVIII (Paris 1862), S. 922. — Über seinen Aufenthalt in Wien vgl. II, S. 25. — Für seine Tätigkeit bei Kulm erhielt er das Kommandeurkreuz des Maria-Theresienordens (Wiener-Zeitung 1813, Nr. 109, S. 453; J. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder III [Wien 1857], S. 1129f.).

[739]) Über Katzbach (26. August 1813) vgl. Anm. 734. — Bei Dennewitz wurde am 6. September 1813 durch Bernadotte in Verbindung mit den Preußen Marschall Ney geschlagen und so die Einnahme Berlins verhindert. — Über Kulm vgl. Anm. 737.

[740]) Str. III, 5, 6 (aber im Original: 6 schön [frei) des Schenkendorfschen Gedichtes „Die Preußen an der kaiserlichen Grenze" (1813) vgl. oben Anm. 725.

741) Ungenau; richtig: Doch Brüder sind wir allzusamm (Str. III1 vom „Jägerlied": 1813 in „Leyer und Schwert". Wien o. J. S. 43 = Werke I [Leipzig 1912], S. 27).

742) Der Generalmajor Adam Albrecht Graf Neipperg hielt am Sonntag den 24. Oktober 1813 nachmittags 2 Uhr in Begleitung von 26 Postillionen seinen Einzug in Wien unter dem Jubel des Volkes (vgl. Wiener-Zeitung 1813, Nr. 143, S. 679). Die Freude der Wiener war eine unbändige; eine Illumination fand statt, tolle Lust und Ausgelassenheit herrschten (vgl. Eduard Wertheimer, Wien und das Kriegsjahr 1813. Wien 1893. S. 22f.). — Adam Albrecht Graf Neipperg (1775—1829) war seit 1793 Generalstäbler, machte als solcher die meisten französischen Kriege mit und wurde 1801 Maria-Theresien-Ordensritter; im Jahre 1821 vermählte er sich mit der Ex-Kaiserin Maria Luise von Frankreich, deren Ehrenkavalier er war (vgl. Wurzbach XX, S. 146ff.).

743) Darüber findet sich bei Eduard Duller (Erzherzog Carl von Österreich. Pest 1859) nichts.

NACHTRÄGE ZU DEN ANMERKUNGEN

[6]) Anna Katharina Greiner war am 26. April 1697 als jüngstes Kind des Jakob Schwärzl, Remanenzers des Wiener magistratischen Oberkammeramtes († 20. Dezember 1720, 67 Jahre alt: Totenprotokoll der Pfarre Schotten [Wien I], t. IV, fol. 75b) und der Maria Elisabeth Schwärzl († 11. Oktober 1730, 64 Jahre alt: ebd. t. VI, fol. 19b) geboren worden (Taufprotokoll der Pfarre Schotten, t. XX, fol. 174b) und hatte sich am 22. Oktober 1726 mit dem damaligen Raitoffizier Franz Josef Greiner vermählt (Hochzeitsbuch der Pfarre Schotten, t. XXIV, fol. 50a).

[7]) Franz Sales von Greiner wurde am 2. Februar 1732 (nicht 1730) geboren (Taufprotokoll der Pfarre Schotten, Wien I, t. XXX, fol. 178a). Er war ein „geschworner Feind der Gleisnerei und Bigotterie" (Ign. Feßler, Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Breslau 1824. S. 138) und „ein glatter, gutdenkender, einsichtsvoller, tätiger und verehrungswürdiger Mann, Beförderer der Wissenschaften und der Aufklärung und warmer Freund all jener, die sich durch Talente und Geschicklichkeit auszeichnen" (Rautenstrauch, Oesterreichische Biedermanns-Chronik. Wien 1784. S. 66f.). Er bemühte sich im November 1775 sehr um das Zustandekommen einer Akademie der Wissenschaften in Wien (Jos. Feil, Versuche zur Gründung einer Akademie der Wissenschaften unter Maria Theresia. Wien 1860. S. 66, 87f.), widmete der Einrichtung der Volksschulen unter Maria Theresia einen großen Teil seiner Kraft (Josef Alexander Freiherr von Helfert, Die österreichische Volksschule I [Wien 1860], S. 653 Reg.), war in religiösen Fragen freigeistig (Cölestin Wolfsgruber, Christoph Anton Kardinal Migazzi, Fürsterzbischof von Wien. Saulgau 1890. S. 897 Reg.), ging jedoch 1785 in der Angelegenheit des Franziskaners Franz X. Paradeiser selbst Kaiser Josef zuweit, so daß er eine Nase erhielt (Sebastian Brunner, Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts II [Wien 1872], S. 199f.). Er bewährte sich als denkender Freimaurer, der den Freimaurereid für die minderen Grade aufgehoben und für die höheren umgeändert wissen wollte (vgl. seinen Aufsatz: Über den Freymaurereid. Journal für Freymaurer I, 2 [Wien 1784], S. 138ff.; danach mit Glossen bei [Leopold Alois Hoffmann], Die zwo Schwestern P*** [Prag] und W*** [Wien] oder neu entdecktes Freymaurer- und Revolutionssystem [Wien] 1796, S. 76ff.). Ein weiterer Beleg für seine dichterische Tätigkeit (oben S. 47 mit Anm. 78) ist die Über-

setzung eines Gedichtes von P. Metastasio (Die allgemeinen Wünsche für die Kaiserin Königin vorgetragen ... Übersetzt von F. S. G.[reiner]. [Wien] 1766. 4⁰). Fleißig unterstützte er auch gemeinsam mit seiner Gattin verschiedene bei ihm verkehrende Dichter durch die Subskription ihrer Werke, so K. J. Fridrich (Lieder der Liebe und der Freude. Wien 1787. S. 5b; Situationen. Wien 1786. S. 254), A. Blumauer (vgl. unten Nachtrag zu Anm. 253). Joh. Bapt. Alxinger widmete ihm seinen „Doolin von Maynz" (Ein Rittergedicht. Wien 1787, S. 3ff.) mit einer sehr schmeichelhaften Zueignungsschrift. Er dagegen machte manchmal, wie Hormayr boshaft erklärt, die Leute durch Vorlesen seiner eigenen Verse und Lieder unglücklich (Taschenbuch. XXXIV, S. 115).

[29]) und [30]) Dem ungarischen Freund Rousseaus ist kürzlich von Ludwig Rácz eine, alle Verhältnisse klarlegende, eingehende Studie gewidmet worden (Ungarische Rundschau für historische und soziale Wissenschaften I [München 1912], S. 912ff.). Demnach hieß er Ignaz Sauttermeister de Sauttersheim (1738—1767), war der Sohn des Ofner Bürgermeisters Emanuel von Sauttersheim, wurde 1760 Honorarkonzipist der Preßburger Hofkammer, stürzte sich aber, wozu die vielen Fahrten nach Wien, der Charlotte Hieronymus wegen, ebenfalls beitrugen, in Schulden, so daß Kaiserin Maria Theresia aus diesem Grunde gegen eine beabsichtigte Heirat mit der Hieronymus war. Da sein Vater für die Schulden nicht aufkommen wollte, zerwarf er sich mit seiner Familie und flüchtete im Dezember 1762 in die Schweiz. Im März 1763 kam er nach Motiers zu Rousseau und nun entwickelte sich das oben in Anm. 30 geschilderte Freundschaftsverhältnis. Bereits anfangs Juli 1763 verließ Sauttersheim Motiers, blieb also nicht, wie Rousseau angibt (Anm. 30), zwei Jahre und ging nach Straßburg, wo er die Ehebruchsgeschichte hatte. Im Mai 1764 berichtete er von Paris aus Rousseau über sein vergangenes Leben. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Besançon (Juli 1764), Straßburg (Januar 1765), Benfeld (April 1765), Straßburg, wo er sich als Jurist an der Universität immatrikulieren ließ, Paris (August 1765), wo ihn Rousseau im Dezember traf, Montmorency (1766) und Straßburg, wo er am 15. Dezember 1767 sein ruheloses Leben beschloß.

[53]) Greinerscher Hausbesitz. — Das Haus Nr. 318 (241; 234) stammte vom Vater der Katharina Greiner, von Jakob Schwärzl; es war dem Hofspital zinspflichtig. Auf Jakob Schwärzl folgten Katharina Greiner, dann ab 1778 Franz Sales von Greiner und nach dessen Tod gemeinsam Karoline und Franz Xaver von Greiner und Karoline Pichler als Besitzer, welch letztere im November 1802 das Haus an den bürgerlichen Wagnermeister

Jakob Kautzner und dessen Gattin Theresia um 28 000 fl. verkauften (vgl. Grundbuch der Stadt Wien, t. VI, fol. 594a; Grundbuch Nr. 563, fol. 45b, 47b f. und Grundbuch Nr. 564, fol. 4b; alle im Wiener Stadtarchiv). — Das Haus Nr. 319 (240; 233) erbten Katharina und Franz Sales Greiner im August 1765 nach Franz und dessen Tochter Theresia Lautter; Katharina trat ihre Haushälfte ihrem Sohn ab, so daß dieser alleiniger Besitzer des, dem Magistrat zinspflichtigen Hauses wurde, in dem sich seit 1734 das Lampenfüllungsgewölbe und das Quartier des Stadtübergehers, sowie ein offen zu lassender Durchgang zum Unterkämmereramt befanden. Nach seinem Tod ging das Haus an seine Frau und Kinder über; Karoline von Greiner überließ später ihre Haushälfte ihrer Tochter, so daß Karoline Pichler im Juli 1813 darauf allein vergewährt wurde. Diese verkaufte dann im Juni 1825 ihren Besitz an Theresia Mayer (Grundbuch der Stadt Wien, t. VI, Fol. 593b; Grundbuch Nr. 31, Fol. 413; Nr. 36, Fol. 356b und Nr. 38, Fol. 270a im Wiener Stadtarchiv).

[60]) Über die Einrichtung der Hofquartiere vgl. noch die eingehenden Bemerkungen von Josef Feil (Versuche zur Gründung einer Akademie der Wissenschaften unter Maria Theresia. Wien 1860. S. 78ff.).

[73]) Hier Haschkas Gedicht auf die Frau von Greiner:

Der | edlen Greinerinn | gesungen | am dritten Wintermonats, | 1777. | von | Haschka. | (Rosette) | (Doppelstrich) | WIEN, | Druckts Joseph v. Kurzböck. — gr.8⁰., 4 Bll., signiert)(2,)(3; Bl. 1b weiß; Bl. 1a, 2a—4b je mit einer Umrahmung versehen; am Beginn und Schluß des Gedichtes gleiche Rosette wie am Titelblatt. (Im Besitze von Herrn Josef Wünsch in Wien.)

[2a] Auch war es Ahnenbrauch mit Sang' und Klang
Die Tage zu bezeichnen, wann sich zwo
Der bessern Seelen trafen freundschaftlich.
So wars der dritte Winterabend, den
Sein Mond heut wiederum zurückerollt,
Da, Seltne! du mich stillen Haynesohn,
Den Unbekannten seiner Vaterstadt,
Und der ich sang! = Zwar Wien, was achtet die
Der Lieder, ha! Gold, Namen, Körper, und
Die Seine, was die ausschäumt, schätzet Wien! =
In deinen Gastsaal, welcher wimmelte
Von Feyrern, die mit Wünschen dir den Tag,
Der deinen Namen, o Karlina! sprach,
Herangeleiteten, beschiedst. Dein Aug
Kohr vom Gewimmel mich heraus, und schoß
Der Unterscheidung Blick mir in das Herz,

[2b] Ha! das, als ich zum ersten male dich
Ersah, schlug hoch empor, und ahnte schön
Der Frauen Einzige, wie dich ein Jahr
Geprüftes Umgangs voll mir auch bewährt.
Und diesen Tag, der deinen Namen spricht,
Säng' ich an diesem Abend nicht, als ich
Dich, Einzige! zum ersten mal' ersah?
Ja! singen will ich, daß mein Lied umher
Durch alle Widerhalle meiner Gau
Ertöne! daß vielleicht zu edlerem
Wetteifer manche Nickerinn erwacht!

* * *

Dieser schönen Wintermorgendämmrung
Glich, Karlina! deine Jugend: eine
Sonne, stralte dir dein Herz im Busen;
Aber Nebel barg es.
[3a] Nicht der Wüste Nebel! denn im Goldsaal'
Hinter Fürsten gieng dein Wandeln. Eine
Sonne, stralte dir dein Herz im Busen;
Aber Nebel barg es.
Nicht des Kenners Blicken undurchdringlich,
Stäts dem Klügling doch ein Räthsel! Mährchen
Warst Du der Gespielinn selbsten, hätte
Sie dein Herz errathen!
So vergab man dir, daß du so gut warst!
Ließ mit deiner Seele dich in deiner
Kammer einsam! Unterm Hofgetümmel
Lerntest du die Weisheit,
Die's noch dann ist, wann die Federbuschen
Umgestürzt sind, wann der Thorheit Schellen
Sind zertreten, wann die schmucke Wang' in
Staub ist hingesunken!
[3b] Jene Weisheit, die = Karlina! diesem
Hellen Wintermittag gleichst du, welcher
Jezt in vollem Glanze niederstralet,
Alles übergoldet! =
Die den Edlen, welcher dich verdiente,
Neben dir so glücklich macht, die Pfänder
Eurer Liebe zwoen Welten bildet,
Alle Tugendfreunde
Dir gewinnt! Wiebald nach deinen Gatten
Du nun hießest, so zerriß der Nebel:
Eine Sonne, brach dein Herz in jeder
Handlung aus dem Busen!

Deß nahms billig alle Dreyschrittseher
Höchlich Wunder! Doch du giengst gelassen
Deiner Pflichten steile Bahn zu treten,
Jeden Tritt auf steiler!

[4a] Tritt sie lange, treue Gattinn! edle
Freundinn! wahre Mutter! — O! verzeiht ihr
Diese Eine Leidenschaft, mit der sie
Hänge an ihren Kindern!

Tritt sie lange diese Bahn, und streue
Deines Beispiels Saamen in der Weiber
Herzen! Eitelkeit und Scheelsucht haben,
Leider! sie versteinert!

Und wann einst dein Leben sich zu seinem
Abend neiget, dann, Karlina! gleicht es
Diesem Sternenhimmel, rings mit goldnen
Thaten durchgewirket.

* * *

Lottchen!*) dieß ist der Umriß von deiner erhabenen Mutter,
Leicht gezeichnet, wie Lieder es können! du wirst einst, das hoff' ich,
[4b] Durch dein Leben vollenden dieß Bild! und, wie du von ihr den
Namen erbtest, von ihr auch alle die Tugenden erben!
Ja! das wirst du! die zärtliche Mutter gab keiner verlaufnen,
Gallischen Dirne dich Preis. So wie sie dich selber gestillet,
Bildet sie deine Jugend auch selber: du blühest an ihrem
Herzen empor! und, Fräulein! dieß Herz ist gut, und edel!
Hab' es, und weis' es in Thaten! dann sing' ich auch dich einst, wie je und
Deine Mutter ich sang in unverdächtige Saiten.

Über dieses Gedicht sind zwei Besprechungen erschienen. Die eine von R.-ch-r (Realzeitung der Wissenschaften, Künste und Kommerzien. Wien 1777. II, 33. Stück vom 11. November, S. 516) besagt: „Diese Karolina, die uns der Herr Verfasser durch das ganze Lied mit so erhabenen und edlen Zügen schildert, ist die Gemahlin unsers würdigen und verdienstvollen Hofrathes v. Greiner. — Er sang es ihr an ihrem Namenstage aus warmem Herzen mit deutscher Redlichkeit, und alle, die diese vortreffliche Frau in der Nähe kennen, sagen zu den aufrichtigen Wünschen des Dichters: Amen." Eine zweite findet sich im Leipziger Musenalmanach 1779, S. 12 (vgl. P. Hofmann von Wellenhof, Denis S. 352, Anm. 4).

*) Ihr achtjährig Töchterchen.

Karoline Pichler widmete Haschka und der Aufschrift „Erkenne dich selbst“ über seiner Studierstube in ihrem Alter einen längeren Aufsatz (S. W.² L, S. 7ff.), worin sie auch dessen Eigenheiten berührt.

89) Maffei war ursprünglich Jesuit und lehrte 1771/72 am Wiener Theresianum Architekturzeichnen (Max Freiherr von Gemmel-Flischbach, Album des k. k. Theresianums, 1746—1880. Wien 1880. S. 15). Von 1778 ab unterrichtete er den Feldmarschall Josef Grafen Colloredo in der Mathematik, Mechanik und Physik (A. von Weingarten, Östreichische militärische Zeitschrift. Wien 1819. IV, S. 79). Bereits 1789 war er, der aus Görz stammte, bei der Stückgießerei angestellt (Giuseppe Voltiggi, Lettere Viennesi. Vienna 1789. S. 100). Er hatte Beziehungen zu Jakob Casanova (vgl. Ravà-Gugitz, Casanovas Briefwechsel. München 1913, S. 258f., Anm. 3). — Er leitete die Pichler in manchem an (oben S. 83).

90a) Klopstock kommt in einem Brief an die Greiner vom 1. März 1783 ebenfalls auf diesen Angriff Nicolais zurück; daraus geht auch hervor, daß sich Nicolai bei Greiners brieflich entschuldigte und angab, daß er nicht der Verfasser der Note gegen die kleine Karoline sei (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode 1838, S. 130). Nicolai selbst hatte, als er in Wien war, das Greinersche Haus gemieden (ebd. S. 122). Klopstock erwähnt in anderen Briefen ebenfalls mehrere Male der kleinen Karoline (ebd. S. 138, 139), nach der er sich bei verschiedenen Reisenden erkundigte: „so bekomme ich allerhand zu hören, das mir gefällt, und das hat denn so seine Folge fürs Herz“ (S. 139: 20. Februar 1788). An einer anderen Stelle (S. 138: 18. Oktober 1786): „Ich habe so oft und so viel Gutes von Ihrer Tochter gehört, daß Sie ihr in meinem Namen notwendig einen Kuß geben müssen.“

102) Die Verwandtschaft der Frau Rosine von Häring mit den Greiners leitet sich daraus her, daß deren Mutter Anna Maria Katharina von Lackner eine geborene Schweizer war (vgl. Ludwig Schiviz von Schivizhoffen, Der Adel in den Matriken der Stadt Graz. Graz 1909. S. 150, unter Häring), demnach so hieß wie die Kousine der Greiners (vgl. Anm. 75).

160) Johann Baptist von Häring spielte im Musikleben Wiens eine nicht unbedeutende Rolle. So begründete er im November 1807 die „adeligen Liebhaberkonzerte“ in Wien, die zuerst im Saale „zur Mehlgrube“ (jetzt Hotel Krantz), dann im Universitätsgebäude abgehalten wurden; er, als geübter Geiger, führte das aus Dilettanten gebildete Orchester zunächst selbst an; da aber infolge seines unverträglichen Temperaments Streitigkeiten ent-

standen, so trat er bald zurück und im Mai 1808 ging das Unternehmen wieder ein (vgl. Eduard Hanslick, Geschichte des Concertwesens in Wien, I [Wien 1869], S. 76f., wo aber der Name fälschlich „Herring" geschrieben ist). Seit 1815 führte er bei den Aufführungen der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien die zweiten Geigen an (Richard v. Perger und Robert Hirschfeld, Geschichte der k. k. Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, I [Wien 1912], S. 33). Johann Friedrich Reichardt (Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien, II [Amsterdam 1810], S. 119f.) hörte ihn 1809 Haydnsche Quartette mit Geschmack und Präzision spielen. Karoline Pichler hat seine schulmeisterlichen Allüren und sein Verhältnis zu ihr 1803 im Roman „Leonore" (vgl. Anm. 509) verwertet, denn Ferdinand Blum, der seine Braut Leonore (= Karoline) beständig schulmeistert, ist niemand anderer als Joh. Bapt. von Häring.

[161]) Anna Maria Eva Katharina von Häring wurde am 7. Oktober 1752 in Graz als Tochter des Kommerzialsekretärs Franz Anton von Häring und seiner ersten Frau, Anna v. Lackner geboren (vgl. Ludwig Schiviz von Schivizhoffen a. a. O., S. 150). Die Daten, welche in: „Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser X (Brünn 1885), S. 481 über Katharina von Häring geboten werden, sind mehrfach falsch. — Ignaz Edler von Schwab starb nicht 1811 (Wurzbach), sondern am 12. Februar 1812 (Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 17 ex 1812).

[191]) Meißners „Skizzen" gehörten auch zur Jugendlektüre der Gräfin Lulu Thürheim (Mein Leben, I, S. 77f.).

[196]) Über Leopold von Braunschweig und dessen Tod, der mannigfach von Dichtern besungen wurde, vgl. man die eingehende Studie von Michael Bernays (Zur neueren Literaturgeschichte II [Leipzig 1898], S. 137ff.).

[211]) Pichler besaß von Tasso die „Rime" in der Venetianer-Ausgabe von 1608 (Nr. 242 des Verzeichnisses ihrer Bücher im Nachlaß). Außerdem die Übersetzung von Streckfuß (Nr. 312 ebenda).

[212]) Von Ariosts Orlando furioso hatte die Pichler eine Ausgabe, die 1603 in Venedig erschien (Nr. 106 ihres Bibliotheksverzeichnisses).

[213]) Karoline Pichler besaß die Voßsche Übersetzung der Odyssee (Hamburg 1781; Nr. 289 ihres Bibliotheksverzeichnisses).

[215]) Nebst Denis' „Ossian und Sineds Lieder" (Wien 1784; Nr. 249 des Bibliotheksverzeichnisses) hatte Karoline Pichler noch eine italienische, von A. B. Melchior Cesarotti besorgte Ausgabe des Ossian (Padua 1763; Nr. 243 des Bibliotheksverzeichnisses) in ihrem Besitz.

[222]) Frau Elisabeth von Kirchstättern starb am 8. März 1835, 67 Jahre alt, in Wien. Bei ihrem Tode lebten alle Kinder noch; vier davon waren verheiratet, und zwar Anna (verwitwete Hosp, k. k. Kammerdienerin bei Erzherzogin Sophie; vgl. II, Anm. 404), Franziska (Weyringer, Landwirtschaftsbesitzersgattin auf der Wieden [Wien IV]), Maria (Gropmayer, Versorgungshausverwaltersgattin in St. Andrä a. d. Traisen, Niederösterreich) und Theresia (Knoch, Kontrollorsgattin, im Wiener Versorgungshaus), während Antonia ledig war und als Erzieherin beim Grafen von Orschitz in Agram wirkte. Vgl. den Verlassenschaftsakt der Mutter im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 46 ex 1835. — Kirchstättern selbst findet sich 1786 unter den Subskribenten der „Situationen" (Wien 1786, S. 255) von Karl Julius Fridrich.

[247]) Das Gedicht ist, entgegen der Mitteilung Karoline Pichlers (oben S. 130), doch gedruckt, und zwar mit der falschen, der Handschrift widersprechenden Datierung 1796 (Nachtgedanken 1796. In: Oesterreichischer Musen-Almanach 1840. Herausgegeben von Andreas Schumacher. Wien [1839]. S. 288 f.). Dieser Druck zeigt der Handschrift gegenüber folgende Abweichungen:

Str. I stimmt zu oben S. 130, gegen S. 479, Anm. 247, Str. I.

Str. II, 7: Eilt aus . . .

Str. III, 3: Die süßen Worte, trunknen Blicke. — 4: heißer [falscher. — 6: Bin der Enttäuschung mir bewußt.

Str. IV, 1: mildes [blaues. — 4: So einsam sahst du sonst mich nicht. — 5: Da hing an . . . — 6: Ein zweiter Blick voll Zärtlichkeit. — 7: Da wähnt ich, Hochbeglückte, nimmer — 8: Kann sie entfliehn, die goldne Zeit.

[251]) K. Pichler besaß Herders „Ideen" in der Rigaer Ausgabe (1784 ff.; s. Verzeichnis ihrer Bücher im Nachlaß Nr. 248). Außerdem war Herder noch vertreten durch: a) Zerstreute Blätter. 6 Teile. Gotha 1785 (Nachlaßverzeichnis Nr. 250); b) Adrastea. 6 Teile. Leipzig 1801 (Verzeichnis Nr. 251); c) Die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes. Riga 1774 (Verzeichnis Nr. 290).

[253]) K. Pichler besaß die travestierte Aeneis Blumauers (Wien 1784; Bücherverzeichnis im Nachlaß Nr. 22), wahrscheinlich aus dem Nachlasse ihres Vaters, der ja ebenso wie seine Gattin unter den Subskribenten aufscheint (Blumauer, Virgils Aeneis travestirt I [Wien 1784], S. [9]; II [Wien 1785], S. [14]). Auch Blumauers Gedichte (2 Teile. Wien 1787) waren in ihrem Besitz (Verzeichnis Nr. 257).

[254]) Maria Josefa von Ravenet wurde am 19. Oktober 1768 in Wien als fünftes Kind des Dr. phil. et med. Franz von Ravenet und der Maria Helene von Ravenet geboren und am 20. Oktober getauft (Taufprotokolle der Pfarre Schotten, t. XXXVII, Fol. 62 b).

Die mißlichen Vermögensverhältnisse ihres Vaters, der am 23. Juni 1786 in Konkurs geraten war, brachten es mit sich, daß seine minorennen Kinder bei verschiedenen bekannten Familien untergebracht wurden. So kam Josefine ins Haus des Regierungsrates Heß. Als der Vater am 19. Mai 1790, 63 Jahre alt, an Lungenentzündung starb, da hinterließ er so wenig, daß er auf Kosten des Armeninstituts begraben wurde (Totenprotokolle der Stadt Wien im Stadtarchiv. Bd. 118 II, Buchst. R, Fol. 24b; Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 73 ex 1790). Josefa blieb weiterhin im Hause des Regierungsrates Heß, dem sie bis an ihren Tod ein dankbares Gedenken bewahrte, wie aus § 10 ihres Testamentes (vom 3. Juli 1835; Archiv des Wiener Landesgerichtes, Testamente, Nr. 449 ex 1849) hervorgeht, wo sie sich auch der „frommen" Theresia von Heß, geb. v. Leporini und ihrer drei Pflegegeschwister dankbar erinnert. Nach dem Tode ihres Pflegevaters (1804) wurde sie Erzieherin und heiratete 1824 Johann Schödelberger, dem sie in inniger Liebe zugetan war; sagt sie doch in ihrem Testament, daß sie die Aufsetzung ihres letzten Willens immer und immer verschob, denn „der Gedanke an die Trennung von meinem inniggeliebten Gemahl war meinem Herzen immer all zu schmerzlich". Sie überlebte ihre Jugendfreundin Karoline Pichler um einige Jahre. Im Alter von 80 Jahren raffte sie am 30. Juni 1849 der Tod infolge Entkräftung aus ihrer Wohnung in der Josefstadt Nr. 6 hinweg (Totenprotokolle der Stadt Wien im Konskriptionsamt 1849, Buchst. S, Fol. 53b; Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 5296 ex 1849).

[302]) Dieses, in K. Pichlers S. W. nicht aufgenommene Gedicht auf Kaiser Leopold II. Leichenbegängnis findet sich als Einzeldruck in der Sammlung des Herrn Dr. A. Figdor in Wien, der mir die Einsichtnahme und Veröffentlichung gütigst gestattete. Der Druck umfaßt 2 Blätter, im Format 19 × 23 cm:

[Bl. 1a] Bey dem | Leichengepränge | Leopold des Zweyten. | (Strichmuster) | von | C. v. G. | Kupferstich, 9 × 7 cm (ein in Wolken schwebender Engel mit halbverhülltem Haupte preßt beide Hände auf die Augen; links ein Teil eines pyramidalen Grabmausoleums sichtbar) | (langer Strich) | The Spider's most attenuated Thread | Is Cord, is Cable, to Man's tender Tie | On earthly Bliss;| it breaks at ev'ry Breeze | Young. | (langer Strich) | Wien, 1792. Bei Joseph Edlen von Kurzbeck, | k. Hofbuchdrucker, Gross- und Buchhändler.

[Bl. 1b] (Langer Doppelstrich.)

Welch eine Nacht! Von allen Thürmen hallet
Der Glocken feyerlicher Grabgesang;

Aus der durch Fackeln hellen Ferne wallet
Der Leichenzug, und tief erschütternd schallet
  Bedeckter Trommeln, heis'rer Flöten Klang*).

Der Zug kommt näher. Langsam rollt der Wagen
  Mit seiner theuern Last zur Fürstengruft.
O Du, zu früh zur letzten Ruh getragen!
Du hörst nicht mehr des armen Volkes Klagen,
  Das dem entrissnen Vater weinend ruft!

Zwey Jahre sind's, — Wo sind sie hingeschwunden? —
  Seit wir so freudig Dir entgegensahn.
Wir hofften**) Heilung unsrer tiefen Wunden,
Wir sahn Dich im Gefolge bessrer Stunden,
  Zu unserm Heil, den deutschen Grenzen nahn.

[Bl. 2a] (Kurzer Doppelstrich.)

Du kamst, und jedes Herz schlug Dir entgegen.
  Mit väterlicher, ungesehner Hand,
Gleich der Natur auf still verborgnen Wegen,
Verbreitetest Du Völkerglück und Segen,
  Und dankbar ehrte Dich das Vaterland.

Es ruhte voll Vertrau'n in Deinen Händen:
  So ruht der Säugling in der Mutter Schooss;
Ihm jede gute Gabe auszuspenden,
Die drohende Gefahr von ihm zu wenden,
  War keine Müh, kein Opfer Dir zu gross.

Es gieng der Frieden aus von Deinem Throne;
  Und ungeblendet von des Ruhmes Glanz,
Zufrieden mit der stillen Eichenkrone,
Entsagtest Du dem stolzen Heldenlohne,
  Dem reitzenden, dem blut'gen Lorbeerkranz.

Auch schien sich Erd' und Himmel Dein zu freuen,
  Sie öffnete den lang verschlossnen Schooss;
Da schwoll die Saat, von Wachsthum und Gedeihen,
Da standen dicht der schweren Halme Reihen,
  Auf die der Himmel reichen Segen goss.

[Bl. 2b] (Kurzer Doppelstrich.)

Wir träumten schöne, goldne Träume wieder,
  Und sie, die uns nie ganz verlassen kann,

---

*) Im Druck: Ton.
**) Im Druck: hoften.

Die Hoffnung, liess auf schimmerndem Gefieder
Sich doppelt schön aus lauen Lüften nieder,
Und eine heitre Zukunft lacht' uns an.

O Menschenglück! du schwebst an einem Haare,
Und diess zerreisst des Windes kleinster Hauch.
Sie sind dahin, die Träume bessrer Jahre,
Ach an des besten Fürsten früher Bahre,
Verweht, verstoben, wie ein leichter Rauch!

Nein Österreich — sie sind noch nicht verschwunden,
Noch lebt Sein Sohn — O lass zu Ihm uns fliehn!
Er selbst empfand den Schmerz, den wir empfunden,
Es wird Erinnerung an gleiche Wunden,
Den Vaterlosen zu den Waisen ziehn.

Wir flehn zu Dir gleich früh verwais'ten Kindern:
O thu an uns wie ältre Brüder thun!
Du kannst allein des Volkes Jammer lindern,
Den Schmerz um Ihn, den wir verloren, mindern;
Du warst uns Bruder, sey uns Vater nun!
(Ein, in der Mitte verdickter Strich.)

[312]) Über Josef von Dürfeld erschien bald nach seinem Tode ein warm gehaltener Nachruf in: Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat 1812, S. 126f.

[319]) und [320]) Über Martinovics und die Jakobinerverschwörung in Wien wäre noch Schönholz, Traditionen. Hg. von G. Gugitz, I, S. 28ff. zu vergleichen.

[374]) Zwei Briefstellen der Pichler beschäftigen sich ebenfalls mit Barchetti; so fragte sie im Februar 1805 bei Schneller in Linz nach Barchettis Gesundheit nach (Schneller, Hinterlassene Werke, I, [Leipzig 1834], S. 261f.) und im März 1807 teilte sie Streckfuß mit, daß Barchetti eine Linzerin zu heiraten gedenke (K. Glossy, Communal-Kalender, XXXII, S. 403).

[375]) Über den Aufenthalt Lafontaines in Wien (1811) bietet Julius Leisching (Aus dem Tagebuche eines alten Wieners. Wien 1907. S. 70) einiges. Es heißt da u. a.: „In Gesellschaft raufte man sich beinahe um ihn." Karoline Pichler (Brief an K. Streckfuß vom 10. September 1811: K. Glossy, Wiener Communal-Kalender XXXII, S. 410f.) bemerkt, daß sich Lafontaine fast nirgends in Wien aufführen ließ, denn „sein ganzes Sein war im Prater bei den Ringelspielen und Wirtshäusern".

[376]) Die Gleichnisse „Das Wäldchen" (26. = XXXIII) und „Der Berggipfel" (21. = XXVI) wurden 1810 in „Der Sammler" (II, S. 269f.) nachgedruckt.

[379]) Über Otto Wiser vgl. man noch die Biographie in (A. Kerschbaumer), Jubileums-Catalog des Bisthums St. Pölten. St. Pölten 1884, S. 287. Hier sind auch (S. 288, 289, 304) die oben S. 517 Anm. 351 erwähnten Piaristen Stephan Becker (1755 bis 1825) und Franz Barger (1769—1843) biographisch behandelt.

[386]) Der Arzt Dr. med. Boer in Trebitsch ist mit dem außerordentlichen Professor für Frauen- und Kinderkrankheiten an der Universität Wien Dr. Heinrich Franz Xaver Boer identisch, der, laut Heiratskontrakt, seit dem 24. Jänner 1799 mit Barbara von Kurländer verehelicht war und seit 1808 an der Wiener Universität wirkte (vgl. seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 1390 ex 1821; Th. Puschmann, Die Medicin in Wien, S. 201, 305). Er schrieb ein Werk über den Kinderorganismus (Versuch einer Darstellung des kindlichen Organismus. Wien 1813). Er starb nach sechsmonatlicher schwerer Erkrankung in Hietzing (jetzt Wien XIII) am 18. Juli 1821 (Verlassenschaftsakt; F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller, S. 9 u. 541). Seine Bücher (375 Nummern) wurden in seiner Stadtwohnung (Judenplatz Nr. 404) versteigert, worüber ein Katalog (liegt dem Verlassenschaftsakt bei) erschien (Verzeichniß einer Sammlung größtentheils medizinischer Werke, welche, den 29. November 1821 angefangen, täglich .... öffentlich versteigert werden. Wien, gedruckt bey J. G. Binz. 4⁰. IV und 28 S.), der bei Karl Kupfer (in der oberen Breunerstraße) um 6 kr zu haben war. Unter den Büchern befand sich auch Pichlers „Olivier“ (Wien 1803; Verzeichniß S. 5, Nr. 86), der um 1 fl. 30 kr wegging. Boers Ehe mit Barbara Kurländer war kinderlos.

[390]) Der wirkliche Hofrat und Referendarius der kgl. ungarischen Hofkanzlei in Wien Michael von Wlassics war zweimal verehelicht. Seine erste Frau war Josefa, geb. Redl von Rottenhausen, die am 6. September 1789 in Wien (Franziskanerplatz Nr. 949) unter Hinterlassung der Töchter Josefa (geb. 28. Oktober 1778) und Anna (geb. 15. Juni 1789) starb (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V, Nr. 99 ex 1789). Er heiratete dann Anna v. Adda, die ihm zwei Söhne, Johann Baptist (geb. 2. Oktober 1793) und Karl (geb. 19. Dezember 1795), schenkte; er selbst starb am 10. Oktober 1799 in der Neuschottengasse Nr. 108 der Vorstadt St. Ulrich (vgl. seinen Verlassenschaftsakt, ebd., Fasz. V, Nr. 134 ex 1799).

Der Schwiegersohn der Frau Anna von Wlassics ist Josef v. Wlassics, der 1804 Hofkonzipist in der kgl. ungarischen Hofkanzlei war und in der Adlergasse Nr. 141 am Alsergrund wohnte (Schematismus inclyti regni Hungariae. Budae 1805, Sp. 123). 1809 wurde er Hofsekretär in der Hofkanzlei und zugleich erster Assessor der

Preßburger Gerichtstafel (ebd. 1810, S. 102). Er starb jedoch bereits am 21. November 1813 in Wien (im Bürgerspital Nr. 1100) unter Hinterlassung von vier Kindern (Anton, geb. 28. Mai 1804; Juliana, geb. 14. November 1805; Benedikt, geb. 2. Februar 1807, und Elisabeth, geb. 28. Februar 1813) und seiner Frau Josefa, gebornen von Wlassics (vgl. seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 200 ex 1813). Als diese am 18. Mai 1837 zu Alland bei Baden starb, da lebten von den Kindern nur mehr Anton (Konzeptspraktikant der k. k. Hofkammer) und Julie, die in der Alservorstadt (Rotes Haus) wohnte (vgl. den Verlassenschaftsakt der Josefa von Wlassics im Landesgerichtsarchiv, Fasz. V, Nr. 116 ex 1837). Aus letzterem geht auch hervor, daß der Stiefbruder Karl der Frau Josefa von Wlassics 1837 Hauptmann bei Bakonyilinieninfanterie (Nr. 33) in Mailand war.

401) Faßbender, den Joh. Friedr. Reichardt (Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien, I [Amsterdam 1810], S. 234) als rechtlich und uneigennützig hinstellt und dessen Unterhaltung er mit verständig und angenehm bezeichnet, war Friedrich v. Schlegels Gönner (ebd. II, S. 45). Als er, 43 Jahre alt, starb, widmete ihm die „Wiener-Zeitung“ (1809, Nr. 23, S. 1310f.) einen warmen Nachruf. Vgl. noch Schönholz, Traditionen. Hg. von G. Gugitz, I, S. 160f., 314f.

423) Karl Unger wohnte in Pichlers Nähe, beim Auge Gottes in der Josefstadt (Nr. 22), wo ihn A. W. Böttiger einigemale besuchte (A. H. Lier, Grillp. Jahrb. XIII. S. 138, 139; F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller usw., Wien 1822, S. 53). Ungers oben S. 249 erwähnte Frau hieß Anna, wie aus dem Verlassenschaftsakt (Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 122 ex 1808) ihrer, am 7. Juni 1808 in der Alservorstadt Nr. 17 verstorbenen Mutter Barbara, verwitweten Freiin von Karwinsky, geb. Freiin Mladota von Solopisk, hervorgeht.

427) Außer dem Arzt Thomas Franz Closset gab es noch einen zweiten Arzt dieses Namens in Wien, den aus Malmedy in der Rheinprovinz stammenden Dr. med. Nikolaus Closet, der ebenfalls außerhalb der Wiener medizinischen Fakultät stand. Dieser, der auf der Mölkerbastei Nr. 91 wohnte, starb am 27. September 1824 in Wien, 70 Jahre alt, als Junggeselle und überaus reicher Mann und wurde am Währinger Allgemeinen Friedhof beigesetzt (vgl. seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. II, Nr. 321 ex 1824; E. M. Hampeis, Chronologische Epigraphik der Friedhöfe Wiens, I, [Wien 1833], S. 87, Nr. 568). Karoline Pichler wird, ihrer Namensschreibung zufolge, Nikolaus Closet meinen.

[442a]) Josef Schreyvogel nennt die „Ruth“ der Pichler ein ziemlich unbedeutendes Gedicht (Tagebücher. Hg. von K. Glossy. I. [Berlin 1903], S. 269 unterm 12. Dezember 1813).

[494]) und [499]) Als Eduard Bauernfeld im Dezember 1841 Werners „Das Kreuz an der Ostsee“ und „Wanda“ wieder las, fand er, daß doch noch niemand auf der ganzen Welt so hirntolles Zeug geschrieben habe (Aus Bauernfelds Tagebüchern. Hg. von K. Glossy. I. [Wien 1895], S. 95 Nr. 347).

[524]) Die Schönheit der Frau von Nuys, von der die Pichler (oben S. 314) spricht, begeisterte Vater Gleim zu folgendem Gedicht (Apollonion. Ein Taschenbuch zum Vergnügen und Unterricht auf das Jahr 1809. Wien 1809, S. 74; fehlt in: J. W. L. Gleim, Sämmtliche Werke. Hg. von W. Körte. Leipzig 1811 bis 1813. 7 Bände):

Inpromptu bey dem unvermutheten Besuche der Frau von Nuys aus Bremen.

Erscheinung wärst du mir erschienen
Mit aller Lieblichkeit in deinen holden Mienen,
Als noch mein lockig Haar um meine Schultern hing,
Ich Graff, des Mahlers, Lob empfing:
Tyrtäus wär' ich nicht geworden,
Getreten wär' ich nur in Amors Ritterorden;
Und hätte dann dein Herz mein Flehen nicht erweicht,
Petrarka wär' ich jetzt vielleicht.

[537]) Besonders glänzte Flora Gräfin Wrbna-Kageneck in lebenden Bildern. Josef von Hammer widmete ihrer Magdalena in einem Tableau nach Correggio ein höchst lobendes Gedicht (An die Frau Gräfin Flora v. W. Als Magdalena in einem Tableau nach dem Gemählde des Correggio: Apollonion. Ein Taschenbuch zum Vergnügen und Unterricht auf das Jahr 1809. Wien 1809, S. 58f.).

[544]) Über A. W. Schlegels Wiener Vorlesungen bringt noch einiges Karl Wagner (Archiv für österreichische Geschichte, CIV, 1 [Wien 1913], S. 203 Anm. 1, 210 Anm.) bei.

[551]) Den Nachweis, daß die italienische Agathoklesübersetzung von Rasori nach der französischen der Madame Montolieu gearbeitet sei (oben S. 593; II, S. 176 mit Anm. 299), erbrachte J. B. Bolza in seiner „Rivista Viennese“ (II, [Wien 1838], S. 248ff.), der den 1. Brief des „Agathokles“ deutsch, französisch (Montolieu) und italienisch (Rasori) gegenüberstellte, außerdem eine wörtliche italienische Übersetzung aus seiner Feder beifügte.

[593]) Der von Karoline Pichler S. 351f. (vgl. noch II, S. 270) gewürdigte französische Leutnant Raymond hieß Joseph Esprit. Er war am 14. Mai 1781 zu Aix (Bouches du Rhône) geboren und

trat am 5. Dezember 1803 als Schüler in die Ecole Polytechnique. 1805 wurde er Unterleutnant im 25. Infanterieregiment und 1807 Leutnant und Personaladjutant des Generals Petit. 1809 kam er nach Wien und war jedenfalls vor der Schlacht bei Wagram (6. Juli 1809) bei der Pichler einquartiert. In dieser Schlacht wurde er als Kapitän des 100. Infanterieregiments verwundet und starb am 30. Juli 1809 an seinen Verletzungen in Wien (Freundliche Auskünfte des „Bureau des Archives Administratives“ des „Ministère de la Guerre“ in Paris). Karoline Pichler ahnte nicht, daß diesen lebhaften und geistreichen jungen Mann so bald das Verhängnis traf und ihn Wiener Erde deckte.

[605]) Je ein Akt von „Sargines“ mit folgendem Ballett wurde in Schönbrunn am 6. VIII. und 4. IX. 1809 aufgeführt (Wiener Hof-Theater Taschenbuch auf das Jahr 1810, S. 60, 61).

[655]) Über Toni Adambergers Verkehr bei der Pichler in späteren Tagen vgl. noch L. A. Frankl, Erinnerungen. Prag 1910, S. 106f.

[709]) A. W. Böttiger fand bei seinem Besuche in Wien (1811) Nina Hartl-Schiffenhuber liebenswürdig (A. H. Lier, Grillp. Jahrb. XIII. S. 133).

[9]) Laut freundlicher Mitteilung des hochw. Herrn Feldsuperiors E. Kemény des k. u. k. Feldsuperiorats des 9. Korps in Temesvár (Ungarn) enthält die Matrik des Infanterieregiments Nr. 29 über die Geburt der Charlotte Hieronymus folgende Eintragung: „16. Aprilis 1739 baptisata est Charlotha. Parentes: D. Vexilifer Augustus Siegfridus (!) Hyeronimus et Anna Elisabetha. Patrini: D. Simon Fischer vexilifer et Ursula uxor ejus, Brodae in Slavonia.“

[179]) Laut Heiratsprotokoll im k. u. k. Kriegsarchiv in Wien heiratete Oberstleutnant Ferdinand Freiherr v. Kempelen im Februar 1803 Katharina von Josefowitz.

[222]) Von Karl v. Kirchstättern heißt es (Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1793. Gotha, S. 72), daß er in Schröderschen Rollen auf dem Privattheater der Gräfin Stockhammer in Wien einer der besten Privatschauspieler war, denn er spielte „mit so viel Wahrheit und Feuer, daß es Momente gibt, da man den großen Schröder zu hören glaubt. Sein schlanker Wuchs, sein Gebärden- und Mienenspiel, sein hohler, Schröders Stimme ähnlicher Ton kommen ihm darin trefflich zu statten“ (ebd. S. 75). Als er und seine Frau 1793 am gleichen Theater im Stücke „Der Bürgermeister“ von F. A. Grafen von Brühl mitwirkten, da hieß es von ihrem Spiel (ebd. 1794, S. 95f.), es war „Frau v. Kirchstetter als Mutter, was sie seyn sollte; und Hr. v. Kirchstetter als Bettler mehr, als vielleicht noch irgend ein Schauspieler in dieser Rolle war. In der Szene, in welcher er dem Bürgermeister seine Leiden erzählt, litt und weinte alles mit ihm .... Mit einem Worte!

er spielte, daß wir über die Natur seines Spiels der Kunst vergaßen und zuletzt froh waren, daß es Kunst sey und er im Grunde lebe. Meister und Kenner der Kunst, die gegenwärtig waren, zollten dem Künstler, als sie aus ihrer Täuschung erwachten, ein leises: das ist viel mehr, als ich je gesehen!" — Auch im Stücke von Spieß „Folgen einer einzigen Lüge" am gleichen Theater spielte Frau v. Kirchstättern trefflich, während Herr v. Kirchstättern als Major „einzig" war (ebd. 1794, S. 97). Am Schrämblschen Privattheater spielten beide 1793 ebenfalls ausgezeichnet, besonders aber Herr v. Kirchstättern in Kotzebues „Kind der Liebe" (ebd. 1794. S. 99).

[224]) Ein zweiter Bericht über das Greinersche Privattheater im Jahre 1791 findet sich im „Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1793" (Gotha, S. 78); er folge hier: „Herr Hofrath v. Greiner, dieser bekannte würdige Staatsmann, scheint das Vorurtheil wider Privat-Schauspiele und Schauspieler nicht nur von sich geworfen, sondern sich öffentlich für dieselben erklärt zu haben, da er seiner Familie im eignen Hause eine Schaubühne errichten ließ, worauf einige Monathe hindurch — nämlich wenn das Stockhammerische Theater pausirt — mit Zuziehung einiger Freunde und Bekannten gespielt wird. Nebst seinem Hrn. Sohn und Fräulein Tochter, nebst dem berühmten Hrn. v. Alxinger spielen einige von der Stockhammerischen Gesellschaft mit. Von einem Manne, wie Alxinger, und einem Fräulein, wie Karoline von Greiner ist, läßt sich vermuthen, daß sie nur richtig spielen können. Hr. v. E . . . l [Eberl] ist ganz Anstand. Hr. Joseph Li . . . l [Lissel] ist in niedrig komischen Rollen glücklich."

Josef Lißl, der mit dem Herrn L** (oben S. 476, Anm. 224) identisch ist, war damals (1792) Accessist im Expedit des k. k. Direktoriums (Hof- und Staatsschematismus, 1793, S. 20) und wohnte in der Himmelpfortgasse 1355 bei seinem Vater Ignaz Ferdinand Lißl, der Grundbuchamtsverwalter der k. k. Staatsgüteradministration war (ebd. 1793, S. 151). Er besaß ein Privattheater (oben S. 489, Anm. 282), an dem Eberl wirkte, den die Schwester Maria Anna liebte. Josef starb als pens. Hofsekretär am 27. Mai 1828 in Hadersdorf (Landesgerichts-Archiv, Fasz. II, Nr. 1402 ex 1828).

[257]) Noch 1840 schrieb Karoline Pichler in einem ihrer Briefe an L. A. Frankl (Frankls Sonntags-Blätter, III, S. 79) über die Stoa und das Christentum, daß diese nicht entgegengesetzt seien, sondern nur verschiedene Wege wandelten, das höchste Gut zu suchen.

[280]) Das Gedicht „Der junge Eichbaum und die Weide. Eine Fabel" erschien zuerst 1838 in der, von J. B. Bolza herausgegebenen

„Rivista Viennese“ (I, [Wien 1838], S. 224f.) mit einer italienischen Übersetzung von Professor Ab. Nicola Negrelli. Diese Zeitschrift, welche den Italienern die deutsche und den Deutschen die italienische Literatur in Originalen nebst Übersetzungen vermitteln wollte, enthielt auch noch eine Übertragung der Pichlerschen Novelle „Das Turnier zu Worms“ als „Il torneo di Worms“ (IV, [Wien 1838], S. 351ff.); als Übersetzer zeichnete G. O. Weiters findet sich hier der Erstdruck ihres Gedichtes „Die Rückkehr des Kreuzfahrers“ (I, S. 360ff.), dem das italienische Original (Il ritorno del crociato) des Dichters Paride Zajotti di Trento beigegeben ist.

282) Über Eberl als Schauspieler finden sich noch einige Angaben im „Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1794“ (Gotha 1794). Er spielte 1793 den Brizstein im Stück „Der Bürgermeister“ vom Grafen F. A. von Brühl am gräflich Stockhammerschen Theater und zwar (S. 96) „wie gewöhnlich sehr gut. Schade, daß er wohl lau, aber selten warm wird und überhaupt ihm am Feuer fehlt, was er am Anstande zu viel hat“. Von seinem Spiel in „Pyramus und Thisbe“ heißt es (S. 97): „war zu viel französischer Akteur und niemahls kam ihm seine Physiognomie übler zu Statten als hier.“ Gelobt wird sein Siknik in den „Folgen einer einzigen Lüge“ von C. H. Spieß (S. 97).

285a) Karoline Pichler berichtet (oben S. 156) über ein Freundschaftsverhältnis zwischen A. B. Eberl, einem Grafen und einer Gräfin und meldet, daß Eberl sogar einige Jahre Hausgenosse der Gräfin war. Unter Berücksichtigung von Eberls Wohnungen und der betreffenden Hausbesitzer kam ich (oben S. 492, Anm. 285a) auf die Vermutung, daß eine Gräfin Salmour gemeint sei. Diese Annahme erweist sich aber als falsch. Die richtige Lösung ergibt sich vielmehr aus dem kurzen Bericht eines Unbekannten (Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1794. Gotha, S. 98), der über das Haustheater der Gräfin von Sinzendorf in Wien zum Jahre 1793 meldet, daß ihm die Herrn E . . l (Eberl) und Al . . ger (Alxinger) als ausgezeichnete Mitglieder angehören, neben denen noch Graf und Gräfin Ku . . stein (Kuefstein) hervorragen. Von letzterer heißt es, sie sei „eine der belesensten und liebenswürdigsten Damen unsrer Stadt“, übertreffe „in der Richtigkeit der Deklamation und Empfindung die ersten Schauspielerinnen unsrer Nationalbühne“ und ihr diesjähriges (1793) Meisterstück sei „die gute Tochter“ gewesen. Diese Gräfin Kuefstein, die mit Maria Theresia Gräfin Kuefstein, gebornen Gräfin Colloredo (1763 bis 1800), gleichzusetzen ist, war die Freundin Eberls. Mit dem Vizepräsidenten der niederösterreichischen Regierung, Musikliebhaber und Hofmusikgrafen Johann Ferdinand (III.) Grafen

Kuefstein (1752—1818; Wurzbach, XIII, S. 317f.) seit 1781 vermählt, wohnte Gräfin Maria Theresia, die dem Hofstaate der Kaiserin Maria Theresia (von Neapel) angehörte, in den Jahren 1797—1800 im Hause Dorotheergasse 1183 (Hof- und Staatsschematismus, 1798, S. 372; 1799, S. 379), in welchem Hause auch Eberl von 1797—1800 seine Wohnung hatte (ebd. 1798, S. 35; 1800, S. 46). Hier starb auch die Gräfin am 14. März 1800 (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V, Nr. 45 ex 1800), also vor Anna Maria Lißl (gest. 1804) und nicht später, wie Pichler (oben S. 156) meint. Sie vermachte Eberl, der sowohl das Testament vom 1. März 1800, als dessen Kodizill vom 3. März 1800 als erbetener Zeuge unterfertigte, „zu einem Angedenken meine Sackuhr, die ich bei meinen Lebzeiten getragen habe" (§ 10 des Testaments: Archiv des Wiener Landesgerichtes, landrechtliche Testamente Nr. 33 ex 1800).

[308]) Zu der Zusammenstellung der Dienstreisen des Regierungsrates Andreas Pichler (oben S. 500) wäre noch beizufügen, daß er im Juni 1808 in Oberösterreich war, denn am 14. Juni kam er von Enns nach Wien zurück (Vaterländische Blätter für den österr. Kaiserstaat. 1808, S. 105). Für die Reise nach Linz und Lilienfeld im Jahre 1815 (II, S. 79ff.), die fünf Wochen dauerte und während der Karoline Pichler sehr schöne Gegenden sah und „manche Idee, manchen Stoff zu neuen Arbeiten" faßte, vgl. noch eine Stelle in einem Brief an Streckfuß vom 6. November 1815 (K. Glossy, Wiener Communal-Kalender, XXXII, S. 411).

[371]) Der Vollständigkeit halber sei auf ein soeben erschienenes Feuilleton von Franz Kerschbaumer „Die Alserstraße" (Alt Wiener Erinnerungen: Deutsches Volksblatt Nr. 8938 vom 22. November 1913 [Wien], Morgenausgabe) verwiesen, in dem auch das Haus der Pichler, sowie diese selbst gewürdigt wird. Die meisten Angaben sind aber völlig falsch; betreffs des Hauses sei bemerkt, daß Prof. Oppolzer dasselbe 1858 nicht neu baute, sondern nur einen dritten Stock aufsetzte.

[372]) Johann Ritter de Carro hatte 1796 in Wien Maria Anna von Kurzböck (geb. 1775) geehelicht, die aber bereits am 9. Jänner 1800 an der Schwindsucht starb (vgl. Mémoires du Chevalier Jean de Carro. Carlsbad 1855, S. 17; A. Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte. II, S. 50 Anm. 205). Diese ist oben S. 221 gemeint.

[509]) Rezensent *Gk.* (S. 572) ist in den Jahren 1802—1806 Regierungsrat von Rohr in Berlin (vgl. Gust. Parthey, Die Mitarbeiter an Friedrich Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek. Berlin 1842, S. 22, 41).

VERZEICHNIS DER BILDBEIGABEN

Im ersten Band:

* Bisher unveröffentlichte Originale.

DKUCKFEHLERBERICHTIGUNG

Zum ersten Band

S. 73, Z. 2 von oben lies: 143)
S. 178, Z. 9 von unten lies: hatte
S. 202, Z. 3 von oben lies: niemand
S. 271, Z. 3 von oben lies: Straße in
S. 280, Z. 7 von oben lies: Tagen, um an ....
S. 291, Z. 5 von oben lies: zugeschrieben
S. 297, Z. 12 von unten lies: Hofrat Wallnau
S. 302, Z. 4 von oben lies: Lacrimas
S. 438, Z. 7 von oben lies: 1732
Z. 8 von oben lies: 1730
S. 444, Anm. 40, Z. 2 lies ,dem' statt ,der'
S. 476, Anm. 224, Z. 8 statt ,Leon' lies ,Lißl'
S. 484, Z. 10 von oben lies: III nicht III
S. 487, Anm. 273, Z. 1 lies: Giuseppe

INHALTSVERZEICHNIS

Gedruckt von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner. Einhundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen und in Ganzleder gebunden.